
Naturgeschichte der deutschen Schwimmvögel für Landwirte, ...
Kurt Ehrenreich Floericke

Naturgeschichte der Deutschen Schwimm- und Wasser-Vögel

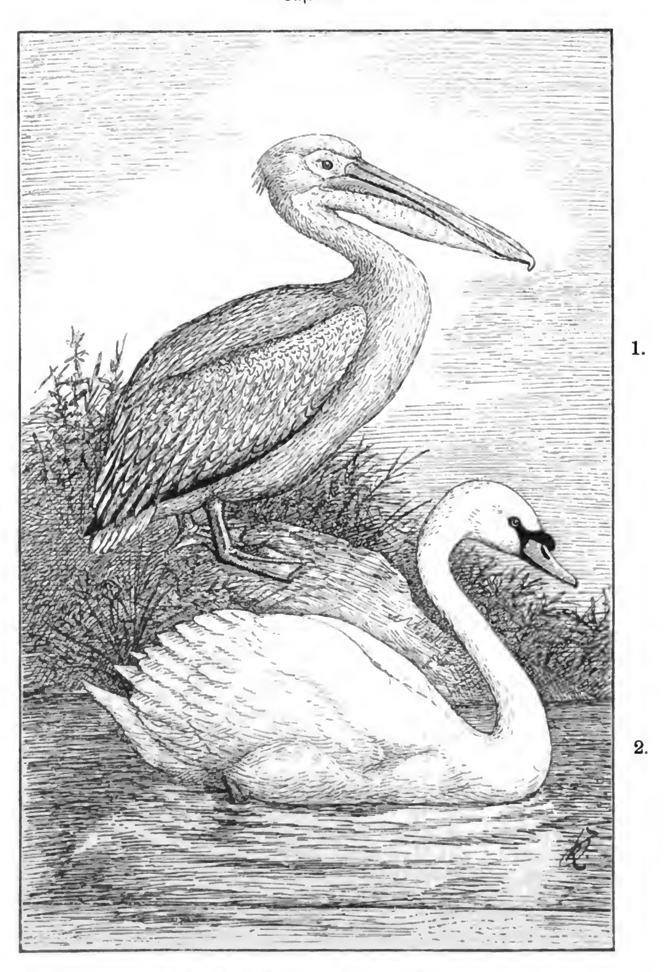
von

Dr. Curt Floericke

Magdeburg.
Creutzsche Verlagsbuchhandlung.
R. u. M. Kretschmann.

Preis: Geheftet Mk. 4,50; gebunden Mk. 5,50.

Tafel I.


1.
2.

1. Pelekan (Pelecanus onocrotalus).
2. Höckerschwan (Cygnus olor).

Naturgeschichte

der

deutschen Schwimmvögel

für

Landwirte, Jäger, Liebhaber und Naturfreunde

gemeinfaßlich dargestellt

von

Dr. Curt Floericke.

Mit 45 Abbildungen auf 15 Tafeln.

Magdeburg.
Creutz'sche Verlagsbuchhandlung
(R. & M. Kretschmann)
1898.

Druck von A. Hopfer, Burg b. M.

Vorwort.

Die vorliegende „Naturgeschichte der deutschen Schwimmvögel“ soll ein Parallel und eine hoffentlich manchen Freunden der deutschen Vogelkunde nicht unwillkommene Ergänzung zu der bereits im gleichen Verlage erschienenen „Naturgeschichte der deutschen Sumpf- und Strandvögel“ bilden. Wie diese wird sie dem Fachmann wenig Neues bieten können, aber wie diese hat sie den Vorzug, aus der Grundlage eigener Erfahrungen und Beobachtungen hervorgegangen zu sein, wie diese wendet sie sich in erster Reihe an unsere Jäger, Land-, Forst- und Teichwirte, welche ihr Beruf ja fortwährend mit den verschiedensten Vertretern aus der Klasse der Schwimmvögel zusammenführt, und denen sie in dieser Beziehung Anregung und Belehrung zu bringen sucht. Demgemäß wurde auf die Besprechung von Nutzen und Schaden, auf Jagd, Fang und Aufzucht bei den einzelnen Arten das meiste Gewicht gelegt. Möge das anspruchslose, aber mit Lust und Liebe zur Sache geschriebene Werkchen bei den oben genannten Bevölkerungsklassen eine freundliche Aufnahme, im Kreise der Fachgenossen aber eine wohlwollende Nachsicht finden! Vielleicht finden auch sie hier und da beim Durchblättern eine neue Anregung und legen das Büchlein dann auch nicht ganz ohne Nutzen aus der Hand.

Budapest, April 1898.

Dr. Curt Floericke.

Autoren- und Sachregister.

L.

T.

Einleitung.

Es sind recht verschiedenartige Vogelgestalten, die man unter dem Begriffe „Schwimmvögel" zusammenfaßt, aber allen ist das Merkmal der Schwimmfüße gemeinsam, zu denen meist verhältnismäßig kurze Läufe gehören. Das Wasser ist ihre wahre Heimat, die manche nur höchst ungern verlassen; viele sind an das Meer gebunden. Es sind meist mittelgroße und große Vögel mit rauhen, kreischenden Stimmen. Wohltönende Laute sind ihnen mit ganz geringen Ausnahmen nicht eigen, aber solche würden auch gar nicht passen zum Donnern der sich aufbäumenden Wogen, zum Rollen der bewegten See. Dem Wasserleben ist auch das stark eingefettete Gefieder angepaßt, das auf der Bauchseite eine pelzartige Dichtigkeit anzunehmen pflegt. Geselligkeit lieben die meisten, wenigstens außerhalb der Brutzeit. Ihre Verbreitung erstreckt sich über die ganze bekannte Erde, und nach den Polen zu sind sie die dominierenden Vögel.

Inbetreff der Nomenklatur bin ich ganz denselben Grundsätzen gefolgt wie in meiner „Naturgeschichte der deutschen Sumpf- und Strandvögel" und brauche deshalb hier nur auf das einleitende Kapitel zu derselben zu verweisen. Bezüglich der systematischen Anordnung und Reihenfolge habe ich mich bis auf ganz geringe Ausnahmen nach Reichenow's „Systematischem Verzeichnis der Vögel Deutschlands und des angrenzenden Mitteleuropa" gerichtet.

Im Haushalte der Natur wie des Menschen spielen die Schwimmvögel eine hochwichtige Rolle. Sie stellen die Ordnungs- und Reinigungspolizei am Seestrande und auf einsamen Inseln dar, sie setzen der ungemessenen Vermehrung gewisser Fische wohlthätige Schranken und sind dem im weiten Weltmeere auf sturmgepeitschten Wogen hin und her geworfenen

Schiffe oft die einzigen Gesellschafter. Dem Menschen fügen viele von ihnen empfindlichen Schaden zu, da, wo sich die Fischzucht auf künstlichem Wege zu einer höheren Stufe emporgearbeitet hat, und sie werden deshalb bei uns mit Recht nachdrücklichst verfolgt, während man ihnen an den durch einen fabelhaften Fischreichtum ausgezeichneten Gewässern des Südostens ihr Dasein ruhig gönnen kann. Gewisse Arten werden uns dagegen insofern nützlich, als sie unsere Äcker und Wiesen eben so eifrig wie erfolgreich von lästigem und schädlichem Ungeziefer zu befreien bemüht sind oder im Wasser allerlei Fischfeinden nachstellen. Mehr aber fällt der indirekte Nutzen ins Gewicht, der uns gerade aus der Klasse der Schwimmvögel in reichem Maße erwächst. Enten und Gänse liefern uns ihr schmackhaftes Fleisch, Möven ihre delikaten Eier, Taucher ihr wärmendes Pelzwerk, andere ihre kostbaren Daunen, noch andere im hohen Norden den unentbehrlichen Thran. Den hohen Nutzen solcher Vögel wohl einsehend, hat der kluge Mensch einzelne von ihnen ihres Fleisches, ihrer Eier und ihrer Daunen wegen ganz oder halb zu Haustieren gemacht, andere wenigstens zum Fischfange abzurichten verstanden. Nicht unterschätzt werden darf sodann die ästhetische Bedeutung der Schwimmvögel, da sie gerade den öden Strand, einsame Inseln oder einförmige Seen auf das angenehmste mit ihrem regen Thun und Treiben, mit ihrem meist prächtigen Flug und ihren lauten Stimmen zu beleben vermögen. Sie sind es, welche den Reisenden auf hoher See auch weitab vom Lande noch begleiten und die dem kühnen Polarforscher zwischen Eis und Schnee noch ein liebliches Bild reizender Familienscenen vorzaubern.

Für den Jäger und die Jagd ist gerade die Klasse der Schwimmvögel von hoher Bedeutung. Mit innigem Vergnügen wird jeder Jünger Dianas der Stunden denken, wo er am heimatlichen Flusse die erste Ente erlegte, wo er später als gereifter Mann mit sicherer Kugel den stolzen Schwan aus hoher Luft herunterholte oder dem fischgierigen Kormoran für immer sein räuberisches Handwerk legte, wo er hinter dem Dünenwalle an der brausenden See auf die scheuen Rottgänse lauerte und dabei den gaukelnden Flugspielen der munteren Mövenschar zuschaute, oder wo es ihm vergönnt war, die gewaltigen Pelekane ihre wunderbaren Flugreigen unter dem reinen

Blau eines südlicheren Himmels ausführen zu sehen. Obgleich nun aber die Schwimmvögel den Hauptteil der Wasserjagd ausmachen, ist doch die Kenntnis ihrer einzelnen Arten wie ihrer Lebensgewohnheiten in Jägerkreisen bei uns eine überraschend geringe, eine oft verblüffend dürftige. So mancher schießt eine seltene Ente herunter, die ihm „merkwürdig" vorkommt, die aber weder er noch einer der Jagdgenossen kennt, und die deshalb nach kurzem Besinnen mit den anderen zum Rupfen in die Hände der Köchin wandert. Auf diese Weise geht der ornithologischen Wissenschaft so manches kostbare Stück verloren, zumal gerade die Bestimmung weiblicher und junger Schwimmvögel nicht ganz leicht ist und mitunter selbst dem Fachmanne Schwierigkeiten bereitet. Diesem Übelstande abzuhelfen, auch dem Laien durch Hervorheben kurzer, aber charakteristischer Merkmale das Bestimmen der einzelnen Gattungen und Arten möglich zu machen, soll dieses Buch in erster Linie mit anstreben. Gerade auf diesem Gebiete hat der Jäger reiche Gelegenheit, der Wissenschaft ersprießliche Dienste zu leisten, aber er ist dazu mangels von Kenntnissen leider meist gar nicht im stande. Schuld an diesem beklagenswerten Übelstande ist vor allem die Unzulänglichkeit des naturgeschichtlichen Unterrichtes an unseren Lehranstalten. Um so mehr ist es aber Pflicht jedes denkenden Jägers, diese Lücke, die sich ihm früher oder später schmerzlich bemerkbar machen wird, durch eifriges Selbststudium allmählich auszufüllen, und dasselbe gilt von dem Forst- und Teichwirt wie von jedem Menschen überhaupt, der sich in unserer materiellen Zeit noch ein warmes Herz und offene Sinne bewahrt hat für die Reize und Schönheiten der uns umgebenden Natur.

Für die Liebhaberei kommen die Schwimmvögel nur in beschränktem Maße inbetracht, denn als eigentlicher Stubenvogel kann ohne Rückhalt kaum ein einziger von ihnen empfohlen werden. Eine um so größere Bedeutung aber haben sie für diejenigen Vogelfreunde, die in der glücklichen Lage sind, ihren gefiederten Lieblingen größere Hof- und Gartenräumlichkeiten sowie umfangreiche Flugkäfige im Freien zur Verfügung stellen zu können, um so wichtiger sind sie endlich auch für unsere zoologischen Gärten. Fast alle gelten als harte Vögel, die keiner besonders sorgfältigen Pflege bedürfen, wenn man ihnen

nur ihre vornehmsten Daseinsbedingungen bieten kann, und die mit dem einfachsten Futter vorlieb nehmen. Ein Parkteich, der von wilden farbenprächtigen Enten bevölkert ist, wo die zierliche Krickente sich neben der bunten Löffelente auf den Fluten schaukelt, wo Reiherenten ihre Tauchkünste zeigen und Schellenten die scharf sich abzeichnenden Farben ihres Gefieders weithin leuchten lassen, wird stets einen prächtigen Anblick gewähren. Und wie fesselnd und anziehend wirkt nicht in den zoologischen Gärten eine große Voliere mit bunt durch einander flatternden Mövenarten, wie staunt man da nicht über die Gewandtheit, mit der der Kormoran im Wasser spielt, über das stolz aufgeblähte Gefieder, mit dem der schneeweiße Schwan majestätisch und selbstbewußt über die Wasserfläche segelt! Viele Arten lassen sich unter günstigen Bedingungen auch in der Gefangenschaft züchten, viele andere sind inbezug auf ihre Eingewöhnung und ihr Gefangenleben noch gar nicht erforscht und bilden deshalb sehr dankbare und lohnende Beobachtungsobjekte.

Die bei uns heimischen Schwimmvögel lassen sich auf 5 große Ordnungen verteilen, und ich will im Anschluß an diese auch die einzelnen Familien und Gattungen gleich mit wenigen Strichen charakterisieren sowie ganz kurz die hervorragendsten Kennzeichen für die einzelnen bei uns vorkommenden Arten anführen. Jene 5 Gruppen sind:

I. Die mövenartigen Schwimmvögel oder Seeflieger (Laridae oder Longipennes). Flügel stark ausgebildet, lang, schmal und spitz; die 1. Schwinge am längsten. Zwischen den 3 Vorderzehen befinden sich Schwimmhäute, während die Hinterzehe klein und etwas höher gestellt ist, selten ganz fehlt. Der mittellange Schnabel ist scharf, schneidig, zusammengedrückt und vorn am Unterkiefer mit einem auffallenden Eck versehen.

II. Die sturmvogelartigen Schwimmvögel oder Röhrennasen (Procellaridae oder Tubinares). Die Nasenlöcher bilden vorstehende, durch eine Scheidewand getrennte Röhren. Der kurze Schnabel ist vorn herabgebogen. Von der Hinterzehe ist nur der Nagel vorhanden.

III. Die pelekanartigen Schwimmvögel oder Ruderfüßler (Pelecanidae oder Steganopodes). Alle 4 Zehen sind durch Schwimmhäute mit einander verbunden. Schnabel

mittellang oder lang, zuweilen mit gezähnelten Schneiden. Augenkreis, Kehle und Wangen häufig nackt.

IV. Die entenartigen Schwimmvögel oder Zahnschnäbler (Anatidae oder Lamellirostres). Schnabel an der Spitze mit einem Nagel und jederseits mit einer tastfähigen Furche versehen. Der inwendige Rand beider Schnabelhälften ist in der Quere mit kammartigen Knochenplättchen (Lamellen) besetzt. Die 3 Vorderzehen sind durch Schwimmhäute verbunden, die Hinterzehe dagegen frei und hoch eingelenkt. Der Schwanz besteht aus mehr als 12 Steuerfedern. Die Männchen sind größer und schöner als die Weibchen.

V. Die taucherartigen Schwimmvögel (Urinatores oder Colymbidae). Die Nasenlöcher sind ritzenartig und meist verschließbar. Die Füße sind weit nach hinten gerückt und seitlich sehr zusammengedrückt. Der Schwanz ist entweder ganz kurz oder fehlt völlig.

Nach dieser flüchtigen Charakterisierung der 5 Hauptgruppen gebe ich eine systematische Übersicht aller deutschen Gattungen und Arten. Bei den angegebenen unterscheidenden Merkmalen sind nur die mitteleuropäischen Formen berücksichtigt, was ich hier ausdrücklich hervorheben möchte. Die nachfolgende Tabelle ist deshalb nicht für den kritischen Maßstab der strengen Wissenschaft geschaffen, sondern soll lediglich ein praktisch brauchbares Hülfsmittel für den Laien sein, um ihm die Bestimmung aller deutschen Schwimmvögel zu erleichtern und zu ermöglichen.

A. Lamellirostres. Entenartige Vögel.

I. Familie. **Schwäne. Cygnidae,** *Bchst.*

Sehr große Vögel mit überwiegend weißem Gefieder, sehr langem, dünnem Hals, 31—33 Schwung- und 18—24 Steuerfedern. Lauf erheblich kleiner wie die Mittelzehe ohne Nagel. Die inneren Zehen sind längs der freien Seite mit Hautlappen versehen. Der rundliche Nagel auf dem Oberschnabel nimmt die Hälfte der Kieferbreite ein. Zwischen Schnabel und Auge befindet sich eine breite nackte Hautstelle.

1. Gattung. **Schwan. Cygnus,** *Bchst.*

1. Art. Cygnus olor (*Gm.*). Höckerschwan. Nagel, Mundwinkel und die nackte Stelle zwischen Schnabel und Auge schwarz, ebenso ein sich an der Wurzel des Oberkiefers erhebender Höcker. Luftröhre nicht gekrümmt. Schwimmt mit gebogenem Hals.

2. Art. Cygnus musicus *Bchst.* Singschwan. Stirnhöcker fehlt. Die nackte Stelle ist bis zur Schnabelmitte herab gelb; nur die vordere Schnabelhälfte nebst den Rändern ist schwarz. Luftröhre mehrfach gekrümmt. Schwimmt mit aufgerichtetem Hals. Die Nasenlöcher sind gelb oder gelblich fleischfarben.

3. Art. Cygnus Bewicki *Yarr.* Zwergschwan. Stirnhöcker fehlt. Die Färbung der nackten Stelle erstreckt sich nur bis auf ein Vierteil des Oberschnabels. Nasenlöcher schwarz.

II. Familie. **Gänse. Anseridae,** *Briss.*

Große Vögel mit 14—20-fedrigem Schwanz und ziemlich langem und dünnem Hals. Der Schnabel ist an der Wurzel höher als breit. Im spitzen Flügel sind die 1. und 2. Schwinge am längsten. Am Gaumen steht ebenfalls eine Reihe kurzer Zähne.

1. Gattung. **Feldgans. Anser,** *Briss.*

Füße grau, gelb oder rot. Brüten frei. Gefieder in der Hauptsache „gänsegrau" (oder weiß), ohne metallisch glänzenden Spiegel.

1. Art. Anser albifrons (*Scop.*) und A. albifrons intermedius *Naum.* Bläßgans und isländische Bläßgans.

Füße ockergelb bis rotgelb. Schnabel hell orange oder fleischfarben mit weißlichem Nagel. Die Flügelspitzen reichen bis zum Schwanzende. Im Alter mit großer weißer Stirnblässe und stark schwarz gefleckter Brust. Länge über 63 cm.

2. Art. Anser finnmarchicus *Gunn.* Zwerggans.
Die zusammengelegten Flügelspitzen reichen über das Schwanzende hinaus. Bezüglich Stirnblässe und Brustfleckung gilt das bei der vorigen Art Gesagte, nur sind beide Merkmale bei der Zwerggans noch ausgeprägter. Schnabel und Füße wie bei der Saatgans. Länge unter 63 cm.

3. Art. Anser segetum *Gm.* und A. segetum arvensis *Br.* Saatgans und Ackergans.
Füße orangerot. Schnabel schwarz, nur zwischen Nagel und Nasenlöchern orange. Die Flügelspitzen reichen bedeutend über das Schwanzende hinaus.

4. Art. Anser brachyrhynchus *Baill.* Kurzschnäblige Gans.
Füße rosenrot. Der auffallend kleine Schnabel ist bis auf ein hell rosenrotes Querband schwarz. Die zusammengelegten Flügel erreichen nicht das Schwanzende.

5. Art. Anser ferus *Brünn.* Graugans.
Füße fleischfarbig. Schnabel bis auf den weißlichen Nagel dunkel orangefarben. Die Flügelspitzen erreichen nicht das Schwanzende.

6. Art. Anser hyperboraeus *Pall.* Schneegans.
Füße und Schnabel grau (Jugendkleid) oder orangefarben (Alter). Die zusammengelegten Flügel bedecken gerade den Schwanz, und zwar sind die ersten 10 der 28 Schwingen schwarz mit weißen Kielen.

2. Gattung. **Meergans. Branta,** *Scop.*
Füße schwarz. Schnabel sehr kurz und schwärzlich. Brüten frei.

1. Art. Branta ruficollis (*Pall.*). Rothalsgans.
Kropf und Vorderhals rostrot.

2. Art. Branta leucopsis (*Bchst.*). Nonnengans.
Kropf und Hals schwarz. Wangen und Kehle weiß.

3. Art. Branta bernicla (*L.*) Ringelgans.
Wangen, Kehle, Kropf und Hals schwarz, letzterer im Alter mit einem weißen Ring.

3. Gattung. **Höhlengans. Tadorna,** *Flem.*
Bilden den Übergang zu den Enten und brüten in Höhlen. Füße rötlich oder grau. Schnabel schaufelförmig mit sehr feiner Zähnelung im Oberkiefer und sehr schmalem Nagel. Gefieder bunt mit metallisch schimmerndem Flügelspiegel.

1. Art. Tadorna damiatica (*Hasselqu.*). Brandgans.
Schwanz und Bürzel weiß.

2. Art. Tadorna casarca (*L.*). Rostgans.
Schwanz und Bürzel schwarz.

III. Familie. **Enten. Anatidae,** *L.*
Der Schnabel bildet einen natürlichen Seiher und ist breiter als hoch. Mittelgroße Vögel mit 14—20-fedrigem Schwanz und verkümmerter Hinterzehe. Im Flügel sind die 1.—3. Schwinge am längsten.

1. Gattung. **Schwimmente. Anas,** *L.*
Hinterzehe ohne Schwimmlappen.

1. Art. Anas crecca *L.* Krickente.
Größe unter 40 cm. Spiegel groß, vorn sammetschwarz, hinten grün.

2. Art. Anas querquedula *L.* Knäckente.
Größe unter 40 cm. Der kleine Flügelspiegel ist dunkel graubraun mit etwas grünlichem Schimmer.

3. Art. Anas acuta *L.* Spießente.
Größe über 50 cm. Die beiden mittleren Schwanzfedern sind zugespitzt und bedeutend verlängert. Figur schlank und sehr langhalsig.

4. Art. Anas penelope *L.* Pfeifente.
Größe zwischen 40 und 50 cm. Schnabel bläulich, Füße blaugrau. Die Schäfte der großen Schwingen sind grauweiß.

5. Art. Anas strepera *L.* Schnatterente.
Größe zwischen 40 und 50 cm. Schnabel und Schwimmhäute schwärzlich, Füße rotgelb. Spiegel zumeist weißlich.

6. Art. Anas clypeata *L.* Löffelente.
Größe zwischen 40 und 50 cm. Der an der Wurzel schmale Schnabel ist vorn in wunderlicher und auffallender Weise löffelartig verbreitert.

7. Art. Anas boschas *L.* Stockente.
Länge über 50 cm. Der glänzend blaue Spiegel ist erst von schwarzen, dann von weißen Streifen eingefaßt.

2. Gattung. **Tauchente. Fuligula,** *Steph.*
Die Hinterzehe ist mit einem breiten schlaffen Schwimmlappen versehen. Schnabel mittellang, dunkel, an der Wurzel nicht aufgetrieben. Schwanz abgerundet und 16=fedrig.

1. Art. Fuligula Stelleri (*Pall.*). Scheckente.
Länge zwischen 40 und 50 cm. Spiegel violettschwarz oder dunkelbraun mit weißer Begrenzung.

2. Art. Fuligula histrionica (*L.*). Kragenente.
Länge zwischen 40 und 50 cm. Spiegel sehr undeutlich. Schnabel nur von Lauflänge. Der breite Nagel nimmt den ganzen Vorderrand des Oberkiefers ein.

3. Art. Fuligula hyemalis (*L.*). Eisente.
Länge zwischen 50 und 60 cm. Füße bläulichgrün mit schwarzen Schwimmhäuten und Gelenken. Schnabel schwarz mit einer orangefarbenen Mittelbinde. Spiegel undeutlich.

4. Art. Fuligula clangula (*L.*). Schellente.
Länge zwischen 40 und 50 cm. Spiegel und teilweise auch der Oberflügel weiß. Füße orangegelb mit schwarzen Gelenken und Schwimmhäuten.

5. Art. Fuligula nyroca (*Güld.*). Moorente.
Länge unter 40 cm. Die Kopfbefiederung ist sehr dicht, aber ohne Schopfbildung. Auge weiß.

6. Art. Fuligula rufina (*Pall.*). Kolbenente.
Länge über 55 cm. Der sehr gestreckte Schnabel ist hellrot, die Füße sind rötlich oder gelblich.

7. Art. Fuligula ferina (*L.*). Tafelente.
Länge zwischen 40 und 50 cm. Spiegel aschgrau.

8. Art. Fuligula cristata (*Leach*). Reiherente.
Länge unter 40 cm. Im Genick ein deutlicher Federschopf. Auge gelb.

9. Art. Fuligula marila (*L.*). Bergente.
Länge zwischen 40 und 50 cm. Spiegel weiß mit schwarzgrüner Begrenzung. Füße bleifarben mit schwarzen Gelenken und Schwimmhäuten.

3. Gattung. **Trauerente. Oedemia,** *Flem.*
Hinterzehe mit Hautsaum versehen. Gefieder dunkel und ziemlich einfarbig. Schnabel an der Stirn höckerig aufgetrieben.

1. Art. Oedemia nigra (*L.*). Trauerente.
Ein Flügelspiegel fehlt.

2. Art. Oedemia fusca (*L.*). Sammetente.
Ein weißer Spiegel ist vorhanden.

4. Gattung. **Eiderente. Somateria,** *Leach.*
Hinterzehe mit Hautsaum versehen. Beinahe Gänsegröße. Schnabel gestreckt, lebhaft gefärbt und mit großem Nagel, der den ganzen Vorderrand des Oberkiefers einnimmt.

1\. Art. Somateria spectabilis (*L.*). Prachtente.
Größe unter 55 cm. Füße in der Jugend rötlichgrauschwarz, mit zunehmendem Alter später immer röter und schließlich ganz rot werdend. Der Schnabel mißt von der weit herausragenden Stirnbefiederung an bis zum Nagelende noch keine 4 cm.

2\. Art. Somateria mollissima (*L.*). Eiderente.
Größe über 55 cm. Füße trüb olivengrün. Der Schnabel mißt von der Stirnbefiederung ab über 4 cm.

5\. Gattung. **Ruderente. Erismatura,** *Bp.*
Hinterzehe mit Hautsaum versehen. Flügel ohne Spiegel. Der Schwanz ist keilförmig verlängert und besteht aus 18 starr-elastischen Federn.

1\. Art. Erismatura leucocephala (*Scop.*). Ruderente.

IV. Familie. **Säger. Mergidae,** *L.*

Schnabel lang, schmal und hoch, mit übergebogenem Nagel und am Rande mit spitzigen, sägeförmigen, rückwärts gerichteten Zähnen. Auf der freien Längsseite der Innenzehen ein Hautlappen. Auch die Sohle der Hinterzehe ist zu einem Hautlappen zusammengedrückt. Schwanz 16—18-fedrig.

1\. Gattung. **Säger. Mergus,** *L.*

1\. Art. Mergus albellus *L.* Zwergsäger.
Spiegel schwarz mit weißer Begrenzung. Schnabel und Füße bleifarbig. Länge unter 50 cm.

2\. Art. Mergus serrator *L.* Mittelsäger.
Spiegel weiß mit schwarzer Querbinde. Schnabel rot, Füße gelbrot. Länge zwischen 50 und 60 cm.

3. Art. Mergus merganser *L.* Gänsesäger. Spiegel weiß ohne schwarze Querbinde. Schnabel und Füße rot. Länge über 60 cm.

B. Steganopodes oder Pelecanidae. Ruderfüßler.

I. Familie. **Pelekane. Pelecanidae,** *L.*

Der Schnabel ist sehr lang und oben übergebogen; die Äste des Unterkiefers tragen einen gewaltigen Kehlsack.

1. Gattung. **Pelekan. Pelecanus,** *L.*

1. Art. Pelecanus onocrotalus *L.* Gemeiner Pelekan.

II. Familie. **Seescharben. Sulidae,** *Briss.*

In dem sehr langen und schmalen Flügel ist die 2. Schwinge am längsten. Schnabel bis weit hinter die Augen gespalten, oben nicht übergebogen. Ein Kehlsack fehlt.

1. Gattung. **Tölpel. Sula,** *Briss.*

1. Art. Sula bassana (*L.*). Baßtölpel.

III. Familie. **Flußscharben. Phalacrocoridae,** *Briss.*

Der gefurchte Oberschnabel hängt in einem starken Haken über. Die kurzen Flügel reichen kaum bis zur Schwanzwurzel. Der Schwanz besteht aus 12—14 starr-elastischen Federn mit harten, fischbeinartigen Schäften.

1. Gattung. **Kormoran. Phalacrocorax,** *Briss.*

1. Art. Phalacrocorax pygmaeus (*Pall.*). Zwergscharbe.
Länge unter 60 cm. Schwanz 12-fedrig. Schnabel kürzer als der Kopf.

2. Art. Phalacrocorax graculus (*L.*). Krähenscharbe.
Länge zwischen 65 und 75 cm. Schwanz 12-fedrig. Schnabel länger als der Kopf.

3. Art. Phalacrocorax carbo (*L.*). Kormoran.
Länge über 80 cm. Schwanz 14-fedrig.

C. Longipennes oder Laridae. Seeflieger.

Familie. Seeschwalben. **Sternidae,** *L.*

1. Gattung. **Binnenseeschwalbe. Hydrochelidon,** *Boie.*
Die Schwimmhäute sind bis mindestens zur Mitte der Zehen ausgeschnitten, der Schwanz dagegen höchstens auf $^1/_5$ seiner Länge hin gegabelt. Die äußersten Schwanzfedern sind nicht pfriemenförmig verlängert. Körperfarbe düster.

1. Art. Hydrochelidon nigra (*L.*). Trauerseeschwalbe.
Schnabel schwarz. Füße rötlichschwarz oder dunkelbraun.

2. Art. Hydrochelidon leucoptera (*Schinz*). Weißflügelseeschwalbe.
Schnabel rötlichschwarz. Füße rot.

3. Art. Hydrochelidon hybrida (*Pall.*). Weißbartseeschwalbe.
Schnabel rot, in der Jugend fleischfarben. Füße rot.

2. Gattung. **Seeschwalbe. Sterna,** *L.*
Schwimmhäute nur wenig ausgebuchtet, Schwanz dagegen auf $^1/_4$ bis $^2/_3$ seiner Länge ausgeschnitten. Äußerste Schwanzfedern pfriemenförmig verlängert. Körperfarbe hell.

1. Art. Sterna minuta *L.* Zwergseeschwalbe.
Länge unter 25 cm. Schnabel und Füße bei den Jungen fleischfarbig, bei den Alten gelb.

2. Art. Sterna macrura *Naum.* Küstenseeschwalbe.
Größe zwischen 35 und 40 cm. Schnabel und Füße karminrot.

3. Art. Sterna hirundo *L.* Flußseeschwalbe.
Größe zwischen 30 und 35 cm. Füße rot, Schnabel rot mit schwarzer Spitze.

4. Art. Sterna Dougalli *Mont.* Paradiesseeschwalbe.

Größe zwischen 35 und 40 cm. Schnabel schwarz oder braunschwarz mit roter Wurzel. Füße gelbrot oder gelblich fleischfarben.

5. Art. Sterna cantiaca *Gm.* Brandseeschwalbe.
Größe zwischen 35 und 40 cm. Schnabel schwarz mit gelber Spitze. Füße schwarz oder rötlichschwarzgrau mit gelben Sohlen.

6. Art. Sterna nilotica *Hasselqu.* Lachseeschwalbe.
Größe zwischen 30 und 35 cm. Schnabel schwarz. Füße braun oder schwarz.

7. Art. Sterna caspia *Pall.* Raubseeschwalbe.
Größe über 45 cm. Schnabel rot oder rötlich. Füße schwarz oder braun.

II. Familie. **Möven. Laridae,** *L.*

Schnabel mittellang und kräftig, „bis zur Mitte gerade, dann etwas mehr oder minder hakenförmig in die überragende Spitze ausgehend“. (Friderich.) Die Schwimmhäute sind nicht ausgebuchtet. Der breite Schwanz ist meist gerade, selten seicht ausgebuchtet oder in der Mitte verlängert.

1. Gattung. **Elfenbeinmöve. Gavia,** *Boie.*
Schwimmhäute nach Seeschwalbenart etwas ausgeschnitten. Hinterzehe ausgebildet. Die schwarzen Füße sind kurz und kleiner als die Mittelzehe.

1. Art. Gavia alba (*Gunn.*). Elfenbeinmöve.

2. Gattung. **Stummelmöve. Rissa,** *Steph.*
Die Hinterzehe ist bis auf einen warzenartigen Stummel mit winzigem Nägelchen verkümmert.

1. Art. Rissa tridactyla (*L.*). Dreizehenmöve.

3. Gattung. **Schwalbenmöve. Chema,** *Ross.*
Schwanz schwach gegabelt. Schwimmhäute nicht ausgeschnitten. Hinterzehe nicht verkümmert.

1. Art. Chema Sabinei (*Leach*). Schwalbenmöve.

4. Gattung. **Fischmöve.** **Larus,** *L.*
Hinterzehe ausgebildet. Schwimmhäute nicht ausgebuchtet, Schwanz nicht ausgeschnitten und in der Mitte nicht verlängert.

1. Art. Larus minutus *Pall.* Zwergmöve.
Länge unter 35 cm. Schnabel schwach und schlank, in der Jugend fleischfarben, im Alter schwarzrot. Füße anfangs fleischfarben, später hochrot.

2. Art. Larus melanocephalus *Natt.* Schwarzkopfmöve.
Länge zwischen 35 und 40 cm. Schnabel stark, bei Alten im Sommer rot, im Winter rotgelb mit gelber Spitze, bei Jungen schwärzlich mit rötlicher Unterkieferbasis.

3. Art. Larus ridibundus *L.* Lachmöve.
Länge zwischen 40 und 50 cm. Schäfte der beiden Vorderschwingen bis auf die schwarze Spitze weiß.

4. Art. Larus canus *L.* Sturmmöve.
Länge zwischen 40 und 50 cm. Die Schäfte der beiden Vorderschwingen sind schwarz.

5. Art. Larus fuscus *L.* Heringsmöve.
Länge zwischen 50 und 60 cm. Die zusammengelegten Flügel überragen das Schwanzende um 8—10 cm. Der Schnabel ist kurz vor den Nasenlöchern nicht höher als dahinter.

6. Art. Larus marinus *L.* Mantelmöve.
Länge zwischen 60 und 70 cm. Schwingen hauptsächlich braunschwarz oder schieferschwarz.

7. Art. Larus argentatus *Brünn.* Silbermöve.
Länge zwischen 50 und 60 cm. Die Schäfte der beiden Vorderschwingen sind schwarz. Der Schnabel ist vor den Nasenlöchern höher als dicht dahinter.

8. Art. Larus glaucus *Brünn.* Eismöve.
Länge zwischen 60 und 70 cm. Schwingen licht bläulichgrau oder hell bräunlichgrau.

9. Art. Larus leucopterus *Faber.* Polarmöve.
Länge zwischen 50 und 60 cm. Die Flügel überragen das Schwanzende um 3—5 cm. Die Schäfte der Vorderschwingen sind weiß.

5. Gattung. **Raubmöve. Stercorarius,** *Briss.*

Die beiden Mittelfedern des Schwanzes sind verlängert. Krallen scharf und namentlich an der Innenzehe raubvogelartig gekrümmt. Das Gefieder zeigt düstere Farben.

1. Art. Stercorarius longicauda *Vieill.* Lanzettschwänzige Raubmöve.
Die mittleren Schwanzfedern sind stark verlängert und spießförmig. Die Schäfte der 5 ersten Schwingen bis auf die Spitzen weiß.

2. Art. Stercorarius parasiticus (*L.*). Schmarotzer-Raubmöve.
Die mittleren Schwanzfedern sind stark verlängert und spießförmig. Nur die Schäfte der ersten 2 Schwingen sind weiß, die der 3.—5. braun.

3. Art. Stercorarius pomatorhinus (*Tem.*). Mittlere Raubmöve.
Die mittleren Schwanzfedern sind nur wenig verlängert und am Ende abgerundet. Der Lauf ist länger als die Mittelzehe mit Nagel. Größe unter 50 cm.

4. Art. Stercorarius catarrhactes (*L.*). Große Raubmöve.
Die mittleren Schwanzfedern sind nur wenig verlängert und gerade abgeschnitten. Der Lauf ist kürzer als die Mittelzehe mit Nagel. Länge über 50 cm.

D. Tubinares. Röhrennasen.

I. Familie. Sturmvögel. Procellariidae.

1. Gattung. **Sturmschwalbe. Thalassidroma,** *Vig.*
Die Nasenlöcherröhre ist gerade abgeschnitten, so daß die Öffnungen nach vorn sehen. In dem langen, schwalbenartigen Flügel ist die 2. Schwinge am längsten.

1. Art. Thalassidroma pelagica (*L.*). Kleine Sturmschwalbe.
Schwanz gerade abgeschnitten.

2. Art. Thalassidroma leucorrhoa (*Vieill.*). Gabelschwänzige Sturmschwalbe.
Schwanz stark gegabelt.

2. Gattung. **Mövensturmvogel. Procellaria,** *L.*
Die Nasenlöcherröhre ist gerade abgeschnitten, so daß die Öffnungen nach vorn sehen. Im langen, spitzen Flügel ist die 1. Schwinge am längsten.

1. Art. Procellaria glacialis *L.* Eissturmvogel.

3. Gattung. **Sturmtaucher. Puffinus,** *Briss.*
Die Nasenlöcherröhre ist schräg abgeschnitten, weshalb die Öffnungen etwas nach oben sehen. Hinterzehe bis auf die Kralle verkümmert.

1. Art. Puffinus anglorum (*Tem.*). Wasserscherer.

E. Urinatores. Taucher.

I. Familie. Steißfüße. Colymbidae.

Die Hinterzehe ist mit einem Hautsaum versehen. Die Außenzehe ist länger als die Mittelzehe, die Innenzehe am kürzesten.

1. Gattung. **Lappentaucher. Colymbus,** *L.*
Die Vorderzehen sind gespalten und beiderseits mit gefransten Schwimmlappen versehen.

1\. Art. Colymbus fluviatilis *Tunst.* Zwergtaucher.
Totallänge unter 30 cm. Kein weißer Flügelspiegel.

2\. Art. Colymbus nigricollis (*Brehm*). Schwarzhalstaucher.
Länge zwischen 30 und 35 cm. Schnabel schwarz. Hinter den Augen jederseits ein goldgelber Federbüschel.

3\. Art. Colymbus auritus *L.* Horntaucher.
Länge zwischen 30 und 35 cm. Schnabel schwarz mit hellroter Wurzel und Spitze. Auf dem Flügel ein großer weißer Spiegel. Die ersten 11—12 Schwingen sind dunkelbraun.

4\. Art. Colymbus griseigena *Bodd.* Rothalstaucher.
Länge zwischen 40 und 50 cm. Schnabel schwarz mit gelber Wurzel, im Herbste rötlichgelb. Wangen und Kehle aschgrau.

5\. Art. Colymbus cristatus *L.* Haubentaucher.
Länge zwischen 50 und 60 cm. Schnabel rötlichweiß oder rot.

2\. Gattung. **Seetaucher. Urinator,** *Cuv.*
Die Vorderzehen sind durch ganze Schwimmhäute mit einander verbunden.

1\. Art. Urinator septentrionalis (*L.*). Nordseetaucher.
Gesamtlänge zwischen 55 und 60 cm. Bezüglich des Gefieders vergleiche die Einzelbeschreibung!

2\. Art. Urinator glacialis (*L.*). Eistaucher.
Länge zwischen 80 und 90 cm. Vgl. Einzelbeschreibung!

3\. Art. Urinator arcticus (*L.*). Polartaucher.
Länge zwischen 70 und 80 cm. Vgl. Einzelbeschreibung!

II. Familie. **Flügeltaucher. Alcidae.**

Die Hinterzehe fehlt. Die Außenzehe ist gleich der Mittelzehe.

1. Gattung. **Krabbentaucher. Mergulus,** *Vieill.*

Schwanz 12=fedrig. Die Mundspalte ist kürzer wie der Kopf, die stark gekrümmte Schnabelfirste nicht länger wie die Innenzehe ohne Nagel. Die schmalen Schwingen haben eine weiße Spitze. Füße schwarz.

1. Art. Mergulus alle (*L.*). Krabbentaucher.

2. Gattung. **Lumme. Uria,** *Briss.*

Schwanz 12=fedrig. Die ritzenartigen Nasenlöcher sind in der Stirnbefiederung verborgen. Die Oberflügeldeckfedern sind schwarz, die Mundspalte ist länger wie der Kopf.

1. Art. Uria grylle (*L.*). Gryllteist.

Füße rot. Oberflügeldeckfedern weiß, am Flügelrande schwarz. Die seitliche Befiederung des Oberkiefers reicht nur bis zur Mitte des Nasenloches.

2. Art. Uria lomvia (*L.*). Trottellumme.

Füße bleischwarz. Oberflügeldeckfedern schwarz. Die seitliche Befiederung am Oberkiefer reicht bis über die Nasenlöcher hinaus. Von da ab gemessen ist der Schnabel länger als der Lauf.

3. Art. Uria Brünnichi *Sab.* Dickschnabellumme.

Füße bleischwarz. Oberflügeldeckfedern schwarz. Die seitliche Federschneppe am Oberkiefer reicht bis über die Nasenlöcher hinaus. Von da ab gemessen ist der Schnabel kürzer als der Lauf, aber länger als die Innenzehe mit Nagel.

3. Gattung. **Alk. Alca,** *L.*

Schwanz 12=fedrig. Die 3. Schwinge am längsten. Füße schwarzbraun oder bleischwarz.

Schnabel sehr schmal und hoch mit höchstens 4 Querfurchen.

1. Art. Alca torda *L.* Eisalk.

4. Gattung. **Larventaucher. Fratercula,** *Briss.* .
Schwanz 16-fedrig. Der sehr scharfkantige und stark zusammengedrückte Schnabel ist hinten mit einer wulstigen Haut umgeben. Augenlid von schwielenartigen Bildungen umgrenzt. Füße rot.

1. Art. Fratercula arctica (*L.*). Lund.

Der Höckerschwan (Cygnus olor [*Gm.*]).

Tafel I, Figur 2.

Nicht nur in der Bewegung des Vogels, in seinem herrlichen Fluge, dem unsere Augen nie ohne einen gewissen Neid zu folgen vermögen, sondern oftmals schon in seiner bloßen körperlichen Erscheinung liegt Poesie, die lautere Poesie der Natur, der sich kein empfängliches und unverdorbenes Menschengemüt wird entziehen können. In dieser Beziehung möchte ich vor allen den stolzen, weiß schimmernden Schwan nennen, dessen bloße Erscheinung uns schon wie ein poetischer Gedanke, wie ein Gedicht der schaffenden Natur erscheint, wenn er mit sanft gebogenem Halse und leise gelüfteten Flügeln in majestätischer Haltung über den stillen Weiher zieht, dessen Spiegel im bleichen Lichte des alles wie mit Silber überhauchenden Mondes erglitzert, während die alten Eichen und stämmigen Buchen am Ufer flüsternd die Blattkronen gegen einander neigen und sich zu erzählen scheinen von der Zeit, wo noch die Nymphen hier badeten im klaren Weiher und ihre zauberhaft schönen Leiber für die lockenden Fluten enthüllten, bis sie in irdischer Liebe entbrannten zu den sterblichen Männern, dem lauernden Jäger, und nun zur Strafe dafür in Schwäne verwandelt wurden.

Der Höckerschwan ist wohl das anmutigste Mitglied seiner Gattung und hat deshalb den Menschen durch seine eigenartig schöne Erscheinung derart zu fesseln verstanden, daß dieser ihn zum Haustiere zu machen bestrebt gewesen ist. Er heißt auch gemeiner oder stummer Schwan.

Im **Alterskleide** ist das ganze Gefieder in der Hauptsache blendend weiß und zeigt höchstens an Kopf und Hals noch einen schwach rostgelblichen Anflug. Der nackte Zügel und der charakteristische Stirnhöcker sind tief schwarz, ebenso ein Streifen längs dem Rande des Schnabels und der Nagel sowie die Umgebung der Nasenlöcher. Im übrigen aber ist der Schnabel prächtig hochrot. Die Füße sind matt schwarz mit einem rötlichen Schimmer, die Iris ist schön nußbraun. Das **Weibchen** hat einen etwas kleineren Schnabelhöcker, ist in der Farbe dem Männchen

ganz gleich, aber erheblich kleiner und schwächer. Die Gesamtlänge beträgt 155—180 cm, die Flugbreite 230—260 cm, das Gewicht nicht weniger als 18—26 Pfund. In voller Schönheit erhält der Vogel sein Prachtgefieder und insbesondere die hochrote Schnabelfärbung erst im 3. Lebensjahre. Die Dunenjungen haben eine sehr weiche und reiche Bekleidung von grauem Flaum sowie einen bleischwarzen Schnabel. Auch im Jugendkleide ist der letztere schwärzlich, der Oberkörper graubraun bis auf den grauweißen, mit braungrauer Tüpfelung versehenen Unterrücken, der Unterkörper dagegen ist aschgrau, und die Schwingen zeigen zumeist eine silberweißgraue Färbnng. Letztere dehnt sich im Herbstkleide noch mehr aus, und auch auf dem Oberkörper gewinnen weiße Stellen an Umfang, während der Unterkörper immer heller wird, der Schnabel aber zunächst noch schwärzlich bleibt. Die jungen Vögel im Frühjahr sehen oft ganz gescheckt aus.

Seinem Verbreitungsbezirke nach ist olor von allen Schwänen die südlichste Art. Er wohnt im allgemeinen mehr östlich als nördlich für uns, doch sind die Grenzen für seine Wohnorte ebenso schwer zu ziehen wie die zwischen zahmen, halb wilden und ganz wilden Schwänen. Während die zahlreichen Schwäne, welche auf den Havelseen im Brandenburgischen brüten, sich entschieden in halbzahmem Zustande befinden, wenn sie auch den Winter über größtenteils wegziehen, müssen doch die auf den großen Landseeen Mecklenburgs, Pommerns und insbesondere Ostpreußens nistenden als ganz wilde bezeichnet werden. Ein gemeiner Brutvogel ist der wilde Höckerschwan nach Sintenis in der Dobrudscha, nach Krüper am Kopais-See und an verschiedenen Gewässern der Türkei, nach russischen Autoren endlich auch im südlichen Sibirien. Von seinem Aufenthaltsorte verlangt der Höckerschwan insbesondere schlammigen Untergrund, eine freie Übersicht und unbeengten Spielraum für seine Schwimmbewegungen. Er gehört demnach in erster Linie größeren stehenden Binnengewässern an und liebt in diesen vorzüglich die seichten Strecken, welche ihm gestatten, mit dem langen Halse bis zum schlammigen Boden herab zu langen und von da seine Nahrung herauf zu holen. Seen und Teiche mit sandigem oder kiesigem Untergrund und infolge dessen zu klarem Wasser sind ihm zuwider. Ebenso wenig aber liebt er die eigentlichen Sümpfe und Brücher mit ihren Rohr- und Schilfbeständen, welche ihm den freien Umblick benehmen und ihn im Schwimmen behindern, denn laufend bewegt er sich nur höchst ungern im Sumpfe. So lange die Wasserpflanzen noch ganz niedrig sind, sucht er sie der hier besonders reichlich vor-

handenen Nahrung wegen aber doch bisweilen auf, wie er es auch nicht verschmäht, zeitweise bei stürmischem Wetter hinter einer Rohrwand Schutz zu suchen. Mit Wasserlinsen und sonstigem Grün überzogenes Wasser ist auch nicht nach seinem Geschmack, wohl aber, wenn einige mit Pflanzenwuchs ausgestattete Inselchen mit in dem von ihm bewohnten Reviere liegen. Auf Flüssen und Strömen sowie auch auf dem Meere stellt er sich meist nur zur Zugzeit ein und sucht dann an ersteren recht langsam fließende und schlammige Strecken, an letzteren seichte, ruhige und windgeschützte Buchten auf. In solchen verbringen sie oft auch die ihnen gefährliche Mauserperiode. Obwohl einzelne Höckerschwäne den Winter über in ihrer Heimat zu verbringen suchen uud dann auf den größtenteils eisbedeckten Gewässern bis zum äußersten aushalten, sind sie doch im allgemeinen für unsere Breiten Zugvögel, die sich freilich erst Ende Oktober oder Anfang November zum Fortstreichen entschließen und schon im März wiederkehren. Sie wandern sowohl am Tage wie in der Nacht, aber stets sehr hoch, im Frühjahr gewöhnlich paarweise, im Herbste dagegen in mehr oder minder großen Gesellschaften, die sich dann stets zu einer schrägen Flugreihe anordnen. Die Dobrudscha, das Schwarze und das Kaspische Meer, die Strandseen Egyptens und weite sumpfige Flußdeltas oder seichte Meeresbuchten in Griechenland und Kleinasien bilden ihre bekanntesten, beliebtesten und besuchtesten Winterquartiere, in denen sich oft ein unendlich buntes und lebhaftes Gewimmel der verschiedenartigsten Wasservögel entfaltet. Namentlich mit ihrem Vetter musicus treffen sie dort vielfach zusammen. Im allgemeinen werden die Höckerschwäne bei uns sowohl brütend als auf dem Zuge immer seltener, weil eben der für sie geeigneten Stätten immer weniger werden.

Was uns am Schwan in erster Reihe fesselt, ist seine Haltung im Schwimmen, denn nur bei diesem tritt die ihm eigene stolze Anmut zu tage. Der Körper ist dabei nur wenig ins Wasser eingesenkt, sondern schwimmt korkartig auf dessen Spiegel wie der Schnee des geschlagenen Eiweiß auf dem Sylvesterpunsch. Der lange Hals wird in schön S-förmiger Biegung zurückgelegt, bei den Männchen mehr als bei den Weibchen. Am meisten ist es während der Begattungszeit der

Fall, wo er bis auf den Rücken herabgedrückt wird, während zugleich die halb gelüfteten Flügel als Segel benutzt werden, sodaß der Schwan oft mit überraschender Schnelligkeit und unter deutlichem Rauschen durch die Fluten schießt. Prächtig sieht es aus, wenn sich so zwei eifersüchtige Männchen stundenlang verfolgen, wobei es aber auch zu recht ernsthaften Kämpfen kommen kann. Das Wasser ist die wahre Heimat unseres Vogels; im feuchten Elemente fühlt er sich am meisten heimisch und ist infolge dessen ein ausgezeichneter Schwimmer, obwohl er den umfangreichen Körper nicht tauchend unter die Oberfläche des Wassers zu zwingen vermag. Er schwimmt unter wenigen, aber kraftvollen Ruderschlägen und bewegt oft nur das eine Ruder. Manchmal legt er auch wie zur Erholung beide Ruder auf die Schwanzdecke und läßt sich vom Winde treiben. Überhaupt ruht er gern auf dem Wasser, wobei er den langen Hals nach rückwärts biegt und den Kopf ebenfalls auf der Schwanzdecke aufliegen läßt. Auch vermag er sich durch Wassertreten eine kurze Zeit mit steil aufgerichtetem Körper auf der Wasserfläche zu erhalten, welche Stellung stets der Begattung vorauszugehen pflegt. Auf dem Lande verliert der Schwan viel von seiner Anmut, da er dann den Hals gewöhnlich senkrecht trägt, und sich der schwerfällige, watschelnde Gang in keiner Weise mit dem leichten und eleganten Schwimmen vergleichen läßt. Er setzt bedächtig einen Fuß um den anderen vor, wodurch der Gang etwas Schwankendes erhält und sehr an den der Gänse erinnert. Der wilde Höckerschwan geht auch durchaus nicht gerne ans Land. Viel besser ist der Flug, aber das Auffliegen wird dem großen und schweren Vogel keineswegs leicht. Er muß dazu einen gehörigen Anlauf auf dem Wasserspiegel nehmen, wobei er heftig die Flügel bewegt und mit den Rudern wie im Laufe laut patschend auf das Wasser aufschlägt, wodurch ein beträchtliches Geräusch entsteht. Hat der Vogel aber erst einmal eine gewisse Höhe erreicht und genügend Luft unter seine gewaltigen Fittiche bekommen, so schießt er leicht und elegant mit reißender Schnelligkeit und unter wenigen kurzen, aber sehr kraftvollen Flügelschlägen dahin, wobei der Hals der Länge nach ausgestreckt und vorn etwas niedergedrückt wird. Die Flügelschläge sind von einem starken und auffallend weit vernehmbaren Sausen begleitet, das sich

anhört wie fernes Glockengeläute, wenn eine ganze Schar der majestätischen Flieger in hoher Luft den warmen Winterquartieren zusteuert. So rasch der Flug auch ist, so ist er doch jäher Wendungen und Schwenkungen nicht fähig. Beim Einfallen läßt sich der Schwan schräg und mit großer Schnelligkeit nieder und schießt dann bei freien Wasserflächen noch ein Stück ganz niedrig über denselben dahin, während er bei beschränktem Raume die Ruder wie zur Abwehr nach vorwärts streckt, um die Wucht seines Anpralles zu mildern. Der Charakter des Schwans enspricht nicht ganz seiner schönen Außenseite, denn es ist ein ziemlich eitler, zänkischer und unverträglicher Vogel, welche häßlichen Eigenschaften aber alle mehr den Männchen als den Weibchen und alle mehr den zahmen als den wilden Schwänen zukommen. Letztere habe ich wenigstens auf kleinen und engen Buchten des Kaspischen Meeres sich in höchster Friedfertigkeit neben Pelikanen sowie allen möglichen Arten von Gänsen, Enten, Tauchern und Sägern tummeln gesehen. Zahme Schwäne benehmen sich dagegen namentlich auf kleineren Teichen und besonders während der Brutzeit oft so unleidlich, daß es unmöglich ist, neben ihnen noch anderes Wassergeflügel zu halten. Eifersüchtige Männchen traktieren sich gegenseitig mit Schnabelbissen und Flügelschlägen oft auf das fürchterlichste, und nicht selten hält der Stärkere den Kopf des Schwächeren so lange unter Wasser, bis der überwundene Gegner ertrunken ist. Die Weibchen beteiligen sich an diesen Raufereien niemals und sind überhaupt viel friedfertigerer Natur, so lange sie nicht Junge führen, wo sie dann aber auch recht reizbar werden. In seinen gewaltigen Fittichen besitzt der Schwan eine natürliche Waffe von sehr ansehnlicher Kraft, die er auf das nachdrücklichste zu gebrauchen versteht. Aber nicht nur dem Räuber seiner Eier und Jungen gelten die in mutiger Verteidigung wuchtig geführten Flügelschläge, sondern leider auch sehr oft in geradezu heimtückischer Weise Geschöpfen, die ihn oder seine Brut nicht im geringsten bedrohen. So fütterte ich einmal im idyllisch gelegenen Bade Kösen einen Schwan, als derselbe plötzlich ans Ufer kam und mir völlig unvermutet einen so starken Flügelschlag versetzte, daß ich noch 8 Tage lang in dem davon getroffenen Knie heftige Schmerzen verspürte und mich nur hinkend fortbewegen

konnte. Einer meiner Bekannten, der Graf R., hatte einst auf seiner großartigen Wasserjagd einen Höckerschwan geflügelt und denselben dann wieder ausgeheilt. Er wurde so zahm, daß er sich frei im Garten bewegen durfte; hier aber kam ihm einmal der kleine Sohn des Grafen zu nahe und wurde von dem boshaften Vogel derart mißhandelt, daß das hülflose Kind nur durch die schleunige Dazwischenkunft von auf sein Geschrei hin herbeieilenden Leuten vom Tode gerettet werden konnte. Man wird also immer gut thun, Kinder nicht mit Schwänen allein zu lassen. Diesen boshaften und heimtückischen Gewohnheiten steht im Charakter des Schwanes aber auch ein hoher, oft geradezu bewundernswerter Mut gegenüber, der namentlich bei der Verteidigung seiner Brut zum Ausdruck kommt, welche er selbst gegen seinen furchtbarsten Feind, den Seeadler, oft mit Erfolg, oft aber auch mit Aufopferung des eigenen Lebens, verteidigt, während er auch die größten Hunde stets mit Leichtigkeit abzuwehren vermag. Geselligkeitstrieb kennt der Höckerschwan nur gegen seinesgleichen, während er anderen Schwimmvögeln gegenüber in stolzer Zurückhaltung verharrt. Aber nur während der Zugzeit und im Winterquartiere halten sie in mehr oder minder großen Flügen zusammen, denn im Frühjahre geht das gute Einvernehmen durch die dann zwischen den eifersüchtigen Männchen ausbrechenden Raufereien bald in die Brüche. Als ein kluger und mit sehr scharfen Sinnen ausgestatteter Vogel ist der Höckerschwan vor etwaigen Gefahren stets auf seiner Hut und flieht insbesondere auch die Annäherung des Menschen regelmäßig schon aus sehr großer Entfernung. Nur am Brutplatze werden sie ziemlich vertraut, falls sie durch Erfahrung wissen, daß man ihnen hier nichts zu leide thut. Auch die halb zahmen Schwäne, welche im Spätherbst mit den wilden südwärts wandern, sind während des Zuges immer sehr scheu. Mit Unrecht heißt olor im Volksmunde vielfach „Stummer Schwan", denn er verfügt über verschiedene Stimmlaute, welche allerdings die der Beobachtung viel leichter zugänglichen zahmen und halb wilden Schwäne ungleich seltener hören lassen wie die ganz wilden. Schon der ältere Naumann stellte fest, daß die Gatten sich zur Brutzeit gegenseitig laute, trompetenähnliche und kranichartige Töne zurufen, die beim Männchen tiefer wie „Kgiurrr" und beim Weibchen höher wie „Keiorr" klingen.

Außerdem verfügen sie noch über dumpfe, leisere Laute. Im Unwillen zischen sie gänseartig, und auch von den Dunenjungen vernimmt man ein ebenfalls gisselartiges Piepen.

Als Brutreviere wählen sich die Höckerschwäne größere Teiche oder Landseeen aus, die zwar viel freies Wasser, aber dazwischen auch Rohr- und Schilfwände und Inselchen haben. Bisweilen brüten sie auch ihre Eier in umfangreichen Brüchern aus, denen es nicht an größeren Wasserblänken fehlt, führen aber die ausgeschlüpften Jungen von da gewöhnlich nach einigen Tagen nach einem in der Nachbarschaft befindlichen Teiche oder See hinüber, der ihnen einen weiteren und gegen Überraschungen mehr gesicherten Tummelplatz zu bieten vermag. Jedes Pärchen beansprucht für sich ein ziemlich großes Revier, aus dem es andere Schwäne auf das rücksichtsloseste und hartnäckigste vertreibt, was im Frühjahr zu endlosen Kämpfen und Balgereien führt, bis endlich die Sorge um die werdende Brut denselben ein Ende macht. Kleinere Teiche und Seen werden deshalb immer nur von einem einzigen Brutpaare bewohnt, das keine Artgenossen auf demselben duldet. Hat sich das junge Männchen nach vielen Raufereien endlich ein Weibchen erkämpft, so bleiben die Gatten zeitlebens getreulich zusammen, wie überhaupt das Eheleben der Schwäne ein sehr inniges und musterhaftes ist. Oft sieht man die Gatten sich gegenseitig Zärtlichkeiten erweisen, sich im Gefieder nesteln, mit den schlanken Hälsen sich umschlingen oder mit den Brüsten in aufgerichteter Stellung an einander schmiegen. Auch bei etwaigen Gefahren steht eins dem andern redlich bei. Schon Ende März, spätestens Anfang April, wird mit dem Nestbau begonnen, den das Weibchen allein besorgt, während das Männchen in freudiger Aufregung nebenher schwimmt und wenigstens zusehen und begutachten hilft. Entweder wird der Bau auf einem Inselchen angelegt, oder aber es werden alte Rohr- und Schilfstrünke zur Unterlage benutzt, auf die dann das Weibchen mit großem Eifer allerlei feuchtes Wurzelwerk auftürmt, bis eine feste Basis geschaffen ist. Eine solche ist aber auch durchaus nötig, um die beiden schweren Vögel zu tragen, und auf alten Schwanenhorsten kann sogar ein Mensch mit vollster Sicherheit Platz nehmen. So kunstlos und einfach der Bau ist, so umfangreich und solide ist er auch und erreicht meist 3 Fuß im Durchmesser. Nach oben zu

werden die Baumaterialien immer trockener und feiner, und eine eigentliche Nestmulde existiert nicht, sodaß die Eier recht frei und flach daliegen und schon von weitem zu sehen sind. Auch bei der Anlage des Ganzen wird auf Verstecktheit nur wenig Rücksicht genommen, da die Alten eben ihrer Stärke und Wachsamkeit vertrauen. Wo sie keine üblen Erfahrungen gemacht haben, benutzen sie das alte Nest in jedem Frühjahr von neuem, nachdem sie es etwas erhöht, verbreitert und ausgebessert haben, sodaß es mit zunehmendem Alter nach Art der Storchennester immer bedeutendere Dimensionen annimmt. Auch während des Brütens wird ständig noch an dem Rande gearbeitet, da derselbe sonst bald völlig zertreten sein und das Herausfallen der Eier bewirken würde. Unter normalen Verhältnissen findet alljährlich nur eine Brut statt. Sobald die Schwänin ihre Eier gelegt hat, rupft sie sich die zarten Dunen der Unterbrust aus und bettet das Gelege in denselben, bedeckt es auch mit ihnen, wenn sie behufs hastiger Nahrungsaufnahme das Nest für einige Zeit verläßt. Der Gemahl beteiligt sich nicht am Brutgeschäfte, hält aber dafür um so sorgfältiger Wache und wehrt jeden nahenden Feind mutig, oft tollkühn, ab. Das Gelege besteht aus 5—8 Eiern, die 36—39 Tage lang bebrütet werden. Sie sind ohne Fleckung und von graugrünlicher Farbe, welche mit zunehmender Bebrütung immer schmutziger und trüber wird, von Gestalt echt eiförmig, dick- und hartschalig, grobporig und von mäßigem Glanze, messen 11 cm in der Länge und 8 cm in der Breite und scheinen inwendig bei durchfallendem Lichte grün durch. Ihren ersten Lebenstag über werden die Jungen von der Mutter im Neste gehudert, dann aber aufs Wasser geführt und von beiden Eltern mit rührender Sorgfalt beschirmt und im Schwimmen sowie im Aufnehmen ihrer anfangs meist aus Wasserlinsen bestehenden Nahrung unterrichtet. Abends kehren sie wieder ins Nest zurück, machen sich aber später zu zweien und dreien eigene Schlafplätze zurecht, wo sie bisweilen vom Fuchse überrascht werden, wie auch die frechen Wasserratten manchmal einen unbewachten Augenblick benutzen, um eines unter Wasser zu ziehen, wie ich dies selbst am Breslauer Stadtgraben beobachtet habe. Sonst ist die Brut verhältnismäßig wenig Gefahren ausgesetzt, da die Alten das kleinere Raubgesindel in respektvoller Entfernung zu

halten wissen und die harte Schale der Eier diese auch in unbewachten Momenten gegen Rohrweihen und Wiesel schützt. Sowie die Jungen aber flugbar geworden sind und zu streichen anfangen, entsteht ihnen in dem Seeadler ein furchtbarer Feind.

Die Nahrung des Höckerschwanes ist sowohl vegetabilischer wie animalischer Natur, doch überwiegt die erstere, zumal die Schwäne bei der vornehmen Lässigkeit, welche sie bei der Nahrungssuche zur Schau tragen, wenig Geschick und Neigung verraten, flinkere Beutetierchen zu verfolgen. Zumeist sieht man ihn damit beschäftigt, den langen Hals ins Wasser zu versenken, wobei er oft noch durch Aufheben des Hinterkörpers nachhilft, und vom schlammigen Grunde aus mit dem Schnabel allerlei Strünke und Wurzelwerk heraufzubefördern, wovon er sich dann das Genießbare auswählt und auch die daran sitzenden Insekten, Würmer und kleinen Schaltiere sorgfältig absucht. Wenn im Frühjahr die Rohr- und Schilfstrünke auszuschlagen beginnen, geht er sehr gern an diese, da ihm solche Plätze reichliche Nahrung bieten, meidet sie aber, sobald Rohr und Schilf merklich in die Höhe schießen und ihn dadurch in seinen Schwimmbewegungen beengen und an der freien Umsicht behindern. Die sogenannte Entengrütze schnattert er mit Vorliebe ein, ebenso Eicheln und Bucheckern, welche von am Ufer stehenden Bäumen ins Wasser gefallen sind. Bisweilen stattet er auch in aller Heimlichkeit Getreide-, besonders Haferfeldern, und Gemüsebeeten naschhafte Besuche ab, wenn selbige in unmittelbarer Nähe des von ihm bewohnten Teiches liegen. Fischlaich verschmäht er nicht, kleine Fischchen und Fröschlein aber würgt er nur nebenbei und ganz gelegentlich mit hinunter. Den geringen Schaden, den er auf diese Weise der Fischzucht verursacht, macht er reichlich wieder wett durch Vertilgung vieler fischschädlicher Insekten sowie dadurch, daß er die ärgsten Fischräuber, die Reiher und Kormorane, auf den von ihm bewohnten Wasserflächen befehdet und fernhält und endlich dadurch, daß er die lästige Vermehrung von allerlei Wasserpflanzen in wohlthätigen Schranken hält und dadurch die Fischteiche vor der Versumpfung bewahrt. Er muß deshalb entschieden als ein überwiegend nützlicher Vogel bezeichnet werden, und insbesondere ist es schade, ihn am Brutplatze wegzuschießen, wie es seitens gewissenloser Aasjäger leider nur zu oft geschieht. Das zähe

und etwas thranige Wildpret alter Schwäne kann für einen einigermaßen verwöhnten Gaumen nur durch besonders raffinierte Zubereitungskünste genießbar gemacht werden und hat wenig Wert, zumal es durch die schwärzliche Haut mit den sehr fest daran haftenden Dunenstoppeln ein recht unappetitliches Aussehen erhält. Dagegen wird das Fleisch junger Schwäne als wohlschmeckend gerühmt, und sollen insbesondere die geräucherten Brüste solchen von Hausgänsen wenig oder gar nicht nachstehen. Das Kleingefieder erlegter Schwäne und namentlich die Dunen derselben geben ein hochgeschätztes Stopfmaterial für Betten und Kissen ab, und die Brustpelze liefern ein äußerst wärmendes und theuer bezahltes, leider nicht sehr dauerhaftes Pelzwerk, das namentlich zu Damenmuffs und Baretts Verwendung findet. Die großen Schwung- und Steuerfedern werden in der Pinselindustrie benutzt. Die zahmen Schwäne kann man auch regelmäßig rupfen, muß aber dabei schonender verfahren wie bei den Gänsen, da sie weder ein zu häufiges noch ein zu rücksichtsloses Rupfen vertragen. Von großer Bedeutung ist endlich beim Schwane noch das ästhetische Moment, da er in einer Weise wie kein anderer Vogel Teiche und Weiher zu beleben vermag. Auch das roheste Gemüt wird sich dem schwerlich verschließen können. Das Alter, welches Schwäne zu erreichen vermögen, ist ein sehr hohes; man kennt Beispiele, daß sie über 60 Jahre in der Gefangenschaft lebten, und in der Freiheit mögen sie wohl noch älter werden.

Bei seiner Vorsicht, Klugheit und steten Aufmerksamkeit stellt der Höckerschwan hohe Anforderungen an den Jäger, und nur selten glückt es dem letzteren, bis auf sichere Kugelschußweite heranzukommen. An ein Anschleichen bis auf Schrotschußweite ist bei uns kaum zu denken, während es in einsameren und menschenleeren Gegenden eher möglich ist, wie ich dies selbst am Kaspischen Meere erlebte. Uebrigens erweisen sich die Schrote dem dicken Federpelz gegenüber auch nur als wenig wirksam, falls nicht zufällig Kopf und Hals mit getroffen werden. An Orten, wo die Schwäne häufiger brüten, werden auch wohl Treibjagden auf die noch nicht ganz flugfähigen Jungen veranstaltet. Durch ihre sich sehr rasch vollziehende Mauser, bei welcher die Schwungfedern fast zugleich ausfallen, werden die Schwäne für einige Zeit flugunfähig und ziehen sich dann auf

besonders große Seen, auf Haffe oder zwischen Inseln gelegene Meeresarme gesellschaftsweise zurück, wo sie von den Fischern mit ihren Kähnen umzingelt, zusammengetrieben und dann oft zu hunderten erschlagen werden. Solche Massenmorde finden z. B. noch auf dem frischen Haff und zwischen den dänischen Inseln statt. Am Meeresstrande kann man sie im Winter auch auf dem Anstande erlauern, wenn man ihre Flugwechsel ausfindig gemacht hat. Diese prachtvollen Tiere im zahmen oder halbzahmen Zustande mit gelenkten Flügeln paarweise auf Teichen und Weihern zu halten, ist bekanntlich eine sehr verbreitete Sitte. Man errichtet ihnen hier als Brutstätten die sogenannten „Schwanenhäuschen“ und füttert sie mit allerlei Getreide und Gemüse, Rüben, gekochten Kartoffeln und menschlichen Speiseabfällen. Im Winter bringt man sie erst dann, wenn ihr Teich gänzlich zugefroren ist, in einen luftigen und sehr sauber zu haltenden Stall, befreit sie aber so bald als möglich wieder aus dieser ihnen sichtlich ungemütlichen Haft.

Der Singschwan (Cygnus musicus *Bchst.*).

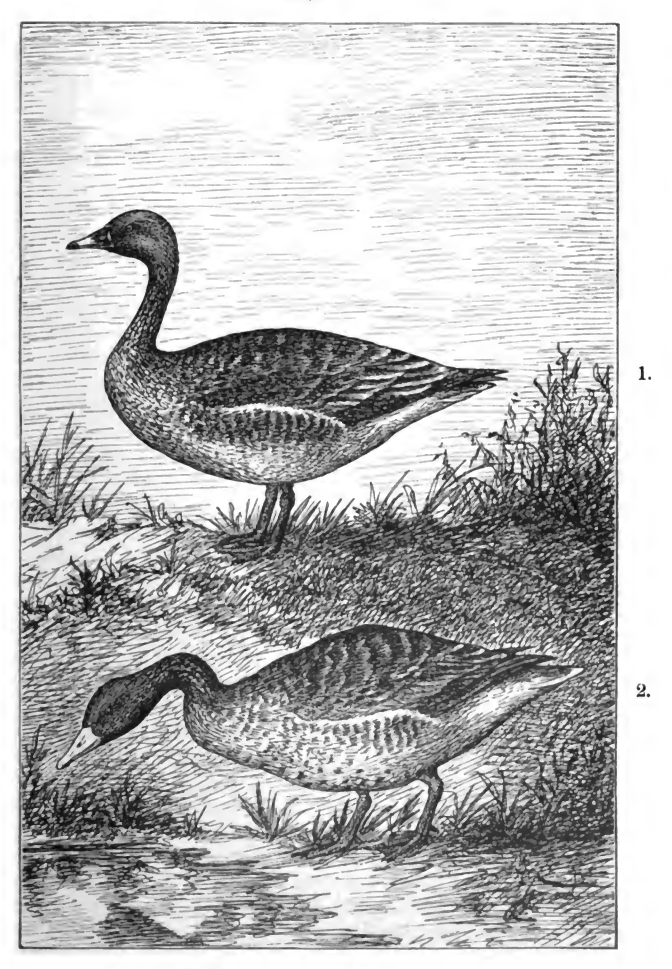
Auch im Winter, wenn Schnee und Eis die lebensfrohe Natur in starre Fesseln schlagen und strenger Frost über Wald und Fluren sein unerbittliches Scepter schwingt, ist ein Ausflug an den Seestrand für den Naturfreund und Ornithologen oft recht lohnend. Hat man die schneeverwehte, hartgefrorene Düne überklettert, so bietet sich dem Auge bisweilen ein überraschender Anblick. Auf die nächsten hundert Schritte hin ist das Meer mit Schlammeis bedeckt, das den Anprall der Wogen zurückweist und dieselben glättet und besänftigt, und da, wo die freie Wasserfläche an dasselbe angrenzt, tummeln sich hunderte und aber hunderte von nordischen Schwimmvögeln. An den günstigsten Punkten ist manchmal das Meer buchstäblich von denselben bedeckt, so weit das Auge reicht. Da sehen wir die prachtvoll gefärbten Gestalten der stattlichen Gänsesäger, die geschopften Reiher- und die schwarzweiß herüberleuchtenden Schellenten, die großen Eiderenten, die possierlichen, munteren Eisenten und die alle Augenblicke unter dem Wasserspiegel verschwindenden Seetaucher. Es ist ein farbenprächtiges Bild unter dem klaren Winterhimmel, den am

fernen Horizonte eine dunkle, schneeverkündende Wetterwand abgrenzt, ein buntes Gewimmel, in dem das Auge überall zu staunen und zu beobachten findet. Auf einmal wird aber auch unser Ohr in Anspruch genommen und schier wunderbar berührt von silberhellen, höheren und tieferen, fernen Posaunenklängen gleichenden, ganz eigenartigen Tönen. Überrascht blicken wir aufwärts und sehen nun eine Schar silberweiß schimmernder Singschwäne dahin ziehen, schon wieder dem Norden zu, dem ihre wunderbare Musik das Nahen des Frühlings verkündet, und wo sie nach des langen Winters Graus dem menschlichen Beobachter noch viel tiefer zu Herzen gehen mag wie uns. Kommen uns die stolzen Flieger recht nahe, so hören wir auch noch das Geräusch ihrer kraftvollen Schwingenschläge, das wie fernes Glockengeläute durch die stillen Lüfte ertönt und mit den Posaunenklängen der der Winterherberge ihr „Lebewohl" zurufenden Vögel sich mischt. Das ist der Schwanengesang, der vielbesprochene, sagenumwobene!

Der Singschwan, welcher auch wilder, nordischer, gelbschnäbliger und isländischer Schwan genannt wird, gleicht in der Größe wie in der Färbung des Gefieders ganz seinem eben beschriebenen Vetter, und ist auch wie bei diesem das Weibchen ständig kleiner. Sein Hals ist aber etwas kürzer, seine Gestalt gedrungener und sein Gewicht deshalb meist noch etwas beträchtlicher. Der Hauptunterschied liegt in der Färbung der nackten Teile. Beim alten Singschwan ist nämlich die nackte Stelle vor den Augen nebst der hinteren Schnabelhälfte gelb, der Rand des Schnabels, der Vorderschnabel und die Füße schwarz. Bei jungen Vögeln tritt an Stelle des Gelb eine matte Fleischfarbe, der Vorderschnabel ist ebenfalls matter gefärbt und die Ruder erscheinen rötlichgrau statt schwarz.

Die Brutplätze dieser Schwanart liegen im allgemeinen nördlich von uns, obwohl sie nur wenig über den Polarkreis hinausgeht. Der Singschwan bewohnt den Norden der gesamten Welt und ist deshalb in Nordamerika ebensowohl zu finden wie in Nordasien und Nordeuropa. Nirgends aber ist er wohl so häufig wie im Tundrengebiete Sibiriens. Als Brutvogel gehört er auf seichte, schlammige Seen und Teiche oder auf umfangreiche Brücher, auf dem Zuge dagegen wird er zum Meeresvogel, der geeignete Küsten mit seichten Buchten und reichlichem Pflanzenwuchs oft in großer Menge bevölkert. Als ein harter Vogel weicht er nur spät, zögernd und allmählich vor den hereinbrechenden Unbilden des Winters zurück und hält gern an einem möglichst nördlich gelegenen Punkte ganz

Tafel II.



1. **Saatgans** (Anser segetum).
2. **Graugans** (Anser ferus).

aus, wenn sich hier die Verhältnisse einigermaßen erträglich gestalten. So überwintern ihrer viele auf dem an warmen Quellen reichen Island. An unseren Küsten, namentlich an denen der Ostsee, pflegen sie Mitte Oktober zu erscheinen und in schwankenden Beständen oft den ganzen Winter über zu bleiben. So lange die Haffe noch offen sind, halten sie sich mit Vorliebe auf diesen auf. Wird es ihnen aber bei uns gar zu rauh, so folgen sie dem Laufe der großen Ströme oder der Küste, erscheinen dann auf den Seen Bayerns und Schlesiens, ziehen bis zur Balkanhalbinsel herab und überfliegen wohl gar das Mittelländische Meer, um die vogelreichen Strandseen Egyptens und die Flußmündungen Kleinasiens aufzusuchen. Die meisten aber überwintern am Schwarzen und Kaspischen Meer, auf dem Aralsee und auf den großen Binnengewässern Südsibiriens. Sie wandern am Tage sowohl wie in der Nacht, fast immer in mehr oder minder großen Gesellschaften, die sich dann zu einer schrägen Fluglinie anordnen, selten paarweise, nur im Notfalle einzeln. Solche einzelne Stücke sind dann in der Regel Versprengte, die oft ratlos umherirren, gar nicht so scheu sind, auf ganz kleinen Gewässern einfallen und stets so bald als möglich wieder den Anschluß an andere ihrer Art zu erreichen suchen. Die Rückzüge passiren bei uns im Binnenlande meist schon im Februar durch und verlassen unsere Küsten im März. Bezüglich seines Aufenthaltsortes bindet sich der Singschwan nicht so streng an große, freie Wasserflächen wie sein Vetter, obschon er dieselben in beschränktem Maße auch beansprucht. Doch geht er lieber als olor auch auf pflanzendurchwucherte oder viel mit Rohr und Schilf durchsetzte Gewässer, also insbesondere auch in umfangreiche Brücher.

In seinen Lebensgewohnheiten gleicht der Singschwan ganz seinem Vetter, nimmt sich aber schwimmend nicht so schön aus wie dieser, was hauptsächlich daran liegt, daß er infolge des eigentümlichen Baues seiner Luftröhre den Hals nicht so stark und gefällig in die S-Form biegen kann wie jener, daß er sich auch weniger stark aufbläht und die Flügel nur selten und in geringem Maße lüftet. Immerhin bleibt auch er noch ein prächtiger Vogel, dessen anmutigen Bewegungen das Auge stets mit Vergnügen folgt. Auf dem Lande zeigt er sich entschieden gewandter wie olor und steigt deshalb auch öfter ans

Ufer, um junges Pflanzengrün abzuweiden. Ebenso bewegt er sich häufig laufend auf ganz seichten Stellen der Teiche und Brücher, welche ihm besonders reiche Nahrung versprechen. Im Fluge ist er aus einiger Entfernung kaum von dem Höckerschwan zu unterscheiden, doch vollzieht sich das Auffliegen und Einfallen bei ihm mit größerer Leichtigkeit, wenn auch immer noch unter starkem und weithin vernehmbarem Geplätscher und Geräusch. Seine Ruhe hält der Singschwan mit Vorliebe auf festem Boden, wobei er gewöhnlich auf einem Bein steht und den Kopf im Rückengefieder verbirgt. Infolge seiner mehr aufrechten Halshaltung hat er in seinem Aussehen schon viel Gänseartiges. Steht er auch so an Schönheit dem Höckerschwan nach, so muß er doch in geistiger Beziehung entschieden als der klügere und begabtere bezeichnet werden. Er ist eben so scheu und vorsichtig, aber auch ebenso unverträglich und zanksüchtig wie der Höckerschwan. Beide zusammen vertragen sich sehr schlecht und es kommt stets bald zu ernstlichen Raufereien zwischen diesen wehrhaften Vögeln, wenn sie in ihren Winterquartieren zufällig zusammentreffen. Der Geselligkeitstrieb ist beim Singschwan noch mehr ausgeprägt, und man sieht ihn deshalb auf dem Zuge und im Winterquartier meist in viel größeren Gesellschaften wie seinen Vetter. Einen großen Vorzug hat er vor diesem voraus, und das ist seine Stimme. Ganz aus der Luft gegriffen ist die alte Sage vom Schwanengesang eben nicht, sondern sie beruht auf einem thatsächlichen Untergrunde, wie wir schon in der Einleitung zu dieser Schilderung gesehen haben. Die Ausbildung seiner schönen Stimme verdankt der Singschwan jedenfalls dem eigentümlichen Bau seiner Luftröhre. „Dieselbe tritt, wie bei dem Kranich, oben in das Brustbein ein, läuft in einer eigens für sie gebildeten Röhre bis gegen das Ende desselben hinab, biegt sich dort um, kehrt zur Eingangsstelle zurück und senkt sich nun erst in die Brust hinab, bildet den unteren Kehlkopf und geht in die Lungen über" (A. E. Brehm). Die silberreinen Posaunentöne klingen wie „Klung, klung" und werden mit ziemlichen Zwischenräumen mehrmals hintereinander ausgestoßen; die der anderen Gefährten klingen harmonisch dazwischen und mischen sich mit dem Brausen der Flügel zu einem wunderbaren Naturkonzert, während von einem eigentlichen „Gesange" oder auch nur einer „Musik"

natürlich nicht die Rede sein kann. Fabel ist, daß der sterbende Schwan noch unmittelbar vor seinem Tode ein besonders klangvolles und ergreifendes Lied anstimmt, um so singend zu verscheiden. Nicht ausgeschlossen scheint es mir dagegen, daß bei dem eigenartigen Bau der Luftröhre auch das gewöhnliche Todesröcheln des Schwanes noch etwas Wohlklingendes hat. Für gewöhnlich lassen die Schwäne das „Klung, klung" nur hören, wenn sie auf ihren Reisen in großer Gesellschaft hoch durch die Luft steuern; viel seltener geben sie diese Laute schwimmend von sich und zwar am ehesten noch dann, wenn sie über irgend etwas in Verlegenheit geraten sind. Die gewöhnliche Stimme ist ein viel weniger angenehmes, gänseartiges, aber höheres und gellendes Geschrei, und außerdem verfügen sie noch über einen sanften Lockton, der wie „Ang" klingt und vom Weibchen in einer etwas höheren Lage gerufen wird.

Das Eheleben und Brutgeschäft gleicht im allgemeinen ganz dem des Höckerschwans, nur steht das Nest häufiger schwimmend derart im Schilfe, daß es der Vogel nur watend, nicht schwimmend erreichen kann, was dem Höckerschwan sehr zuwider sein würde. Die Begattung vollzieht sich stets auf dem Wasser, indem die Vögel sich dabei steil aufrichten und die Unterkörper aneinanderdrücken. Das Gelege ist schon Ende April vollzählig und besteht aus 5—7 Eiern, welche eine etwas gedrungenere Gestalt haben wie die von olor. Dieselben sind dicht- und flachporig, dick- und hartschalig, etwas glänzend, von Farbe anfangs rein graugelbweiß, später trüber, aber stets ohne grünliche Beimischung und sehen von innen bei durchfallendem Lichte bräunlichgelb aus. Füchse und Wölfe gefährden die Bruten, Adler die flügge gewordenen Jungen.

Auch hinsichtlich seiner Nahrung weicht der Singschwan nur wenig von seinem Vetter ab; bei seiner Vorliebe für seichte Meeresbuchten ist dieselbe aber mehr mariner Art. Im Frühjahr lassen sich die durchziehenden Singschwäne mit Vorliebe auf überschwemmten Wiesen nieder, wo sie durch hartnäckiges Ausrupfen der Graswurzeln schädlich oder wenigstens lästig werden können. Der ältere Brehm erzählt, daß die Singschwäne, um Insekten zu fangen, sich an seichten, sandigen Stellen am Strande Vertiefungen graben, in denen sich die kleinen Seetierchen sammeln, weil sie hier gegen die Bewegung

des Wassers geschützt sind und dann von den Vögeln aufgefischt werden. Naumann berichtet ähnliches vom Torf- und Moorboden, und wenn diese Beobachtungen richtig sind, woran ja bei der Zuverlässigkeit beider Forscher kaum gezweifelt werden darf, so sind sie jedenfalls geeignet, uns einen hohen Begriff von der Klugheit des Schwanes beizubringen. Das Wildpret des Singschwans taugt noch weniger wie das des Höckerschwans, dagegen stehen seine Federn und Dunen in womöglich noch höherem Ansehen, und er wird ihretwegen allenthalben eifrig gejagt. Er ist zwar ebenso scheu und vorsichtig wie olor, kann aber doch häufiger ungesehen angeschlichen werden, da er sich auf weniger offenem Terrain niederzulassen pflegt. In seiner nordischen Heimat wird ihm namentlich die ihn am Fliegen verhindernde Mauserzeit verderblich, während deren man ihn mit Hunden hetzt und schließlich mit Knütteln tot schlägt. In Rußland wird der Singschwan häufiger in der Gefangenschaft gehalten wie der Höckerschwan und wird dann ebenfalls zum halben Haustier. Wenn er auch in seiner Erscheinung dem Vetter an Stolz und Anmut nicht ganz gleich kommt, so empfehlen ihn doch andererseits seine wohllautende Stimme, sein liebenswürdigeres Wesen und seine überlegene Klugheit.

Der Zwergschwan (Cygnus Bewicki *Yarr.*).
(= Cygnus minor *Vieill.*).

Zu denjenigen Vogelspezies, über deren Artberechtigung von jeher seitens der zünftigen Ornithologen viel gestritten und geschrieben worden ist, ohne daß die Frage endgültig entschieden und vollkommen klar gestellt worden wäre, gehört auch der Zwergschwan, den ich selbst in freier Natur zu beobachten noch nie Gelegenheit gehabt habe, weshalb ich mich eines Urteils in dieser Sache enthalten muß. Wenn ich trotzdem hier den Zwergschwan als eigene Art und nicht als subspecies zu musicus aufführe, so folge ich eben darin lediglich dem Vorgange Reichenow's, unseres ersten Systematikers, und außerdem hat mich auch der Umstand noch dazu bewogen, daß gerade diejenigen Forscher, welche den Zwergschwan in seinem Freileben beobachten konnten, sich für seine selbständige Stellung ausgesprochen haben.

Dem nahe verwandten Singschwan ist der Zwergschwan auch äußerlich sehr ähnlich, aber doch stets erheblich kleiner und schwächer, da er in seiner Gesamtlänge nicht leicht über 115 cm, in der Flugbreite nicht über 2 m und im Gewicht nicht über 12 Pfund hinaus kommt; auch bei ihm sind die Männchen größer und stärker wie die Weibchen. Der Schwanz besteht aus 18—20 Federn. Der Bau der Luftröhre und infolge dessen auch die Halshaltung ist wie beim Singschwan, und auch in der Färbung des Gefieders bestehen keine Unterschiede. Wohl aber ist dieses hinsichtlich des oft in eigentümlicher Weise löffelartig verbreiterten Schnabels der Fall. Altum sagt darüber: „Beim großen Singschwan liegt die ganze Nasenhöhle (nicht bloß das Nasenloch) im Gelben, bei dem kleinen im Schwarzen; ja dieses Schwarz erstreckt sich wohl noch auf dem Schnabelrücken bis zum Stirngefieder, vor dem der Schnabel alsdann, vielleicht bei dem alten Männchen, einen schwachen Höcker bildet, so daß die ganze gelbe Schnabelfärbung auf zwei seitliche, getrennte Flecke beschränkt ist. Sein Hals erinnert ferner durch seine relative Kürze an eine langhalsige Gans, sodaß dadurch der ganze Habitus des immerhin stattlichen Vogels etwas an eine Gans erinnert."

Von allen Schwänen wohnt diese Art am meisten nördlich und scheint hauptsächlich an den Küsten Sibiriens heimisch zu sein. Durch Nordenskiöld ist an der Südwestseite der Nowaja Semlja wenigstens ein sicherer Brutplatz festgestellt worden. Bei uns erscheinen die Zwergschwäne nur auf ihren Wanderungen, welche hauptsächlich in die Monate November und März fallen. Auf diesen Reisen fliegen sie über die freie Ostsee hinweg und wenden sich dann an der Westküste Jütlands gen Süden. Auf diese Weise kommt es, daß östlich der Elbe fast gar keine Zwergschwäne geschossen werden, während solche in Jütland, Schleswig-Holstein, Oldenburg, Friesland und Hannover fast in jedem Winter erscheinen und vielfach erlegt, wenn auch nur in den seltensten Fällen erkannt werden. Selbst in Baiern ist er schon vorgekommen, und dem zoologischen Institut in Marburg, woselbst ich damals thätig war, wurde am 8. Februar 1893 ein unweit der Stadt erbeuteter Zwergschwan eingeliefert. Selten treffen sie in so großen Zügen ein wie die Sing- und Höckerschwäne, sondern gewöhnlich erscheinen sie nur in kleinen Trupps, mischen sich auch niemals unter ihre größeren Verwandten. Lieber noch wie der Singschwan sucht der Zwergschwan seichte Wasserstellen, in denen er watend sich bewegen und Nahrung suchen muß, auf, also überschwemmte Wiesen, ausgedehnte Brücher und Moräste oder ähnliche Örtlichkeiten.

Auch hinsichtlich seiner Lebensgewohnheiten steht der Zwerg-

schwan dem Singschwan viel näher als dem Höckerschwan, aber er hat des ersteren Charakterseiten in noch viel ausgesprochenerem Maße, er ist sozusagen noch viel mehr Singschwan wie musicus selbst. Das Auffliegen und Niederlassen wird ihm noch leichter, wozu natürlich seine geringere Größe und Stärke in erster Reihe beitragen. Von allen Schwänen hat diese Art im Schwimmen die am wenigsten stolze Haltung, aber dafür ist sie auch von allen der weitaus beste Läufer, und ein Mensch hat sich sehr zu sputen, wenn er ein geflügeltes Exemplar einholen will. Das Geräusch, welches die Flügelschläge einer ziehenden Schar verursachen, klingt etwas anders wie bei olor und musicus, doch fehlt es hierüber noch an genügend sorgfältigen Beobachtungen. Sie lassen beim Wandern ähnliche wohllautende Posaunentöne vernehmen wie die Singschwäne. Der sanfte Lockruf klingt beim Männchen wie „Kuck, kuck, kuck", beim Weibchen wie „Kück, kück, kück". Außerdem läßt ersteres beim Schwimmen bisweilen ein tiefes „Ong", letzteres ein helleres „Ang" vernehmen. (Nach Naumann.) In der Angst zischen sie gänseartig. Die 5—7 Eier haben ganz den musicus-Charakter, sind aber kleiner. Gefangene Zwergschwäne werden rasch und vollständig zahm, zeigen sich aber weichlicher und hinfälliger wie ihre Verwandten, und scheint ihnen namentlich unser warmes Sommerklima nicht recht zu behagen.

Die Bläßgans (Anser albifrons [*Scop.*]) und die isländische Bläßgans (Anser albifrons intermedius *Naum.*).

Im allgemeinen gelten alle wilden Gänse als sehr scheue und mißtrauische Vögel, die auch dem tüchtigsten und geübtesten Weidmann ungemein zu schaffen machen. Und mit Recht, denn jeder erfahrene Jäger weiß ein Lied zu singen von ihrer Klugheit und Wachsamkeit, die ihm so manches Mal seine Schliche vereitelt, und die ihm so manchen vergeblichen Gang gekostet haben. Bisweilen erleidet aber auch diese Regel ihre Ausnahmen, und der Naturforscher trifft auf seinen Gängen Gänse an, die sich durch eine geradezu verblüffende Zutraulichkeit auszeichnen. Es sind dies solche, die aus dem äußersten

Norden Asiens stammen, wo sie bisher keine Gelegenheit hatten, mit dem Herrn der Schöpfung zusammenzutreffen, seine Tücke und sein weittragendes Feuerrohr kennen zu lernen. Einen solchen Fall erlebten wir vor mehreren Jahren auch in Rossitten. Herr Tiermaler Krüger traf einige frei auf der Pallwe sitzende Gänse, die sich ohne weiteres auf beliebige Entfernung angehen, beobachten und beschießen ließen. Die Freude über die Erlegung eines Exemplars war um so größer, als es sich dabei um die Bläßgans handelte, einen bei uns durchaus nicht regelmäßigen, sondern vielmehr ziemlich seltenen Durchzügler.

Auch bei der Bläßgans haben wir eine große und kleine Form zu unterscheiden, die ich aber nach Reichenow's Vorgange wie nach eigener Überzeugung nur subspezifisch sondere. Die größere Form ist die ausschließlich auf Island heimische A. albifrons intermedius, welche deutsch als isländische Bläßgans, große Bläßgans oder Mittelgans bezeichnet wird. Außer durch ihre beträchtlichere Größe zeichnet sie sich auch durch eine weiße nierenförmige Stirnquerbinde aus; sie erscheint noch seltener auf dem Zuge bei uns wie die typische Form. Letztere heißt auch Lach-, Helsing-, weißstirnige, polnische, Nord-, Kol-, See- und Trappgans.

In der Färbung des Gefieders hat die Bläßgans Saatgänse-Typus, ist aber doch an der anderen Färbung des Schnabels gleich zu erkennen und im Alter auch noch an der weißen Stirnblässe, der schwarz gefleckten Bauchseite und den aschgrauen Oberflügeln. Sie wird 70 cm lang und klaftert 150 cm, während intermedius eine Länge von 76 und eine Flugbreite von 160 cm erreicht. Im Alterskleide ist die Partie um den Oberschnabel herum bis beinahe zur Scheitelhöhe weiß, ebenso die Unterkinnlade. Auf das Weiß folgt eine schwarzbraune Partie, während im übrigen Kopf und Hals rostig braungrau sind. Nach dem Bauche zu wird diese Farbe hell gänsegrau, schließlich weißlich, verschwindet aber fast ganz unter den vielen unregelmäßigen und zusammenlaufenden schwarzen Flecken. Die Flanken sind gänsegrau, schwärzlich gewellt. Der obere Flügelrand ist lebhaft aschgrau, die vorderen Schwingen zeigen eine schwarze, die hinteren eine braune Farbe mit weißen Enden. Der Mantel ist dunkelgrau, der Rücken graubraun mit helleren Rändern. Die Unterschwanzdeckfedern sind rein weiß; der Schwanz seitwärts und an der Spitze weiß, im übrigen aber schwarzgrau. Die Füße sind lebhaft rotgelb, der Schnabel ist fleischfarbig und die Iris braun. Zum Jugendkleide dagegen gehört ein orangefarbiger Schnabel nebst trüb ockergelben Füßen. Die weiße Stirnblässe ist auf ein paar kleine weiße Flecke beschränkt, und die schwarze Fleckung auf der Unterseite ist noch

gar nicht vorhanden. Die Weibchen unterscheiden sich im allgemeinen nur durch ihre geringere Größe von den Männchen.

Die Bläßgans gehört dem Norden als Brutvogel an, und zwar ist die eigentliche Bläßgans für uns ein mehr nordöstlicher Vogel, während intermedius in Island heimatet. In Lappland und Finnland beginnt ihr Verbreitungsgebiet und dehnt sich von da über das ganze Tundrengebiet des nördlichen Rußland und Sibirien aus. Zum Winter verlassen sie diese unwirtlichen Gegenden und ziehen dann im Oktober scharenweise bei uns durch, um im März oder April wieder ihrer nordischen Heimat zuzustreben. Auf ihren Wanderungen halten sie sich streng an die Meeresküsten, weshalb sie zwar am Nord- und Ostseestrande eine bekannte Erscheinung sind, aber im Binnenlande bei uns nur höchst selten auftreten. Gern schließen sie sich während der Zugzeit den Saatgänsen an und fallen mit diesen auf Brachfeldern, Weiden und überschwemmten Wiesen ein. Doch ist der gegenseitige Verband immer nur ein loser. Sie streichen bis Egypten, dem Kaspisee und selbst bis ins nördliche Indien.

In ihrem Benehmen gleicht die Bläßgans in allen wesentlichen Stücken der Saatgans, von der sie sich aber doch schon von weitem durch ihre geringere Größe und die kürzeren und stumpferen Flügel unterscheidet. Den Geselligkeitstrieb hat sie mit ihr gemein, dagegen ist sie bei weitem nicht so scheu, falls sie nicht schon mehrfach schlechte Erfahrungen machen mußte. Charakteristisch für die Bläßgans aber ist ihre Stimme. Dieselbe hat mit der anderer Gänse nichts gemein, wird von unseren Altmeistern mit „Kläk kläk kling“ übersetzt und läßt sich übrigens nur sehr schwer und unvollkommen mit Buchstaben widergeben. Diese Stimme ist nicht sehr laut, und wenn die Mitglieder einer ganzen Schar durcheinanderschreien, so klingt sie fast wie unterdrücktes Gelächter.

Ihr Brutgeschäft ist erst unvollkommen beobachtet, doch dürfte sie auch darin wenig von der Saatgans abweichen. Ihre gelblichweißen Eier sind aber merklich kleiner wie die der letzteren. Fuchs und Seeadler sind die gefährlichsten Feinde der jungen Bläßgänse. Die Nahrung wird überwiegend dem Pflanzenreiche entnommen, wobei die Halophyten eine unverkennbare Bevorzugung erfahren, wodurch schon die Vorliebe

der Bläßgans für die Meeresküsten erklärlich erscheint. Daneben werden aber auch Käfer, Würmer und Schneckchen in ziemlich erheblicher Menge mit verschluckt. Auf Saatfeldern vermögen die Bläßgänse einigen Schaden anzurichten, doch erscheinen sie bei uns im allgemeinen in zu geringer Menge, als daß dies sehr ins Gewicht fallen könnte. Ihr Wildpret ist trotz des stark ausgeprägten Wildgeschmackes recht wohl eßbar, das der jungen Vögel im Herbste sogar vortrefflich. Auch ihre Federn können ebenso wie die anderer Gänse Verwendung finden. Bei uns ist die Jagd auf Bläßgänse, die sich, wenn sie allein sind, bei einiger Vorsicht gewöhnlich ankriechen lassen und mit Erfolg auch auf dem Anstande erlauert werden können, ihres spärlichen Vorkommens wegen nur von geringer Bedeutung. Anders aber verhält sich dies schon in Holland, dessen buchtenreiche Küsten sie zur Zugzeit mit Vorliebe aufsuchen. In ihren Winterquartieren werden viele von schießwütigen Engländern hingemordet, und an den Flüssen Sibiriens fängt man sie massenhaft in großen Netzen. An die Gefangenschaft gewöhnen sich die Bläßgänse leicht, nehmen mit dem gewöhnlichen Gänsefutter vorlieb und zeigen sich als kluge, aufgeweckte, angenehme und ausdauernde Vögel, die auch sehr zahm werden, ohne jedoch jemals ihre Sicherheit außer acht zu lassen und dem Menschen gegenüber ein gewisses Mißtrauen zu verlieren.

Die Zwerggans (Anser finnmarchicus *Gunn.*).

Zu den berufensten Streitobjekten unter den Kampfhähnen der ornithologischen Systematik gehört auch die interessante Zwerggans, welche manche überhaupt nicht als selbständige Form gelten lassen wollen, andere für eine Subspezies der Bläßgans ansehen und wieder andere als eine durchaus selbständige Form auffassen. Ich schließe mich nach Reichenow's Vorgange den letzteren an.

Von der hierher gehörigen Gänsegruppe ist die Zwerggans, ihrem Namen entsprechend, die weitaus kleinste Art, denn sie erreicht nur eine Länge von ca. 60 und eine Flugbreite von ca. 160 cm. Die Färbung des Gefieders stimmt im allgemeinen mit derjenigen der Bläßgans überein, nur daß die weiße Stirnbläße und die schwarze Fleckung auf der Unterseite noch schärfer ausgeprägt und ausgedehnter sind. Beides spricht sehr gegen die Ansicht der erstgenannten Ornithologen, welche die Zwerggans

für den jungen Vogel der Bläßgans halten möchten, denn diese bekommt ja Stirnblässe und Brustfleckung erst im höheren Alter. Auch die verhältnismäßig längeren Flügel, welche stets das Schwanzende überragen, sind ein Zeichen für die Selbständigkeit unseres Vogels. Der auffallend kleine Schnabel ist bei jungen Vögeln graurötlich mit schwärzlichem Nagel, bei alten rötlichgelb mit mehr fleischfarbenem Nagel. Die Füße gehen in gleicher Weise aus einem schmutzigen Gelb ins Orangefarbene über.

Die Zwerggans heißt auch kleine Bläßgans, kurzschnäblige Gans und Schwalbengans. Letzteren Namen verdankt sie ihren langen und spitzen Flügeln, durch welche sie sich schon von weitem von der ihr sonst so ähnlichen Bläßgans unterscheidet. In ihren Lebensgewohnheiten stimmt sie mit derselben ohnehin fast völlig überein. Ihre Brutplätze liegen hauptsächlich im nördlichen Lappland, und man bemerkt sie bei uns auch auf dem Zuge, welcher in die Monate April und Oktober fällt, nur selten, am ehesten noch in den Küstengegenden. Sie hält sich dann übrigens stets für sich und von anderen Gänsearten gesondert. Ihrer zierlichen Gestalt und langen Flügel wegen ist diese Art unter den echten Gänsen die hurtigste und übertrifft insbesondere an Fluggewandtheit alle ihre Verwandten. Die sonst bei Gänsen übliche schräge Flugordnung hält sie nicht inne, sondern fliegt meistenteils in ungeregelten Haufen, wobei sie nach Naumann bisweilen ein leises „Kah" ausstößt. Ihre Fortpflanzungsgeschichte ist erst sehr ungenügend erforscht. Sie ist nicht so scheu wie die größeren Arten und läßt sich bei einiger Deckung unschwer anschleichen, wird aber bei fortgesetzten Verfolgungen doch auch recht bald vorsichtig und mißtrauisch. Wildpret und Federn sind in derselben Weise wie bei anderen Gänsen nutzbar.

Die Saatgans (Anser segetum *Gm.*) und die Ackergans (Anser segetum arvensis *Br.*).

Tafel II, Figur 1.

Niedrig, trübe, grau und bleischwer hängt der Himmel nieder auf die sich langsam zu monatelanger Erstarrung vorbereitende Erde. Heulend fegt ein rauher Nordost über die kahlen Fluren, und klatschend fallen große schwere Regentropfen herab. Prasselnd treibt der Wind sie an das Fenster, und im Walde wirbelt er all die dürren, roten und gelben Blätter wirr

durch die Luft, bis auch sie eins nach dem anderen zur Erde sinken, um wärmend die erstarrende Mutter einzuhüllen. Jetzt ist es gemütlich im warmen Stübchen, bei traulichem Lampenschein am flackernden Kaminfeuer in Gesellschaft eines guten Buches oder guter Menschen, die aber leider freilich eins so selten sind wie das andere. Der Weidmann und der Naturforscher aber dürfen auch jetzt nicht rasten, denn es gilt, um diese Zeit die ersten gefiederten Gäste aus dem Norden zu begrüßen. Im Walde lärmen die Wachholderdrosseln, auf den Teichen finden sich immer neue Entenarten ein und auch die kahlen Stoppelfelder, die das Bild eines trüben Herbsttages bei uns zu einem so melancholischen machen, erhalten jetzt neues Leben. Außer den Goldregenpfeifern, die auf ihnen nach Regenwürmern suchen, haben sich noch stattliche große braungraue Vögel auf ihnen niedergelassen, eine ganze Schar. Aber vergeblich bleiben unsere Bemühungen, durch allerlei Schliche in Schußweite an dieselbe herankommen zu wollen. Längst haben uns die aufmerksamen Vögel eräugt und mit wachsendem Mißtrauen betrachtet. Auf einmal gehen sie hoch, formieren sich in der Luft zu einem Dreieck, und ihre Flugfigur sowie ihre charakteristischen Rufe lassen uns nicht länger mehr darüber im Unklaren, daß wir es mit Saatgänsen zu thun haben, welche ja um diese Jahreszeit eine bezeichnende Erscheinung auf unseren Fluren bilden.

Für unsere Jägerwelt ist sie ein bekannter Vogel und führt deshalb eine Menge volkstümlicher Namen wie Feld-, Zug-, Hagel-, Moor-, Roggen-, Bohnen-, Schnee- und ringschnäblige Gans. Nur für eine Subspezies von ihr halte ich die von den Systematikern viel umstrittene Ackergans (A. s. arvensis). Sie übertrifft die Saatgans etwas an Größe, ist von Figur schlanker, hat statt eines dunkelgraubraunen einen schwarzgrauen Unterrücken, und die zusammengelegten Flügel erreichen bei ihr gerade das Schwanzende, während sie bei der typischen segetum erheblich darüber hinausragen. Der Hauptunterschied liegt aber in der Färbung des Schnabels. Bei segetum nämlich ist derselbe in der Hauptsache schwarz und hat nur zwischen Nagel und Nasenlöcher eine orangegelbe Binde; bei arvensis dagegen ist das Orangegelb zur Hauptfarbe geworden und das Schwarz auf den Nagel und die hintere Leistengegend beschränkt.

Die Füße der Saatgans sind orangerot, die Augensterne dunkelbraun; die Farbe des Schnabels ist schon oben angegeben. Die Länge beträgt bis zu 70, die Flugbreite bis 170 cm. Was die Färbung anbelangt, so sind Kopf und Hinterhals dunkel erdbraun; auf der Vorderstirn steht ein schmaler, weißer, halbmondförmiger Streifen, und zwei eben solche finden sich seitlich hinter den Schnabelwurzeln. Die Schultern und Oberflügeldeckfedern sind tief braun, Mantel und Oberrücken ebenso, aber mit fahlen, leichten Federsäumen, wodurch eine streifige Zeichnung bewirkt wird. Dem schwarzgraubraunen Unterrücken und Bürzel fehlt dieselbe. Vorderhals, Kropf und Brust haben eine hellere, geschuppte Färbung. Die obersten Tragfedern sind auf der Innenseite mit ziemlich breiten, weißen Kanten versehen. Der Unterbauch und die Schwanzdecken sind weiß, die großen Schwingen schwarzbraun, die Steuerfedern dunkelbraungrau mit weißen Kanten und Spitzen. Übrigens haben die Schwungfedern weiße Schäfte und dunkelgraue Wurzelstücke. Die dunkelbraunen Schulterfedern sind mit schmutzig weißen Käntchen versehen. Die Unterflügeldeckfedern wie der Flügelrand erscheinen tief aschgrau. Nach Geschlecht, Alter und Jahreszeit finden nur geringe Verschiedenheiten statt. Je jünger der Vogel, desto lichter, trüber und grauer das Gefieder, je älter, desto dunkler, schärfer und brauner. Auch verlieren sich im Alter nach und nach die weißen Mondflecke hinter der Schnabelwurzel. Die Gestalt ist etwas schlanker wie die einer Hausgans.

Als Brutvogel gehört die Saatgans dem Norden an, wo ihr Verbreitungsbezirk allerdings ein sehr ausgedehnter ist, denn er erstreckt sich in einem ziemlich breiten Gürtel über den ganzen Norden der alten Welt, ist übrigens noch keineswegs genügend aufgehellt. Man weiß mit Sicherheit nur, daß sie in Island, im oberen Norwegen, Lappland, Finnland und namentlich in dem ungeheuren Tundrengebiete des europäischen wie asiatischen Rußland brütet, in letzterem in sehr großer Zahl und wohl ziemlich ungestört, da sie sich auf einem hohen Bestande erhält und nicht wie so viele andere Wasservögel an Menge abnimmt. Die Ackergans soll namentlich in Lappland zu Hause sein. In Deutschland brütet der Vogel nicht, besucht uns aber dafür regelmäßig und stellenweise in sehr großer Zahl auf dem Zuge, bleibt auch in manchen Gegenden den ganzen Winter über; Centraleuropa ist überhaupt ihr hauptsächliches Winterquartier, und nur wenn der Winter gar zu strenge Herrschaft führt, geht sie nach den südeuropäischen Halbinseln hinunter, ja in einzelnen Fällen selbst bis ins nördliche Afrika hinüber. Sie kommt bei uns mit großer Regelmäßigkeit in der zweiten Hälfte des September an, um in der ersten des April wieder zu verschwinden, während die Ackergans 3 bis 4

Wochen später erscheint und früher wieder abzieht. Auf dem Zuge halten sich die Saatgänse in ziemlich großen Gesellschaften zusammen, fliegen hoch in der Luft und mit öfterem Geschrei und bilden dabei bestimmte Flugordnungen, nämlich entweder eine lange schräge Linie oder ein nach hinten offenes, spitzes Dreieck mit meist sehr ungleichen Schenkeln; sie wandern sowohl am Tage wie in der Nacht und stets für sich, am allerwenigsten aber mit Graugänsen zusammen, gegen die sie eine gewisse Abneigung zu hegen scheinen. Dabei binden sie sich weder an Flußstraßen und noch viel weniger an die Küsten, auch scheuen sie sich nicht, hohe Gebirgszüge schnurstracks zu überfliegen. Eine gewisse Vorahnung für bevorstehende meterologische Erscheinungen ist ihnen dabei ganz unverkennbar eigen, und wenn die Gänse in einer Gegend auffallend unruhig werden, viel umherschwärmen und schließlich in großen Kolonnen abziehen, so darf man sich mit Sicherheit auf einen bald eintretenden Witterungsumschlag gefaßt machen. Überschätzen darf man diese Begabung der Vögel freilich auch nicht, wie es sehr vielfach geschieht. Ich hatte auf der Kurischen Nehrung häufig Gelegenheit, diesbezügliche Beobachtungen anzustellen und habe gefunden, daß die Saatgänse einen Witterungsumschlag auf höchstens 24 Stunden, die meisten Wandervögel aber nur auf 8 bis 12 Stunden voraus zu empfinden vermögen, wo sie sich dann freilich schleunigst danach richten. Bei uns ist die Saatgans mehr Feld- wie Wasservogel und hält sich tagsüber mit Vorliebe auf großen Stoppeläckern oder Saaten auf, die hoch und frei, aber doch einigermaßen geschützt liegen, denn sie läßt ihre Sicherheit nicht gern außer acht. Haferstücke liebt sie ganz besonders; gern sieht sie es, wenn größere Teiche, Brücher, Seen oder Flüsse sich wenigstens in nicht allzu weiter Entfernung befinden. Gewisse Örtlichkeiten werden jedes Jahr mit großer Regelmäßigkeit von den Saatgänsen aufgesucht, resp. für längere Zeit als Raststationen benützt. Gegen den Seestrand scheinen sie eine gewisse Abneigung zu haben; so viele hunderte von Saatgänsen ich auch in jedem Herbste auf der Kurischen Nehrung beobachtete, so fielen selbige doch stets nur auf der Haffseite in den dort befindlichen Feldern ein, obgleich sie hier ungleich häufigeren Beunruhigungen ausgesetzt waren wie an der stilleren Seeseite, wo ich niemals eine sah.

Abends ziehen die Gänse ziemlich niedrig und mit lautem Geschrei zur Tränke, um auch, wenn sie es irgend haben können, auf dem Wasser zu übernachten. Zu diesem Behufe suchen sie aber ganz seichte Stellen zwischen Binsen und dergl. auf, wo sie womöglich noch stehen können. Erst wenn der Frost ihre Trink-, Bade- und Schlafplätze mit einer Eisrinde überzieht und stärkerer Schneefall ihre Lieblingsstellen auf den Feldern mit seinem weißen Leichentuche verhüllt, entschließen sie sich, weiter südwärts zu ziehen. In China, wo viele Saatgänse überwintern, sollen sie durch strenge Schonung so vertraut geworden sein, daß sie sich selbst innerhalb großer Städte an geeigneten Plätzen ganz ohne Scheu vor dem Menschen herumtreiben.

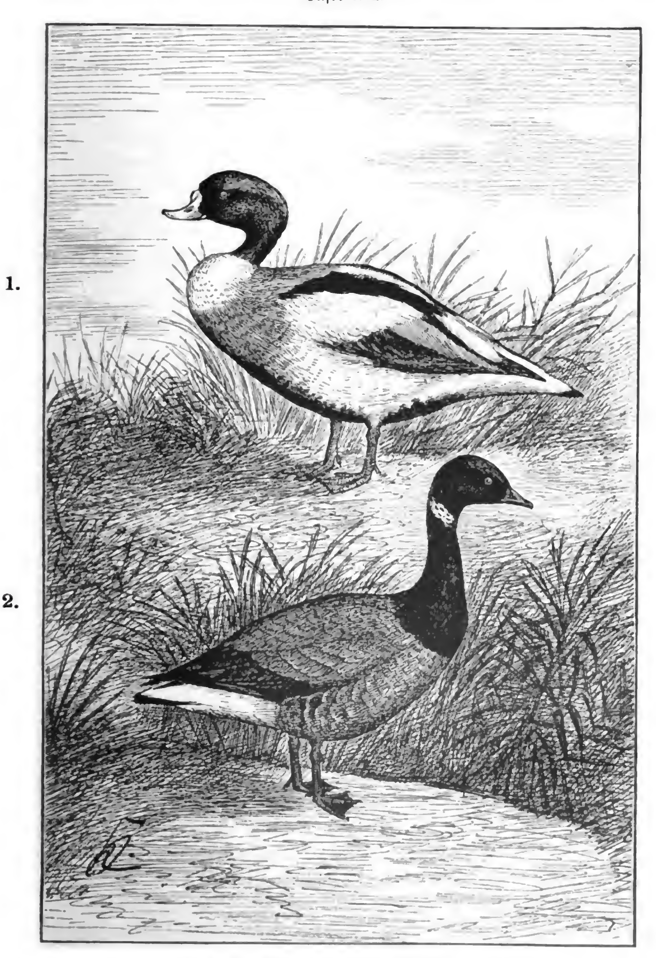
Bei uns gehören ganz im Gegensatze dazu die Saatgänse zu den vorsichtigsten und mißtrauischsten aller Vögel, die in dieser Hinsicht höchstens noch von den Trappen und Kranichen übertroffen werden dürften. Die Umsicht und Klugheit, welche sie menschlichen Nachstellungen gegenüber zu entfalten pflegen, muß wirklich bewunderungswürdig genannt werden. Wo sie sich nicht völlig sicher fühlen oder das Terrain nicht eine genügend weite Übersicht gestattet, stellen sie auf vorgeschobenen Posten Wachen aus, die unablässig die Gegend nach etwas Verdächtigem abspähen. Sie wissen ihnen gefährliche Menschen sehr wohl von ungefährlichen zu unterscheiden, trauen aber auch den letzteren nie ganz. Erstaunlich ist ihr Gedächtnis, und eine ihnen einmal zu Teil gewordene Lektion vergessen sie ihr ganzes Leben lang nicht und richten sich mit großem Scharfsinn künftig nach den dabei gemachten Erfahrungen. Besonders scharf ist ihr Gehör; das Gesicht dagegen nur am Tage, während sie des Nachts und schon während der Dämmerung nicht gut sehen, weshalb auch der Abendanstand beim Einfall mit die lohnendste Jagdart auf sie ist. Der Geruch dagegen ist recht schlecht bei ihnen ausgebildet, und aus diesem Grunde erscheint es auch ziemlich gleichgültig, ob man sie gegen den Wind oder mit demselben anschleicht. In Haltung und Bewegung gleicht die Saatgans so sehr der Graugans, daß ich diesbezüglich auf deren Lebensschilderung verweisen kann; im Stehen trägt sie sich wohl noch etwas zierlicher. Sie vermag so hurtig zu laufen, daß ein Mensch Mühe hat, sie einzuholen. „Beim Schwimmen,"

sagt Naumann, „sieht man sie oft sich auf den Kopf stellen, um mit dem Schnabel möglichst in die Tiefe zu reichen, wobei es nichts Seltenes ist, daß sie das Gleichgewicht verliert, überkippt und auf den Rücken fällt, darüber aber jedesmal gewaltig erschrickt, was sehr possierlich ist, weil sie den Kopf unter dem Wasser nicht sehen und hören kann, was über demselben vorgeht, daher wahrscheinlich glaubt, eine fremde, feindliche Gewalt habe sie umgestoßen." Im Fluge, der sehr rasch fördert, werden die Schwingen weit abgehalten, kräftig und schnell bewegt, Hals und Füße lang ausgestreckt. Das Auffliegen geschieht etwas schwerfällig und mit brausendem Geräusch, was beim Niederlassen noch viel ärger klingt und sich wie dumpfes, wirres Gepolter anhört. Wo diese Vögel an stillen Abenden zu tausenden und abertausenden auf dem Wasserspiegel einfallen, giebt dieses Flügelgedröhne im Verein mit ihrem vielstimmigen, lauten und auf das verschiedenartigste betonten Geschrei eine urwüchsige, wilde Naturmusik ab, die das Herz des im nahen Schilfe versteckten Jägers und Beobachters unwillkürlich rascher schlagen läßt. Schneller Schwenkungen ist der meistens geradeaus gehende Flug nur bis zu einem gewissen Grade fähig. Diese Gänse scheinen auch auf dem Zuge sich immer in Familien zusammenzuhalten, die sich nur höchst ungern trennen, und Naumann hat wohl Recht, wenn er angiebt daß bei ihren Flugformationen die kleinen Trupps, die eine einzige schräge Linie bilden, auch immer eine Familie darstellen, der sich unter Umständen auch noch einzelne versprengte Stücke angeschlossen haben. Ziehen 2 Familien zusammen, so bilden sie das schon beschriebene Dreieck, das sehr ungleichseitig wird, wenn noch eine dritte hinzu kommt, die dann ausschließlich hinter der ersten herfliegt u. s. w. Der an der Spitze des Zuges fliegende Vogel scheint stets der pater familias zu sein, was man schon an seiner tiefen und rauhen Stimme erkennen kann. Wo tausende von Saatgänsen zusammen hausen, was an günstigen Örtlichkeiten gar nichts seltenes ist, bilden sie doch nie eine geschlossene Masse, sondern immer nur diese kleineren Klubs, die auch beim Aufgehen stets gesondert bleiben. Da sie aber dann die gleiche Richtung halten und bemüht sind, eine breite Front herzustellen, so hat ihr massenhaftes Erscheinen stets etwas Heerartiges. So gesellig sie unter einander sind, so wenig sind

sie es gegen andere Schwimmvögel; ohne denselben gerade feindselig gegenüberzutreten, verharren sie doch in stolzer Gleichgültigkeit gegen sie, wo der Zufall sie einmal vorübergehend zusammenführte. Die Stimmlaute der Saatgans sind äußerst mannigfaltig, immer aber für ein einigermaßen geübtes Ohr von denen der Graugans zu unterscheiden. A. E. Brehm charakterisiert sie kurz und treffend folgendermaßen: „Ein murmelndes „Taddaddat" ist Unterhaltungslaut, ein kräftiges, tiefes „Keiak kaiaiah" der Warnungsruf der Männchen, ein höheres „Kaiäkäk kaiki kliwrä kjiik gik" derselbe Ruf der Weibchen, ein heiseres „Käng" der Ausdruck des Verlangens nach Wasser, lautes, gellendes Geschrei der des Schreckens oder Entsetzens, heiseres Zischen der hoher Erregung." Wo sie sich sicher wissen, sind die Saatgänse sowohl auf der Weide wie beim Wasser in fortwährendem Geplauder mit einander begriffen, verstummen aber mit emporgereckten Hälsen beim geringsten Zeichen von Gefahr, sodaß urplötzlich Totenstille an die Stelle des eben noch so lebhaften Gegrakels tritt. Auf dem Zuge haben sie sich gegenseitig immer etwas mitzuteilen, und beim Aufstehen sowie noch mehr beim Einfallen vollführen große Heere oft einen wahren Höllenspektakel.

Es ist erstaunlich, wie wenig sichere Angaben wir bisher erst über das Fortpflanzungsgeschäft der Saatgans besitzen, was z. T. in der nördlichen Lage ihrer Brutplätze begründet ist. Das wenige, was wir darüber wissen, verdanken wir größtenteils dem verdienten russischen Forschungsreisenden v. Middendorf, der die Saatgans am unteren Taimyr nistend antraf. Daraus geht hervor, daß sie Ende April oder Anfang Mai auf ihren Brutplätzen eintrifft, hier nach Art der Graugans auf Stubben im Sumpfe und Morast ein Nest erbaut und dasselbe Ende Mai oder Anfang Juni mit 7 bis 10 Eiern belegt, die ganz denen der Graugans gleichen, aber um $1/2$ cm kürzer zu sein pflegen. Ein Nest fand der genannte Forscher auf dem Gipfel eines kegelförmigen Grashügels $3 1/2$ m über dem Wasserspiegel eines dicht vorbeifließenden Flusses. Vor Raubvögeln hat die Saatgans eine entsetzliche Angst, namentlich vor ihrem Hauptfeinde, dem Seeadler. Kann sie nicht mehr tieferes Wasser erreichen und sich hier durch Tauchen retten, so wirft sie sich bei seinem Herannahen mit ausgebreiteten Schwingen

Tafel III.



1. **Brandente** (Tadorna damiatica).
2. **Ringelgans** (Branta bernicla).

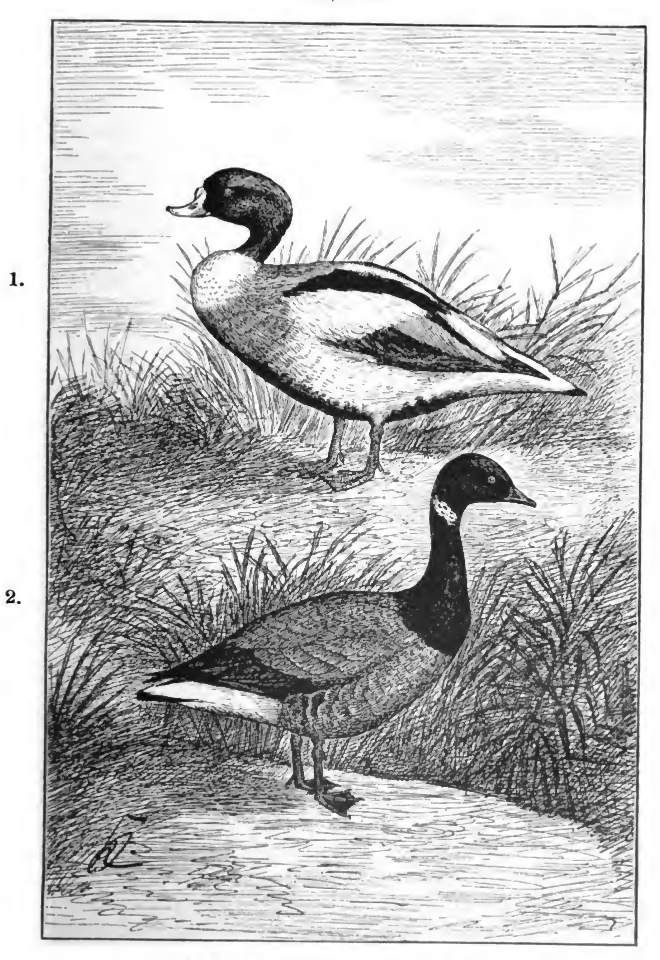
sie es gegen andere Schwimmvögel; ohne denselben gerade feindselig gegenüberzutreten, verharren sie doch in stolzer Gleichgültigkeit gegen sie, wo der Zufall sie einmal vorübergehend zusammenführte. Die Stimmlaute der Saatgans sind äußerst mannigfaltig, immer aber für ein einigermaßen geübtes Ohr von denen der Graugans zu unterscheiden. A. E. Brehm charakterisiert sie kurz und treffend folgendermaßen: „Ein murmelndes „Taddaddat" ist Unterhaltungslaut, ein kräftiges, tiefes „Keiak kaiaiah" der Warnungsruf der Männchen, ein höheres „Kaiäkäk kaiki kliwrä kjiik gik" derselbe Ruf der Weibchen, ein heiseres „Käng" der Ausdruck des Verlangens nach Wasser, lautes, gellendes Geschrei der des Schreckens oder Entsetzens, heiseres Zischen der hoher Erregung." Wo sie sich sicher wissen, sind die Saatgänse sowohl auf der Weide wie beim Wasser in fortwährendem Geplauder mit einander begriffen, verstummen aber mit emporgereckten Hälsen beim geringsten Zeichen von Gefahr, sodaß urplötzlich Totenstille an die Stelle des eben noch so lebhaften Gegrakels tritt. Auf dem Zuge haben sie sich gegenseitig immer etwas mitzuteilen, und beim Aufstehen sowie noch mehr beim Einfallen vollführen große Heere oft einen wahren Höllenspektakel.

Es ist erstaunlich, wie wenig sichere Angaben wir bisher erst über das Fortpflanzungsgeschäft der Saatgans besitzen, was z. T. in der nördlichen Lage ihrer Brutplätze begründet ist. Das wenige, was wir darüber wissen, verdanken wir größtenteils dem verdienten russischen Forschungsreisenden v. Middendorf, der die Saatgans am unteren Taimyr nistend antraf. Daraus geht hervor, daß sie Ende April oder Anfang Mai auf ihren Brutplätzen eintrifft, hier nach Art der Graugans auf Stubben im Sumpfe und Morast ein Nest erbaut und dasselbe Ende Mai oder Anfang Juni mit 7 bis 10 Eiern belegt, die ganz denen der Graugans gleichen, aber um $1/2$ cm kürzer zu sein pflegen. Ein Nest fand der genannte Forscher auf dem Gipfel eines kegelförmigen Grashügels $3 1/2$ m über dem Wasserspiegel eines dicht vorbeifließenden Flusses. Vor Raubvögeln hat die Saatgans eine entsetzliche Angst, namentlich vor ihrem Hauptfeinde, dem Seeadler. Kann sie nicht mehr tieferes Wasser erreichen und sich hier durch Tauchen retten, so wirft sie sich bei seinem Herannahen mit ausgebreiteten Schwingen

Tafel III.

1.

2.



1. **Brandente** (Tadorna damiatica).
2. **Ringelgans** (Branta bernicla).

und lang vorgestrecktem Halse platt auf die Erde nieder und mag so manchesmal von dem in stolzer Höhe sein Revier durchziehenden König der Lüfte übersehen werden. Selbst Habichte und Wanderfalken stellen diesen großen Gänsen mit Erfolg nach. Auf dem Zuge fällt so manche versprengte oder irgendwie beschädigte dem Fuchs zum Opfer, der nach ihrem Fleische ganz besonders lüstern sein soll.

Die Nahrung der Saatgaas ist eine rein vegetabilische. Wenn ihre Scharen im Herbste bei uns einrücken, suchen sie zunächst die Stoppelfelder auf, um hier die bei der Ernte verstreuten Körner zusammen zu lesen, wobei sie Gerste und Hafer vor allem bevorzugen. Wird hier das Futter allmählich knapp, so siedeln sie nach den Saatfeldern über, wo inzwischen die grüne Wintersaat hervorgesprossen ist, die sie mit großer Gier abweiden, indem sie sich förmlich damit vollpfropfen und dann ersichtlich träger und schwerfälliger werden. Im Frühjahr halten sie sich an die frisch ausgesäten und nicht genügend untergeackerten Körner. Während des Sommers suchen sie ihre Aesung mehr im Bruch und Morast, wo sie seichte Stellen fast nach Art der Schweine durchwühlen und hier die zarten Binsenspitzen abweiden oder Schilf- und Rohrwurzeln benagen, für welch letztere Thätigkeit sie eine große Vorliebe haben. Dieses Nagen verrichten sie mit den scharfen Nagelschneiden des Schnabels und unter einer fast schnurrenden Bewegung der Kinnladen, während das Abbeißen der Blätter &c. zwischen den gezähnelten Seitenrändern erfolgt. Da sie auch allerlei andere Pflanzen, Klee, Gänsedisteln und die verschiedensten Unkräuter verzehren, so ist ihr Tisch fast immer reichlich gedeckt, und sie leiden so leicht nicht Mangel. Auf den großen Moosmooren des südöstlichen Sibirien sollen sie sich im Sommer fast ausschließlich von Blaubeeren ernähren. Wo sie in größeren Scharen aufzutreten pflegen, vermögen sie auf den Feldern durch das Abweiden der Saat recht merklichen Schaden anzurichten, zumal sie die für den Besitzer jener recht unangenehme Angewohnheit haben, immer und immer wieder zu denselben Plätzen zurückzukehren, so lange es dort noch etwas für sie zu holen giebt. Doch lassen sie sich schon durch blinde Schüsse leicht verscheuchen. Ihr Wildpret ist je nach dem Alter des Vogels von sehr verschiedener Güte; dasjenige junger Herbst-

vögel ist zart und von angenehmem Wildgeschmack und giebt eine gute Portion vortrefflichen Schmalzes ab. Die Alten dagegen sind so trocken, zähe und streng schmeckend, daß selbst alles Beizen und Durchfrierenlassen keinen genießbaren Braten aus ihnen herstellen kann, und man den üblen Nachgeschmack durch in der Bauchhöhle mitgebratene und dann wegzuwerfende Rüben nach Möglichkeit ausziehen muß, was aber doch nie ganz gelingt. Recht gut sind die Federn zum Füllen von Kissen und Betten zu verwenden, und werden selbige in dieser Beziehung mit Recht höher geschätzt wie die der Hausgänse. Die Schwingen geben ausgezeichnete Flederwische, und die einzelnen Federn derselben vorzügliche Gänsekiele. Die Jagd auf diese scheuen Vögel verlangt einen in jeder Beziehung tüchtigen und durchaus mit ihren Lebensgewohnheiten vertrauten Weidmann. Wenn sie frei und scharenweise auf den Feldern stehen oder weiden, so ist bei ihrer großen Vorsicht und Wachsamkeit das Anschleichen auch nur auf sichere Kugelschußweite ungemein schwierig und nur in den seltensten Fällen zum Ziele führend, falls nicht einige tief eingeschnittene Gräben eine unbemerkte Annäherung erlauben, in welchem Falle bisweilen sogar mehrere Schützen die Gänseschar umstellen und sie gehörig dezimieren können, wenn die Vögel anfangen unruhig zu werden und nun niedrig und zunächst noch planlos hin und her schwärmen. Einen Reiter oder Wagen halten sie meist auf Büchsenschußweite aus, letzteren auch näher, wenn er ein Verdeck trägt und Kutscher und Jäger so hinter demselben sitzen, daß sie von den Gänsen nicht gesehen werden können. Manche Jäger versuchen sich auch mit mehr oder weniger Erfolg in allen möglichen Verkleidungen an die Gänse heran zu pirschen, weil diese erfahrungsgemäß vor ihnen harmlos erscheinenden Personen weit weniger Furcht zeigen; so gehen manche als Bauern, Fischer, Viehtreiber oder Frauenzimmer verkleidet, wobei es namentlich darauf ankommt, das Gewehr nicht sehen zu lassen und sich den Vögeln möglichst unauffällig, ohne sich nach ihnen umzusehen und scheinbar absichtslos zu nähern, und noch andere lassen sich zwischen Strohbündeln versteckt auf Handkarren heranfahren. Zu berücksichtigen bleibt aber dabei immer, daß die Gänse einen sehr starken Schuß vertragen, und daß man deshalb gut thut, bei einigermaßen größerer Entfernung mit Schrot Nr. 00 auf

sie zu schießen, falls man nicht überhaupt zur Büchse greifen will. Wer eine zahme Saatgans besitzt und diese daran gewöhnt hat, eine Fessel am Fuße zu tragen, kann selbige mit Erfolg als Lockvogel verwerten, indem er sie auf freiem Felde anbindet, Körnerfutter daneben streut und sich in schußgerechter Entfernung versteckt. Auf die Stimme des Lockvogels hin pflegen die Saatgänse denselben wenigstens dicht zu umkreisen und so im Fluge zum Schuß zu kommen, wenn sie auch in der Regel zu mißtrauisch sind, als daß sie sich bei dem Gefesselten niederlassen möchten. Wo man ihre Lieblingsplätze und das Terrain recht gut kennt, kann man sie sich auch zutreiben lassen oder sie an trüben und nebligen Tagen, wo sie besonders niedrig zu fliegen pflegen, auf dem Hin- und Herstriche erlauern. Wer ihre Schlafplätze im Wasser genau kennt, kann oft auch aus der herrschenden Windrichtung berechnen, daß und wo sie gegen Morgen in die Nähe des Ufers getrieben werden und sie hier in verdeckter Stellung abpassen. Die lohnendste und unterhaltendste, freilich aber auch die beschwerlichste und anstrengendste Jagdart bleibt immer der Anstand auf dem Abendeinfall. Man kann sich die Beschwerlichkeiten desselben aber dadurch sehr erleichtern, daß man an den erfahrungsgemäß besten Stellen Tonnen im Moraste eingräbt, in welchen der Schütze wenigstens einigermaßen trocken und auch gedeckt steht, sodaß er sich nicht fortwährend beim Anrücken neuer Gänsekolonnen zu bücken und zu ducken braucht. Sehr zu statten kommt bei dieser Jagdart der Umstand, daß die Gänse in der Dämmerung auffallend schlecht sehen. Die polternden Flügelschläge der einfallenden Heere, ihr Plätschern, Plantschen und Schreien macht vielen Spaß und entschädigt den Naturfreund reichlich für die nicht geringen Unannehmlichkeiten des nächtlichen Heimwegs durch den trügerischen Sumpf. Feuert man endlich sein Gewehr zwischen die dicksten Massen ab, so entsteht ein betäubender Lärm, ein entsetzliches Wirrwarr und die aufs höchste erschrockenen Vögel sind oft so bestürzt, daß man noch mehrmals laden und feuern kann, ehe sie zu sich kommen und das Weite suchen. Gefangene Saatgänse, die man öfters auf ländlichen Gehöften sieht, gerieten gewöhnlich durch leichtere Schußverletzungen lebend in die Gewalt des Menschen, indem eine bestimmte und einträgliche Fangmethode

für diese schlauen Vögel nicht bekannt ist. Ich glaube aber, daß sie sich kettenweise auf dieselbe Weise überlisten ließen wie die Krähen auf der Kurischen Nehrung, also durch große Decknetze, nachdem sie vorher durch Lockvögel und Futter geködert wurden. Anfänglich benehmen sie sich in der Gefangenschaft sehr schüchtern und verkriechen sich ängstlich in die entferntesten und dunkelsten Winkel, später aber werden sie rasch und völlig zahm, kommen auf den Ruf oder auf ein bestimmtes Zeichen herbei, lassen sich aus den Händen füttern, streicheln u. s. w. Den frei herum laufenden muß man aber regelmäßig die Schwingen beschneiden, da sie sich sonst bei aller Anhänglichkeit an ihren Futterherrn im Herbste nur zu gern den durchziehenden Scharen ihrer wilden Artgenossen anschließen, um auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. In einen Stall eingesperrt halten sie sich nicht gut; am besten da, wo man ihnen einen kleinen Teich zur Verfügung stellt, auf dem man sie auch während des Winters belassen kann, wenn man nur durch Aufhacken des Eises für die nötigen freien Wasserblänken sorgt, da sie gegen den Frost selbst vollkommen unempfindlich sind. Die Fütterung bestehe aus allerlei Getreide und zerschnittenen Gelbrüben, die sie sehr lieben; außerdem muß man ihnen aber auch noch freie Grasweide gewähren. Zur Fortpflanzung sind sie nur schwer zu bringen, jedenfalls bei weitem nicht so leicht wie die Graugänse. Gegen letztere tragen sie auch in der Gefangenschaft eine auffallende Abneigung zur Schau, die sich nicht selten bis zu offenen Feindseligkeiten steigert, während sie sich mit den verschiedensten Entenarten viel besser vertragen, freilich auch ohne sich irgendwie inniger an dieselben anzuschließen. Bei einigermaßen guter Verpflegung dauern sie 20 bis 25 Jahre aus, wie diese Vögel überhaupt ein sehr hohes Alter erreichen zu können scheinen.

Die kurzschnäblige Gans

(Anser brachyrhynchus *Baill.*).

Zu den vielen heiklen Arten der Gänsegruppe, welche noch einer klaren, systematischen Darlegung harrt, gehört auch die

obige Art, die jedenfalls zu den seltensten Erscheinungen in unserem Vaterlande zählt. Zweifelsohne steht sie der Saatgans sehr nahe, und soweit meine eigenen, sehr geringen Erfahrungen reichen, möchte ich sie derselben am liebsten als Subspecies beiordnen, habe dies aber doch nicht gewagt, da ich mich dadurch in Gegensatz zu berühmten Ornithologen versetzen würde, denen bei der Beurteilung dieser Frage ein weit größeres und umfassenderes Material zu gebote stand, wenngleich es wohl den allerwenigsten auch von ihnen vergönnt gewesen sein dürfte, die kurzschnäblige Gans lebend und in freier Natur zu beobachten.

Dieser Vogel, welcher auch als Rotfußgans, sibirische oder rosenfüßige Gans bekannt ist, unterscheidet sich, wie schon sein Name besagt, von der ihm sonst sehr ähnlichen Saatgans hauptsächlich durch seinen auffallend kurzen und dicken Schnabel, sowie durch die schön rosenrote Färbung seiner Füße. Die Farbe des Schnabels ist schwarz, sein Querband ebenfalls rosenrot. Ferner ist brachyrhynchus ständig kleiner wie segetum und auf der Oberseite von beträchtlich dunklerer Färbung, was namentlich an Kopf und Hals hervortritt, während auf Stirn und Kinn sich öfters kleine weiße Fleckchen befinden.

Als Heimat dieser interessanten Gans ist bisher nur Spitzbergen bekannt. Im Winter erscheint sie auf dem Striche in Centraleuropa, aber überall selten, am ehesten noch an den Küsten. Doch erscheint es nicht ausgeschlossen, daß sie Deutschland und auch das Innere des Landes öfter besucht, als man glaubt, und nur wegen zu geringer Schulung der Beobachter übersehen und nicht erkannt wird. So sind mir z. B. aus der Bartschniederung von sonst sehr scharf und zuverlässig beobachtenden und die anderen dort vorkommenden Gänsearten genau kennenden Jägern wiederholte und übereinstimmende Mitteilungen gemacht worden, daß rosenfüßige Gänse dort alljährlich vorkämen, was auch im Hinblick darauf, daß diese Art schon für Österreich-Ungarn nachgewiesen wurde, nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Da ich aber bisher noch kein Belegexemplar bekommen konnte, gebe ich diese Mitteilung nur mit allem Vorbehalte. Unsere Jägerei aber möge doch auf so seltene und zweifelhafte Gäste ein aufmerksames Auge haben! In der Naturgeschichte dieser Art dürfte sich abgesehen von ihrer Vorliebe für den Seestrand wenig auffinden lassen, worin sie sich wesentlich von der Saatgans unterschiede.

Die Graugans (Anser ferus *Brünn.*).
(= Anser cinereus *Meyer*).
Tafel II, Figur 2.

Wie viel man durch eine rationelle Behandlung ausgedehnter Teichgebiete und durch weidmännische Pflege größerer Wasserjagden zu erreichen, wie sehr man dadurch den sonst überall im Sinken begriffenen Bestand des Wasserfederwildes zu heben vermag, davon hat mir während meiner ornithologischen Praxis die herrliche Bartschniederung in Schlesien den besten und schlagendsten Beweis geliefert, wo insbesondere auf den Besitzungen des Fürsten von Hatzfeld-Trachenberg geradezu mustergültige Verhältnisse herrschen, deren Nachahmung nicht dringend genug empfohlen werden kann. Jene Gegend ist deshalb heute in unserem überkultivierten Vaterlande neben der litthauischen Niederung wohl der bestbesuchte Zufluchtsort des durch die Verhältnisse hart bedrohten Sumpf- und Wasserwildes, und das Herz geht einem auf und wird einem weit, wenn man im leichten Kahn dort über die Teiche fährt und sich umschwirrt und umkreischt sieht und fühlt von unzähligen bunten Vogelgestalten. Aber tiefe Wehmut ergreift uns, wenn wir bedenken, wie wenige derartige Örtlichkeiten es noch bei uns giebt. Durch nichts können die gesegneten dortigen Verhältnisse vielleicht besser illustriert werden als durch die Abschußziffern der auf den alljährlichen Wasserjagden im Juli erlegten Graugänse, die dort noch in großer Menge brüten. Daß von 10 Schützen an einem Tage 4—500 Gänse geschossen werden, ist keine Seltenheit, aber in besonders günstigen Jahren sind auch schon über 900 erlegt worden. Als ich diese erstaunlichen Zahlen zuerst in den ornithologischen Blättern bekannt machte, begegneten sie fast allgemein lebhaftem Mißtrauen und ungläubigem Kopfschütteln. Man hielt solchen Vogelreichtum innerhalb der deutschen Grenzpfähle für unmöglich. Seither sind verschiedene Ornithologen auf meine Anregung hin dort gewesen, haben meine Angaben bestätigt gefunden und die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt. Und eben diese letzteren sind es, welche das Wunderbare erklärlich machen. Aber wie wird dort auch gewirtschaftet, wie zur Brutzeit geschont! Kein Schuß darf während derselben auf oder an den Teichen fallen, sämtliche

Kähne sind fest gekettet und unterliegen der schärfsten Kontrolle, sodaß niemand die Brutplätze betreten und stören kann. Auch werden von den vielen Teichen jährlich nur wenige auf Gänse abgejagt, diese allerdings sehr gründlich im Juli, wo die Jungen noch nicht ganz flügge sind und die Alten der Mauser wegen größtenteils ebenfalls nicht ganz fliegen können.

Die Größe der Graugans ist die einer mittelmäßigen Hausgans, denn sie erreicht eine Länge von 98, eine Flugbreite von 170 cm und ein Gewicht von 9—12 Pfund. Sie gilt allgemein und wohl mit Recht als die Stammmutter unserer Hausgans, mit der sie sowohl im Äußeren wie in ihren Eigenschaften noch sehr viel gemein hat. Obgleich aber häufig Hausgänse vorkommen, welche ganz die Färbung der wilden haben, sind sie doch an ihrer ganz anderen Haltung sofort zu erkennen, denn sie erscheinen viel plumper und schwerfälliger und werden durch einen mehr oder minder ausgebildeten häßlichen Hängebauch entstellt. Die Geschlechter sind bei der Graugans ganz gleich gefärbt, und nur in der Größe stehen die Weibchen etwas hinter den Männchen zurück; meist haben letztere im Alterskleide auch mehr schwärzliche Federchen auf der Brust eingestreut wie jene. Hinsichtlich des Schnabels ist mit Bezug auf die Unterscheidung von anderen großen Gänsearten vor allem zu bemerken, daß er nie etwas Schwarzes an sich hat. Er sieht vielmehr seiner ganzen Ausdehnung nach sehr blaßorangefarbig aus und besitzt einen weißlichen Nagel. Die Füße sind lichtfleischrot gefärbt, bei jüngeren Individuen mit einem Stich ins gelbliche. Die Augen haben fleischfarbene Lider und eine dunkelbraune Iris. Werfen wir einen Blick auf das Gesamtgefieder im Alterskleide, so tritt uns als Hauptfarbe ein eigentümliches, abgedunkeltes Grau, das sogenannte „Gänsegrau" entgegen, zu dem sich bei dieser Art aber auch viel Aschgrau gesellt. Letztere Farbe bedeckt in heller Ausprägung den ganzen Unterrücken, Unterflügel und einen breiten Rand des Oberflügels. Bürzel, Unterbauch und Unterschwanzdeckfedern sind weiß. Die lichtgelblichgraue Unterseite zeigt eine spärliche und unregelmäßige Zeichnung durch kleine braunschwarze Fleckchen. Die obersten Tragfedern haben breite weiße Innenkanten und bilden dadurch einen weißen Streifen rings um den ruhenden Flügel. Kopf, Hals und die ganze Oberseite sind bräunlichgrau, die Federn der letzteren aber mit lichteren Käntchen, was sich streifenartig anordet. Schwung- und Steuerfedern sind schwarzgrau mit weißen Schäften, letztere auch mit weißen Spitzenkanten, die namentlich auf der Unterseite hervortreten und vom mittelsten Paare an nach außen zu an Ausdehnung ständig zunehmen. Im Jugendkleide erscheint die Gesamtfärbung düsterer und dunkler, und die schwärzlichen Fleckchen auf der Brust fehlen gänzlich. Das haarige Dunenkleid ist oben düsterolivengrün, unten semmelgelb und an den Seiten grünlichgelb. Äußerlich sind die dasselbe tragenden Flaumjungen gar nicht von denen der Hausgänse zu unterscheiden, der geübte Blick des aufmerksamen Beobachters aber findet sie doch sofort an ihrem stakelbeinigen Gange, ihrer würdevolleren Haltung und ihren weniger tölpelhaften Bewegungen heraus.

In Jägerkreisen heißt die Graugans auch Wildgans, große Gans, Stamm-, März-, Sommer-, Hagel-, Heck- oder Blaugans. Als Brutvogel gehört diese Art der nördlichgemäßigten Zone von Mittel- und Osteuropa sowie ganz Asien an und lebt im allgemeinen zwischen dem 45. und 70. Breitengrade. Auf der skandinavischen Halbinsel geht sie nur bis ins mittlere Schweden hinauf, während Brehm sie am Ob noch viel weiter nördlich antraf. Den Polarkreis überschreitet sie nur an sehr wenigen Stellen und dann meist im Verlaufe von Meeresküsten, die ihren das Klima mildernden Einfluß dabei zur Geltung bringen mögen. Sehr häufig ist sie in Ungarn, angeblich auch in der Dobrudscha, besonders aber in allen geeigneten Landstrichen des europäischen Rußland und des südlichen Sibirien. Bei uns in Deutschland wird sie leider von Jahr zu Jahr seltener, weil der für sie als Brutplätze geeigneten Brücher und Sümpfe unter dem Einflusse der alles nivellierenden Kultur immer weniger werden, und die übrigbleibenden zu vielen Beunruhigungen ausgesetzt sind. Da ist es denn kein Wunder, wenn sie sich an solchen Zufluchtsplätzen, wie sie ihr die Bartschniederung noch bietet, in ganz unglaublicher Menge zusammendrängt. Nächst Schlesien ist sie noch in Schleswig-Holstein und Ostpreußen häufig, auch in Mecklenburg, Pommern nnd der Mark zu finden, aber im südlichen und westlichen Deutschland gehört sie schon zu den großen Seltenheiten. Gegen das Meer hat sie keine solche Abneigung wie die Saatgans, und wenn sie sich auch nicht gerade gern am eigentlichen Seestrande aufhält, so bewohnt sie doch vorzugsweise hinter demselben gelegene Teiche und Brücher und bringt dann mit Vorliebe die Mauserzeit, während welcher sie eine Zeit lang ganz flugunfähig ist, auf offener See in sicherer Entfernung von dem gefährlichen Lande zu. Dagegen hat sie einen Widerwillen gegen breite und tiefe Ströme ohne Pflanzenwuchs, während ich sie andererseits auf kleinen, versumpften und dicht mit Wasserpflanzen besetzten Flüssen oft und zahlreich gefunden habe, auch zur Brutzeit. Ihr eigentliches Wohngebiet aber stellen in stillen und einsamen Gegenden gelegene mittelmäßige oder große Teiche mit reicher Flora von Schilf, Binsen und dergleichen dar, ferner seichte Seen, ausgedehnte Sümpfe, Brücher und Moräste mit freien Stellen

dazwischen und ähnliche Örtlichkeiten. Wenn dieselben in der Nähe von Weiden, Wiesen und Feldern liegen, von Weiden und Erlen umsäumt sind und kleine, schwer zugängliche und selten betretene Inselchen mit recht dichtem Pflanzenwuchs umschließen, so ist es ihr doppelt angenehm. Für uns ist die Graugans ein Zugvogel und im Frühjahr einer der ersten Lenzesboten, da sie schon Ende Februar oder Anfang März sich mit fröhlichem Geschrei auf ihren Brutplätzen einstellt. Der Wegzug dagegen vollzieht sich in sehr gemütlichem Tempo während des August und September ganz unmerklich und allmählich. Bezüglich der Wanderungen dieses Vogels bleibt noch vieles aufzuklären. So viel aber scheint festzustehen, daß sie sich streng an bestimmte Zugstraßen bindet, und daß ihre Zugrichtung eine ausgesprochen südöstliche ist, da südwestlich von uns nur ganz vereinzelte bemerkt werden, während in der europäischen und asiatischen Türkei, auf dem Kaspisee, im nördlichen Indien und in China viele überwintern. Sie bilden bei ihren Wanderungen nicht so große Gesellschaften wie die Saatgänse, sondern nur Trupps von 1—3 Familien, nehmen die schon bei jenen beschriebene Flugordnung an, ziehen aber mehr am Tage und weniger des Nachts.

Wer sich der geringen Mühe unterziehen will, unsere so sehr mit Unrecht als dumm verschrieenen Hausgänse in ihren Stellungen, Bewegungen, Gewohnheiten und geistigen Lebensäußerungen eingehender zu beobachten, der lernt damit zugleich auch diejenigen der Graugans kennen, wenn er sich das Tölpelhafte des Haustieres in das unwillkürlich Zierlichere, Freiere, Gewandtere und Stolzere des Naturkindes zu übersetzen versteht. Charakteristisch für die Wildgans ist insbesondere, daß sie den Schwanz schwimmend wie stehend und laufend stets wagerecht trägt und bei ersterem den Hals fast nach Schwanenart krümmt, d. h. mehr in die S-Form bringt. Laufen können die wilden Gänse erheblich schneller und gewandter als die zahmen, halten es aber nicht so lange aus. Im Vergleich zu anderen Wildgänsen erscheint die Graugans freilich noch immer plump, was namentlich im Fluge hervortritt, wo sie die Schwingen weniger rasch und kräftig bewegt und eine deutliche Anlage zum Hängebauch erkennen läßt. Auch im Schwimmen steht sie ihren Verwandten nach, und das Tauchen versteht sie nur unvoll-

kommen und nur auf kurze Strecken, macht davon auch niemals bei der Nahrungssuche, sondern lediglich in Augenblicken der Gefahr Gebrauch. Die Dunenjungen sind in dieser Beziehung den Alten fast überlegen und suchen sich allen Gefahren lediglich tauchend zu entziehen. Das Auffliegen wie das Niederlassen geschieht mit sausendem und polterndem Getöse, was an stillen Abenden weithin vernehmbar ist, aber doch nie so imposant wirkt wie bei der Saatgans, weil sich die Graugänse eben nie in so großen und geschlossenen Gesellschaften zusammenhalten; dafür hängen die einzelnen Familienmitglieder um so inniger aneinander, was sich auch bei den Flugordnungen deutlich zu erkennen giebt. Wenn sie paarweise von einem Teiche zum anderen ziehen, so ist stets der vordere Vogel das Weibchen. Anderen Wasservögeln gegenüber zeigen sie sich zwar durchaus friedfertig, aber gleichgültig und wenig gesellig, und insbesondere wird die merkwürdige Abneigung, welche die Saatgänse gegen sie haben, auch ihrerseits voll und ganz erwidert. Nur zu den zahmen Dorfgänsen, die draußen frei weiden, fühlen sie sich hingezogen, mischen sich freiwillig unter sie und fangen bisweilen Liebesbandeleien mit den Dorfschönen an, die auch nicht ohne Folgen bleiben. Man kennt Fälle, daß solche verliebte Wildganter sich trotz ihrer sonstigen Schlauheit mit ihrer Angebeteten in der Gänseherde bis dicht vors Dorf treiben ließen, wo ihnen dann aber die Sache doch zu unheimlich wurde, so daß sie sich im letzten Augenblick wieder drückten wie ein ehescheuer Junggeselle vor dem Traualtar. Dem Menschen gegenüber sind sie überhaupt von einem grenzenlosen Mißtrauen erfüllt und zeigen in ihrem Benehmen gegen diesen fast ebenso viel berechnende Klugheit und Umsicht wie die Saatgänse. Ganz so scheu wie diese sind sie aber doch nicht, und nach meinen Erfahrungen lassen sie z. B. einen Reiter oder einen Wagen auch ohne ein den Schützen verbergendes Verdeck in den meisten Fällen schußrecht ankommen, sich auch häufig von einem mit dem Stoßruder recht leise und geräuschlos vorwärts getriebenen Kahn überraschen. Wenn Liebe und Eifersucht im Frühling des Gänserichs leicht entflammtes Herz erfüllen, setzt er sich gewaltig in Positur. Mit plumper Grandezza schreitet er dann ganz stolz und gravitätisch einher und dünkt sich gewiß ebenso schön und unwiderstehlich wie der Gardelieutenant mit seinem Monocle

„unter den Linden“. Boshafte Nebenbuhler giebt's aber auch unter den Gänsen, und Duelle sind auch hier an der Tagesordnung, ohne jedoch so viel Staub aufzuwirbeln wie bei den Menschen. „Die beiden Kämpfer“, so schildert Naumann sehr anschaulich, „packen sich wütend bei den Hälsen und schlagen mit den Flügeln so heftig aufeinander los, daß man die Schläge weithin hört und so lange, bis einer losläßt, was nur erfolgt, wenn er völlig erschöpft ist. Die Weibchen stehen gewöhnlich dicht daneben und schwatzen unter Verneigungen des ausgestreckten Halses eifrig darein, wobei sich jedoch nicht deuten läßt, ob ihr hastiges und wiederholtes „Taahtahtat tahtat tatatat“ die Kämpfer aufmuntern oder abmahnen soll“. Die Stimme ist der verschiedensten Modulation fähig, immer aber derjenigen der Hausgans so ähnlich, daß selbst das geschärfte Ohr des Kenners sie oft kaum an ihrem durchdringenderen Tone unterscheiden kann. Der gewöhnliche Unterhaltungslaut ist ein sehr schnelles, plapperndes „Tattattat“, der Lockton ein lauteres „Kaahkahkak“, im Fluge auf der Wanderung auch ein schallendes „Kihkak“. In freudiger Aufregung schreien sie „Kaahkahkak kahkak kakakakahkak“. Der Parungsruf ist ein gellender Trompetenton wie „Tähng“. Im Zorn zischen sie, und die Dunenjungen piepen, bis sie eine seltsam überschnappende Stimme und noch später die Sprache der Alten bekommen.

Die Graugänse werden erst im zweiten Jahre ihres Lebens brutfähig. Die einjährigen Jungen halten sich aber doch den ganzen Sommer über immer in der nächsten Nachbarschaft des Brutplatzes auf und bilden hier im Verein mit solchen Alten, die sich wegen allzu großer Veränderungen ihrer Nistorte nicht zum Brüten entschließen konnten oder durch irgend welche Unglücksfälle um ihre Nachkommenschaft gebracht wurden, die Trupps der sogenannten Gelt- oder Giestegänse. Die ganz alten Vögel kommen schon gepart auf den Brutteichen an und schreiten hier unverzüglich zum Nisten, während die zweijährigen sich erst ein Weibchen erkämpfen und einen Nestbezirk erobern müssen und sich dadurch um 8 bis 14 Tage im Fortpflanzungsgeschäfte verspäten. Die einzelnen Nistbezirke sind aber auf größeren Teichen nur klein und werden es im Laufe der Zeit immer mehr, da eben der günstigen Brutplätze von Jahr zu Jahr weniger werden und die Gänse dadurch naturgemäß

genötigt sind, auf den übrig gebliebenen um so enger zusammenzurücken. Bei manchen sehr stark mit Gänsen besiedelten Teichen, der Bartschniederung z. B., kann man schon fast von einem kolonieenweisen Brüten derselben reden. Manche Pärchen lieben es aber auch, auf kleinen und abgelegenen Teichen ganz für sich in undurchdringlicher Schilfwildnis zu hausen. Haben sich die Paare erst einmal gefunden, so halten sie für ihr ganzes Leben auf das innigste zusammen, und namentlich der Ganter geberdet sich beim Verluste seiner Gattin ganz untröstlich, während letztere sich im umgekehrten Falle rascher schadlos zu halten weiß und bei dem Überflusse an Männchen immer bald einen neuen Ehegesponsen findet. Die Begattung wird in der Regel früh morgens vollzogen, häufiger im Wasser wie auf dem Lande und von dem glücklichen Männchen dann durch laute Trompetentöne der ganzen Umgebung verkündigt, wenigstens wo es sich sicher fühlt. Wenn Naumann und Brehm angeben, daß die Gelege schon im März vollzählig sind, so muß ich gestehen, daß ich sie stets erst im April gefunden habe; vielleicht wirken hierbei Verhältnisse lokaler Art fördernd oder verzögernd mit ein. Das Nest steht immer weit vom Ufer an recht abgelegenem Plätzchen zwischen dichtem und schützendem Schilfwuchs und stellt sich dar als ein zwar ziemlich umfangreicher, aber nur lose aufeinander gehäufter Bau von Rohr- und Schilfstrünken, Schilf- und Binsenblättern und dergleichen, welche Materialien nach oben zu feiner werden und hier eine tiefe Mulde bilden. Durch die Benützung wird dieses Nest sehr zusammengedrückt und ragt deshalb beim Ende der Brutzeit kaum noch handhoch über die Wasserfläche hinaus, um bald darauf gänzlich zu zerfallen. Der Nestbau sowie die 28 Tage lang währende Bebrütung sind ausschließlich Sache des Weibchens, während das Männchen zwar nicht selbst mithilft, aber deutlich sein lebhaftes Interesse an alledem zu erkennen giebt, stets in der Nähe der Gattin weilt, selbige bei ihren Ausflügen auf Schritt und Tritt begleitet und unablässig für ihre Sicherheit wacht. Doch überkommt selbst die so zärtlich scheinenden Ehemänner bisweilen ein Gefühl der Langeweile, wenn die Geliebte brütend auf den Eiern sitzt, wo sie dann mit anderen Gänseschönen Liebeständeleien anfangen oder gar den Dorfgänsen auf der nahen Weide den Hof machen. Kommen aber erst die

Jungen aus, so stellt sich der abtrünnige Vater sofort wieder ein und widmet sich nun ganz einem soliden Familienleben. Gewöhnlich beträgt die Zahl der Eier 6 bis 10, selten mehr oder weniger. Dieselben sind von der Größe der von Hausgänsen stammenden, von Farbe schmutzig gelblichweiß, rauh- und glattschalig, dichtporig und glanzlos. Wenn das Weibchen ausgelegt hat und nun ernstlich brüten will, so rupft sie sich den größten Teil ihrer köstlich zarten und weichen Bauchdunen aus und umgiebt damit das Gelege, das sie auch regelmäßig ganz damit bedeckt, wenn sie aus irgend einem Grunde genötigt ist, das Nest für einige Zeit zu verlassen. Das Vorhandensein der Daunen ist deshalb auch immer das sicherste Zeichen für das Bebrütetwerden der Eier. Öftere Störungen nehmen diese Vögel am Neste sehr übel und verlassen schließlich das Gelege, schreiten auch nur dann zu einer zweiten Brut, wenn dasselbe noch nicht stark bebrütet war. Die ausgeschlüpften Jungen werden von der Mutter zunächst noch einen Tag lang gehudert und abgetrocknet, am zweiten aber aufs Wasser geführt, wo sie schon geschickt Entengrün und dergl. aufzunehmen wissen, und einige Zeit später auch ans Land gebracht, um hier das zarte Grün abzuweiden. Anfänglich kehrt die ganze Gesellschaft noch jeden Abend zum Neste zurück, um hier unter den schützenden und wärmenden Flügeln der Mutter zu übernachten. Wenn sie dazu zu groß geworden sind, suchen sie andere Schlafplätze im lauschigen Schilfdickicht. Der Vater übernimmt auch jetzt das Amt des Wächters und entwickelt während dieser Zeit einen geradezu staunenswerten Scharfsinn, eine bewunderungswürdige Umsicht und Aufmerksamkeit. Überhaupt bietet das Familienleben dieser klugen Vögel für den Beobachter sehr viel Anziehendes. Dazu gehören z. B. die absonderlichen, oft sehr ausgedehnten und abenteuerlichen Fußwanderungen, welche die Alten mit ihren zarten Jungen unternehmen, um diese von einem ihnen zu trocken werdenden oder aus irgend einem anderen Grunde nicht mehr recht geheuer erscheinenden Teiche nach einem anderen zu bringen, wobei sie freilich nur zu häufig umkommen. Man kennt Beispiele, daß sie so 10 bis 12 km weit wanderten und zwar durch koupirtes, mit Dörfern und menschlichen Ansiedelungen übersäetes Terrain. Sie zeigen dabei eine Zähigkeit in der Verfolgung und Ausführung des einmal gefaßten Planes,

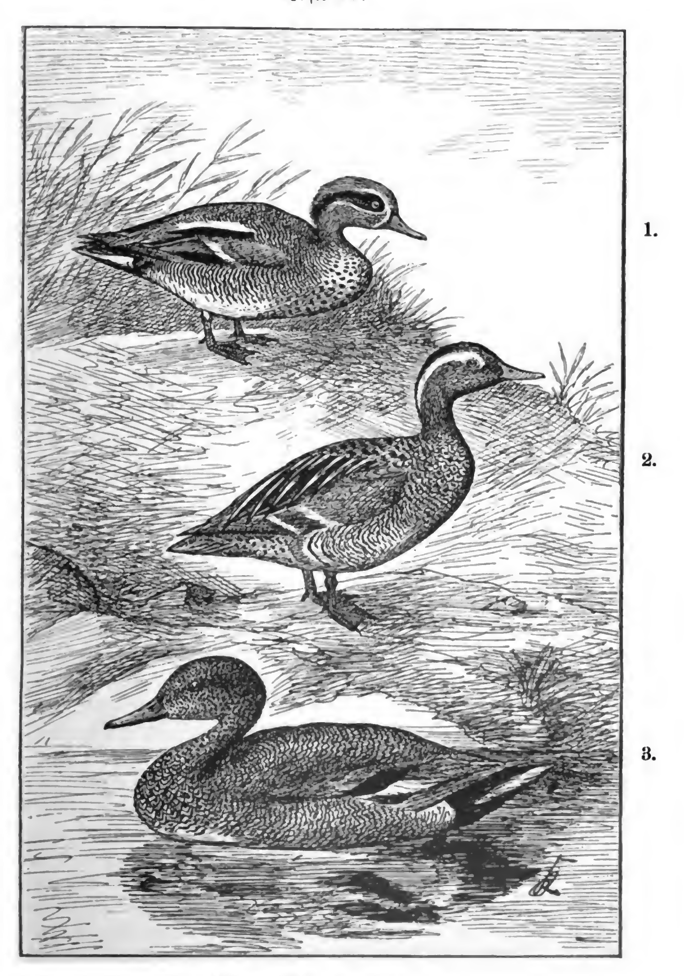
die in Erstaunen setzen muß. So oft sie auch zurückgetrieben wurden, so oft sie auch an unvorhergesehenen Hindernissen scheiterten, ja so oft selbst einzelne Junge dabei schon verunglückten, immer und immer versuchen sie es wieder, bis das große Wagnis endlich doch gelingt, oder aber die Jungen sämtlich aufgerieben werden. Trifft man eine Gänsefamilie schwimmend an, so segelt stets die behäbige Alte vorweg, dann kommt die zu einem dichten Klümpchen zusammengedrängte Schar der niedlichen, piependen Kleinen, und endlich macht der Herr Papa mit hoch erhobenem Halse den Beschluß, der die kleinen, listigen Augen rastlos nach etwas Verdächtigem umherschweifen läßt, um bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr sofort das Signal zu schleunigster Flucht zu geben. Beide Alten zeigen sich immer und überall auf das ängstlichste um ihre Nachkommenschaft besorgt, beide verteidigen sie mutvoll gegen die räuberischen Angriffe der Weihen, Milane und Raben, und beide setzen selbst dem Menschen gegenüber Leben und Sicherheit bereitwilligst aufs Spiel, wenn dieser sich ihrer Kinder bemächtigen will. Ich sage ausdrücklich beide, weil die meisten Schriftsteller eine solche Aufopferungsfähigkeit nach dem Vorgange Naumann's nur der Mutter zuschreiben, sie aber dem Vater abstreiten, der bei jeder wirklichen Gefahr klüglich die Flucht ergreifen soll. Soweit meine Erfahrungen reichen, kann ich dem aber durchaus nicht beipflichten. Wiederholt habe ich Gelegenheit gehabt, auf dem Wasser Dunenjunge der Graugans vom Kahn aus mit der Hand zu fangen, aber dabei immer bemerkt, daß der Ganter dabei eben so erregt war wie die Gans, den Kahn unter kläglichem Geschrei schwimmend und flatternd umkreiste und den darin befindlichen Menschen beinahe an den Kopf flog. Werden die alten Gänse abgeschossen, so lange die Jungen noch das Dunenkleid tragen, so gehen letztere meist elend zu Grunde, falls sich nicht eine Stiefmutter findet, die sich der Verwaisten hülfreich annimmt. Viele geben sich nicht dazu her, und man hat beobachtet, daß einzelne besonders gutmütige Stücke auf diese Weise 50 bis 60 Junge um sich versammelten und mit rührendem Eifer bemüht waren, ihren Mutterpflichten gegen diese ganze gewaltige Kinderschar gerecht zu werden. In unbewachten Augenblicken rauben die Milane, Rohrweihen, Krähen, Raben, Wasserratten, Füchse und Iltisse

manches Ei und manches Junge, und die Alten fallen nicht selten den Wölfen, Füchsen und besonders Adlern zur Beute, nach glaubwürdigen Nachrichten sogar auch dem kleinen, aber mutigen Wanderfalken. Ihr schlimmster Feind aber ist die Kultur, welche ihnen einen Brutplatz nach dem anderen entzieht. Durch plötzliches Anschwellen des Wassers oder Ablassen der Nistteiche gehen alljährlich unzählige Bruten zu Grunde. Wenn die Jungen einigermaßen selbständig sind, beginnt bei den Alten die Mauser, für sie der damit verbundenen Flugunfähigkeit wegen eine recht angst- und sorgenvolle Zeit, während der sie sich, wo sie nicht auf dem freien Meere eine Zuflucht finden, in die einsamsten und abgelegensten Schilfdickichte zurückziehen, wo sie ganz zu Nachtvögeln werden, da sie dann nur nach Sonnenuntergang ihren notwendigsten Geschäften in aller Stille und Heimlichkeit nachzugehen sich getrauen.

Hinsichtlich ihrer Ernährungsweise stimmt die Graugans so ziemlich mit der Saatgans überein und kommt auch wie diese im Frühjahr und Herbst sehr gerne auf die Felder, um daselbst Getreidekörner aufzulesen oder die grüne Saat abzuweiden; da sie aber daselbst nie in so großen Mengen erscheint wie die Saatgans, auch nicht so hartnäckig immer wieder ein- und dieselben Stellen aufsucht, so kommt der durch sie angerichtete, geringe Schaden auch viel weniger in betracht, und man braucht sie deshalb nicht gleich in Acht und Bann zu erklären, zumal sie sonst völlig harmlos ist, indirekt manchen Nutzen gewährt und jedenfalls in hohem Grade zur anmutigen Belebung der von ihr bewohnten Gegenden beiträgt. Wirklich empfindlichen Schaden richten sie auf den Feldern an, welche unmittelbar am Rande ihrer Brutteiche liegen, auf die sie ihre Jungen führen und dann recht gründlich brandschatzen. Man thut deshalb, um sich vor Nachteil zu bewahren, am besten, auf ihnen derartig ausgesetzten Ackerstücken nur Kartoffeln zu bauen. Zur Erntezeit darf man sie auch nicht an den Schwaden dulden, die sie gern mit Plünderungszügen heimsuchen, mit denen sie selbst Rüben- und Kohläcker nicht verschonen. Der Fischzucht dagegen werden sie nicht im geringsten nachteilig, da sie sich ausschließlich an Vegetabilien halten und niemals tierische Substanzen verzehren. Von Körnern liebt sie am meisten Gerste, die sie sehr geschickt zu entspelzen versteht, und Hafer,

verschmäht dagegen Wicken völlig, die ihr wohl auch nicht zuträglich sein mögen. Von Grünem sind ihr Roggen, Klee, Gänsedisteln und zartes, kurz gehaltenes und dicht stehendes Gras am angenehmsten, während die Dunenjungen sich an Wasserlinsen am meisten zu delektiren pflegen. Auch allerhand Wurzelwerk wird mit den Füßen ausgegraben oder aus dem Schlamme hervorgesucht und verzehrt oder wenigstens mit großer Ausdauer mit dem scharfschneidigen Schnabel benagt. Beim Äsen von Gras und grünen Saaten wenden die Gänse den Kopf immer abwechselnd nach der einen oder anderen Seite, um recht viele Blättchen nicht nur mit dem Nagel, sondern auch mit den gezähnelten Schneiden des Schnabels auf einmal zu erfassen und abzureißen. Die Losung der wilden Gänse ist von derjenigen der zahmen kaum zu unterscheiden. Was den Nutzungswert geschossener Graugänse, insbesondere die Beschaffenheit von Fleisch und Federn anbelangt, so gilt darüber ganz das bei der Saatgans gesagte. Ebenso verhält es sich mit dem größten Teile der dort angegebenen Jagdmethoden, da ja auch die Graugans ein überaus scheuer und mißtrauischer Vogel ist, den zu überlisten nicht eben leicht erscheint. Die Jagd mit der Lockgans oder der Abendanstand beim Einfall kommen aber ihres geringeren Geselligkeitstriebes wegen so ziemlich in Wegfall. Wer aber ihre Wechsel und Landungsplätze genau kennt, kann sich unter Beobachtung der üblichen Vorsichtsmaßregeln auf diesen anstellen. In gänsereichen Teichrevieren baut man zu diesem Zwecke sogar besondere Anstandshütten und haut Schneißen durch's Rohr und Schilf, um dem Jäger einen freieren Ausschuß zu verschaffen. Auf dem Meere jagt man die flugunfähigen Mausergänse bei günstigem Winde mit schnell segelnden Booten, überholt sie dann bald und schlägt sie mit Stöcken tot oder giebt ihnen einen Gnadenschuß, indem sie im Tauchen rasch ermüden. In Schlesien werden große Treibjagden ausschließlich auf Gänse abgehalten, bei denen die Schützen in leichten Kähnen sitzen und planmäßig mit der Unterstützung einer großen Treiberschar den ganzen Teich absuchen. Es geht dabei ebenso zu wie gelegentlich der großen Wasserhuhnjagden, deren eine ich in meiner „Naturgesch. d. deutschen Sumpf- und Strandvögel" ausführlich geschildert habe. Naumann beschreibt ähnliche Jagden aus der Anhalter Gegend, bei denen aber die

Tafel IV.



1. **Krickente** (Anas crecca).
2. **Knäckente** (Anas querquedula).
3. **Schnatterente** (Anas strepera).

Schützen im Rohre versteckt stehen und ihren Platz nicht wechseln, sondern alles zugetrieben bekommen. Wenn man verlegte Eier der Graugänse findet, was auf den Lieblingsweideplätzen derselben gar nicht selten der Fall ist, so kann man solche durch Hausgänse ausbrüten lassen und die Gisselchen dann ganz wie die zahmen aufziehen. Junge Graugänse gewöhnen sich ebenfalls leicht an das Leben auf dem Hühnerhofe, und selbst alt eingefangene fügen sich gut in die veränderten Verhältnisse, werden ziemlich zahm und bei entsprechender Abwartung außerordentlich alt. Bezüglich der Fütterung und Verpflegung halte man die Graugänse ganz so wie die Hausgänse; nur beanspruchen sie während der schönen Jahreszeit freie Grasweide und ein größeres Wasserbassin, im Winter aber einen wärmeren Stall und freien Auslauf an milden Tagen. Wo man ihnen einen kleinen, schilfbewachsenen Teich zur Verfügung stellen kann, schreiten sie leicht zur Fortpflanznng und verbastardieren sich auch mit den Hausgänsen; die Bastarde sind ebenfalls fruchtbar. Sie suchen sich auf einem solchen Teiche auch einen guten Teil ihres Futters selbst, indem sie mit dem langen Halse allerlei Genießbares von dem schlammigen Untergrunde heraufholen; an tieferen Stellen richten sie dazu den Leib senkrecht in die Höhe mit dem Steiß nach oben, vollführen also dieselbe Bewegung, welche wir bei den Enten „Gründeln" nennen; richtig tauchen thun sie aber der Nahrung halber nie. Im Herbst und Frühjahr haben auch die zahmsten von ihnen ein großes Gelüste zum Durchgehen, weshalb man dann gut auf sie aufpassen und ihnen überhaupt regelmäßig die Schwingen beschneiden muß. Sie lassen sich auch mästen und geben dann, so lange sie noch jung sind, einen trefflichen Braten ab. „Von 4 im Hause erbrüteten und großgezogenen Wildgänsen," die Boie beobachtete, „entzogen sich nach und nach 3 der Obhut ihrer Pfleger; eine aber kehrte im nächsten Frühlinge und in der Folge noch 13 Jahre lang zu dem Gute zurück, auf welchem man sie aufgezogen hatte, bis sie endlich ausblieb, also wohl ihren Tod gefunden haben mußte. Sie stellte sich in den 13 Jahren nie früher als den 1., nie später als den 4. April, also mehrere Wochen später als die übrigen Gänse ein, zeigte sich auf dem Hofe sehr zahm, außerhalb eben so scheu wie die wilden ihresgleichen, kam in den ersten Wochen nach ihrer Rückkunft ge-

wöhnlich morgens und abends, um sich ihr Futter zu holen, blieb auch wohl eine halbe bis ganze Stunde, flog dann jedoch immer wieder zurück und sofort dem nahen See zu, sodaß man auf die Vermutung geriet, sie möge dort ihr Nest haben. Von der Zeit an, in welcher die wilden Gänse Junge auszubringen pflegen, blieb sie länger auf dem Hofe, und später hielt sie sich dort beständig auf. Abends 10 Uhr erhob sie sich regelmäßig und flog stets in derselben Richtung davon, dem See zu. Kurz ehe sie aufflog, ließ sie erst einzelne Rufe vernehmen; die Laute folgten sich immer schneller, bis sie sich erhoben hatte, verstummten aber, sobald sie einmal ordentlich im Fluge war. Einstmals, als sie im April zurückkehrte, erschien eine zweite Gans mit ihr. Beide kreisten hoch in der Luft; die erstere ließ sich auf dem Rasen nieder, die wilde folgte mit allen Anzeichen von Furcht, erhob sich aber unter heftigem Geschrei sofort wieder und flog davon. Wo jene während des Sommers die Nächte zubrachte, ist nicht ermittelt worden. Sie flog jeden Abend dem See zu; man fand sie aber am frühen Morgen oft schon um 3 Uhr auf dem Rasen des Hofes sitzen. Ihr Wegfliegen war jedesmal mit Geschrei verbunden, ihr Kommen nie. Im Herbste, gegen die Zugzeit hin, ward sie unruhig, flog oft und mit anhaltendem Schreien auf, blieb auch weniger lange auf dem Hofe, bis sie zuletzt nicht mehr gesehen ward und erst im nächsten Frühjahre zurückkehrte."

Die Schneegans (Anser hyperboraeus *Pall.*).

Mit Recht hat man neuerdings dem Sammeln der Trivialnamen unserer deutschen Vögel erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt. Dabei ergiebt sich mancherlei Interessantes und Hübsches. Oder läßt sich z. B. für die mit einer stattlichen Federpickelhaube geschmückte Haubenmeise ein bezeichnenderer Ausdruck finden wie das deutsch-böhmische „Gensdarmle", und giebt es für das ewig wippende Rotschwänzchen eine drastischere Bezeichnung wie das allerdings etwas derbe schlesische „Quabbelarsch"? Aber noch mancherlei anderen Dingen kommt man dabei auf die Spur, so namentlich dem Umstande, daß sich viele irrtümliche Angaben über die Avifauna einer Gegend aus

von den Fachgelehrten falsch verstandenen Trivialnamen herschreiben. So spukte z. B. in vielen Büchern die Nachricht, daß der Steinsperling im Riesengebirge brüte. Ich ging der Sache auf den Grund und fand, daß der gewöhnliche Steinschmätzer (Saxicola oenanthe) im Volksmunde dort Steinsperling heiße, daß von dem Vorkommen des richtigen Passer petronius daselbst aber keine Rede sein könne, und nur ein alter Ornithologe auf Treu und Glauben jenen Volksnamen auf diese letztere Art bezogen hatte, die ihm selbst ja unter dieser Bezeichnung geläufig war. Ähnlich verhält es sich auch mit der Bezeichnung Schneegans, da in vielen Gegenden die Saatgans als Verkündigerin des nahenden Winters beim Volke diesen Namen führt. Zahlreiche Nachrichten über das angebliche Vorkommen von Anser hyperboraeus, ja wohl die meisten, sind auf diesbezügliche Verwechslungen zurückzuführen, denn in Wirklichkeit ist die echte Schneegans auf deutschem Boden eine der allerseltensten Erscheinungen aus der Vogelwelt.

Die alte Schneegans ist ein ebenso schön wie einfach gefärbter Vogel, denn ihr ganzes Gefieder ist schneeweiß bis auf die 10 ersten Schwingen, die an den Fahnen und den Spitzenhälften ihrer Schäfte schwarz sind. Im Jugendkleide haben Kopf und Nacken einen graulichen Anflug; Vorderhals, Oberrücken, Schultern, Brust und Flanken sind schwärzlichgrau, die oberen Teile aber dunkler wie die unteren. Hinterrücken und Oberschwanzdecken erscheinen aschgrau, Schwung- und Steuerfedern dunkelgrau mit helleren Säumen. Schnabel und Füße sind trüb rot, der erstere mit schwarzen Rändern, die Iris braun. An Größe steht sie der Graugans ein wenig nach.

Ihr seltenes Vorkommen in Deutschland wird begreiflich, wenn man erfährt, daß sie ein hochnordischer Vogel und zwar ausschließlich im neuen Weltteil sowie im östlichen Asien zu Hause ist, also direkt nördlich von uns überhaupt nicht wohnt. Als ihre Winterquartiere sind in der alten Welt Korea, Japan, der Baikalsee, die Mandschurei und in selteneren Fällen auch der Kaspi bekannt geworden. Nach Deutschland wird sie wohl nur durch abnorme Witterungsverhältnisse verschlagen, und wieder ist es hier die ornithologisch so gesegnete Bartschniederung, in welcher das einzige mir bekannte, sichere deutsche Belegexemplar erbeutet wurde. Zu Fuß wie im Fluge soll dieser Vogel verhältnismäßig sehr gewandt sein und bei letzterem ausgesprochen stumpfwinklige Dreiecke bilden. Eine Stimme läßt sie selten hören und dem Menschen gegenüber

erweist sie sich so lange als zutraulich, wie sie nicht wiederholt böse Erfahrungen machen mußte. Nach den Berichten der amerikanischen Forscher frißt sie auch viele Kerbtiere und im Herbst namentlich Beeren. Ihr Wildpret wird sehr geschätzt, und deshalb die Jagd auf sie namentlich von den Tungusen und den nördlichen Indianerstämmen sehr eifrig, aber leider auch mit größter Rücksichtslosigkeit betrieben. Blackistone erzählt, daß „bei einer gezähmten Schneegans, die einer seiner Bekannten hielt, sich während der Zugzeit ein Wildling einstellte und in Gesellschaft jener den Winter verlebte. Im folgenden Frühlinge flog er weg, vereinigte sich mit einem vorüberfliegenden Zuge und reiste nach Norden; aber sonderbar genug: im Herbste erschien er wieder und verlebte wieder den Winter bei seiner früheren Gefährtin. Das dauerte 2 oder 3 Jahre nacheinander, bis er ausblieb: wahrscheinlich war er getötet worden".

Die Rothalsgans (Branta ruficollis [*Pall.*]).

„Warum in die Ferne schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah!" das ist ein altes, wahres Sprüchwort, das nicht nur im gewöhnlichen Leben, sondern auch in der Ornithologie seine Geltung hat. Auch ich sollte das empfinden. Als ich im Jahre 1896 nach dem Kaspischen Meere reiste, um diese berühmte Winterherberge der Vögel aus eigener Anschauung kennen zu lernen, da war es namentlich auch die ebenso schöne wie seltene Rothalsgans, die ich mit Sicherheit dort zu finden erwartete und auf deren nähere Bekanntschaft ich mich ganz besonders freute. Aber zu meinem Bedauern sah ich mich in diesen Hoffnungen enttäuscht, denn nur 2 Exemplare des prächtigen Vogels brachte ich mit heim, und beide hatte ich nicht selbst erlegt. Im Herbst desselben Jahres hatte ich meine Vogelwarte in Rossitten wieder bezogen, um dort wie gewöhnlich den Zug zu beobachten, und erhielt aus der Umgegend öfters erlegte Vögel für meine Untersuchungen zugeschickt. So kam denn eines Tages auch wieder ein ziemlich umfangreiches Packet, das ich ohne jede Spannung öffnete, in der sicheren Voraussetzung, einen der damals unvermeidlichen

Rauhfußbussarde vorzufinden. Wie innig aber war meine Freude, als die Hülle fiel und sich meinen erstaunten Blicken ein prachtvoll ausgefärbtes altes Männchen der — am Kaspi vergeblich gesuchten Rothalsgans darbot!

Der charakteristische, ungemein kurze Schnabel war bläulichschwarz, die Iris braun, die kräftigen Füße tiefschwarz. Die Hauptzierde des Vogels ist ein herrliches, sattes Kastanienbraunrot, welches den Vorderhals und die ganze Oberbrust einnimmt und hierselbst durch einen weißen Ringstreifen abgegrenzt wird. Kinn und Kehle sind schwarz, und springt diese Farbe dreieckig durch das weiße Gesicht bis zum unteren und hinteren Augenrande vor. Die Mittelpartie der Halsseiten ist weiß und wird nach unten zu rasch schmaler und streifenartig. Scheitel und Hinterhals sind schwarz, ebenso Rücken und Schwanz. Die schwärzlichen Tragfedern haben oben breite, mondförmige, weiße Kanten, die längs dem ruhenden Flügel einen weißen Streifen bilden. Bauch und Schwanzdeckfedern sind weiß gefärbt. Über den matt braunschwarzen Flügel ziehen sich zwei schmale, helle Querbinden. Die Weibchen zeigen dieselben Farben in matterer Ausführung; auch sind die Männchen größer. Diese zierliche Gans ist nicht nur die schönste, sondern auch die kleinste ihres Geschlechtes, denn sie wird nicht viel größer wie eine mittlere Hausente. Das Jugendkleid dieser Art ist mir nicht bekannt, doch steht zu vermuten, daß es erheblich von dem der alten Vögel abweicht. Ihres kurzen Schnabels wegen, der dem Gesichte einen ganz eigenartigen Ausdruck verleiht, heißt diese Art auch Mopsgans oder Möppelnase.

Für uns ist sie ein nordöstlicher Vogel, der im nördlichen Sibirien brütet und zwischen Ob und Lena sein Verbreitungscentrum zu haben scheint. Von hier aus unternimmt sie in jedem Herbste große Wanderungen die sibirischen Flüsse entlang nach Süden. Die Mehrzahl überwintert am Kaspi, in der Muganſteppe, in Transkaspien und Turkestan auf solchen Gewässern, welche von Salzsteppen umgeben sind, da die Kräuter derselben ihre liebste Äsung ausmachen. Auf dem Wasser frißt sie aber auch viele Konchylien. In manchen Jahren schlägt ein Teil von ihnen eine mehr west-südwestliche Richtung ein, und von diesen kommen dann die Ausläufer bis in unsere Gegenden, wo sie aber immer als eine höchst seltene Erscheinung angesehen werden müssen. Die Eier sind sehr eigentümlich, denn nach v. Middendorf sehen sie gelbbräunlich aus und haben in der Mitte einen marmorierten Fleckengürtel. Dem Menschen gegenüber zeigt sich die Rothalsgans namentlich in größeren Vereinen ziemlich scheu. Ihr Laufvermögen soll für eine Gans bedeutend sein, ihre Stimme wie „Tschakoi"

klingen. Wenn Naumann und Friderich ihr Wildpret als hervorragend zart und wohlschmeckend preisen, so kann ich nur annehmen, daß es ihnen erspart geblieben ist, dasselbe selbst kosten zu müssen. Ich setzte mich mit einer wahren Begeisterung an den auf das appetitlichste zubereiteten Braten der erwähnten ostpreußischen Rothalsgans, hatte aber kaum einige Bissen verschluckt, als ich schleunigst von der Tafel verschwinden mußte, so entsetzlich thranig und ranzig schmeckte das Gericht. Diese distinguierte Gans wäre bei ihrem zierlichen Benehmen ein wahrer Prachtvogel für unsere Parkteiche, wenn sie unser Klima vertragen würde, was aber leider nicht der Fall zu sein scheint. „Pallas hat die Blutwärme dieser Gans untersucht und gefunden, daß dieselbe etwas über 107 Grad Fahrenheit beträgt; deshalb wird ihr unsere Sommerwärme fast unerträglich, wenn man nicht im stande ist, sie durch Zufluß von frischem Quellwasser und Schutz gegen Sommerhitze recht kühl zu halten.“ (Friderich.)

Die Nonnengans (Branta leucopsis [*Bchst.*]).

Ein mit Schwimmvögeln gut besetzter Teich wäre mein Ideal, wenn ich in der glücklichen Lage wäre, einen Park oder großen Garten mein eigen zu nennen. Da mir das aber vom Schicksal nicht beschieden ist, suche ich mir wenigstens die Gelegenheit so oft wie möglich zu verschaffen, mir solche Teiche anzusehen und mir im Geiste dabei auszumalen, welche Vögel ich ev. noch dazu setzen würde und was dergl. thörichte Luftschlösser mehr sind. Leider findet man bei unseren Reichen und Vornehmen noch wenig Sinn für eine derartige Liebhaberei, sondern meist liegen die Gartenteiche öde, verlassen und vernachlässigt da oder werden höchstens von einem melancholischen Schwan durchfurcht. In den zoologischen Gärten wiederum stört das eine harmonische Anordnung liebende Auge die wimmelnde Übervölkerung und das allzu bunte Durcheinander. Zu den Teichvögeln, welche man in den letzteren regelmäßig antrifft, und die diesen Vorzug auch durch ihre eigenartige Erscheinung mit dem weißen Gesicht auf dem

schwarzen Halse wie durch ihre Sauberkeit und ihr fesselndes Benehmen in reichem Maße verdient, gehört die hübsche Nonnengans.

Das Auge ist dunkelbraun; Schnabel und Füße sind schwarz, bei den Jungen an den Rändern mit einem rötlichen Schimmer. Im Alterskleide verläuft vom Oberschnabel bis zum Kinn ein schwarzer Streifen, im übrigen aber ist das ganze Gesicht weiß, bisweilen mit einem zarten rötlichgelben Anfluge, scharf eingefaßt von dem tiefen Schwarz, welches den Hinterkopf, Hals, Kropf und Vorderbrust bedeckt. Sonst ist die Unterseite hellgrau, die Tragfedern mit undeutlichen gelblichweißen Kanten. Die Schwanzdecken sind oben wie unten blendend weiß, die 14 Steuerfedern selbst oben braunschwarz und unten schwarzgrau. Die Federn des Oberrückens und der Schultern sind wurzelwärts aschbläulichgrau, spitzenwärts schwarzbraun und mit scharf abgesetzten weißen Kanten versehen. Die schwarzbraunen Schwingen haben breite blaugraue Außenkanten. Die Größe ist die einer starken Bisamente, aber die etwas weniger scharf gezeichneten Weibchen stehen darin erheblich zurück. Das Jugendkleid ist düsterer und verwaschener wie das eben beschriebene, dazu der Oberkörper rostgrau gerändert, der Unterkörper an den Seiten mit mehr Grau.

Im Gegensatze zu der vorigen Art ist die Nonnengans für uns ein mehr nordwestlicher Vogel, dessen Verbreitungsbezirk sich über den hohen Norden der alten und neuen Welt erstreckt, sich aber durch eine gewisse Lückenhaftigkeit auszeichnet und überhaupt noch nicht hinlänglich erforscht ist. Im Herbste erscheinen regelmäßig Nonnengänse im südlichen Schweden, an den dänischen, schleswig-holsteinischen, friesischen englischen, holländischen und französischen Küsten. Es sind strenge Küstenwanderer, die nur in Ausnahmefällen als verschlagene Irrgäste im Binnenlande auftreten. Bei den Jägern und Fischern in Schleswig-Holstein nnd Friesland, denen diese Vögel gut bekannt sind, heißen sie auch Weißwangengänse, schottische Nordgänse, Muschel-, Baum- und Seegänse. April und Oktober sind ihre Hauptzugmonate, und den Winter selbst verbringen sie nicht bei uns, sondern noch weiter südwärts. Sie reisen in großen Gesellschaften, suchen aber auch zum Weiden und Äsen nur solche Gründe auf, welche nicht weit vom Meere entfernt sind und womöglich salzhaltige Pflanzen hervorbringen. Der Ringelgans gehen sie überall aus dem Wege, und es scheint zwischen diesen beiden doch so nahe verwandten Arten ein auf beiderseitiger Abneigung beruhender ähnlicher Antagonismus zu bestehen, wie zwischen Saat- und Graugans. Hinsichtlich ihrer Lebensgewohnheiten sind sich

aber beide so ähnlich, daß ich hier im wesentlichen auf die Schilderung der Ringelgans verweisen kann. In ihren Bewegungen zeigt sich die Nonnengans sehr behende, vermag gut, schnell und ausdauernd zu laufen und vortrefflich zu fliegen, dabei auch zu schweben, wenigstens vor dem Niederlassen, und ziemlich kühne Schwenkungen auszuführen. Da sie sich fortwährend badet, glättet und putzt, so sieht sie in ihrem hübschen Gefieder immer sehr schmuck und sauber aus. Obwohl sie ziemlich scheu ist, ist sie doch ungleich leichter zu beschleichen und zu erlegen wie Saat- und Graugänse. Da sie salzhaltige Pflanzen über alles lieben, fallen sie nur selten auf den Äckern ein, thun also an den Saaten wenig Schaden. Dagegen verzehren sie viele vegetabilische Nahrungsmittel als Würmer, Käfer, Schnecken u. dergl. Das Fleisch der Nonnengänse ist zwar seines starken Wildgeschmacks halber nicht gerade hervorragend, aber immerhin das der feisten jüngeren Herbstvögel bei entsprechender Zubereitung recht wohl genießbar. Die Eier sind von schmutzig weißer Farbe und messen 6,4 + 4,5 cm. Gefangene Nonnengänse machen sich allerliebst und erfreuen ihren Pfleger durch ihre Schönheit wie durch ihr liebenswürdiges Betragen in gleicher Weise. Obgleich ihnen ein größeres Wasserbassin nicht fehlen darf, halten sie sich doch überwiegend auf dem Lande auf und erweisen sich ihrem Herrn gegenüber anhänglich und gegen anderes Geflügel recht friedfertig, ohne sich aber irgendwie näher an das letztere anzuschließen. Das Futter sei wie bei anderen Gänsen. Obgleich sie sich gerne sonnen, ist ihnen eigentliche Hitze doch unangenehm und verhindert auch wie bei so vielen nordischen Vögeln das Wachwerden des Paarungstriebes. Im Zorne, in den sie übrigens leicht geraten, zischen sie mit vorgestrecktem Halse so recht nach Gänseart. Ihre eigentliche Stimme ist ein rauhes, langsames und gedehntes „Ka“ oder ein kürzeres „Kak kak“.

Die Ringelgans (Branta bernicla [*L.*]).

Tafel III, Figur 2.

Der Zufall ist oft der hartnäckigste Feind, oft aber auch der erfolgreichste Verbündete des arbeitenden Naturforschers. Seine blinden Launen machen bisweilen die Tiere selbst zu

unseren thätigen Mitarbeitern. Schon mancher seltene Käfer, manches interessante Reptil wurde durch das alles zergliedernde Messer des Naturforschers zuerst im Magen eines behaarten oder gefiederten Raubtieres für eine Gegend nachgewiesen. Auch in der Ornithologie habe ich ähnliches erfahren, wovon ich hier ein Beispiel erzählen will. Aus der Bartschniederung wurde mir ein dort erlegter Seeadler zugeschickt, der samt seiner Beute in den Fängen aus der Luft herabgeschossen war. Wie mir der glückliche Schütze schrieb, hatte er das Beutestück der Vollständigkeit halber auch mit beigefügt. Er konnte nicht ahnen, daß dasselbe für mich sehr viel wertvoller und interessanter war als der zwar stattliche, sonst aber nichts Merkwürdiges darbietende Adler selbst, denn es stellte sich zu meinem freudigen Erstaunen dar als eine schöne Ringelgans, eine so tief im Binnenlande äußerst seltene Art, deren Nachweis für Schlesien also auch hier wieder nur ein günstiger Zufall ermöglicht hatte.

Beschreibung des *Alterskleides*: Schnabel und Füße sind schwarz, letztere mit rötlichem Schimmer. Iris schwarzbraun. Kopf und Hals bis tief hinunter prächtig schwarz, die sehr langen Schwanzdeckfedern oben und unten blendend weiß, der Schwanz selbst aber ebenfalls schwarz. An den Seiten des Oberhalses stehen ringartig halbmondfömige weiße Fleckchen. Der Rumpf in der Hauptsache düster aschbraungrau mit lichteren Kanten und Säumen, die mit zunehmendem Alter namentlich auf der Oberseite immer mehr verschwinden. Der Unterbauch ist bis weit an die Seiten hinauf weiß. Das *Jugendkleid* sieht düsterer und insbesondere oben bräunlicher aus und entbehrt des auffallenden Halsschmuckes. Die Größe entspricht der einer guten Hausente, und sind auch bei dieser Art die *Weibchen* kleiner als die Männchen, sonst aber diesen ganz ähnlich gefärbt. Die *Dunenjungen* sehen oben schwärzlichgrau, unten graulichweiß aus und besitzen einen weißlichen Schnabelnagel.

Trivialnamen: Brant-, Rott-, Kloster-, Bernikel-, Rad- und Horragans, Meer- und Möndgans, Grauente, Bronk und Karakas.

Obwohl die Ringelgans die deutschen Küsten alljährlich in großer Zahl besucht, brütet sie doch nicht bei uns, sondern gehört zur Sommerszeit ausschließlich dem arktischen Kreise an, wo sie bis über den 80. Breitengrad gen Norden hinaufgeht. In Island nistet sie nur spärlich, desto häufiger aber auf Spitzbergen und im ganzen nördlichen Sibirien nebst den hier der Eismeerküste vorgelagerten, noch wenig erforschten Ei-

landen. Im Spätherbst wandert sie von ihrer rauhen Heimat aus südlich und erscheint dann namentlich an der Nordsee sehr häufig, woselbst sie zum Teile auch überwintert und manche gelte Nachzügler sich noch bis tief ins Frühjahr hinein herumtreiben, während die Hauptmasse schon im April sich wieder gen Norden aufmacht. Schon in meinem Sumpfvogelbuche habe ich mehrmals auf den großen avifaunistischen Unterschied hingewiesen, der sich zwischen Nord- und Ostsee zeigt, und ich muß dies auch hier wieder thun. Denn während von ersterer Brehm in Übereinstimmung mit anderen Beobachtern sagen konnte, daß „so weit das Auge reicht, man die Watten oder die Sandbänke, die von der Ebbe bloßgelegt werden, bedeckt von diesen Gänsen sieht; daß ihr Geschrei das Rollen der Brandung übertönt, und ihre Massen, von ferne gesehen, einem dichten, weit verbreiteten Rauche gleichen und jede Schätzung als unzulässig erscheinen lassen", kann davon an der Ostsee gar keine Rede sein. Während meiner jahrelangen ornithologischen Thätigkeit auf der sonst von den Wandervögeln so bevorzugten Kurischen Nehrung habe ich nur ein einzigesmal einen kleinen Trupp dieser Vögel im Herbste 1895 zu sehen bekommen, der zwischen allerlei Schnepfengeflügel auf der überschwemmten „Vogelwiese" in der Nähe des Haffstrandes stand und sich in dieser Umgebung gar nicht recht heimisch zu fühlen schien. Ich vermute stark, daß diese auffallenden Unterschiede in der Ornis unserer beiden deutschen Meere in dem Fehlen von Flut und Ebbe bei der Ost- und in der starken Ausprägung derselben bei der Nordsee ihren Grund haben. In der That halten sich dort die Ringelgänse mit Vorliebe auf dem Schlick auf, um dann beim Eintreten der Ebbe im seichten Wasser das bloßgelegte Seegras abzuweiden. Auch lieben sie sandige Inseln und Halbinseln mit salzgeschwängertem Boden, der ihnen die von ihnen sehr begehrten Halophyten liefert. Außer an unseren schleswig-holsteinischen und friesischen kommt sie namentlich in großer Anzahl auch an den englischen, dänischen, holländischen und ganz besonders nordfranzösischen Küsten vor. Sie wandert in großen Gesellschaften in denselben Flugformationen wie die Grau- und Saatgänse und zwar sowohl bei Tage wie bei Nacht und folgt dabei fast ausschließlich dem Verlaufe der Küsten, wenn sie sich nicht ge-

rade veranlaßt sieht, auch breitere Meeresteile zu überfliegen, wovor sie sich keineswegs scheut. Den Namen „Meergans" verdient sie durchaus, denn immer hält sie sich nach Möglichkeit an die Salzflut und findet sich auf großen, freien Binnenseen nur mehr zufällig und vorübergehend ein. Die tief im Binnenlande angetroffenen Rottgänse sind deshalb nur als versprengte und verschlagene Individuen anzusehen. Sie sind daselbst überhaupt eine sehr seltene Erscheinung und scheinen noch am ehesten in Schlesien vorzukommen, welche Provinz überhaupt anderen Gegenden Deutschlands gegenüber beim Gänsezug eine ganz auffallende Bevorzugung erfährt.

Die Stellungen und Bewegungen unseres Vogels sind echt gänseartig, aber entschieden zierlicher und graziöser wie bei den großen Verwandten. Die Rottgans übertrifft dieselben nicht nur durch behenderen und ausdauernderen Lauf und leichteres, gewandteres Schwimmen, sondern auch namentlich durch viel gewandteres und anhaltenderes Tauchen und hinsichtlich der Flugfähigkeit. Der Flug großer Scharen ist von einem sausenden Geräusch begleitet, das aber doch deutlich dumpfer klingt wie das der Entenarten. Das Aufstehen und Niederlassen geschieht mit einem weithin vernehmbaren Gepolter. Charakteristisch für die Ringelgans ist ihre große Reinlichkeitsliebe; fortwährend hat sie an ihrem stets sehr sauberen Gefieder zu nesteln, zu putzen und zu glätten und sieht deshalb auch jederzeit sehr adrett und sauber aus. Im Fluge nehmen sie nur bei größeren Reisen die übliche Pflugscharformation an, während sie auf kurze Strecken hin niedrig über dem Erdboden wirr durcheinander und sehr dicht zusammengedrängt unter schnellen Flügelschlagen hastig einhereilen. Fallen sie ein, so geschieht dies in so dichtem Gedränge, daß ein gut angebrachter Schuß von wahrhaft mörderischer Wirkung wird. Erst bei der Nahrungssuche zerstreuen sie sich etwas weiter über ein größeres Terrain. Gesellig sind sie zwar sehr, aber nur unter sich, anderen Wasservögeln gegenüber dagegen von vollkommenster Gleichgültigkeit erfüllt. Ihr Charakter hat etwas Sanftes und ausgesprochen Schüchternes. Dem Menschen gegenüber zeigen sie sich als harmlose Kinder des ruhigen Nordens anfangs sehr vertraut, werden aber in Gegenden, wo öfters nach ihnen geschossen wurde, bald vor-

sichtig und sind an unserer Nordseeküste deshalb sogar recht scheu. Als Stimmlaut hört man von ihnen am häufigsten ein rauhes, heiseres „Rott rott" oder „Kroch, kroch", wovon sie auch ihren in Friesland allgemein üblichen Namen „Rottgans" erhalten haben. Der gewöhnliche Lockton ist ein gellendes „Knäng knäng", und im Zorne lassen sie wie andere Gänse ein heiseres Zischen hören.

Über das Brüten dieses hochnordischen Vogels verdanken wir Malmgreen ausführliche Nachrichten. „Diese häufigsten Gänse Spitzbergens", schreibt der verdiente Forscher, „brüten sehr zahlreich auf der West- und Nordküste der Insel, auf dem Festlande wie auf den Schären, vorzugsweise auf solchen, wo Eidergänse in größeren Mengen nisten. Das aus Wasserpflanzen und deren Blättern sehr unkünstlich zusammengebaute Nest wird oft dicht neben dem der Eiderente angelegt und von dieser häufig beraubt. Das Gelege, das erst im Juni vollzählig zu sein pflegt, enthält 4—8 dünnschalige, glanzlose Eier von etwa 72 mm Längs-, 47 mm Querdurchmesser und trübe grünlich- oder gelblichweißer Färbung. Beide Gatten eines Paares gefallen sich vor der Brutzeit in gaukelnden Flugkünsten, die sie in sehr bedeutender Höhe auszuführen pflegen, und das Männchen macht dem Weibchen in ausdrucksvoller Weise den Hof. Am Neste sind beide nicht im geringsten scheu; der Gänserich verteidigt Gattin und Brut gegen jeden nahenden Feind, geht sogar zischend auf den Menschen los, der diese oder jene gefährdet. Führt das Paar Junge, so erhöht sich der Mut beider Eltern noch wesentlich. Gegen Ende Juli tritt die Mauser ein und macht die Alten ebenso flugunfähig wie die Jungen". Die großen Adler und Falken sind die ärgsten Feinde dieser kleinen Gans, deren Brut wohl auch bisweilen den plündernden Raubmöven anheimfallen mag. Ihren wissenschaftlichen Namen hat sie von einem alten Aberglauben, wonach diese Gänse nicht brüten, sondern aus den an faulendem Holze unterm Wasser lebenden Bernakelmuscheln entstehen sollten.

Neben allerlei Salzpflanzen und jungen Gräsern bilden auch animalische Bestandteile die Nahrung der Ringelgans, so namentlich allerlei Seegewürm und kleine Konchylien, aber auch Käfer, Regenwürmer und dergl. Erstere holen sie behend aus Sand und Schlick oder gründelnd vom Meeresboden an

den Küsten herauf, letztere finden sie bei den Besuchen, welche sie regelmäßig den in der Nähe des Strandes gelegenen Saatfeldern abstatten. Da sie auf solchen oft zu tausenden einfallen und vertrieben mit großer Hartnäckigkeit immer wieder dahin zurückkehren, so vermögen sie dadurch recht empfindlichen Schaden anzurichten und sollen im nördlichen Frankreich in dieser Beziehung stellenweise geradezu zu einer Landplage werden. Da sie regelmäßige Wechsel einhalten, kann man mit Erfolg die Anstandsjagd auf sie betreiben, namentlich an trüben und nebligen Tagen, wo sie sehr niedrig und dicht gedrängt zu fliegen pflegen. Ihre Federn sind nicht viel wert und das an und für sich gute Fleisch hat in der Regel einen vom häufigen Genusse der Meereskonchylien herrührenden, unangenehmen, ranzigen Beigeschmack. Die praktischen Holländer ziehen deshalb das Fangen dieser Gänse, das mit Lockvögeln und großen Netzen betrieben wird, der Jagd vor. Die gefangenen Ringelgänse werden dann noch lebend auf den Markt gebracht und erst einige Wochen mit Hafer gefüttert, worauf sie einen delikaten Braten ohne jeden Beigeschmack abgeben sollen. Zahme Stücke dieser Art verlangen freien Auslauf und werden so anhänglich, daß sie ihrem Herrn wie die Hunde nachlaufen. Doch halten sie sich auch bei der sorgsamsten Verpflegung nie so gut und lange wie andere Gänsearten.

Die Brandgans (Tadorna damiatica [*Hasselqu.*]).

(= Vulpanser tadorna [*L.*] = Tadorna cornuta *Leach.*).

Tafel III, Figur 1.

Noch nie habe ich einen so guten Vogelzug erlebt wie im Herbste 1895 auf der Kurischen Nehrung. Derselbe zeichnete sich in gleicher Weise durch Zahl der Individuen wie Mannigfaltigkeit der Arten aus und war zugleich dadurch besonders bemerkenswert, daß er sich zu einer verhältnismäßig sehr frühen Jahreszeit vollzog, indem er seinen Höhepunkt bereits Mitte und Ende August erreichte. Die sogenannte „Vogelwiese“ bei Rossitten war um diese Zeit durch voraufgegangene heftige Regengüsse in ein Gewirr von Lachen, kleinen Teichen und dazwischen

liegenden, grasbewachsenen Inselchen verwandelt; eingefaßt wurde dasselbe auf zwei Seiten von der kahlen Wanderdüne, auf der dritten vom Haff und auf der vierten von dem von Jahr zu Jahr mehr emporstrebenden und den eigentümlichen Landschaftscharakter der Kurischen Nehrung langsam aber sicher verwischenden Waldbestande. Hier wimmelte es nun von allerlei anziehendem Strandgeflügel. Herrliche Stunden haben wir da an jenen unvergeßlich schönen Tagen verlebt, manch' reine Forscher- und Jägerfreuden genießen und fast täglich in neuen Beobachtungen und Eindrücken schwelgen dürfen. Täglich zog das Ornithologen-Dreiblatt — Herr Dr. Jacobi aus Leipzig, Herr Präparator Möschler aus Rossitten und meine Wenigkeit — da hinaus, und fast nie kehrten wir unbefriedigt heim. Vögel, die den meisten Ornithologen nur nach Abbildungen und ausgestopften Exemplaren bekannt sind, konnten wir hier wiederholt aus ziemlicher Nähe eingehend beobachten. Ich nenne hier nur den so überaus liebreizenden Wassertreter (Phalaropus hyperboraeus) und den seltenen Sumpfläufer (Limicola platyrhyncha) und bin gewiß, damit das Gefühl der Sehnsucht nach solchen Beobachtungen in jedem deutschen Vogelfreunde wachzurufen. Unter den vielen neuen Erscheinungen, die in diesen Tagen unsere Aufmerksamkeit fesselten, nimmt die Brandgans oder Brandente eine hervorragende Stellung ein. Möschlers Jagdeifer hatten wir ein Belegexemplar im Jugendkleide zu verdanken, sodaß die Konstatirung dieser für unsere Nehrungsornis neuen Art zweifellos ist. Allerdings führt sie bereits Hartert als Brutvogel auf der Nehrung an. Das ist aber entschieden ein Irrtum, und Hartert, der selbst die Nehrung nie besucht hat, ist in diesem Punkte jedenfalls falsch berichtet worden. Seit nunmehr 9 Jahren ist die ornithologische Thätigkeit auf der Nehrung eine äußerst intensive, aber noch nie ist außer dem August 1895 eine Brandente daselbst auch nur beobachtet worden, am allerwenigsten zur Brutzeit. Zu verwundern wäre ihr Nisten hier allerdings durchaus nicht, denn das Terrain erscheint für ihre Bedürfnisse wie geschaffen.

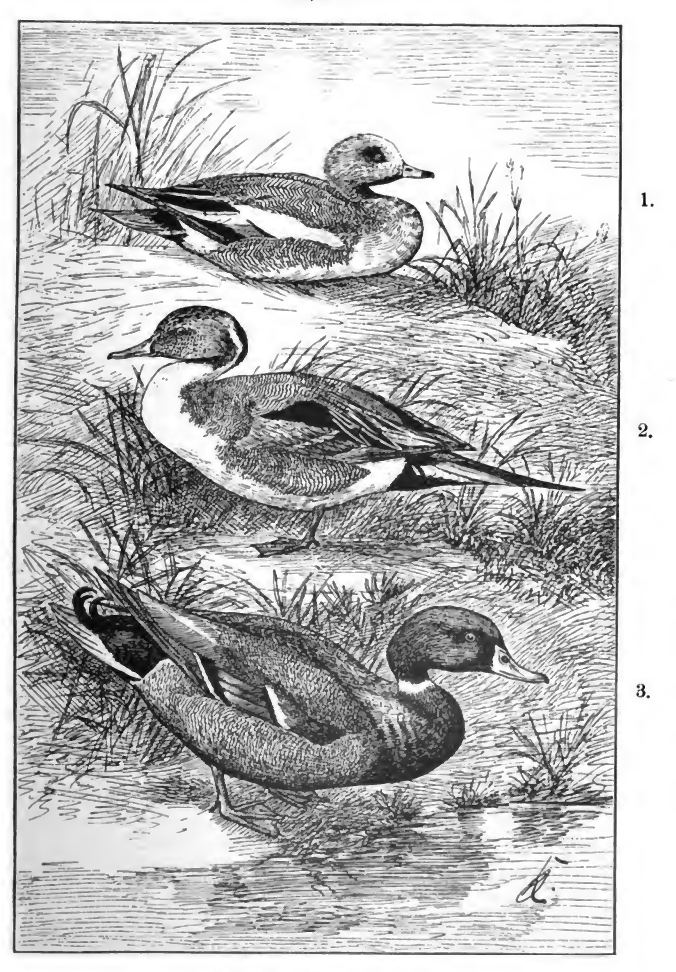
Gerade das Brutgeschäft der Brandgans bietet dem Beobachter eine Reihe der interessantesten Momente. Die Brandente ist nämlich ein ausgesprochener Höhlenbrüter, da ihr in auffälligen Farben prangendes Gefieder sie den Blicken

ihrer Feinde gar zu kenntlich machen würde, wenn sie in offenen Nestern brüten wollte, wie die schlicht und düster gefärbten Weibchen der meisten anderen Entenarten. Nur selten aber nimmt der Vogel zu Baumhöhlungen seine Zuflucht, zumal diese am Seestrande und in dessen Nähe nicht häufig zu sein pflegen, sondern er benützt für gewöhnlich Erdhöhlungen, ungern unterzieht er sich indessen der Mühe, selbst solche zu graben; viel lieber siedelt er sich in einem Fuchs-, Dachs- oder Kaninchenbau an. Das Merkwürdige bei der Sache ist nun aber, daß er keineswegs bloß in verlassenen Bauen dieser Tierarten sein Heim aufschlägt, sondern ruhig und furchtlos neben den räuberischen Vierfüßlern in ein- und derselben Höhle, wenn auch in einem anderen Kessel, seine Brut groß zieht. So unglaublich das klingt, ist es doch über jeden Zweifel erhaben und wiederholt von den tüchtigsten Beobachtern mit Bestimmtheit festgestellt worden, daß Fuchs und Ente genau dieselbe Einfahrtsröhre benutzten, was an den Fußspuren wie den hier abgesetzten Exkrementen deutlich zu erkennen war. Warum nun der Fuchs oder Dachs nicht einfach bei erster Gelegenheit der alten Ente den Kopf abbeißt oder doch die täglich für einige Zeit unbeaufsichtigt gelassenen Eier oder die zarten Jungen sich als Abendmahlzeit leistet, ist noch keineswegs festgestellt, und müssen sichere und genaue Beobachtungen über diesen rätselhaften Punkt als im höchsten Grade wünschenswert bezeichnet werden. Allerdings sind die Brandenten sehr kampfesmutige Vögel, und ihr Fauchen und Zischen könnte die Kaninchen gewiß in großen Schrecken versetzen, einen so verwegenen Wegelagerer wie den Fuchs aber doch sicherlich auf die Dauer nicht. Ihr Fleisch ist thranig, aber deshalb für den Grimbart nicht ungenießbar. Auch hat man behauptet, daß das Gefieder und die Augen der Brandente im Dunklen phosphoreszieren und dadurch den vierfüßigen Höhlenbewohnern unheimlich erscheinen sollen. Ob an diesem Phosphoreszieren etwas wahres ist, wäre durch sachgemäße Beobachtungen in den zoologischen Gärten ja bald festzustellen, wozu hiermit angeregt sein möge. Vielleicht sagt sich auch Freund Reinecke, daß er in einem Baue, wo eine Ente brütet, von seinen Feinden nicht so leicht vermutet werden dürfte, und wäre dies dann für den schlauen Gesellen ein Grund mehr, die gefiederten Mitbewohner seiner unterirdischen Behausung

zu schonen. Das Zusammenleben beider Tiere erinnert sehr an das von Klapperschlange, Präriehund und Käuzchen in Amerika. Den Menschen scheut die in Fuchs- oder Dachsbauten brütende Brandente sehr und ist auf das äußerste bemüht, ihre und ihrer Brut Anwesenheit vor seinen Blicken zu verbergen. In merkwürdigem Gegensatze dazu steht nun aber wieder die sonderbare Erscheinung, daß sich der sonst so mißtrauische und vorsichtige Vogel für die Brutzeit ganz vertraulich an den gefürchteten Menschen überall da angeschlossen hat, wo ihm derselbe den Mangel an natürlichen Bruthöhlen durch künstlich gegrabene ersetzte. Die Gründe, welche den Bewohner unserer Nordseeinseln zu dieser Gastfreundschaft bewegen, sind freilich etwas selbstsüchtiger Natur, denn er rechnet in erster Linie auf die großen Eier und auf die kostbaren Daunen der Ente. Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß der Friese auch für die Schönheit des Vogels recht wohl empfindsam ist, deshalb viel Vergnügen an ihm hat und nicht leicht etwas Schlechtes auf seine geliebten „Bergenten“ kommen läßt. Die von ihm angelegten künstlichen Bruthöhlen sind netzartig verzweigte, wagerechte Röhren, zu 10 bis 12 mit einem gemeinschaftlichen Ausgang. Oben werden selbige durch einen Rasendeckel verschlossen. Während die Ente für gewöhnlich nur 6—12 Eier legt, denen nach 3—4 wöchentlicher Bebrütung die niedlichen Dunenjungen entschlüpfen, kann man durch planmäßiges und nicht zu geräuschvolles Wegnehmen der Eier ihre Legekraft auf ca. 30 steigern, von denen man ihr erst die letzten 6—8 zum Ausbrüten überläßt. Die Eier sind etwas größer wie diejenigen von Hausenten und haben eine grünlich-rostgelblich-weiße Farbe, sowie einen unverkennbaren Thrangeschmack. Trotzdem werden sie von den Insulanern gern gegessen, und die Daunen, welche man erst aus dem Neste nimmt, nachdem die junge Brut dasselbe verlassen hat, stehen denen der Eiderente an Güte nur wenig nach. So kommt es, daß der ebenso merkwürdige wie prächtige Vogel z. B. für die Nordseeinsel Sylt eine gar nicht zu unterschätzende volkswirtschaftliche Bedeutung erlangt hat.

Sobald die alte Ente ihre Nachkommenschaft erst glücklich bis zum Seestrande gebracht hat, verwandelt sich ihr Zutrauen gegen den Menschen rasch wieder in die ihr eigene Vorsicht, und es ist von da ab auch für den gewiegtesten Jäger nicht

Tafel V.

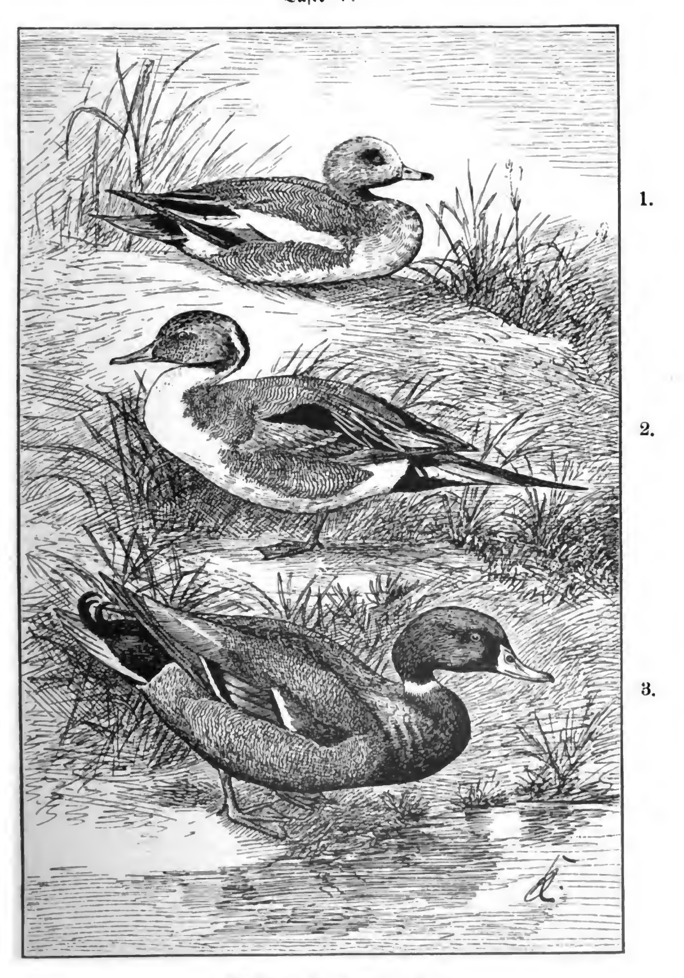


1. Pfeifente (Anas penelope).
2. Spießente (Anas acuta).
3. Stockente (Anas boschas).

zu schonen. Das Zusammenleben beider Tiere erinnert sehr an das von Klapperschlange, Präriehund und Käuzchen in Amerika. Den Menschen scheut die in Fuchs- oder Dachsbauten brütende Brandente sehr und ist auf das äußerste bemüht, ihre und ihrer Brut Anwesenheit vor seinen Blicken zu verbergen. In merkwürdigem Gegensatze dazu steht nun aber wieder die sonderbare Erscheinung, daß sich der sonst so mißtrauische und vorsichtige Vogel für die Brutzeit ganz vertraulich an den gefürchteten Menschen überall da angeschlossen hat, wo ihm derselbe den Mangel an natürlichen Bruthöhlen durch künstlich gegrabene ersetzte. Die Gründe, welche den Bewohner unserer Nordseeinseln zu dieser Gastfreundschaft bewegen, sind freilich etwas selbstsüchtiger Natur, denn er rechnet in erster Linie auf die großen Eier und auf die kostbaren Daunen der Ente. Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß der Friese auch für die Schönheit des Vogels recht wohl empfindsam ist, deshalb viel Vergnügen an ihm hat und nicht leicht etwas Schlechtes auf seine geliebten „Bergenten" kommen läßt. Die von ihm angelegten künstlichen Bruthöhlen sind netzartig verzweigte, wagerechte Röhren, zu 10 bis 12 mit einem gemeinschaftlichen Ausgang. Oben werden selbige durch einen Rasendeckel verschlossen. Während die Ente für gewöhnlich nur 6—12 Eier legt, denen nach 3—4 wöchentlicher Bebrütung die niedlichen Dunenjungen entschlüpfen, kann man durch planmäßiges und nicht zu geräuschvolles Wegnehmen der Eier ihre Legekraft auf ca. 30 steigern, von denen man ihr erst die letzten 6—8 zum Ausbrüten überläßt. Die Eier sind etwas größer wie diejenigen von Hausenten und haben eine grünlich-rostgelblich-weiße Farbe, sowie einen unverkennbaren Thrangeschmack. Trotzdem werden sie von den Insulanern gern gegessen, und die Daunen, welche man erst aus dem Neste nimmt, nachdem die junge Brut dasselbe verlassen hat, stehen denen der Eiderente an Güte nur wenig nach. So kommt es, daß der ebenso merkwürdige wie prächtige Vogel z. B. für die Nordseeinsel Sylt eine gar nicht zu unterschätzende volkswirtschaftliche Bedeutung erlangt hat.

Sobald die alte Ente ihre Nachkommenschaft erst glücklich bis zum Seestrande gebracht hat, verwandelt sich ihr Zutrauen gegen den Menschen rasch wieder in die ihr eigene Vorsicht, und es ist von da ab auch für den gewiegtesten Jäger nicht

Tafel V.



1. Pfeifente (Anas penelope).
2. Spießente (Anas acuta).
3. Stockente (Anas boschas).

eben leicht, sie zu Schuß zu bekommen. Auf dem Wege von ihrer Niststätte bis zur See macht sie mit den Kleinen gern auch in einem Süßwasserteiche auf einige Tage halt, wenn ein solcher dazwischen liegt. Sonst ist es ein rechter Seevogel, der das Süßwasser nur ungern und ausnahmsweise aufsucht. Prächtig nimmt sie sich aus, wenn sie auf dem Gischt der Brandung auf und nieder schaukelt, bald unter den Wellenbergen dem Auge scheinbar ganz entschwindet, bald wieder hoch von denselben empor gehoben wird. Dann versteht man so recht, wie sie zum Liebling der Insulaner werden konnte und werden mußte, und auch die große Anzahl der volkstümlichen Bezeichnungen deutet auf die Aufmerksamkeit hin, deren sich der schöne Vogel allenthalben auch beim gemeinen Manne zu erfreuen hat; so heißt sie noch Berg-, Fuchs-, Erd-, Höhlen- und Grabente oder alle diese Attribute verbunden mit -Gans. Wenn die Ebbe eingetreten ist, kommen die Brandenten ans Land, laufen hier zwischen den durch das zurückbleibende brackige Wasser gebildeten Lachen herum und suchen sich da eifrig ihre Nahrung zusammen. Dieselbe besteht aus kleinen Konchylien und Fischen, Würmern, Insekten und allerlei Pflanzenstoffen, insbesondere gelegentlich auch aus Getreidekörnern. Geistig ist die Brandente jedenfalls ein sehr hochstehender Vogel, ungemein klug und schlau, vorsichtig, mutig und kühn zugleich. Ein hervorstechender Zug ist ihre Kampflust, die sie auch ungleich größeren und stärkeren Vögeln gegenüber zu bethätigen sich durchaus nicht scheut. Die Stimme klingt beim Weibchen entenartig: „Quackwackwackwack" und beim Männchen viel tiefer „Korr korr", und wechseln sie in der Erregung beide unablässig damit ab. Der Verbreitungsbezirk von Tadorna damiatica erstreckt sich über alle Meere und Salzseen der gemäßigten Zone. In Transkaspien fand ich sie als den neben Anas marmorata gemeinsten Entenvogel.

Die alte Brandente ist ein sehr bunter Vogel, und zwar giebt darin die Ente dem Erpel nur wenig nach, wodurch sie sich sehr von den echten Anatidae unterscheidet. So grell die einzelnen Farben auch sind, und so unvermittelt sie nebeneinander stehen, so ist doch ihre Anordnung und Verteilung eine harmonische und geschmackvolle, und deshalb der Gesamteindruck ein entschieden schöner und vorteilhafter. Kopf und Hals sind tiefschwarz mit grünem Metallglanze. Dann folgt ein breites, weißes Band am Unterhals und auf dieses wieder ein prächtig rostrotes, das den ganzen Vorderkörper umschlingt. Von seiner Mitte aus verläuft auf der Unterseite ein handbreiter, schwarzer Streifen bis zum After. Der

prächtige Spiegel ist metallisch grün, weiter zurück rostrot. Die ersten Schwingen sind braunschwarz, die hinteren weiß mit schwarzer Einfassung auf der Außenseite. Rücken, Bürzel, die Schwanzdeckfedern, Weichen und Schenkel sind weiß. Der schaufelförmige, längs den Rändern bogig aufgeschwungene und an der Basis mit einem aufgetriebenen Höcker versehene Schnabel erscheint schön rot, die Füße rötlich fleischfarben, die Iris tief nußbraun. Die Größe ist die einer sehr starken Hausente. Die Weibchen sind etwas kleiner, in den Farben deutlich matter und ohne einen so ausgeprägten Höcker an der Schnabelbasis. Dem Jugendkleide fehlt das breite, rostrote Band des Vorderkörpers. Kopf, Hinterhals und Rücken sind dunkel graubraun, der ganze Unterkörper weiß mit bräunlicher Fleckung in den Flanken. Das Dunenkleid ist weiß, aber oben mit hübschen braunschwarzen Flecken, die sich zu Längsstreifen anordnen.

Infolge ihres schmucken Gefieders und ihres aufgeweckten, lebhaften Wesens empfiehlt sich die Brandente von allen Wildenten mit am meisten für die Gefangenschaft, und es ist eigentlich zu verwundern, daß man sie so selten auf den Geflügelhöfen der Liebhaber zu sehen bekommt, zumal doch die Bruteier von Sylt aus leicht zu beschaffen sein müßten. Selbst in den zoologischen Gärten ist sie nicht immer zu finden, obgleich es doch deren Pflicht wäre, gerade unsere einheimische Tierwelt dem der Natur entfremdeten großstädtischen Publikum vor Augen zu führen; leider aber wird hier oftmals die einheimische Tierwelt nur gar zu sehr gegenüber den exotischen Zug- und Reklamestücken vernachlässigt. Die alt eingefangenen Brandenten werden übrigens nie vollkommen zahm und schreiten merkwürdigerweise nur in Ausnahmefällen zur Brut. Mehr Aussicht zu einer erfolgreichen Züchtung hat man bei jung aufgezogenen Exemplaren. Doch muß man auch bei diesen die Vorsicht üben, zur Zugzeit ihre Flugkraft zu lähmen, da sie sonst eines schönen Tages auf und davon gehen. Man kann sich nicht leicht eine größere Zierde des Geflügelhofes oder eines mit Teichen versehenen Gartens vorstellen wie eine solche Schar Brandenten, die sich stets schmuck und sauber halten und dem anderen Geflügel gegenüber gern die Herren spielen. Bezüglich der Fütterung braucht man nicht wählerisch zu sein, denn die Brandenten nehmen alles an, was auch die Hausenten verzehren, sind also durchaus keine Kostverächter. Entengrütze, gekochte Kartoffeln, Küchenabfälle, Brot, Getreide und in den Küstengegenden insbesondere Stinte und Garneelen bilden den Speisezettel. Ihr Mut und ihre Rauflucht gegen das

übrige Geflügel sind sehr unterhaltend, doch artet letztere bei einzelnen alten Erpeln bisweilen zur Bösartigkeit aus, und man wird wohl thun, solche unverbesserliche Störenfriede in Einzelhaft zu halten. Im übrigen wird jeder Liebhaber, der sich die geringe Mühe des Haltens dieser schönen Vögel nicht verdrießen läßt, dafür reichlich entschädigt werden durch das unterhaltende und anziehende Thun und Treiben seiner farbenprächtigen Pfleglinge.

Die Rostgans (Tadorna casarca [*L.*]).
(= T. rutila *Pall.*)

Wie atmete ich auf, als ich im April 1896 endlich nach der schier endlosen und allzu einförmigen Fahrt durch das ungeheure und doch ein so fest geschlossenes Ganze bildende Czarenreich endlich bei der transkaukasischen Eisenbahnstation Adschi-Kabel den langweiligen Waggon verlassen und die steif gewordenen Glieder wieder nach Herzenslust dehnen und strecken konnte, als wir hier die mit 3 feurigen Hengsten bespannte, aber leider federnlose Extrapost bestiegen und nun über die freie Steppe jagten, die treue Flinte wieder schußbereit zwischen den Knieen. Unsere Reise führte durch den nordöstlichsten, stark mit Sümpfen und Teichen durchsetzten Teile der berühmten Mugansteppe und war ornithologisch recht interessant, da namentlich viele seltenere Raubvögel zur Beobachtung und teilweise auch zum Schusse gelangten. Überall weideten Schaf-, Kameel- und Pferdeherden und zwischen diesen schimmerten allenthalben lebhaft rostrote Punkte weit hinaus in die flache und eintönige Landschaft, die sich beim Näherkommen als Vögel zu erkennen gaben, aber stets schon weit außerhalb des Bereiches unserer Gewehre das Weite suchten, wobei sie immer paarweise zusammenhielten. Mein Krimstecher belehrte mich, daß es Rostenten waren, mit denen wir es hier zu thun hatten.

Beschreibung des alten Männchens im Hochzeitsgefieder: Oberkopf licht gelblichweiß, woraus sich ein mehr rostiger Mittelstreif undeutlich hervorhebt. Gesicht dunkler mit einem Stich ins Rostgraue. Der Hals ist licht rostfarben, oben am dunkelsten, und wird durch ein oberwärts undeutliches, tief rostbraunes oder schwarzes schmales Band abgeschlossen. Die ganze Unterseite erscheint nebst den Flanken prachtvoll rostrot, wobei

prächtige Spiegel ist metallisch grün, weiter zurück rostrot. Die ersten Schwingen sind braunschwarz, die hinteren weiß mit schwarzer Einfassung auf der Außenseite. Rücken, Bürzel, die Schwanzdeckfedern, Weichen und Schenkel sind weiß. Der schaufelförmige, längs den Rändern bogig aufgeschwungene und an der Basis mit einem aufgetriebenen Höcker versehene Schnabel erscheint schön rot, die Füße rötlich fleischfarben, die Iris tief nußbraun. Die Größe ist die einer sehr starken Hausente. Die Weibchen sind etwas kleiner, in den Farben deutlich matter und ohne einen so ausgeprägten Höcker an der Schnabelbasis. Dem Jugendkleide fehlt das breite, rostrote Band des Vorderkörpers. Kopf, Hinterhals und Rücken sind dunkel graubraun, der ganze Unterkörper weiß mit bräunlicher Fleckung in den Flanken. Das Dunenkleid ist weiß, aber oben mit hübschen braunschwarzen Flecken, die sich zu Längsstreifen anordnen.

Infolge ihres schmucken Gefieders und ihres aufgeweckten, lebhaften Wesens empfiehlt sich die Brandente von allen Wildenten mit am meisten für die Gefangenschaft, und es ist eigentlich zu verwundern, daß man sie so selten auf den Geflügelhöfen der Liebhaber zu sehen bekommt, zumal doch die Bruteier von Sylt aus leicht zu beschaffen sein müßten. Selbst in den zoologischen Gärten ist sie nicht immer zu finden, obgleich es doch deren Pflicht wäre, gerade unsere einheimische Tierwelt dem der Natur entfremdeten großstädtischen Publikum vor Augen zu führen; leider aber wird hier oftmals die einheimische Tierwelt nur gar zu sehr gegenüber den exotischen Zug- und Reklamestücken vernachlässigt. Die alt eingefangenen Brandenten werden übrigens nie vollkommen zahm und schreiten merkwürdigerweise nur in Ausnahmefällen zur Brut. Mehr Aussicht zu einer erfolgreichen Züchtung hat man bei jung aufgezogenen Exemplaren. Doch muß man auch bei diesen die Vorsicht üben, zur Zugzeit ihre Flugkraft zu lähmen, da sie sonst eines schönen Tages auf und davon gehen. Man kann sich nicht leicht eine größere Zierde des Geflügelhofes oder eines mit Teichen versehenen Gartens vorstellen wie eine solche Schar Brandenten, die sich stets schmuck und sauber halten und dem anderen Geflügel gegenüber gern die Herren spielen. Bezüglich der Fütterung braucht man nicht wählerisch zu sein, denn die Brandenten nehmen alles an, was auch die Hausenten verzehren, sind also durchaus keine Kostverächter. Entengrütze, gekochte Kartoffeln, Küchenabfälle, Brot, Getreide und in den Küstengegenden insbesondere Stinte und Garneelen bilden den Speisezettel. Ihr Mut und ihre Raufsucht gegen das

übrige Geflügel sind sehr unterhaltend, doch artet letztere bei einzelnen alten Erpeln bisweilen zur Bösartigkeit aus, und man wird wohl thun, solche unverbesserliche Störenfriede in Einzelhaft zu halten. Im übrigen wird jeder Liebhaber, der sich die geringe Mühe des Haltens dieser schönen Vögel nicht verdrießen läßt, dafür reichlich entschädigt werden durch das unterhaltende und anziehende Thun und Treiben seiner farbenprächtigen Pfleglinge.

Die Rostgans (Tadorna casarca [*L.*]).
(= T. rutila *Pall.*)

Wie atmete ich auf, als ich im April 1896 endlich nach der schier endlosen und allzu einförmigen Fahrt durch das ungeheure und doch ein so fest geschlossenes Ganze bildende Czarenreich endlich bei der transkaukasischen Eisenbahnstation Adschi-Kabel den langweiligen Waggon verlassen und die steif gewordenen Glieder wieder nach Herzenslust dehnen und strecken konnte, als wir hier die mit 3 feurigen Hengsten bespannte, aber leider federnlose Extrapost bestiegen und nun über die freie Steppe jagten, die treue Flinte wieder schußbereit zwischen den Knieen. Unsere Reise führte durch den nordöstlichsten, stark mit Sümpfen und Teichen durchsetzten Teile der berühmten Mugansteppe und war ornithologisch recht interessant, da namentlich viele seltenere Raubvögel zur Beobachtung und teilweise auch zum Schusse gelangten. Überall weideten Schaf-, Kameel- und Pferdeherden und zwischen diesen schimmerten allenthalben lebhaft rostrote Punkte weit hinaus in die flache und eintönige Landschaft, die sich beim Näherkommen als Vögel zu erkennen gaben, aber stets schon weit außerhalb des Bereiches unserer Gewehre das Weite suchten, wobei sie immer paarweise zusammenhielten. Mein Krimstecher belehrte mich, daß es Rostenten waren mit denen wir es hier zu thun hatten.

Beschreibung des alten Männchens im *Hochzeitsgefieder*: Ob kopf licht gelblichweiß, woraus sich ein mehr rostiger Mittelstreif unden hervorhebt. Gesicht dunkler mit einem Stich ins Rostgraue. Der ist licht rostfarben, oben am dunkelsten, und wird durch ein obe undeutliches, tief rostbraunes oder schwarzes schmales Band abgesc Die ganze Unterseite erscheint nebst den Flanken prachtvoll rostro

sich eine etwas dunklere Mittelbauchpartie erkennen läßt, auch die Unterschwanzdeckfedern und der Oberrücken haben diese schöne Farbe. Der Mantel ist etwas lichter mit helleren Federrändern. Auf dem Unterrücken sind die hell geschafteten Federn leicht rotbraun mit sehr feiner schwarzer Wellenzeichnung oder eben solchen querlaufenden Zickzackbändern. Bürzel und Schwanz sind tief sammetschwarz, die großen Schwingen braunschwarz, die Unterflügeldeckfedern nebst dem Flügelbug und der ganzen Schulter blendend weiß. Der sehr große Spiegel ist herrlich metallgrün. Der Schnabel ist blauschwarz mit dunklerem Nagel, die Iris hellgelb, die Füße rötlichschwarzgrau. Beim Weibchen ist die Rostfarbe nicht so lebhaft, und dem Halse fehlt der dunkle Ring. Die Größe entspricht derjenigen der Stockente. Das Jugendkleid ist dem weiblichen sehr ähnlich; das Dunenkleid im allgemeinen schmutzig weiß, aber auf Oberkopf, Schultern, Rückenmitte, Hinterhals und Flügelstummeln schwarzbraun.

Die Rostgans, auch ihrer Färbung wegen Zimmet- oder Zitronenente genannt, ist für uns ein südöstlicher Vogel, der sein Verbreitungscentrum in Mittelasien zu haben scheint. In den Gegenden des Kaspi- und Aralsee ist sie besonders häufig, aber auch im Süden des europäischen Rußland, in der Dobrudscha und in Kleinasien brüten nicht wenige in der Nähe der Meeresküsten und Steppenseen. Obgleich eigentlich ein Charaktervogel der Steppen, geht sie doch in den Bergen bis 3000 Fuß Meereshöhe aufwärts, namentlich wo sich günstige Bruthöhlen für sie vorfinden. Sie ist ein Zugvogel, der in den Monaten April und Oktober wandert. Viele überwintern in Indien, wo sie heilig gehalten werden, viele aber scheinen eine ausgesprochen westliche Zugrichtung zu haben, da sie regelmäßig auf den 3 südeuropäischen Halbinseln sowie in Nordafrika erscheinen. Selten schlagen sie sich mehr nach Nordwesten und treten dann als höchst bemerkenswerte Ausnahmeerscheinung in der Vogelwelt auch in Deutschland gelegentlich auf, am ehesten wohl noch in Schlesien. Doch haben wir einmal auch auf der Kurischen Nehrung einen kleinen Flug tagelang beobachtet, der von verschiedenen dort gerade weilenden Ornithologen durchs Glas genau erkannt und auch teilweise auf zu große Entfernung beschossen wurde, ohne daß es doch geglückt wäre, ein Belegexemplar zu erbeuten. In ihrem ganzen Wesen stehen diese schönen Vögel zwischen den Gänsen und Enten mitten inne. Naumann rechnet sie zu den letzteren, Brehm zu den ersteren. „Sie trägt sich,“ sagt dieser, „aufgerichtet, hält den Kopf hoch wie andere Gänse thun, geht gut mit langsamen, gemessenen Schritten, die zu sehr förderndem Laufe beschleunigt werden

können, niemals aber watschelnd wie die Enten, schwimmt mit vorn tiefer als hinten eingetauchtem Körper und fliegt mit langsamen, nicht mit schwirrenden Flügelschlägen, vor dem Niedersetzen schwebend und anmutige Wendungen beschreibend. Prachtvoll sieht es aus, wenn ein Paar dieser ebenso schönen wie stattlichen Vögel sich aus hoher Luft in die Tiefe eines Thales hinabstürzt: es geschieht dies immer schwebend, ohne Flügelschlag, aber unter wahrhaft großartigen Schwenkungen, die nicht allein das Weiß der Fittiche und damit die volle Schönheit des Gefieders zur Geltung bringen, sondern auch die Gans selbst als einen Flugkünstler bewähren, wie solchen die Unterfamilien der Enten nicht aufzuweisen haben." Zum Tauchen nimmt der Vogel nur in höchster Not seine Zuflucht. Gesellig ist er nur unter sich zur Zugzeit, gegen andere Vögel dann gleichgültig und am Brutplatze sogar recht rauflustig und geradezu boshaft; auch seinesgleichen duldet er nicht in seinem Nistreviere. Seine Sinne sind außerordentlich scharf, und seine Vorsicht und sein Mißtrauen gegen den Menschen kennen keine Grenzen. Nach den Beobachtungen, die ich über die Rostgans sowohl in der Freiheit wie in der Gefangenschaft machen konnte, nehme ich keinen Anstand, selbige für den klügsten und geistig begabtesten aller mir bekannt gewordenen Entenvögel zu erklären. Die Stimme ist ehern wie Trompetenton, klingt beim Männchen höher wie beim Weibchen und wird gewöhnlich mit „Ang" und „Ung" ausgedrückt. In der Erregung wird ein förmliches, klangvolles Geplärr daraus, das Brehm mit „Turr turr turrra goang goak gak gik" übersetzt. Der eine Gatte antwortet immer gleich dem anderen, und sie setzen das namentlich dann eine ganze Weile hindurch mit ziemlichem Stimmenaufwand fort, wenn das Männchen in triumphierender Haltung zu seinem Weibchen zurückgekehrt, nachdem es einen wirklichen oder vermeintlichen Gegner durch seine wütenden Angriffe in die Flucht geschlagen hatte. Je heißer der Kampf war, um so größer ist nun auch das Siegesgeschrei. Die Rostgans ist gleichfalls Höhlenbrüter und benutzt entweder natürliche Klüftungen und Gesteinsspalten oder leer stehende Höhlen der Bobaks und anderer Thiere, die oft ziemlich weit von ihren Weideplätzen entfernt sind. Sie muß dann ihre Jungen nach dem Ausschlüpfen nach denselben bringen, aber wie dies geschieht, ist noch nicht

genügend aufgeklärt. Die 12 bis 15 feinschaligen, glänzenden, gelblichweißen Eier liegen auf einer Unterlage von dürren Grashalmen und Daunen. Pflanzlicher Kost giebt die Rostgans den Vorzug vor tierischer, ohne doch letztere gänzlich zu verschmähen. Ihr Wildpret ist völlig ungenießbar. Als Futter in der Gefangenschaft empfiehlt Friderich neben altbackenem Weißbrot reichlich Salat, Kohlblätter, Gras, Klee, Hafer und wenig Fleisch oder Fisch. Ich kenne keinen Schwimmvogel, dessen Unterhaltung im Parke oder auf einem großen Geflügelhofe so viel Vergnügen gewährt wie die Rostente. Ihre ewige Rauflust ist besonders possierlich. Sie tyrannisiert nicht nur alle Hühner und Enten, sondern schlägt selbst Gänse, Schwäne und Hunde in die Flucht. Zur Paarungszeit treibt sie es in dieser Hinsicht schon zu toll, und da einzelne Erpel sich dann sogar nicht entblöden, Menschen anzufallen, so sollte man kleine Kinder nicht unbeaufsichtigt zu ihnen lassen.

Die Krickente (Anas crecca *L.*).

Tafel IV, Figur 1.

In einer alten Naturgeschichte las ich einmal eine schnurrige Einteilung der Vögel, die aber eigentlich ganz nach modern-realistischen Prinzipien gemacht war. Der Verfasser, jedenfalls ein Freund verfeinerten Lebensgenusses, teilte seine gefiederten Lieblinge nämlich ein 1. in solche, die gut schmecken und auch schön aussehen, 2. in solche, die gut schmecken, aber nicht hübsch aussehen, 3. in solche, die zwar ein schönes Ansehen haben, aber nicht für die Küche taugen, 4. in solche, die weder schön, noch genießbar sind. Wollte man diese recht menschlich-selbstsüchtige Einteilung auf die Gruppe der Enten verwenden, so müßte die zierliche Krickente in der Rangleiter obenan stehen und hätte sich gewiß des besonderen Wohlgefallens jenes alten Ornithologen zu erfreuen. Denn sie ist nicht nur eine der schönsten aus dem farbenreichen Entengeschlechte, sondern es übertrifft auch ihr delikates Wildpret alle anderen an Zartheit und Wohlgeschmack. Alte Jäger und kenntnisreiche Feinschmecker werden mir darin gewiß beistimmen; ich habe immer gern für 1 Krickente 3 Märzenten gegeben.

Der Schnabel der Krickente ist schwarz, bei den alten Männchen am dunkelsten, die Iris braun, die Füße erscheinen rötlich aschgrau.

Beschreibung des männlichen Prachtkleides: Die Scheitelfedern sind schopfförmig verlängert. Gesicht, Kopf und Hals in der Hauptsache schön braunrot. An der Wurzel des Unterschnabels steht ein breiter, viereckiger, schwarzer Fleck. Von der unteren Wurzel des Oberschnabels aus verläuft zunächst längs dieser und dann bogenförmig über und unter dem Auge jederseits ein licht graurötlichgelber Streifen. Eine schwarzgrüne Partie mit prächtigem Metallschimmer erfüllt die Augengegend und zieht sich dann erst breiter und hierauf wieder schmaler werdend jederseits bis zur beiderseitigen Vereinigung im Nacken hin. Ein Ring um die Halswurzel, der ganze Oberrücken, Schultern, Aftergegend und weit vom Bauche einwärts greifend die Flanken haben eine zarte Wellenzeichnung aus Weiß und Braunschwarz. Im übrigen ist die Unterseite weiß mit einem Stich ins Gelbliche und am Unterbauche mit verwaschenen braungrauen Querbändern, auf der Brust mit schwarzbraunen Tropfenflecken. Der Unterrücken und Bürzel erscheinen bläulichschwarz, fein weiß bespritzt. Von den Unterschwanzdeckfedern sind die mittleren braunschwarz mit breiten, licht rostgelben Rändern, die äußeren ganz hell rostgelb. Oberschwanzdecken braunschwarz mit rostroten Kanten; Steuerfedern braun, die mittleren pfeilförmig zugespitzt; Unterflügeldecken graubraun, weiß gerandet; große Schwingen braun mit braunen Schäften und lichteren Innenpartien. Der Spiegel ist prachtvoll metallgrün, oben mit einem breiten und unten mit einem schmalen weißen Streifen eingefaßt. Ganz anders sehen die Weibchen aus. Kopf und Hals haben die gewöhnliche einfache „Enten“-Zeichnung, unten sehr licht, an den Seiten typisch, oben sehr dunkel, fast schwarzbraun. Die schwarzbraune Kropfgegend ist durch breite, hell rostfarbene Kanten ausgezeichnet. Sonst ist die ganze Unterseite nebst After und Unterschwanzdecken weißlich, aber überall hellbraun gefleckt. Die Federn in den Flanken und Unterflügeldecken sind braun mit grauweißen Kanten, die der ganzen Oberseite schwarzbraun mit rostfarbenen Kanten. Die Schulterpartie des Flügels ist einfarbig braun; sonst alles wie beim Männchen. Nach der Mauser sehen die Erpel dem Weibchen sehr ähnlich, sind aber doch immer an dem dunkleren Gesamtkolorit und an den schöneren und lebhafteren Flügelspiegeln zu erkennen. Auch das Jugendkleid ist kaum von dem weiblichen Gefieder zu unterscheiden. Die Gesamtlänge beträgt nur ca. 33, die Flugbreite 60 cm. Im Dunenkleide verläuft von dem oben schwarzen und unten hellgelben Schnabel ein gelber Streifen nach dem Auge. Sonst ist der ganze Kopf nebst dem Hinterhalse schwarz, die Oberseite schwarzbraun mit zwei gelben Flecken auf jeder Seite, die Unterseite zuerst gelb, bauchwärts zu gelblichweiß.

Wie beliebt dieses prächtige Entchen bei unseren Jägern ist, geht schon aus der unzähligen Menge von Trivialnamen hervor, welche es führt, und von denen ich hier nur nennen will: Zwerg-, Kriech-, Krup-, Krupel-, Klein-, Franz-, Schaps-, Kreuz-, Spiegel-, Schmiel-, Halb-, Wachtel- und kleine Trasselente, Grau-, Mur- und Sorentlein, Kricke, Trösel und Socke.

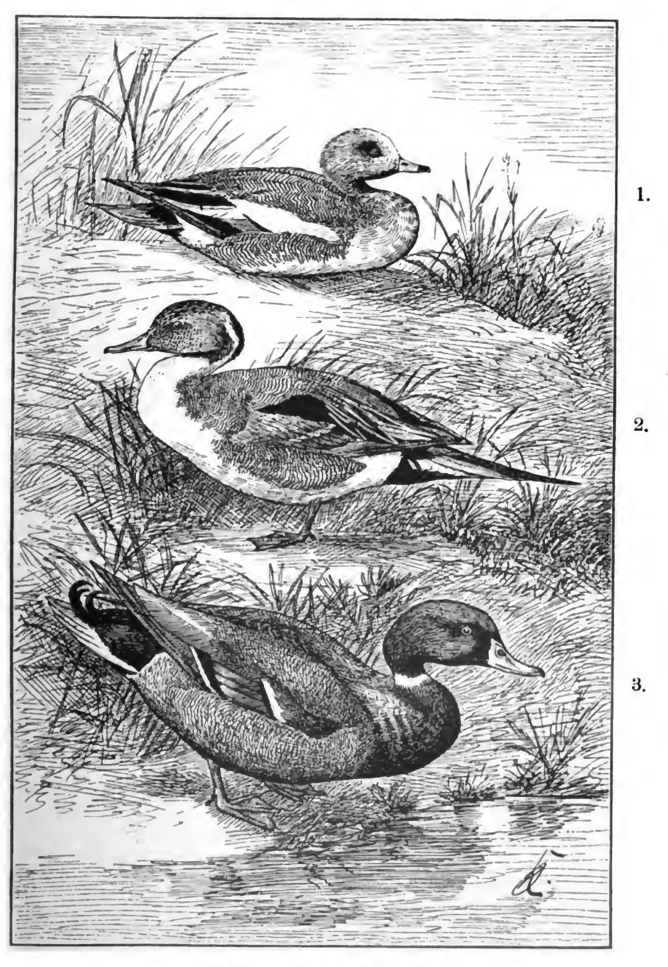
Sie gehört zu unseren regelmäßigen Brutenten und ist namentlich im östlichen und nordöstlichen Deutschland heimisch, aber auch im mittleren und wohl selbst südlichen keineswegs so selten, wie viele Autoren angeben. Ihr Verbreitungsbezirk ist überhaupt ein sehr ausgedehnter, denn er erstreckt sich über die ganze nördlich gemäßigte Zone und geht bis zum 65. Breitengrade hinauf. Für ihre nördlicheren Brutplätze muß sie als ein Zugvogel gelten, obwohl in milden Wintern auch einzelne an offen bleibenden Gewässern zu überwintern suchen. Erst im Oktober ziehen sie fort, überwintern in Südeuropa und in Nordafrika und kehren schon im März wieder zu uns zurück. Die Winterquartiere der asiatischen Krickenten befinden sich in Persien, Indien, Japan und dem mittleren und südlichen China. Der eigentliche Wanderflug vollzieht sich sehr hoch in der Luft und häufiger des Nachts wie am Tage, wobei die Vögel scharenweise zusammenhalten und entweder schräge Reihen oder ein ungleichseitiges, hinten offenes Dreieck bilden. Offene Wasserflächen von größerer Ausdehnung vermeiden sie auch auf dem Zuge nach Möglichkeit, am meisten aber die des Meeres und der Ströme, für welche beide Arten von Gewässern sie eine gewisse Abneigung hegen und sie nur im Notfalle aufsuchen. Die Krickente ist vielmehr ein Charaktervogel unserer stehenden Süßwässer, und liebt am meisten solche, die bei flachem Wasserstande und moorigem Untergrunde recht viel Pflanzenwuchs, Rohr, Schilf und Binsen in stillen Buchten aufzuweisen haben. Sie besitzt ein ziemliches Anpassungsvermögen und ist auch mit ganz kleinen Teichen zufrieden, fällt in der Zugzeit sogar häufig auf den winzigsten Tümpeln ein oder auf Lachen, die durch Regengüsse entstanden oder von Überschwemmungen zurückgeblieben sind. Ich habe sie auf nur wenige Quadratmeter umfassenden, schlammigen Tümpeln und in Wassergräben am Waldesrande dicht bei vielbegangenen Wegen sogar schon nistend gefunden. Überhaupt ist sie nicht so menschenscheu wie andere Entenarten und fällt vorübergehend gar nicht selten auf den Dorfteichen in unmittelbarer Nähe der menschlichen Behausungen ein. Auf unserem Rossittener Dorfteiche habe ich sie wiederholt mitten zwischen dem Weidevieh und den zahmen Gänsen und Enten beobachtet und geschossen.

Hinsichtlich ihrer Lebensgewohnheiten haben alle Süßwasserenten unter sich viel übereinstimmendes, weshalb ich zur Vermeidung von unnütz den beschränkten Raum in Anspruch nehmenden Wiederholungen nur bei jeder Art das für sie besonders Charakteristische hervorheben und im allgemeinen auf das ausführlicher gehaltene Lebensbild der Stockente, als der bei uns bekanntesten und häufigsten Art, verweisen will. Allen ihren Verwandten überlegen ist die Krickente im schnellen und gewandten Durchkriechen des Gestrüpps, was mit tief niedergebeugtem und lang vorgestrecktem Halse so geschickt geschieht, daß man nicht einmal die Spitzen der Binsen und Grashalme sich bewegen sieht. Auch das Drücken versteht sie meisterhaft und ist dann nur mit Hilfe eines guten Hundes hoch zu bekommen oder in angeschossenem Zustande aufzufinden. Für gewöhnlich trägt sie im Gehen und Schwimmen, wo sie ziemlich flach auf dem Wasser liegt, den Rumpf wagerecht und den Hals S-förmig eingezogen, letzteres namentlich schwimmend mehr wie andere Enten, so daß der dicke Kopf, dessen verlängerte Federn vom Erpel im Hochzeitsgefieder bei der geringsten Erregung aufgesträubt werden, unmittelbar dem kleinen Rumpfe aufzusitzen scheint. Zu tauchen versteht sie recht gut, macht aber meist nur in der Not davon Gebrauch. Der Flug ist pfeilschnell, leicht und geräuschlos sowie der kühnsten Schwenkungen und Wendungen fähig, namentlich wenn sie sich während der Paarungszeit spielend herumjagen oder aber von einem Raubvogel verfolgt werden. Von allen Enten ist diese Art nach meinen Erfahrungen am wenigsten scheu, und die eben aus dem Norden im Herbste angekommenen lassen sich oft ganz frei auf Schußweite angehen, was sich aber bald ändert, wenn sie erst mehrmals beschossen wurden. Insofern sind sie aber immer auf ihre Sicherheit bedacht, als sie sich ungern auf freiem Wasserspiegel zeigen, sondern immer in der Nähe von Steinen, Stubben, Pflanzenbüscheln u. dergl. einzufallen suchen, namentlich wenn sie ausruhen wollen. Zeigt sich dann etwas verdächtiges, so rudern sie leise an einen sie deckenden Gegenstand heran, ziehen die Hälse ein und verharren nun stockstill, wodurch sie oft übersehen werden. Sanftmut, Liebenswürdigkeit und Verträglichkeit vereint mit einem gewissen Frohsinn bilden ihren Charakter. Unter sich sind sie

zu schonen. Das Zusammenleben beider Tiere erinnert sehr an das von Klapperschlange, Präriehund und Käuzchen in Amerika. Den Menschen scheut die in Fuchs- oder Dachsbauten brütende Brandente sehr und ist auf das äußerste bemüht, ihre und ihrer Brut Anwesenheit vor seinen Blicken zu verbergen. In merkwürdigem Gegensatze dazu steht nun aber wieder die sonderbare Erscheinung, daß sich der sonst so mißtrauische und vorsichtige Vogel für die Brutzeit ganz vertraulich an den gefürchteten Menschen überall da angeschlossen hat, wo ihm derselbe den Mangel an natürlichen Bruthöhlen durch künstlich gegrabene ersetzte. Die Gründe, welche den Bewohner unserer Nordseeinseln zu dieser Gastfreundschaft bewegen, sind freilich etwas selbstsüchtiger Natur, denn er rechnet in erster Linie auf die großen Eier und auf die kostbaren Daunen der Ente. Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß der Friese auch für die Schönheit des Vogels recht wohl empfindsam ist, deshalb viel Vergnügen an ihm hat und nicht leicht etwas Schlechtes auf seine geliebten „Bergenten" kommen läßt. Die von ihm angelegten künstlichen Bruthöhlen sind netzartig verzweigte, wagerechte Röhren, zu 10 bis 12 mit einem gemeinschaftlichen Ausgang. Oben werden selbige durch einen Rasendeckel verschlossen. Während die Ente für gewöhnlich nur 6—12 Eier legt, denen nach 3—4 wöchentlicher Bebrütung die niedlichen Dunenjungen entschlüpfen, kann man durch planmäßiges und nicht zu geräuschvolles Wegnehmen der Eier ihre Legekraft auf ca. 30 steigern, von denen man ihr erst die letzten 6—8 zum Ausbrüten überläßt. Die Eier sind etwas größer wie diejenigen von Hausenten und haben eine grünlich-rostgelblich-weiße Farbe, sowie einen unverkennbaren Thrangeschmack. Trotzdem werden sie von den Insulanern gern gegessen, und die Daunen, welche man erst aus dem Neste nimmt, nachdem die junge Brut dasselbe verlassen hat, stehen denen der Eiderente an Güte nur wenig nach. So kommt es, daß der ebenso merkwürdige wie prächtige Vogel z. B. für die Nordseeinsel Sylt eine gar nicht zu unterschätzende volkswirtschaftliche Bedeutung erlangt hat.

Sobald die alte Ente ihre Nachkommenschaft erst glücklich bis zum Seestrande gebracht hat, verwandelt sich ihr Zutrauen gegen den Menschen rasch wieder in die ihr eigene Vorsicht, und es ist von da ab auch für den gewiegtesten Jäger nicht

Tafel V.



1. Pfeifente (Anas penelope).
2. Spießente (Anas acuta).
3. Stockente (Anas boschas).

eben leicht, sie zu Schuß zu bekommen. Auf dem Wege von ihrer Niststätte bis zur See macht sie mit den Kleinen gern auch in einem Süßwasserteiche auf einige Tage halt, wenn ein solcher dazwischen liegt. Sonst ist es ein rechter Seevogel, der das Süßwasser nur ungern und ausnahmsweise aufsucht. Prächtig nimmt sie sich aus, wenn sie auf dem Gischt der Brandung auf und nieder schaukelt, bald unter den Wellenbergen dem Auge scheinbar ganz entschwindet, bald wieder hoch von denselben empor gehoben wird. Dann versteht man so recht, wie sie zum Liebling der Insulaner werden konnte und werden mußte, und auch die große Anzahl der volkstümlichen Bezeichnungen deutet auf die Aufmerksamkeit hin, deren sich der schöne Vogel allenthalben auch beim gemeinen Manne zu erfreuen hat; so heißt sie noch Berg-, Fuchs-, Erd-, Höhlen- und Grabente oder alle diese Attribute verbunden mit -Gans. Wenn die Ebbe eingetreten ist, kommen die Brandenten ans Land, laufen hier zwischen den durch das zurückbleibende brackige Wasser gebildeten Lachen herum und suchen sich da eifrig ihre Nahrung zusammen. Dieselbe besteht aus kleinen Konchylien und Fischen, Würmern, Insekten und allerlei Pflanzenstoffen, insbesondere gelegentlich auch aus Getreidekörnern. Geistig ist die Brandente jedenfalls ein sehr hochstehender Vogel, ungemein klug und schlau, vorsichtig, mutig und kühn zugleich. Ein hervorstechender Zug ist ihre Kampflust, die sie auch ungleich größeren und stärkeren Vögeln gegenüber zu bethätigen sich durchaus nicht scheut. Die Stimme klingt beim Weibchen entenartig: „Quackwackwackwack“ und beim Männchen viel tiefer „Korr korr“, und wechseln sie in der Erregung beide unablässig damit ab. Der Verbreitungsbezirk von Tadorna damiatica erstreckt sich über alle Meere und Salzseen der gemäßigten Zone. In Transkaspien fand ich sie als den neben Anas marmorata gemeinsten Entenvogel.

Die alte Brandente ist ein sehr bunter Vogel, und zwar giebt darin die Ente dem Erpel nur wenig nach, wodurch sie sich sehr von den echten Anatidae unterscheidet. So grell die einzelnen Farben auch sind, und so unvermittelt sie nebeneinander stehen, so ist doch ihre Anordnung und Verteilung eine harmonische und geschmackvolle, und deshalb der Gesamteindruck ein entschieden schöner und vorteilhafter. Kopf und Hals sind tiefschwarz mit grünem Metallglanze. Dann folgt ein breites, weißes Band am Unterhals und auf dieses wieder ein prächtig rostrotes, das den ganzen Vorderkörper umschlingt. Von seiner Mitte aus verläuft auf der Unterseite ein handbreiter, schwarzer Streifen bis zum After. Der

prächtige Spiegel ist metallisch grün, weiter zurück rostrot. Die ersten Schwingen sind braunschwarz, die hinteren weiß mit schwarzer Einfassung auf der Außenseite. Rücken, Bürzel, die Schwanzdeckfedern, Weichen und Schenkel sind weiß. Der schaufelförmige, längs den Rändern bogig aufgeschwungene und an der Basis mit einem aufgetriebenen Höcker versehene Schnabel erscheint schön rot, die Füße rötlich fleischfarben, die Iris tief nußbraun. Die Größe ist die einer sehr starken Hausente. Die Weibchen sind etwas kleiner, in den Farben deutlich matter und ohne einen so ausgeprägten Höcker an der Schnabelbasis. Dem Jugendkleide fehlt das breite, rostrote Band des Vorderkörpers. Kopf, Hinterhals und Rücken sind dunkel graubraun, der ganze Unterkörper weiß mit bräunlicher Fleckung in den Flanken. Das Dunenkleid ist weiß, aber oben mit hübschen braunschwarzen Flecken, die sich zu Längsstreifen anordnen.

Infolge ihres schmucken Gefieders und ihres aufgeweckten, lebhaften Wesens empfiehlt sich die Brandente von allen Wildenten mit am meisten für die Gefangenschaft, und es ist eigentlich zu verwundern, daß man sie so selten auf den Geflügelhöfen der Liebhaber zu sehen bekommt, zumal doch die Bruteier von Sylt aus leicht zu beschaffen sein müßten. Selbst in den zoologischen Gärten ist sie nicht immer zu finden, obgleich es doch deren Pflicht wäre, gerade unsere einheimische Tierwelt dem der Natur entfremdeten großstädtischen Publikum vor Augen zu führen; leider aber wird hier oftmals die einheimische Tierwelt nur gar zu sehr gegenüber den exotischen Zug- und Reklamestücken vernachlässigt. Die alt eingefangenen Brandenten werden übrigens nie vollkommen zahm und schreiten merkwürdigerweise nur in Ausnahmefällen zur Brut. Mehr Aussicht zu einer erfolgreichen Züchtung hat man bei jung aufgezogenen Exemplaren. Doch muß man auch bei diesen die Vorsicht üben, zur Zugzeit ihre Flugkraft zu lähmen, da sie sonst eines schönen Tages auf und davon gehen. Man kann sich nicht leicht eine größere Zierde des Geflügelhofes oder eines mit Teichen versehenen Gartens vorstellen wie eine solche Schar Brandenten, die sich stets schmuck und sauber halten und dem anderen Geflügel gegenüber gern die Herren spielen. Bezüglich der Fütterung braucht man nicht wählerisch zu sein, denn die Brandenten nehmen alles an, was auch die Hausenten verzehren, sind also durchaus keine Kostverächter. Entengrütze, gekochte Kartoffeln, Küchenabfälle, Brot, Getreide und in den Küstengegenden insbesondere Stinte und Garneelen bilden den Speisezettel. Ihr Mut und ihre Raufsucht gegen das

übrige Geflügel sind sehr unterhaltend, doch artet letztere bei einzelnen alten Erpeln bisweilen zur Bösartigkeit aus, und man wird wohl thun, solche unverbesserliche Störenfriede in Einzelhaft zu halten. Im übrigen wird jeder Liebhaber, der sich die geringe Mühe des Haltens dieser schönen Vögel nicht verdrießen läßt, dafür reichlich entschädigt werden durch das unterhaltende und anziehende Thun und Treiben seiner farbenprächtigen Pfleglinge.

Die Rostgans (Tadorna casarca [*L.*]).
(= T. rutila *Pall.*)

Wie atmete ich auf, als ich im April 1896 endlich nach der schier endlosen und allzu einförmigen Fahrt durch das ungeheure und doch ein so fest geschlossenes Ganze bildende Czarenreich endlich bei der transkaukasischen Eisenbahnstation Adschi-Kabel den langweiligen Waggon verlassen und die steif gewordenen Glieder wieder nach Herzenslust dehnen und strecken konnte, als wir hier die mit 3 feurigen Hengsten bespannte, aber leider federnlose Extrapost bestiegen und nun über die freie Steppe jagten, die treue Flinte wieder schußbereit zwischen den Knieen. Unsere Reise führte durch den nordöstlichsten, stark mit Sümpfen und Teichen durchsetzten Teile der berühmten Muganstеppe und war ornithologisch recht interessant, da namentlich viele seltenere Raubvögel zur Beobachtung und teilweise auch zum Schusse gelangten. Überall weideten Schaf-, Kameel- und Pferdeherden und zwischen diesen schimmerten allenthalben lebhaft rostrote Punkte weit hinaus in die flache und eintönige Landschaft, die sich beim Näherkommen als Vögel zu erkennen gaben, aber stets schon weit außerhalb des Bereiches unserer Gewehre das Weite suchten, wobei sie immer paarweise zusammenhielten. Mein Krimstecher belehrte mich, daß es Rostenten waren, mit denen wir es hier zu thun hatten.

Beschreibung des alten Männchens im Hochzeitsgefieder: Oberkopf licht gelblichweiß, woraus sich ein mehr rostiger Mittelstreif undeutlich hervorhebt. Gesicht dunkler mit einem Stich ins Rostgraue. Der Hals ist licht rostfarben, oben am dunkelsten, und wird durch ein oberwärts undeutliches, tief rostbraunes oder schwarzes schmales Band abgeschlossen. Die ganze Unterseite erscheint nebst den Flanken prachtvoll rostrot, wobei

sich eine etwas dunklere Mittelbauchpartie erkennen läßt, auch die Unterschwanzdeckfedern und der Oberrücken haben diese schöne Farbe. Der Mantel ist etwas lichter mit helleren Federrändern. Auf dem Unterrücken sind die hell geschafteten Federn leicht rotbraun mit sehr feiner schwarzer Wellenzeichnung oder eben solchen querlaufenden Zickzackbändern. Bürzel und Schwanz sind tief sammetschwarz, die großen Schwingen braunschwarz, die Unterflügeldeckfedern nebst dem Flügelbug und der ganzen Schulter blendend weiß. Der sehr große Spiegel ist herrlich metallgrün. Der Schnabel ist blauschwarz mit dunklerem Nagel, die Iris hellgelb, die Füße rötlichschwarzgrau. Beim Weibchen ist die Rostfarbe nicht so lebhaft, und dem Halse fehlt der dunkle Ring. Die Größe entspricht derjenigen der Stockente. Das Jugendkleid ist dem weiblichen sehr ähnlich; das Dunenkleid im allgemeinen schmutzig weiß, aber auf Oberkopf, Schultern, Rückenmitte, Hinterhals und Flügelstummeln schwarzbraun.

Die Rostgans, auch ihrer Färbung wegen Zimmet- oder Zitronenente genannt, ist für uns ein südöstlicher Vogel, der sein Verbreitungscentrum in Mittelasien zu haben scheint. In den Gegenden des Kaspi- und Aralsee ist sie besonders häufig, aber auch im Süden des europäischen Rußland, in der Dobrudscha und in Kleinasien brüten nicht wenige in der Nähe der Meeresküsten und Steppenseen. Obgleich eigentlich ein Charaktervogel der Steppen, geht sie doch in den Bergen bis 3000 Fuß Meereshöhe aufwärts, namentlich wo sich günstige Bruthöhlen für sie vorfinden. Sie ist ein Zugvogel, der in den Monaten April und Oktober wandert. Viele überwintern in Indien, wo sie heilig gehalten werden, viele aber scheinen eine ausgesprochen westliche Zugrichtung zu haben, da sie regelmäßig auf den 3 südeuropäischen Halbinseln sowie in Nordafrika erscheinen. Selten schlagen sie sich mehr nach Nordwesten und treten dann als höchst bemerkenswerte Ausnahmeerscheinung in der Vogelwelt auch in Deutschland gelegentlich auf, am ehesten wohl noch in Schlesien. Doch haben wir einmal auch auf der Kurischen Nehrung einen kleinen Flug tagelang beobachtet, der von verschiedenen dort gerade weilenden Ornithologen durchs Glas genau erkannt und auch teilweise auf zu große Entfernung beschossen wurde, ohne daß es doch geglückt wäre, ein Belegexemplar zu erbeuten. In ihrem ganzen Wesen stehen diese schönen Vögel zwischen den Gänsen und Enten mitten inne. Naumann rechnet sie zu den letzteren, Brehm zu den ersteren. „Sie trägt sich," sagt dieser, „aufgerichtet, hält den Kopf hoch wie andere Gänse thun, geht gut mit langsamen, gemessenen Schritten, die zu sehr förderndem Laufe beschleunigt werden

können, niemals aber watschelnd wie die Enten, schwimmt mit vorn tiefer als hinten eingetauchtem Körper und fliegt mit langsamen, nicht mit schwirrenden Flügelschlägen, vor dem Niedersetzen schwebend und anmutige Wendungen beschreibend. Prachtvoll sieht es aus, wenn ein Paar dieser ebenso schönen wie stattlichen Vögel sich aus hoher Luft in die Tiefe eines Thales hinabstürzt: es geschieht dies immer schwebend, ohne Flügelschlag, aber unter wahrhaft großartigen Schwenkungen, die nicht allein das Weiß der Fittiche und damit die volle Schönheit des Gefieders zur Geltung bringen, sondern auch die Gans selbst als einen Flugkünstler bewähren, wie solchen die Unterfamilien der Enten nicht aufzuweisen haben." Zum Tauchen nimmt der Vogel nur in höchster Not seine Zuflucht. Gesellig ist er nur unter sich zur Zugzeit, gegen andere Vögel dann gleichgültig und am Brutplatze sogar recht rauflustig und geradezu boshaft; auch seinesgleichen duldet er nicht in seinem Nistreviere. Seine Sinne sind außerordentlich scharf, und seine Vorsicht und sein Mißtrauen gegen den Menschen kennen keine Grenzen. Nach den Beobachtungen, die ich über die Rostgans sowohl in der Freiheit wie in der Gefangenschaft machen konnte, nehme ich keinen Anstand, selbige für den klügsten und geistig begabtesten aller mir bekannt gewordenen Entenvögel zu erklären. Die Stimme ist ehern wie Trompetenton, klingt beim Männchen höher wie beim Weibchen und wird gewöhnlich mit „Ang" und „Ung" ausgedrückt. In der Erregung wird ein förmliches, klangvolles Geplärr daraus, das Brehm mit „Turr turr turrra goang goak gak gik" übersetzt. Der eine Gatte antwortet immer gleich dem anderen, und sie setzen das namentlich dann eine ganze Weile hindurch mit ziemlichem Stimmenaufwand fort, wenn das Männchen in triumphierender Haltung zu seinem Weibchen zurückgekehrt, nachdem es einen wirklichen oder vermeintlichen Gegner durch seine wütenden Angriffe in die Flucht geschlagen hatte. Je heißer der Kampf war, um so größer ist nun auch das Siegesgeschrei. Die Rostgans ist gleichfalls Höhlenbrüter und benutzt entweder natürliche Klüftungen und Gesteinsspalten oder leer stehende Höhlen der Bobaks und anderer Thiere, die oft ziemlich weit von ihren Weideplätzen entfernt sind. Sie muß dann ihre Jungen nach dem Ausschlüpfen nach denselben bringen, aber wie dies geschieht, ist noch nicht

genügend aufgeklärt. Die 12 bis 15 feinschaligen, glänzenden, gelblichweißen Eier liegen auf einer Unterlage von dürren Grashalmen und Daunen. Pflanzlicher Kost giebt die Rostgans den Vorzug vor tierischer, ohne doch letztere gänzlich zu verschmähen. Ihr Wildpret ist völlig ungenießbar. Als Futter in der Gefangenschaft empfiehlt Friderich neben altbackenem Weißbrot reichlich Salat, Kohlblätter, Gras, Klee, Hafer und wenig Fleisch oder Fisch. Ich kenne keinen Schwimmvogel, dessen Unterhaltung im Parke oder auf einem großen Geflügelhofe so viel Vergnügen gewährt wie die Rostente. Ihre ewige Rauflust ist besonders possierlich. Sie tyrannisiert nicht nur alle Hühner und Enten, sondern schlägt selbst Gänse, Schwäne und Hunde in die Flucht. Zur Paarungszeit treibt sie es in dieser Hinsicht schon zu toll, und da einzelne Erpel sich dann sogar nicht entblöden, Menschen anzufallen, so sollte man kleine Kinder nicht unbeaufsichtigt zu ihnen lassen.

Die Krickente (Anas crecca *L.*).

Tafel IV, Figur 1.

In einer alten Naturgeschichte las ich einmal eine schnurrige Einteilung der Vögel, die aber eigentlich ganz nach modern-realistischen Prinzipien gemacht war. Der Verfasser, jedenfalls ein Freund verfeinerten Lebensgenusses, teilte seine gefiederten Lieblinge nämlich ein 1. in solche, die gut schmecken und auch schön aussehen, 2. in solche, die gut schmecken, aber nicht hübsch aussehen, 3. in solche, die zwar ein schönes Ansehen haben, aber nicht für die Küche taugen, 4. in solche, die weder schön, noch genießbar sind. Wollte man diese recht menschlich-selbstsüchtige Einteilung auf die Gruppe der Enten verwenden, so müßte die zierliche Krickente in der Rangleiter obenan stehen und hätte sich gewiß des besonderen Wohlgefallens jenes alten Ornithologen zu erfreuen. Denn sie ist nicht nur eine der schönsten aus dem farbenreichen Entengeschlechte, sondern es übertrifft auch ihr delikates Wildpret alle anderen an Zartheit und Wohlgeschmack. Alte Jäger und kenntnisreiche Feinschmecker werden mir darin gewiß beistimmen; ich habe immer gern für 1 Krickente 3 Märzenten gegeben.

Der Schnabel der Krickente ist schwarz, bei den alten Männchen am dunkelsten, die Iris braun, die Füße erscheinen rötlich aschgrau.

Beschreibung des männlichen Prachtkleides: Die Scheitelfedern sind schopfförmig verlängert. Gesicht, Kopf und Hals in der Hauptsache schön braunrot. An der Wurzel des Unterschnabels steht ein breiter, viereckiger, schwarzer Fleck. Von der unteren Wurzel des Oberschnabels aus verläuft zunächst längs dieser und dann bogenförmig über und unter dem Auge jederseits ein licht graurötlichgelber Streifen. Eine schwarzgrüne Partie mit prächtigem Metallschimmer erfüllt die Augengegend und zieht sich dann erst breiter und hierauf wieder schmaler werdend jederseits bis zur beiderseitigen Vereinigung im Nacken hin. Ein Ring um die Halswurzel, der ganze Oberrücken, Schultern, Aftergegend und weit vom Bauche einwärts greifend die Flanken haben eine zarte Wellenzeichnung aus Weiß und Braunschwarz. Im übrigen ist die Unterseite weiß mit einem Stich ins Gelbliche und am Unterbauche mit verwaschenen braungrauen Querbändern, auf der Brust mit schwarzbraunen Tropfenflecken. Der Unterrücken und Bürzel erscheinen bläulichschwarz, fein weiß bespritzt. Von den Unterschwanzdeckfedern sind die mittleren braunschwarz mit breiten, licht rostgelben Rändern, die äußeren ganz hell rostgelb. Oberschwanzdecken braunschwarz mit rostroten Kanten; Steuerfedern braun, die mittleren pfeilförmig zugespitzt; Unterflügeldecken graubraun, weiß gerandet; große Schwingen braun mit braunen Schäften und lichteren Innenpartien. Der Spiegel ist prachtvoll metallgrün, oben mit einem breiten und unten mit einem schmalen weißen Streifen eingefaßt. Ganz anders sehen die Weibchen aus. Kopf und Hals haben die gewöhnliche einfache „Enten"-Zeichnung, unten sehr licht, an den Seiten typisch, oben sehr dunkel, fast schwarzbraun. Die schwarzbraune Kropfgegend ist durch breite, hell rostfarbene Kanten ausgezeichnet. Sonst ist die ganze Unterseite nebst After und Unterschwanzdecken weißlich, aber überall hellbraun gefleckt. Die Federn in den Flanken und Unterflügeldecken sind braun mit grauweißen Kanten, die der ganzen Oberseite schwarzbraun mit rostfarbenen Kanten. Die Schulterpartie des Flügels ist einfarbig braun; sonst alles wie beim Männchen. Nach der Mauser sehen die Erpel dem Weibchen sehr ähnlich, sind aber doch immer an dem dunkleren Gesamtkolorit und an den schöneren und lebhafteren Flügelspiegeln zu erkennen. Auch das Jugendkleid ist kaum von dem weiblichen Gefieder zu unterscheiden. Die Gesamtlänge beträgt nur ca. 33, die Flugbreite 60 cm. Im Dunenkleide verläuft von dem oben schwarzen und unten hellgelben Schnabel ein gelber Streifen nach dem Auge. Sonst ist der ganze Kopf nebst dem Hinterhalse schwarz, die Oberseite schwarzbraun mit zwei gelben Flecken auf jeder Seite, die Unterseite zuerst gelb, bauchwärts zu gelblichweiß.

Wie beliebt dieses prächtige Entchen bei unseren Jägern ist, geht schon aus der unzähligen Menge von Trivialnamen hervor, welche es führt, und von denen ich hier nur nennen will: Zwerg-, Kriech-, Krup-, Krupel-, Klein-, Franz-, Schaps-, Kreuz-, Spiegel-, Schmiel-, Halb-, Wachtel- und kleine Trasselente, Grau-, Mur- und Sorentlein, Kricke, Trösel und Socke.

Sie gehört zu unseren regelmäßigen Brutenten und ist namentlich im östlichen und nordöstlichen Deutschland heimisch, aber auch im mittleren und wohl selbst südlichen keineswegs so selten, wie viele Autoren angeben. Ihr Verbreitungsbezirk ist überhaupt ein sehr ausgedehnter, denn er erstreckt sich über die ganze nördlich gemäßigte Zone und geht bis zum 65. Breitengrade hinauf. Für ihre nördlicheren Brutplätze muß sie als ein Zugvogel gelten, obwohl in milden Wintern auch einzelne an offen bleibenden Gewässern zu überwintern suchen. Erst im Oktober ziehen sie fort, überwintern in Südeuropa und in Nordafrika und kehren schon im März wieder zu uns zurück. Die Winterquartiere der asiatischen Krickenten befinden sich in Persien, Indien, Japan und dem mittleren und südlichen China. Der eigentliche Wanderflug vollzieht sich sehr hoch in der Luft und häufiger des Nachts wie am Tage, wobei die Vögel scharenweise zusammenhalten und entweder schräge Reihen oder ein ungleichseitiges, hinten offenes Dreieck bilden. Offene Wasserflächen von größerer Ausdehnung vermeiden sie auch auf dem Zuge nach Möglichkeit, am meisten aber die des Meeres und der Ströme, für welche beide Arten von Gewässern sie eine gewisse Abneigung hegen und sie nur im Notfalle aufsuchen. Die Krickente ist vielmehr ein Charaktervogel unserer stehenden Süßwässer, und liebt am meisten solche, die bei flachem Wasserstande und moorigem Untergrunde recht viel Pflanzenwuchs, Rohr, Schilf und Binsen in stillen Buchten aufzuweisen haben. Sie besitzt ein ziemliches Anpassungsvermögen und ist auch mit ganz kleinen Teichen zufrieden, fällt in der Zugzeit sogar häufig auf den winzigsten Tümpeln ein oder auf Lachen, die durch Regengüsse entstanden oder von Überschwemmungen zurückgeblieben sind. Ich habe sie auf nur wenige Quadratmeter umfassenden, schlammigen Tümpeln und in Wassergräben am Waldesrande dicht bei vielbegangenen Wegen sogar schon nistend gefunden. Überhaupt ist sie nicht so menschenscheu wie andere Entenarten und fällt vorübergehend gar nicht selten auf den Dorfteichen in unmittelbarer Nähe der menschlichen Behausungen ein. Auf unserem Rossittener Dorfteiche habe ich sie wiederholt mitten zwischen dem Weidevieh und den zahmen Gänsen und Enten beobachtet und geschossen.

Hinsichtlich ihrer Lebensgewohnheiten haben alle Süßwasserenten unter sich viel übereinstimmendes, weshalb ich zur Vermeidung von unnütz den beschränkten Raum in Anspruch nehmenden Wiederholungen nur bei jeder Art das für sie besonders Charakteristische hervorheben und im allgemeinen auf das ausführlicher gehaltene Lebensbild der Stockente, als der bei uns bekanntesten und häufigsten Art, verweisen will. Allen ihren Verwandten überlegen ist die Krickente im schnellen und gewandten Durchkriechen des Gestrüpps, was mit tief niedergebeugtem und lang vorgestrecktem Halse so geschickt geschieht, daß man nicht einmal die Spitzen der Binsen und Grashalme sich bewegen sieht. Auch das Drücken versteht sie meisterhaft und ist dann nur mit Hilfe eines guten Hundes hoch zu bekommen oder in angeschossenem Zustande aufzufinden. Für gewöhnlich trägt sie im Gehen und Schwimmen, wo sie ziemlich flach auf dem Wasser liegt, den Rumpf wagerecht und den Hals S-förmig eingezogen, letzteres namentlich schwimmend mehr wie andere Enten, so daß der dicke Kopf, dessen verlängerte Federn vom Erpel im Hochzeitsgefieder bei der geringsten Erregung aufgesträubt werden, unmittelbar dem kleinen Rumpfe aufzusitzen scheint. Zu tauchen versteht sie recht gut, macht aber meist nur in der Not davon Gebrauch. Der Flug ist pfeilschnell, leicht und geräuschlos sowie der kühnsten Schwenkungen und Wendungen fähig, namentlich wenn sie sich während der Paarungszeit spielend herumjagen oder aber von einem Raubvogel verfolgt werden. Von allen Enten ist diese Art nach meinen Erfahrungen am wenigsten scheu, und die eben aus dem Norden im Herbste angekommenen lassen sich oft ganz frei auf Schußweite angehen, was sich aber bald ändert, wenn sie erst mehrmals beschossen wurden. Insofern sind sie aber immer auf ihre Sicherheit bedacht, als sie sich ungern auf freiem Wasserspiegel zeigen, sondern immer in der Nähe von Steinen, Stubben, Pflanzenbüscheln u. dergl. einzufallen suchen, namentlich wenn sie ausruhen wollen. Zeigt sich dann etwas verdächtiges, so rudern sie leise an einen sie deckenden Gegenstand heran, ziehen die Hälse ein und verharren nun stockstill, wodurch sie oft übersehen werden. Sanftmut, Liebenswürdigkeit und Verträglichkeit vereint mit einem gewissen Frohsinn bilden ihren Charakter. Unter sich sind sie

sehr gesellig, aber auch anderen Entenarten schließen sich sich nicht ungern an. Ein helles Quäken bildet die Lockstimme, ein sanftes, weiches „Krlück" den Paarungsruf. Außerdem ist dem Männchen noch ein eigentümliches Schnarren eigen und dem Weibchen ein plauderndes „Wäck wäck wäck".

Die Legezeit der Krickente fällt bei uns in den Mai. Das Nest steht möglichst im Morast und Sumpf und ist ein verhältnismäßig großer, aber ziemlich wirrer Bau aus allerlei nach oben zu feiner werdenden Pflanzenteilen und in der Mulde mit den Daunen des Weibchens umkränzt, das auch beim Verlassen des Geleges dasselbe jedesmal mit selbigen bedeckt. Die 8 bis 14 Eier sind verhältnismäßig kurz, fest- und glattschalig, feinkörnig, wenig glänzend und von weißlich-gelber Farbe ohne Beimischung von Grün und werden drei Wochen lang bebrütet. Es findet nur eine Brut statt. Die Dunenjungen verstehen es besser zu tauchen und sich zu verkriechen wie die irgend einer anderen Entenart. Trotzdem gehen namentlich von solchen, die auf gar zu kleinen Gewässern erbrütet wurden, viele durch allerhand Zufälligkeiten zu grunde. Nach Naumann soll sich bei crecca im Gegensatze zu anderen Entenarten auch der Erpel an der Führung der Jungen beteiligen. Noch bis tief in den Winter hinein halten die Mitglieder einer Familie treu und innig zusammen. Maße der Eier ca. 4,4 cm in der Länge und 3,2 cm in der Breite.

Ihrer Nahrung wegen durchschnattern die Krickenten hauptsächlich recht seichte, morastige Stellen, von deren Oberfläche sie mit vorgestrecktem Halse Entengrütze nebst allerlei dazwischen befindlichem, winzigem Getier aufnehmen, während sie von dem Grunde derselben oder von den untergetaucht wachsenden Pflanzen verschiedenes Gewürm sowie Wasserinsekten und deren Larven nebst kleinen Konchylien zusammensuchen. Im Herbste aber halten sie sich hauptsächlich an die Sämereien der Sumpfgräser, wovon sie bei der jederzeit reichlich vorhandenen Äsung sehr fett werden und einen ganz besonderen Wohlgeschmack bekommen. Von kleinen Feldteichen aus machen sie in der Abenddämmerung auch gern Ausflüge zu Fuß nach den angrenzenden Äckern und Wiesen, um hier Regenwürmer zu fangen oder nach verlorenen Getreidekörnern Umschau zu halten. Wo der Wald an ihre Teiche stößt, mästen sie sich mit Eicheln und

Bucheckern. Kaulquappen verzehren sie nur gelegentlich und winzige Fischbrut nur ganz ausnahmsweise, so daß sie in dieser wie auch in jeder anderen Hinsicht als völlig unschädlich gelten können. Ihr Wildpret ist namentlich im Herbst delikat. Für den Jäger sind sie von allen Anas-Arten am leichtesten zu berücken. Namentlich vereinzelte Stücke halten oft ohne weiteres schußrecht aus, und auch auf ganze Ketten kann man nicht selten vom Ufer aus zu Schuß kommen, weil sie gewöhnlich nicht weit von demselben liegen und ihre Aufenthaltsorte so beschaffen zu sein pflegen, daß sie bei der nötigen Vorsicht ein gedecktes Anschleichen gestatten. Wenn sie auf kleinen, umbuschten oder überwachsenen Tümpeln eingefallen sind, so halten sie, in der Hoffnung übersehen zu werden, überraschend gut aus und gehen erst unmittelbar vor den Füßen des Jägers auf, der, wenn er schußbereit ist, in solchen Fällen mit dem Doppelrohre ein Dutzend und mehr herunterholen kann, da sich das Schoof beim plötzlichen Auffliegen sehr dicht zusammendrängt. Auch die Kenntnis ihrer Lieblingsstellen kann man sich mit Erfolg zu nutze machen, da sie immer wieder an dieselben zurückkehren und nur zwischen wenigen hin und her wechseln, so daß sie sich von Sachkundigen förmlich treiben lassen. Der Anstand beim Abendeinfall verlangt ihres pfeilgeschwinden Fluges wegen einen sehr geübten Schützen. Vor dem nahenden Kahne verkriecht sie sich gern und geht dann schwerer auf wie andere Enten; hier thut der Hund gute Dienste, ebenso beim Auffinden der krank geschossenen. Auf den Entenkojen wird auch diese Art in größter Menge gefangen, obschon die Zeiten unwiderbringlich dahin sind, wo z. B. die Sylter Koje allein in einem Herbste über 3000 Krickenten lieferte. Für Liebhaber feinen Geflügels sind lebende Krickenten sehr empfehlenswert, zumal sie sich nicht nur an schilfigen Teichen mit viel Entengrün halten, sondern auch in umgitterten Volieren, vorausgesetzt, daß ihnen hier eine ganz besonders sorgfältige Pflege zu teil wird und ein großes Wasserbassin zur Verfügung steht. Sie verlangen die sachgemäße und liebevolle Behandlung eines kundigen Naturfreundes, sonst verkümmern die schönen Vögel nur zu bald. Die Hauptsache ist möglichste Abwechslung und Mannichfaltigkeit im Futter, das tierische wie pflanzliche Bestandteile

enthalten muß. Bei einseitiger Fütterung mit Gerste und Hafer gehen sie unweigerlich zu grunde und sind überhaupt keine solchen Liebhaber von Getreide wie die großen Enten. Hirse und Spitzsamen sind ihnen viel angenehmer. An Weißbrot und zerschnittene Karotten sind sie leicht zu bringen, und Grünes darf ihnen niemals fehlen. Gegen die strenge Winterkälte zeigen sich diese zärtlichen Entchen gleichfalls ziemlich empfindlich. Zum Eierlegen sind sie in der Gefangenschaft unschwer zu bringen, aber nicht zum Brüten, weshalb man besser thut, ihnen die gelegten Eier wegzunehmen und einer kleinen Haushenne unterzulegen. Die Dunenjungen werden dann gerade wie solche von Hausenten aufgezogen und vertragen groß geworden die Gefangenschaft viel besser wie wild eingefangene Exemplare.

Die Knäckente (Anas querquedula *L.*).

Tafel IV, Figur 2.

Das Liebes- und Eheleben der Vögel mag dem Unkundigen recht einfach erscheinen, aber erstaunlicher Regungen fähig dünkt dem das kleine Vogelherz, der tiefer zu blicken gewohnt ist; dieser weiß, zu wie eigenartigen und hochinteressanten Wahrnehmungen gerade der liebende Vogel dem sinnigen Naturfreunde Gelegenheit giebt, wie sein Gebahren unwillkürlich oft an das von uns Menschen in gleicher Lage erinnert, die wir uns in unserer selbstbewußten Eitelkeit gar so erhaben dünken über alles Tierische, von dem wir nur mit überlegener Verachtung zu sprechen pflegen, — wie es oft unwillkürlich zu Vergleichen herausfordert, die dann ganz von selbst etwas eben so Treffendes wie Drolliges erhalten. Mit am leichtesten den Regungen der Liebe zugänglich sind in der gefiederten Welt die Enten, und unter den bei uns wild lebenden Arten derselben ragt wiederum in dieser Beziehung am meisten die Knäckente hervor oder ist doch wenigstens am genauesten auf den verschwiegenen und verschlungenen Pfaden der Liebe beobachtet worden. Wenn der Frühling alljährlich einzieht mit seiner milden Pracht, dann wird auch das leicht entzündliche Herz der Knäckenteriche erfaßt und erfüllt von der Leidenschaft für

das „schwächere" Geschlecht. Oft machen mehrere gleichzeitig einer besonders umworbenen Schönen den Hof. Schmucke Bursche sind sie ohnehin, und jetzt geben sie sich alle Mühe, ihre Vorzüge ins hellste Licht zu setzen, so stolz und geputzt wie möglich vor der Auserkorenen aufzutreten. Aber diese ist gar wählerisch, läßt ihre Verehrer gerne schmachten und beeilt sich eben nicht mit der Entscheidung. Tief müssen sich die stolzen Enteriche in ihrer Liebestollheit vor dem schlauen Weibchen demütigen, und sie legen um diese Zeit demselben gegenüber deshalb eine wahrhaft rührende Unterwürfigkeit an den Tag. Dies Bild ändert sich aber rasch, wenn die Ente erst ihre Wahl getroffen hat und an die Errichtung der Wochenstube denken muß. Anfangs zwar ist der Zärtlichthuerei kein Ende, bald aber beliebt es dem Herrn Gemahl, den Haustyrannen herauszukehren und den großen Herrn zu spielen. Sitzt die Gattin erst brütend auf den Eiern, so wird dem Erpel die Geschichte rasch langweilig, und er fängt an, mehr und mehr im „Junggesellenklub" zu verkehren. Einen solchen giebt es nämlich auch bei den Enten, und es geht heiter und lebensfroh genug darin zu; gebildet wird er aus den in diesem Jahre ungepaart gebliebenen Stücken, sowie aus den „Strohwittwern", die sich in immer größerer Zahl hier einstellen. Von diesem tollen Treiben ist's nicht mehr weit bis zur ehelichen Untreue. Der Erpel beginnt einzusehen, daß es außer der geduldig weiter brütenden Gattin auch noch andere Schöne im Entenreiche giebt, überall knüpft er Liebeleien an und macht sogar den Weibchen anderer Entenarten gern den Hof. Aber er ist nicht mehr der schüchtern werbende, ängstliche Liebhaber wie in der Brautzeit. Ganz im Gegenteile! Brutale Vergewaltigungen der die Nester verlassenden Weibchen sind jetzt an der Tagesordnung. Dies ungebundene Leben sagt den Erpeln, deren Weibchen, wie man sich im Entenklub schnatternd erzählt, bisweilen bei einem Hausfreunde Trost im Unglück suchen, derart zu, daß nicht einmal das Auskriechen der Jungen sie bewegen kann, es aufzugeben und wieder zu einem soliden Familienleben zurückzukehren. Und doch sind die reizenden Kleinen so überaus herzige und liebenswerte Dingerchen, doch bedürften sie in ihrer zarten Kindheit so sehr des väterlichen Schutzes. Und nun weiß ich nicht, habe ich im obigen das

Liebesleben der Knäckente beschrieben oder die Geschichte einer unglücklichen menschlichen Ehe, wie sie gerade in der Art heutzutage nur allzu häufig sind.

Der Schnabel der Knäckente ist schwärzlich, die Iris braun, die Füße grau. Der alte Erpel im Prachtkleide sieht folgendermaßen aus. Vom Unterschnabel aus zieht sich eine schwarze Partie über die Gurgel, vom Oberschnabel eine ebensolche über Kopf, Scheitel und Nacken. Letztere ist von 2 schmalen, scharf sich abhebenden, weißen Streifen eingefaßt, die über dem Auge beginnen und mit dem Schwarz am Halsende zu einer düstergraubraunen Mischung verlaufen. Im übrigen hat das Gesicht eine dunkle und der Hals eine helle „Entenzeichnung". Die Oberbrust ist auf rostbraunem Grunde mit scharfen und ziemlich breiten schwarzen Wellenstreifen versehen. Die Unterbrust erscheint gelblichweiß, und der Bauch zeigt auf ebensolchem Grunde eine feine schwarzbraune Wellung. After und Unterschwanzdecken haben auf weißem Grunde große braune Quer-, resp. Längsflecken. Die 14 braunen Steuerfedern sind mit schmalen, licht rostfarbenen Rändern versehen. Die Federn des Unterrückens sind ebenso, nur etwas dunkler; die des Oberrückens haben breitere und die des Unterrückens hellere, mehr weißliche Ränder. Die Flanken sind rein weiß mit schöner braunschwarzer Wellenzeichnung. Flügelbug und Unterflügeldeckfedern aschgrau, Tragfedern größtenteils weiß. Die großen Schwingen braun mit einer helleren Innenpartie und bis kurz vor die Spitze weißen Schäften. In dem übrigens braunen Flügel ist die ganze Vorderpartie aschgraublau, was nach hinten durch einen weißen Streifen abgegrenzt wird, dem ein schwarzer und dann nochmals ein ganz schmaler weißer folgt. Einige der Flankenfedern sind verlängert und haben breite aschblaugraue Ränder. Von den Schulterfedern sind ebenfalls einige spitz verlängert, schwarz mit Metallglanz und schneeweißem Mittelstreifen. Beim Weibchen dagegen verläuft über dem Auge ein weißlicher und durch dasselbe ein dunkelbrauner Streifen. Kinn, Kehle und Gurgel fast einfarbig gelblichweißgrau. Erst dann setzt die „Entenzeichnung" am Unterhalse ein. Auch die Gesichtsseiten zeigen eine solche, aber auf dem Oberkopf ist selbige sehr verschwommen und düster und sieht von weitem fast einfarbig dunkelbraun aus. Die Federn der Oberbrust sind braun mit rostfarbenen Kanten; sonst erscheint die ganze Unterseite rostgelblichweiß. Die Unterschwanzdecken sind weniger braungefleckt wie beim Männchen; die Federn der Weichen braun mit breiten rostweißen Kanten. Oberseite wie beim Männchen, aber alle Federn breiter gekantet, und die des Unterrückens mit einem hellrostbraunen Mittelstreif. Unterflügeldeckfedern hellbraun mit weißlichgrauen Kanten; Flügelbug braungrau. Der Schulterpartie des Flügels fehlt das schöne Blaugrau, welches durch ein mißfarbiges Braungrau ersetzt wird. Die Rumpfgröße entspricht ungefähr derjenigen einer Haustaube; die Gesamtlänge beträgt ca. 36 und die Flügelspannung 64 cm. Das Sommerkleid der Männchen ist dem eben beschriebenen weiblichen Frühjahrskleide ähnlich, aber sofort an dem Flügelspiegel und der blaugrauen Schulterpartie zu erkennen. Auch erscheint es auf der Oberseite immer beträchtlich dunkler, und die Kropfgegend ist stets licht rostbräunlich gefärbt. Auch das Jugendkleid ist

immer etwas dunkler und düsterer wie das weibliche Gefieder, dem es sonst bis auf die roströtlich überlaufene Brust vollständig gleicht. Die Männchen sind auch hier schon an dem reineren Aschgrau auf dem Oberflügel kenntlich. Die Dunenjungen haben die bei der Stockente beschriebene Zeichnung, sind aber merklich kleiner und an Schnabel und an den Füßen dunkler.

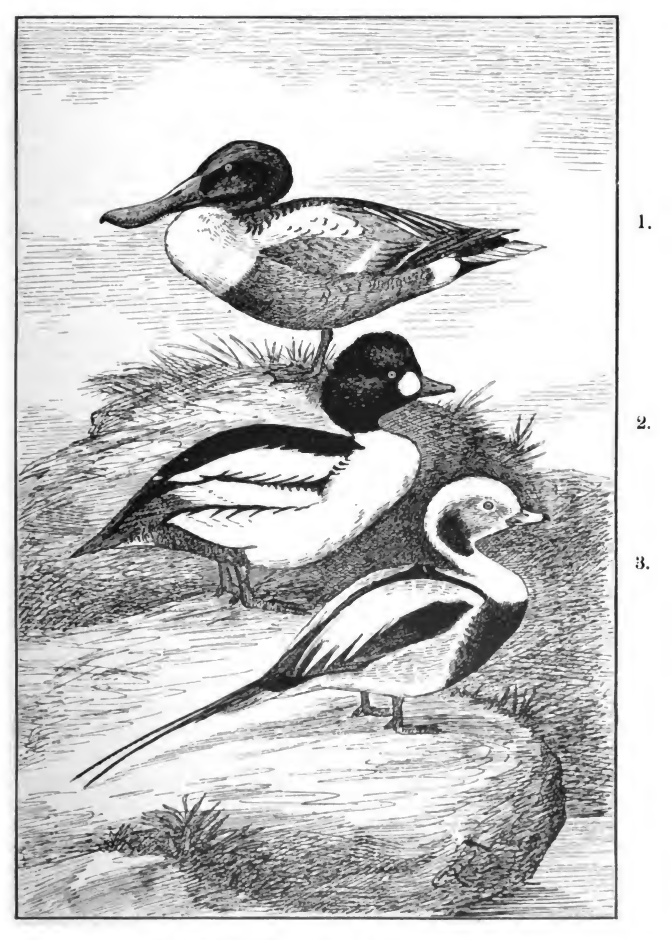
Die Knäckente heißt im Volksmunde und bei den Jägern auch große Krick-, Halb-, Zirp-, Schäck-, Schmiel-, Schnärr-, Kraut- und Trasselente, Kernell, Weißmergle, Krüzele und Kläfeli. Sie bewohnt einen großen Teil der nördlich gemäßigten Zone der alten Welt und zählt bei uns in Deutschland zu den häufigsten Brutenten, namentlich in den westlichen Landstrichen, wo sie zahlreicher zu sein scheint wie im Osten unseres Vaterlandes. Nach Norden hin geht sie nicht so weit polwärts wie die Krickente und ist schon im südlichen Schweden eine Seltenheit. Sie meidet den Seestrand und freies Flußwasser und liebt seichte, schlammige, dicht überwachsene Brücher und Sümpfe, die in feuchte Wiesen auslaufen, mehr als wie größere Seen und Teiche mit viel freien Wasserpartien. Mitten im Walde gelegene, trübe Trümpel und Gewässer hat sie auch sehr gern, ferner feuchte Wiesen, die von Abzugsgräben durchzogen sind, überschwemmtes oder überschwemmt gewesenes Terrain u. s. w. Nachts sucht sie selbst die unansehnlichsten Pfützen auf, wenn diese ihr nur sonst zusagen. Tags über liegt sie still und versteckt im Pflanzenwust des Sumpfes, wie sie denn überhaupt von allen unseren Enten am meisten Nachtvogel ist und in ihrem Wesen vieles hat, was an die Schnepfen erinnert. Ausgangs März oder Anfang April trifft die Knäckente bei uns ein, vagabundirt nach Ende der Brutzeit wochen- und monatelang herum, denkt aber erst Ende Oktober oder Anfang November ernstlich an die endgültige Abreise. Ihr hauptsächliches Winterquartier bilden die Mittelmeerländer, namentlich Nordafrika.

Hinsichtlich ihrer Lebensgewohnheiten stimmt die Knäckente größtenteils mit der ihr so ähnlichen Krickente überein, nur daß sie eben viel mehr Nachtvogel ist wie diese. Man würde aber sehr irren, wenn man daraus auf ein träges Temperament und auf einen phlegmatischen Charakter schließen wollte, denn unsere Ente muß ganz im Gegenteil als ein überaus lebendiges, rastloses, hurtiges und leicht erregbares Geschöpf bezeichnet

werden. Namentlich in der Dämmerung durchkriecht, durchschlüpft, durchschwimmt und durchwandert sie fast ununterbrochen ihr Revier und scheut dabei auch vor größeren Fußwanderungen über feuchte Wiesen und dergl. keineswegs zurück. Zu tauchen versteht sie vortrefflich, und im Fluge, der pfeilgeschwind, reißend und doch lautlos und sehr lenkbar von statten geht, übertrifft sie alle ihre Verwandten, wie überhaupt die meisten Vögel. Wenn sie von einem Raubvogel verfolgt wird, sucht sie nicht wie andere Enten im Wasser ihre Zuflucht, sondern verläßt sich auf ihre Schwingen, sucht den Gegner zu übersteigen oder durch blitzschnelle, jähe und unvermutete Schwenkungen zu verwirren, sodaß der gefiederte Räuber in der That meist mit leeren Fängen abziehen muß. Unter sich sind die Knäckenten sehr gesellig und verträglich, während sie anderen Schwimmvögeln gegenüber zwar durchaus friedfertig sind, aber wenig Zuneigung verraten. Dem Menschen gegenüber erscheinen sie verhältnismäßig wenig scheu, da sie sich auf ihre Versteckkünste verlassen und deshalb nahe ankommen lassen. Wo sie sich geschont wissen, werden sie wirklich zutraulich. Was die Stimmlaute anbelangt, so ist ein sonderbar schnarrender Paarungsruf „Klerrrreb" für diese Art sehr charakteristisch, der viel Ähnlichkeit hat mit den Tönen der beliebten hölzernen Kinderschnarren, welche man auf unseren Weihnachtsmärkten so überreichlich zu hören bekommt. Nach Jäckel geht diese Ähnlichkeit so weit, daß man mit einer solchen gut abgestimmten Schnarre sogar das eifersüchtige Männchen unschwer herbeilocken kann. Die gewöhnliche Stimme ist ein schwaches, hohes Quaken, während in der Erregung ein schnell aufeinanderfolgendes „Jäk jäk jäk" vernommen wird.

Die Fortpflanzungsgeschichte der Knäckente habe ich schon oben in ihren wesentlichsten Zügen geschildert. Nachzutragen wäre hier noch, daß das Weibchen hinsichtlich des Standortes seines Nestes von einer ausgesprochenen Launenhaftigkeit ist, weshalb sich auch bestimmte Angaben über denselben kaum machen lassen. Oft steht das aus dürren Pflanzen erbaute, in seiner Mulde mit Daunen ausgelegte Nest 1000 Schritte und mehr vom nächsten Wasser entfernt, sodaß die Jungen schon im zartesten Alter einen tüchtigen Fußmarsch machen müssen, um zu demselben zu gelangen, falls sie nicht von der

Tafel VI.



1. **Löffelente** (Anas clypeata).
2. **Schellente** (Fuligula clangula).
3. **Eisente** (Fuligula hiemalis).

Mutter auf irgend eine Weise im Fluge dahin transportiert werden, worüber es an sicheren Beobachtungen leider immer noch mangelt. Die Legezeit fällt auf Ende April oder Anfang Mai; die Brutdauer beträgt 21 bis 22 Tage. Die 9—12 Eier sind glatt, feinschalig, schwach glänzend und von Farbe braungelblichweiß mit einer leisen Neigung zum Grünlichen. Nach überstandener Mauser schlagen sich auch die Erpel wieder zu den Ketten, welche die inzwischen groß gewordenen Jungen unter Anführung der alten Weibchen bilden.

Die Nahrung gleicht der anderer Süßwasserenten, ist also gemischter Art, und wird hauptsächlich durch Gründeln erlangt. Doch hat die Knäckente eine große Vorliebe für die Samen der Sumpfgräser, mit denen sie sich im Herbste förmlich mästet und dann ungemein wohlschmeckend wird. Bezüglich der Jagd gilt ganz das bei der Krickente Gesagte. Von ihrem Leben in der Gefangenschaft schreibt Friderich: „Dieses sanfte Geschöpf wird bald zahm und gewöhnt sich auf einem umschlossenen Teiche, wo bereits andere Entenarten sind, sehr bald; jedoch passen sie nicht für den Hof oder Stall, weil sie ohne ein genügendes Bassin, wo sie etwas natürliches Futter finden können, verkümmern. Die große Anhänglichkeit der Pärchen, ihre innige Zuneigung und das artige, zutrauliche Benehmen dieser Entchen gewähren dem Besitzer viel Vergnügen. Kann man der Eier von Knäckenten habhaft werden, so giebt man solche einer Zwerghenne zum Ausbrüten, setzt sie samt der Brut auf einen umschlossenen, mit Schilfgräsern versehenen Teich, weist der Pflegemutter ein sicheres Obdach für die Nacht an und läßt das ganze Gehecke bis zum Winter an diesem Platz. Nach der Überwinterung, welche in einem temperierten Lokal stattfinden muß, setzt man sie im nächsten Frühjahr ohne die Alte wieder hinaus. Ist ein derartiger kleiner Teich mit Draht überflochten, so ist das Lähmen der Flugkraft nicht nötig. Das beste Futter ist Hirse, Kanariensamen, zerriebenes Brot mit fein gehacktem Fleisch vermischt; auch Wasserlinsen“.

Die Spießente (Anas acuta *L.*).

Tafel V, Figur 2.

Das weibliche Geschlecht ist bei den Vögeln nur in den seltensten Fällen zugleich auch das schönere. Viel häufiger sind die Fälle, wo beide Geschlechter sich in ihrem Äußeren völlig oder nahezu gleich sehen, und meistens sind sogar die Männchen durch Pracht und Schönheit des Gefieders mehr oder weniger im Vorteil. Dies kann so weit gehen, daß das Männchen zu den ersten Prachtvögeln zählt, das zugehörige Weibchen dagegen zu den allerschlichtesten. Man denke nur an den Pfau, die Fasanen, die Paradiesvögel und so viele andere. Nicht selten ist es, daß die Männchen mit merkwürdigen Zierraten geschmückt oder durch absonderlich gestaltete Federn vor ihren Weibchen ausgezeichnet sind. Auch im Geschlechte der Enten, wo ja die Männchen fast durchgängig ein weitaus bunteres und farbenreicheres Gefieder haben wie die Weibchen, finden wir Anfänge dazu. Man wird für solche kaum eine andere Erklärung finden können als die, daß sie dazu bestimmt sind, den Weibchen in die Augen zu fallen und das Wohlgefallen derselben zu erregen, daß sie also bei der geschlechtlichen Zuchtwahl eine bedeutende Rolle spielen. Hierher gehören wohl auch die beiden stark und spießförmig verlängerten Mittelschwanzfedern der männlichen Anas acuta. Sie überragen das nächste Schwanzfederpaar um nicht weniger als 6 bis 10, beim Weibchen nur um 2,5 cm.

Die Färbung der nackten Teile ist bei der Spießente je nach dem Alter verschieden. So wandelt sich die Iris des kleinen Auges aus Braun in Gelblichbraun und schließlich in Gelb, das aber nur beim Männchen bis zum Hochgelb gesteigert wird. Der gestreckte Schnabel ist bleifarbig, im Alter immer lichter und hat stets einen schwarzen Nagel. Die Füße sind in der Jugend aschgrau, im Alter bleigrau, stets mit schwärzlichen Schwimmhäuten. Beim alten Erpel im Prachtkleide ist der Kopf schön braun mit grünlichem oder purpurnem Glanz an den Schläfen. Auch Kinn und Kehle sind purpurbraun. Über Hinterhalsmitte und Nacken verläuft ein oben schmaler, nach unten sich verbreiternder und schließlich in Grau übergehender schwarzer Streifen mit grünlichem Schimmer. Zwischen diesem Schwarz und dem Braun schiebt sich ein nach unten ebenfalls an Breite zunehmender und die Halsseiten entlang laufender weißer Streifen ein. Der Oberkörper ist im übrigen schwärzlich mit zahlreichen zarten Zickzack- und Wellenlinien. Der aschgraue Oberflügel hat einen purpurgrünen, vorn rostfarben, hinten weiß eingefaßten

Spiegel und lange, aber ziemlich breite, bänderartige Schulterfedern, welche wie die hinteren Schwungfedern in der Mitte schwarz und auf den Seiten aschgrau sind. Die Schwanzspieße sind schwarz, die übrigen Steuerfedern aber aschgrau. Der Unterkörper ist in der Mitte rein weiß, auf den Seiten aber von schönen, zarten, schwarzen Wellenlinien durchzogen. Die Unterschwanzdeckfedern sind ganz schwarz. Die Körpergröße einer männlichen Spießente entspricht ungefähr derjenigen einer Stockente; erstere erscheint zwar etwas länger, ist aber weniger breit und schwächer an Gewicht; die Weibchen sind beträchtlich kleiner. Bei diesen haben Kopf und Hals die richtige Entenzeichnung, die aber auf der Oberseite erheblich dunkler ist, also auf gelbgrauem, resp. braungelbem Grunde fein braun gespritzt erscheint. Die ganze Unterseite ist weißlich mit brauner Fleckung. Die Steuerfedern sind braun, weißlich gekantet und gespitzt und mit einer unregelmäßigen weißen Querzeichnung versehen, die sich wie eine schmale und unterbrochene Bänderung ausnimmt. Rücken- und Bürzelfedern braun mit gelblichweißen Kanten; ebenso Mantel, Schultern und Unterflügeldeckfedern; Tragfedern ziemlich gleichmäßig braun und weiß gebändert; große Schwingen braun, die späteren mit weißen Spitzenkanten. Der Flügelspiegel ist rostbraun, unten weiß und oben hell rostfarben eingefaßt. Das Sommerkleid der Männchen ist dem oben beschriebenen weiblichen Gefieder ähnlich, aber auf der Unterseite heller und auf der Oberseite viel dunkler, also immer leicht zu unterscheiden. Die Dunenjungen gleichen denen der Stockente zum Verwechseln und sind höchstens an der etwas helleren Gesamtfärbung sowie dem schmaleren und gestreckteren Schnäbelchen kenntlich.

Trivialnamen für die Spießente sind u. a.: Spitz-, Pfeil- und Nadelschwanz, Langhals, Spitz-, Fasanen-, Pfriemen-, Strich-, Schwalm-, Schwalben-, Schnepfen- und Lerchenente sowie große und graue Mittelente; ferner Pylstertz, Pihwäne und Spitzzackel. Der Verbreitungsbezirk unseres Vogels deckt sich so ziemlich mit dem der Stockente, doch ist acuta überall ungleich seltener und dieses Mißverhältnis nimmt auch ständig zu, da sie weniger Eier legt und über ein geringeres Anpassungsvermögen an veränderte Verhältnisse zu verfügen scheint wie ihr glücklicherer Vetter. Schon Naumann zählt auf 50 Märzenten seiner Gegend nur eine Spießente, und heutzutage kann man wohl getrost 100 der ersteren für eine der letzteren setzen. Häufiger wie bei uns ist sie in Rußland, wo sie auch sehr weit nach Norden hinaufgeht, namentlich in Sibirien und Kamtschatka. Von da kommt sie auf dem Herbstzuge in größerer Zahl bei uns durch. Auch Nordamerika bewohnt sie in einer nur subspezifisch von der unsrigen verschiedenen Form. Nach Süden geht sie als Brutvogel nur stellenweise über den 49. Breitengrad hinaus. Auf dem Zuge, der in die Monate

März-April sowie Oktober-November fällt, erscheinen die Spießenten namentlich an unseren Nordseeküsten in großer Menge. Am mittelländischen, schwarzen und kaspischen Meere mögen die meisten überwintern; viele dieser wanderlustigen Enten aber machen daselbst noch nicht halt, sondern ziehen z. B. nilaufwärts bis tief in das unerforschte Innere des schwarzen Erdteils, wo man sie auch in den Senegalländern angetroffen hat. Gewöhnlich reisen sie des Nachts und zwar zu schrägen Linien angeordnet. Im Norden darf die Spießente für eine Bewohnerin der Tundra gelten; dementsprechend bewohnt sie auch bei uns hauptsächlich ausgedehnte Brücher, Sümpfe und Moräste sowie freiliegende, flache, schilf- und binsenbewachsene, schlammige Teiche, während sie im Walde liegende oder auch nur von höherem Buschwerk umkränzte kleinere Gewässer nicht gern hat. Freie Wasserblänken von größerer Ausdehnung sind ihr angenehm und werden selbst am Tage viel von ihr aufgesucht, besonders zur Zugzeit, wo sie deshalb auch auf großen, kahlen Seen und auf stillen Meeresbuchten mit Vorliebe einfällt, während fließende Gewässer ihren Anforderungen wenig zu entsprechen scheinen. Der Nahrung wegen macht sie auch bisweilen Landwanderungen.

Ihre schlanke Gestalt, der lange und überaus dünne Hals sowie das so auffallend zugespitzte Hinterteil machen diese Ente schon aus der Ferne und in allen Stellungen vor den anderen dieser Gattung leicht kenntlich. Sonst bietet ihre Naturgeschichte nicht viel besonderes. Der schlanke Hals wird stets in gefälliger und eleganter, fast schwanenhafter Weise gebogen, was namentlich im Schwimmen sehr hübsch aussieht, wo sie den langen, spitzen Schwanz in die Höhe stelzt. Beim Gründeln nimmt sich der letztere, wo er dann allein und senkrecht über das Wasser emporragt, ganz eigentümlich aus, namentlich wenn eine ganze Schar sich gleichzeitig dieser Beschäftigung hingiebt. Beim Fliegen, Tauchen und in der Angst wird der Hals lang ausgereckt, was auch wieder ein sehr charakteristisches Bild abgiebt. Der fliegende Vogel hebt den Kopf etwas über die Horizontallinie und bringt den Hals sogar auch in eine schwache S-Krümmung, wenn er etwas auf dem Boden oder der Wasserfläche erspähen will, was andere Entenarten nicht thun. Der von einem leisen, rauschenden Zischen begleitete und unter ungemein raschen Flügelschlägen sich vollziehende Flug ist schneller

und gewandter wie bei der Stockente. Auch vermag die Spießente viel anhaltender zu tauchen. Geselligkeit liebt sie und mischt sich gern auch unter andere Arten, freilich nur in losem Verbande. Dem Menschen weicht sie namentlich auf freien Wasserflächen schon von weitem aus und ist überhaupt ein scheuer Vogel, der seine scharfen Sinne stets für die eigene Sicherheit zu benutzen versteht. Sie zieht nicht gern die Aufmerksamkeit anderer Geschöpfe auf sich und ist deshalb für gewöhnlich recht still. Die Lockstimme klingt etwas höher wie bei der Stockente, auch wird das „Quak" nicht so oft wiederholt. „Ganz anders," schreibt Friderich, „ruft das Männchen seiner Gattin; es ist ein heiserer, quäkender Ton, fast wie von einer hölzernen Kindertrompete hervorgebracht; in der Nähe hört man, daß dieser Ruf einen Eingang und einen Schluß hat, so daß das Ganze ungefähr wie „Aan-klrück-ärrr" klingt. Die mittelste Silbe hört man am meisten, die erste fauchende nur in der Nähe.

Das Brutgeschäft gleicht im wesentlichen dem der Stockente; das Weibchen erbaut das immer sehr versteckt angelegte Nest allein und brütet auch allein und zwar 23 bis 26 Tage. Die 6 bis 10 Eier sind zwar im allgemeinen etwas kleiner und schlanker wie die der Stockente, aber doch kaum von diesen zu unterscheiden, obwohl auch ihre Farbe mehr ins Grünliche fällt. So lange die Jungen noch ganz klein sind, scheint sich auch der Vater noch einigermaßen um sie zu kümmern, aber lange unterzieht er auch bei dieser Art sich den ihm zukommenden Pflichten nicht. Bastarde mit März- und Hausenten kommen vor.

Hinsichtlich der Nahrung und Ernährungsweise unterscheidet sie sich kaum von der Stockente und sucht ihr Futter hauptsächlich in der Dämmerung und des Nachts auf, namentlich wo sie sich nicht ganz sicher fühlt. Grassämereien liebt sie sehr, und von Getreidearten ist ihr der Hafer am liebsten, nach dem sie zur Erntezeit auch an die Schwaden geht. Fischbrut verzehrt sie nur selten zum Notbehelf, so daß man sie wohl von den Brutteichen verjagen mag, aber sonst nicht zu den schädlichen Vögeln zählen darf. Ihr Wildpret ist im Herbste zart und wohlschmeckend, taugt aber im Frühjahr nicht viel, indem namentlich das der alten Erpel dann einen widrigen Beigeschmack hat. Gejagt und gefangen wird sie ebenso wie

die Stockente. Ihre Verpflegung macht keine besonderen Schwierigkeiten, doch werden alt eingefangene Exemplare nie recht zahm. In viel höherem Grade ist dies der Fall mit solchen, die man aus einer Henne untergelegten Eiern erbrüten ließ.

Die Pfeifente (Anas penelope *L.*).

Tafel V, Figur 1.

Die formenreiche Gruppe der Enten ist für den Anfänger in unserer edlen Wissenschaft erfahrungsgemäß eine der schwierigsten. Dies gilt namentlich für die sich im Gefieder oft sehr ähnlichen Weibchen und jungen Vögel der einzelnen Arten, während die farbenreicheren alten Erpel namentlich im Prachtkleide leicht auseinander zu halten sind. Der weniger Geübte gerät selbst dann nicht selten in Verlegenheit, wenn er die betreffenden Exemplare frisch geschossen in den Händen hält oder aber sie ausgestopft vor sich stehen hat, um wie viel mehr also, wenn er sie in freier Natur auf dem Wasserspiegel schwimmend oder durch die Luft sausend mit dem Krimstecher beobachten muß und sie nun bestimmmen soll. Es giebt aber auch hier ganz vortreffliche Hülfsmittel, die nur in den seltensten Fällen dem damit erst einigermaßen Vertrauten den Dienst versagen; manche Enten bringen nämlich im Fluge ganz eigenartige, weithin vernehmbare Geräusche hervor, an denen die Art unverkennbar zu tage tritt, und noch andere lassen fliegend fast ununterbrochen gewisse Stimmlaute hören, die nur von ihnen hervorgebracht werden und deshalb für sie im höchsten Grade charakteristisch sind. Wenn sich z. B. im Winter auf offen gebliebenen Gewässern oder auch nur Teilen von solchen ein überraschend reiches Schwimmvogelleben entfaltet, werden wir unter den in wirrem Durcheinander hin und her kreuzenden Ententetten sicherlich sehr bald auf solche aufmerksam werden, die ganz sonderbar pfeifende, hohe Töne wie „wiwü wübibü wübwiü" ausstoßen, die man schon aus großer Entfernung und zwischen dem Geplärr aller anderen Vögel hindurch überaus deutlich vernimmt. Das sind dann sicherlich Pfeifenten, die ja auch von dieser ihnen allein zukommenden Eigentümlichkeit her ihren Namen haben.

Diese Ente hat einen kurzen, schmalen, in der Jugend grauen, im

Alter bleiblauen Schnabel mit schwarzer Spitze, aschgraue Füße und eine braune Iris. Das alte Männchen im Prachtkleide ist sehr gefällig gezeichnet. Seine Länge beträgt ca. 46, seine Flugbreite ca. 85 cm, sein Gewicht $^3/_4$ kg. Die Mitte der Stirn und des Scheitels ist rotgelblichweiß, der ganze übrige Kopf und Hals aber bis auf ein kleines, dreieckiges, schwarzes, goldgrünschimmerndes Fleckchen hinter dem Auge tief rostrot. Der Kropf ist weinrot, Kinn und Kehle dagegen schwärzlich überlaufen. Die Mitte der ganzen Unterseite ist im übrigen schneeweiß, wovon sich die blaugrauen Tragfedern und die sammetschwarzen Unterschwanzdeckfedern sehr vorteilhaft abheben; auch die Seiten der Oberschwanzdecken sind tief schwarz. Auf dem Oberrücken und Mantel sowie den Seiten wechseln sehr feine schwärzliche und grauweiße Wellenlinien mit einander ab, welche zarte Zeichnung von weitem gesehen zu einem einfarbigen Aschblaugrau verläuft. Der Bürzel und die Mitte der Oberschwanzdecken sind auf schwarzgrauem Grunde von grauen Wellenlinien undeutlich durchzogen. Die Steuerfedern sind schwarzbraun mit weißen Käntchen, die Oberflügeldeckfedern vom 3. Lebensjahre an schneeweiß, wodurch ein großes weißes Feld auf dem Vorderflügel über dem Spiegel entsteht. Letzterer ist grün, vorn und hinten schwarz eingefaßt. Die hinteren Schwungfedern erscheinen auf den Außenfahnen sammetschwarz mit weißen Säumen und auf der Innenseite aschgrau. Bei dem jüngeren Männchen ist im 1. Lebensjahre die Schulterpartie des Flügels bräunlichgrau statt weiß, im 2. Jahre aschgrau. Auf dem schwarzen Spiegel ist weniger Grün, und dem Unterrücken fehlt die Wellenzeichnung. Auch das Sommerkleid zeigt bei der Pfeifente lebhaftere Farben wie bei den verwandten Arten. Der Kopf und der größte Teil des Halses behalten die schöne Farbe des Prachtkleides fast unverändert, nur daß zwischen dem Rostrot eine schwarzgrüne Sprenkelung auftritt, wenn auch nicht immer. Der rotgraue Kropf zeigt braune Querflecken, der rostbraune Mantel und Rücken schwarze Längs- und dazwischen auch vereinzelte schmale, helle Querflecken. Die Tragfedern sind lebhaft rostbraun, die Seiten bräunlich geschuppt, die braunen Schwanzdecken rostfarbig und weißlich gefleckt. Die Farben des Flügels erscheinen noch frischer wie im Prachtkleide. Dem entgegen sehen die etwas kleineren Weibchen sehr düster und unansehnlich aus. Die Mitte der Unterseite ist auch bei ihnen rein weiß. Kropf und Seiten sind hell bräunlichgrau. Die Oberseite ist auf düster staubfarbigem Grunde trüb dunkelbraun gefleckt. Der Spiegel ist zur Parungszeit schwärzlich, im Sommer silberschwarzgrau. Kopf und Hals haben die Entenzeichnung. Das Jugendkleid ähnelt dem weiblichen Gefieder, ist aber noch verwaschener und unreiner und zieht mehr ins Rostgraubraune. Auch hier sind die Geschlechter schon deutlich verschieden, denn die stärkeren Männchen haben auf dem Rücken bereits Anfänge zur Wellenzeichnung, einen schwärzlichen Spiegel mit grünem Metallglanz und ein mehr ins Rostgelbliche ziehendes Gesamtkolorit. Der Spiegel der jungen Weibchen ist dagegen grau mit weißer Einfassung. Das Dunenkleid ist auf der Oberseite dunkel olivengrünlich, auf der Unterseite bis auf die weiße Bauchmitte trüb gelblich und zeigt am Kopfe einen weißlichen Anflug. Schnabel und Füßchen sind in diesem Alter bleifarbig.

Die Pfeifente heißt auch Rot-, Rotbrust- und Rothals-, Brand-, Piep-, Speck-, Bläß- und Schmüente, Penelope, Weißstirn, Schmünte, Rotmohr und Piepäne.

Da diese Art hauptsächlich im Nordosten heimisch ist, brütet sie in Deutschland nur vereinzelt, obwohl sie uns auf dem Zuge alljährlich in großen Scharen besucht. Am häufigsten findet man sie noch in Ostpreußen nistend. Sehr gemein ist sie im mittleren Skandinavien, Finnland und allen unter ungefähr gleicher Breite liegenden Strichen des europäischen und asiatischen Rußland. Überwintern thut sie hauptsächlich an allen Gestaden des mittelländischen, schwarzen und kaspischen Meeres, ohne aber wie die vorige Art bis ins Innere Afrikas vorzudringen. Oktober und März sind ihre eigentlichen Zugmonate, während deren sie in ungeheueren Scharen, welche an Individuenreichtum die ihrer Verwandten weit übertreffen, südwestwärts wandert und zwar gern die Küsten entlang, meist des Nachts, entweder sehr hoch in langgedehnten, schrägen Linien oder aber ziemlich niedrig in dichtgedrängten, regellosen Massen. Als Raststationen benützt sie am liebsten flache, weithin sich dehnende und ziemlich freie Seen oder Teiche, nur im Notfall und vorübergehend breite Ströme, wie sie auch auf hoher See nur ungern und bloß, wenn sie sich unsicher fühlt, einfällt und eher noch stille Meeresbuchten aufsucht. So lange es bei uns noch offene Gewässer von ihr sonst zusagender Beschaffenheit giebt, hält sie auch auf denselben aus, also unter Umständen den ganzen Winter hindurch, wenigstens in kleineren Trupps, die sich dann ausschließlich aus alten Stücken zusammensetzen. Dies steht allerdings mit den Angaben anderer Forscher (Naumann, Friderich, Brehm) in Widerspruch, aber namentlich für Ostpreußen konnte ich es mehrfach mit aller Sicherheit nachweisen. Eine große Vorliebe zeigt sie hier für die Haffe, die sie oft in unzähliger Menge bevölkert. Auch auf kleinen Feldteichen oder auf in der unmittelbaren Nähe von Dörfern gelegenen Gewässern lassen sich die durchziehenden Pfeifenten bisweilen nieder. An ihre Brutplätze stellen sie keine besonderen Anforderungen, sondern zeigen in der Wahl derselben eine gewisse Launenhaftigkeit.

Bei ihnen ist das Laufvermögen auf Kosten der Schwimm- und Tauchfähigkeit ganz besonders entwickelt. Ihr Gang ist

rasch, gewandt und ausdauernd und hat nicht das plump Watschelnde und Schwankende anderer Enten. In ihrem ganzen Wesen und Gebaren spricht sich viel Zärtlichkeit und Anmut aus. Beim Schwimmen trägt sie den Hals tief eingezogen. Zum Tauchen, das sie schlecht versteht, nimmt sie nur in höchster Not ihre Zuflucht. Der Flug ist vorzüglich, schnell, leicht und geräuschlos, nur beim Niederlassen von einem leisen Sausen begleitet. Sie haben die Gewohnheit, sehr dicht zusammengedrängt zu fliegen, was namentlich beim Einfallen auf den Wasserspiegel hervortritt, wo sie im ersten Augenblick für den Beobachter ein unentwirrbares schwarzes Gewimmel darstellen. Untereinander sind sie sehr liebenswürdig und verträglich, dies auch gegen andere Arten, ohne jedoch solchen gegenüber ihre Selbständigkeit jemals aufzugeben. Ihr ausgeprägter Hang zur Geselligkeit verleugnet sich selbst auf dem Brutplatze nicht. Mehr als irgend eine andere Süßwasserente neigt sie dazu, große wolkenähnliche Schwärme zu bilden. Dem Menschen gegenüber zeigt sie sich zwar nicht ganz so scheu wie die Stockente, mit der sie in geistiger Beziehung etwa auf derselben Stufe stehen dürfte, aber immerhin vorsichtig genug, um den Jäger in Atem zu halten. Auch hier gilt die so oft in der Vogelwelt wiederkehrende Regel, daß große Flüge ungleich mißtrauischer und flüchtiger sind wie kleine Trupps oder gar vereinzelte Individuen; letztere lassen sich oft ohne weiteres schußrecht angehen, fallen bisweilen auf den Dorfteichen ein und mischen sich daselbst nicht selten unter das zahme Federvieh. Das oben schon beschriebene charakteristische Pfeifen läßt unsere Ente namentlich in Gesellschaft ihresgleichen sehr oft hören, und aus der Ferne sowie in stillen Nächten aus hoher Luft klingt es recht angenehm. Nur in der Nähe hört man, daß auch schnarchende Laute dazwischen geschoben werden und oft noch ein schnurrender Schluß angefügt wird. Der Erpel verfügt auch noch über ein meckerndes Quaken, das er namentlich dann hören läßt, wenn er unversehens überrascht wurde und nun plötzlich in die Höhe steigt. Das vom Neste aufgestörte Weibchen stößt ein knarrendes Geschrei aus.

Das Nest steht nicht nur im und am, sondern oft auch ziemlich weit vom Wasser entfernt, immer aber in guter Deckung. Es ist entweder eine einfache, seichte, spärlich ausgelegte Boden-

mulde oder ein unordentlicher Aufbau von allerlei dürren Pflanzenresten und stets reichlich mit den flaumigen Daunen ausgepolstert. Gegen Ende des Mai enthält dasselbe 9—12 ziemlich bauchige, feinkörnige, fest- und glattschalige, glänzende Eier von gelblichweißer Farbe, die ungefähr 5,2 cm in der Länge und 3,8 cm in der Breite messen und innerhalb 24 bis 25 Tagen von dem sehr fest sitzenden Weibchen allein gezeitigt werden. Der Erpel kümmert sich überhaupt nicht um seine Nachkommenschaft. Die allerliebsten Dunenjungen werden von der sehr um sie besorgten Mutter auf solche schilf- und binsenbewachsene Stellen der Teiche, Sümpfe und Brücher geführt, die recht viel Entengrün enthalten, da dieses während der ersten Lebenstage fast ihre ausschließliche Nahrung bildet. Leider werden viele von den Ratten erhascht.

In höherem Grade als andere Enten ist penelope Pflanzenfresserin, und namentlich weidet sie die grünen, zarten Spitzen der verschiedensten Gräser und Sumpfpflanzen ganz nach Gänseart sehr gerne ab. Tierische Kost nimmt sie nur nebenbei und in geringer Menge zu sich, so daß bei ihr von einem Schaden für die Fischereien noch weniger die Rede sein kann wie bei anderen Süßwasserenten. Aus demselben Grunde entbehrt auch ihr Wildpret jedes unangenehmen Beigeschmacks. Auch die Daunen dieser Art werden geschätzt und gern benützt. Für den Jäger ist sie leichter zu berücken wie die Stockente. Ganz besonders lohnend ist für Leute mit guten, auch in der Dämmerung scharfen Augen der Abendanstand beim Einfall, weil sich die Scharen hier so zusammendrängen, daß man mit einem einzigen gut angebrachten Schusse ihrer 12 bis 20 und noch mehr herunterholen kann. Für die Gefangenschaft eignet sich diese Ente, die in den friesischen Entenkojen alljährlich in großer Menge gefangen wird, sehr, da sie rasch zahm wird, an jedes Futter geht, durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit viel Vergnügen macht und sich auch ohne Schwierigkeit fortpflanzt, wenn man ihr einen kleinen Gartenteich zur Verfügung stellen kann. Im Winter ist sie vor zu strenger Kälte zu schützen.

Die Schnatterente (Anas strepera *L.*).

Tafel IV, Figur 3.

Im April 1896 erlebte ich auf dem Kaspi eine ebenso komische wie interessante Entenjagd. Wir hatten von Kumbaschinsk aus der langgestreckten Insel Sari einen Besuch abgestattet, um die dortigen Adlerhorste und Mövenbrutplätze einer Besichtigung zu unterziehen und waren nun in einem großen Segelkahne bei hochgehender See wieder auf der Rückkehr nach dem Festlande begriffen. Mitten in dem Meeresarm, welcher die Insel von diesem trennt, lag ein russisches Regierungsschiff zur Überwachung der Fischerei verankert. Wir mochten etwa noch 120 Schritte von demselben entfernt sein, als eine Ente hoch ging, die durch einen Schuß meines Präparators geflügelt wurde und nun schwimmend und tauchend sich zu retten suchte. Da begann eine wilde Hetz! Unsere 3 tatarischen Schiffsleute wurden auf einmal von einer tollen Jagdpassion ergriffen und geberdeten sich, als seien sie vom Teufel besessen. Mit wildem Geschrei wurde das Boot bald nach dieser, bald nach jener Seite umgelegt, und wir Europäer hatten genug zu thun, unsere Köpfe vor den bald hier, bald da herum wirbelnden Tauenden in acht zu nehmen. Vorn im Bug stand mein Begleiter, Graf Lehndorff, mit gespannter Flinte und gab Schuß auf Schuß nach dem armen Entelein ab, ohne aber zu treffen, was bei der großen Entfernung, den hochgehenden Wogen, den stark schlingernden Bewegungen unseres plumpen Fahrzeuges und den brillanten Tauchkünsten der verfolgten Ente auch fast unmöglich war. Letztere war schlau genug, immer in scharfen Biegungen vor uns her zu schwimmen, aber trotzdem kamen wir dank dem Eifer unserer Tataren der Bedrängten allmählich näher. Da nahm diese zu einer neuen List ihre Zuflucht. Sie schwamm schnurstracks auf das fest verankerte Stationsschiff zu, obwohl die darauf befindlichen Kosacken sie durch Rufen und Schreien zurückzuscheuchen sich bemühten und dann immer rund um dasselbe herum, wo es unserem Segelkahne natürlich sehr schwer war, ihr zu folgen, weil die Segel gar zu oft umgestellt werden mußten. Inzwischen hatte aber auch der Befehlshaber des Stationsschiffes seine Flinte herbeigeholt und bedrohte mit der-

mulde oder ein unordentlicher Aufbau von allerlei dürren Pflanzenresten und stets reichlich mit den flaumigen Daunen ausgepolstert. Gegen Ende des Mai enthält dasselbe 9—12 ziemlich bauchige, feinkörnige, fest- und glattschalige, glänzende Eier von gelblichweißer Farbe, die ungefähr 5,2 cm in der Länge und 3,8 cm in der Breite messen und innerhalb 24 bis 25 Tagen von dem sehr fest sitzenden Weibchen allein gezeitigt werden. Der Erpel kümmert sich überhaupt nicht um seine Nachkommenschaft. Die allerliebsten Dunenjungen werden von der sehr um sie besorgten Mutter auf solche schilf- und binsenbewachsene Stellen der Teiche, Sümpfe und Brücher geführt, die recht viel Entengrün enthalten, da dieses während der ersten Lebenstage fast ihre ausschließliche Nahrung bildet. Leider werden viele von den Ratten erhascht.

In höherem Grade als andere Enten ist penelope Pflanzenfresserin, und namentlich weidet sie die grünen, zarten Spitzen der verschiedensten Gräser und Sumpfpflanzen ganz nach Gänseart sehr gerne ab. Tierische Kost nimmt sie nur nebenbei und in geringer Menge zu sich, so daß bei ihr von einem Schaden für die Fischereien noch weniger die Rede sein kann wie bei anderen Süßwasserenten. Aus demselben Grunde entbehrt auch ihr Wildpret jedes unangenehmen Beigeschmacks. Auch die Daunen dieser Art werden geschätzt und gern benützt. Für den Jäger ist sie leichter zu berücken wie die Stockente. Ganz besonders lohnend ist für Leute mit guten, auch in der Dämmerung scharfen Augen der Abendanstand beim Einfall, weil sich die Scharen hier so zusammendrängen, daß man mit einem einzigen gut angebrachten Schusse ihrer 12 bis 20 und noch mehr herunterholen kann. Für die Gefangenschaft eignet sich diese Ente, die in den friesischen Entenkojen alljährlich in großer Menge gefangen wird, sehr, da sie rasch zahm wird, an jedes Futter geht, durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit viel Vergnügen macht und sich auch ohne Schwierigkeit fortpflanzt, wenn man ihr einen kleinen Gartenteich zur Verfügung stellen kann. Im Winter ist sie vor zu strenger Kälte zu schützen.

Die Schnatterente (Anas strepera *L.*).

Tafel IV, Figur 3.

Im April 1896 erlebte ich auf dem Kaspi eine ebenso komische wie interessante Entenjagd. Wir hatten von Kumbaschinsk aus der langgestreckten Insel Sari einen Besuch abgestattet, um die dortigen Adlerhorste und Mövenbrutplätze einer Besichtigung zu unterziehen und waren nun in einem großen Segelkahne bei hochgehender See wieder auf der Rückkehr nach dem Festlande begriffen. Mitten in dem Meeresarm, welcher die Insel von diesem trennt, lag ein russisches Regierungsschiff zur Überwachung der Fischerei verankert. Wir mochten etwa noch 120 Schritte von demselben entfernt sein, als eine Ente hoch ging, die durch einen Schuß meines Präparators geflügelt wurde und nun schwimmend und tauchend sich zu retten suchte. Da begann eine wilde Hetz! Unsere 3 tatarischen Schiffsleute wurden auf einmal von einer tollen Jagdpassion ergriffen und geberdeten sich, als seien sie vom Teufel besessen. Mit wildem Geschrei wurde das Boot bald nach dieser, bald nach jener Seite umgelegt, und wir Europäer hatten genug zu thun, unsere Köpfe vor den bald hier, bald da herum wirbelnden Tauenden in acht zu nehmen. Vorn im Bug stand mein Begleiter, Graf Lehndorff, mit gespannter Flinte und gab Schuß auf Schuß nach dem armen Entelein ab, ohne aber zu treffen, was bei der großen Entfernung, den hochgehenden Wogen, den stark schlingernden Bewegungen unseres plumpen Fahrzeuges und den brillanten Tauchkünsten der verfolgten Ente auch fast unmöglich war. Letztere war schlau genug, immer in scharfen Biegungen vor uns her zu schwimmen, aber trotzdem kamen wir dank dem Eifer unserer Tataren der Bedrängten allmählich näher. Da nahm diese zu einer neuen List ihre Zuflucht. Sie schwamm schnurstracks auf das fest verankerte Stationsschiff zu, obwohl die darauf befindlichen Kosacken sie durch Rufen und Schreien zurückzuscheuchen sich bemühten und dann immer rund um dasselbe herum, wo es unserem Segelkahne natürlich sehr schwer war, ihr zu folgen, weil die Segel gar zu oft umgestellt werden mußten. Inzwischen hatte aber auch der Befehlshaber des Stationsschiffes seine Flinte herbeigeholt und bedrohte mit der-

selben oben von der Brüstung aus den geängstigten Vogel. Dieser aber hatte sofort den neuen Feind wahrgenommen und schwamm nun in kluger Berechnung immer unmittelbar an der Schiffswand herum, wo er von dem überhängenden Bord aus nicht gesehen werden konnte; ab und zu tauchte er auch unter dem Schiffe durch, entfernte sich aber durchaus nicht mehr von dessen Wasserlinie. Wohl eine halbe Stunde währte die vergebliche Verfolgung. Endlich kam Graf Lehndorff auf einen glücklichen Gedanken. Er ließ sich von Bord aus eine bis zum Wasserspiegel reichende Strickleiter zuwerfen, faßte mit geschicktem Sprunge aus dem auf- und niederschaukelnden Boote auf derselben festen Fuß und zerschmetterte nun der Ente, als sie unmittelbar vor ihm auftauchte, mit dem nächsten Schusse den Kopf. Es stellte sich heraus, daß der schlaue Vogel eine Schnatterente gewesen war. Ich konnte ihre Klugheit, der man eine gewisse Berechnung und Überlegung unmöglich wird absprechen können, nicht genug bewundern und bedauerte fast, daß sie schließlich trotz derselben doch der menschlichen Übermacht erliegen mußte.

Der schmale, gestreckte, ziemlich lang und fein gezähnelte Schnabel der Schnatterente ist in der Jugend oben schwärzlich und an den Seiten gelblich; mit zunehmendem Alter wird letztere Farbe mehr und mehr verdrängt, bis sie schließlich bei den alten Männchen ganz verschwindet. Die Füße sind rotgelb mit schwärzlichen Schwimmhäuten. Die Iris erscheint dunkelbraun. Sie ist etwas kleiner als die Stockente. Beim alten Erpel im Prachtkleide haben Kopf und Hals eine lichte Entenzeichnung. Der bräunliche Oberrücken und Mantel sind mit einer zarten, grauweißen Wellenzeichnung versehen, ebenso die Flanken, aber noch lichter und feiner. Die Oberbrust ist schwarzbraun mit weißlichen Spitzenkanten, die lauter kleine Halbmonde bilden. Die Mitte der Unterseite ist im übrigen weiß; die Schwanzdecken oben und unten braunschwarz. Die braunen Steuerfedern sind weißlich gekantet, ebenso die des Unterrückens, wo aber die schöne Flankenzeichnung sehr weit übergreift. Tragfedern und Unterflügeldeckfedern weiß. Im Flügel folgt auf die schön braunrote Schulterpartie zuerst ein sammetschwarzer und dann ein großer, blendend weißer Spiegel. Die großen Schwingen haben braune Schäfte, graubraune Außen- und braungraue Innenfahnen. Den Weibchen fehlt die braunrote Schulterpartie auf dem Flügel, die bei den Männchen mit zunehmendem Alter immer reiner, größer und schöner wird. Der Spiegel ist trüb grauweiß und kleiner. Die Federn der Oberbrust sind braun mit licht rostfarbenen bis weißlichen Rändern, Flanken und Aftergegend braun und weißlich gefleckt; Oberrücken, Oberflügeldeckfedern und Mantel dunkelbraun mit breiten rostfarbenen, der Unterrücken schwarz mit ganz schmalen schwarzgrauen Federrändern. Das

Jugendkleid ist ebenso, aber düsterer. Auch das männliche Sommerkleid sieht ähnlich aus, ist aber auf der Oberseite viel dunkler, wozu auch noch der rein schwarze Schnabel kommt. Kopf und Hals zeigen auf graubräunlichem Grunde eine schwärzliche Tüpfelung. Kropf- und Tragfedern sind rötlichbraun mit schwarzbrauner Fleckung. Die dunkelbraunen Federn des Oberrückens und der Schultern haben nur sehr schmale hellbraune Ränder. Die Dunenjungen sehen denen der Stockente ganz gleich.

Die Schnatterente heißt auch Mittel-, Schnarr-, Scherr-, Lärm-, Nessel- und braune Ente, Leiner, Locker und Weißspiegel. Brütend kommt sie bei uns hauptsächlich in den Provinzen Schlesien, Ostpreußen und wahrscheinlich auch Posen vor, ist aber im übrigen Deutschland als Brutvogel recht selten und auch zur Zugzeit nicht eben häufig. Sie gehört mehr dem Norden an, ist aber noch in der Dobrudscha häufig. Als Wintergast besucht sie namentlich die Mittelmeerländer und soll dann in den Nilmündungen sehr häufig sein. Bei uns findet man diese Art im Winter nicht, da sie schon Ende September, spätestens Anfang Oktober verschwindet und frühestens Ende März wiederkehrt. Sie wandert hoch in der Luft, zu schrägen Reihen angeordnet, fast nur des Nachts, gewöhnlich mit vielem Geschrei und zumeist in kleinen Trupps von 8—12 Individuen. Zur Brutzeit sucht sie schilfreiche, stehende Süßgewässer auf, während sie das Meer und offene Flüsse jederzeit nach Möglichkeit meidet.

In ihren körperlichen wie geistigen Eigenschaften stimmt die Schnatterente fast gänzlich mit der Stockente überein, kann aber viel anhaltender und gewandter tauchen wie diese und übertrifft sie auch im Laufe und Fluge. In letzterem wie namentlich beim Niederlassen halten sich diese Enten nicht wie penelope dicht zusammengedrängt, sondern im Gegenteil ziemlich weit auseinander. Nach Blasius vollführen sie im Fluge ganz eigentümliche wippelnde Bewegungen. Der Unterhaltungslaut ist ein schnatterndes „Räck räck räck", der gewöhnliche Lockton ein helles, weithin vernehmbares „Quäääk", das bei den Männchen heiserer und mehr schnarrend klingt. Letztere verfügen auch noch über hell pfeifende Töne, die nach Friderich den Balzlauten der Waldschnepfe ähnlich sein sollen. Da sie gern und viel schreit, eignet sie sich gut als Lockvogel auf den Entenfängen.

Das aus trockenem Rohr, Schilf, Binsen und Gras liederlich erbaute Nest steht an einer versteckten Stelle im Sumpfe und wird gewönlich erst Mitte Mai mit 8 bis 12 Eiern belegt, die trüb olivengrünlich aussehen und etwa 5,1 + 3,4 cm messen. Der anfangs sehr zärtliche Erpel kümmert sich nun gar nicht mehr um das brütende Weibchen, sondern liebäugelt mit anderen, selbst mit denen der Stock-, Spieß-, Knäck- und Löffelenten. Die Eier werden ca. 22 Tage lang bebrütet, sind aber währenddem vielen Gefahren ausgesetzt, namentlich auch seitens der Fischottern.

Hinsichtlich ihrer Nahrung weicht sie kaum von der Stockente ab. In südlichen Ländern soll sie dem Reis sehr nachgehen. Kaulquappen, kleine Fischchen und Fischbrut frißt sie nur im Notfalle. Ihr Wildpret ist nur im Herbste gut, im Frühjahr dagegen zumeist mager und etwas thranig. Da sie nicht ganz so scheu ist wie die Stockente, ist sie auch leichter zu erlegen, obschon sie niemals ganz vertrauensselig wird. In der Gefangenschaft wird sie zwar recht zahm, erweist sich aber weichlicher wie die Stockente und ist namentlich gegen Kälte und Wassermangel sehr empfindlich.

Die Löffelente (Anas clypeata *L.*).

(= Spatula clypeata [*L.*]).

Tafel VI, Figur 1.

Die ersten Erinnerungen sind immer die lebhaftesten, prägen sich am tiefsten und unauslöschlichsten in das Gedächtnis ein. Die reinen Freuden der sorglosen Jugend vergißt auch die graue Weisheit des Alters nicht. Der Jäger, er mag später ein noch so gewaltiger Nimrod geworden sein und noch so reichhaltige Strecken erzielt haben, wird doch immer mit glücklichem Lächeln zurückdenken an das Herzklopfen, das ihn befiel, als er zum ersten Male auf den vertraut am Waldesrande äsenden Lampe anlegte, an das unbezahlbare Wonnegefühl, das ihn durchrieselte, als er zum ersten Male dem schlanken Rehbock die sichere Kugel aufs Blatt gesetzt hatte. Ähnlich geht es auch in der Ornithologie. Manch Vogelparadies zu durchstreifen ist mir vergönnt gewesen, aber an keines ist die

Erinnerung so rein und ungetrübt, so frisch und lebhaft wie an die Bartschniederung, weil selbige eben für mich das erste war. Wie jauchzte damals das junge Ornithologenherz beim Anblick der vielen neuen Vogelgestalten! Unter den zahllosen Enten, die fast ununterbrochen vor meinem Kahne aufgingen und die noch sehr unvollkommene Schießkunst des Anfängers herausforderten, war nicht die Stockente die gewöhnlichste Art, mit der ich es bis dahin in meiner geringen Praxis fast ausschließlich zu thun gehabt hatte, nein, entschieden häufiger waren andere, etwas kleinere Enten mit ungemein buntem Gefieder und ganz absonderlich gestaltetem Schnabel, nämlich die in Deutschland sonst nicht gerade sehr häufigen Löffelenten.

Diese Art wird in erster Linie durch den sehr großen und breiten, stark gewölbten und vorn auffallend löffelartig erweiterten Schnabel charakterisiert; von Farbe ist derselbe oben schwärzlich olivengrün und an den Seiten trüb gelbrot, beim Weibchen im allgemeinen etwas lichter wie beim Erpel. Die Füße sind lebhaft orangerot mit schwarzen Krallen; die Iris erscheint gelblich. Das alte Männchen im Prachtkleide ist ein sehr bunter Vogel. Der ganze Kopf und Hals sind prächtig metallgrün, die Oberbrust dagegen schneeweiß, welche Farbe noch weit nach dem Hinterhals und den Schultern hinaufgreift. Im übrigen erscheint die ganze Unterseite nebst den Flanken tief rotbraun und wird von den schwarzen Unterschwanzdeckfedern durch einen weißen, nach dem Unterrücken zu hinaufgreifenden und daselbst rasch breiter werdenden Streifen geschieden. Die äußeren Steuerfedern sind weiß, die mittleren braun und zwar mit Ausnahme des innersten Paares mit weißlichen Käntchen. Die Mitte des Oberrückens ist schwarzbraun mit weißlichen Federrändern, während die Mitte des Unterrückens, der Bürzel und die Oberschwanzdeckfedern braunschwarz erscheinen. Tragfedern gelblich-rostgrau mit feiner schwarzer Querwellung; Flügelbug und Unterflügeldecken weiß. Die großen Schwingen sind dunkelbraun mit einer helleren Mittelpartie und bis kurz vor die Spitze weißen Schäften. Im Flügel folgt auf eine glänzend lichtblaue Schulterpartie ein breites weißes Band, darauf ein prächtiger metallgrüner Spiegel, der nach unten durch einen schmalen weißen Strich abgeschlossen wird. Von der Schulter gehen noch einige sehr verlängerte grünschwarze Federn mit breiten weißen Schaftstrichen aus. Je älter der Vogel, desto schöner und lebhafter erscheinen seine bunten Farben. Die Erpel machen eine zweimalige Mauser durch, im Juni und Oktober; in der Zwischenzeit tragen sie ein schlichtes Sommerkleid. Dieses ähnelt dem weiblichen Gefieder, ist aber von demselben doch durch eine erheblich dunklere Gesamtfärbung sowie durch den viel schöneren Spiegel und die überhaupt lebhaftere Zeichnung des Flügels leicht zu unterscheiden. Das Weibchen selbst erinnert in Färbung und Zeichnung sehr an die Stockente; der sonderbare Löffelschnabel macht sie aber sofort kenntlich, und dazu kommt auch noch die ganz andere Beschaffenheit des Spiegels. Letzterer ist schwärzlich mit etwas

Das aus trockenem Rohr, Schilf, Binsen und Gras liederlich erbaute Nest steht an einer versteckten Stelle im Sumpfe und wird gewönlich erst Mitte Mai mit 8 bis 12 Eiern belegt, die trüb olivengrünlich aussehen und etwa 5,1 + 3,4 cm messen. Der anfangs sehr zärtliche Erpel kümmert sich nun gar nicht mehr um das brütende Weibchen, sondern liebäugelt mit anderen, selbst mit denen der Stock-, Spieß-, Knäck- und Löffelenten. Die Eier werden ca. 22 Tage lang bebrütet, sind aber währenddem vielen Gefahren ausgesetzt, namentlich auch seitens der Fischottern.

Hinsichtlich ihrer Nahrung weicht sie kaum von der Stockente ab. In südlichen Ländern soll sie dem Reis sehr nachgehen. Kaulquappen, kleine Fischchen und Fischbrut frißt sie nur im Notfalle. Ihr Wildpret ist nur im Herbste gut, im Frühjahr dagegen zumeist mager und etwas thranig. Da sie nicht ganz so scheu ist wie die Stockente, ist sie auch leichter zu erlegen, obschon sie niemals ganz vertrauensselig wird. In der Gefangenschaft wird sie zwar recht zahm, erweist sich aber weichlicher wie die Stockente und ist namentlich gegen Kälte und Wassermangel sehr empfindlich.

Die Löffelente (Anas clypeata *L.*).

(= Spatula clypeata [*L.*]).

Tafel VI, Figur 1.

Die ersten Erinnerungen sind immer die lebhaftesten, prägen sich am tiefsten und unauslöschlichsten in das Gedächtnis ein. Die reinen Freuden der sorglosen Jugend vergißt auch die graue Weisheit des Alters nicht. Der Jäger, er mag später ein noch so gewaltiger Nimrod geworden sein und noch so reichhaltige Strecken erzielt haben, wird doch immer mit glücklichem Lächeln zurückdenken an das Herzklopfen, das ihn befiel, als er zum ersten Male auf den vertraut am Waldesrande äsenden Lampe anlegte, an das unbezahlbare Wonnegefühl, das ihn durchrieselte, als er zum ersten Male dem schlanken Rehbock die sichere Kugel aufs Blatt gesetzt hatte. Ähnlich geht es auch in der Ornithologie. Manch Vogelparadies zu durchstreifen ist mir vergönnt gewesen, aber an keines ist die

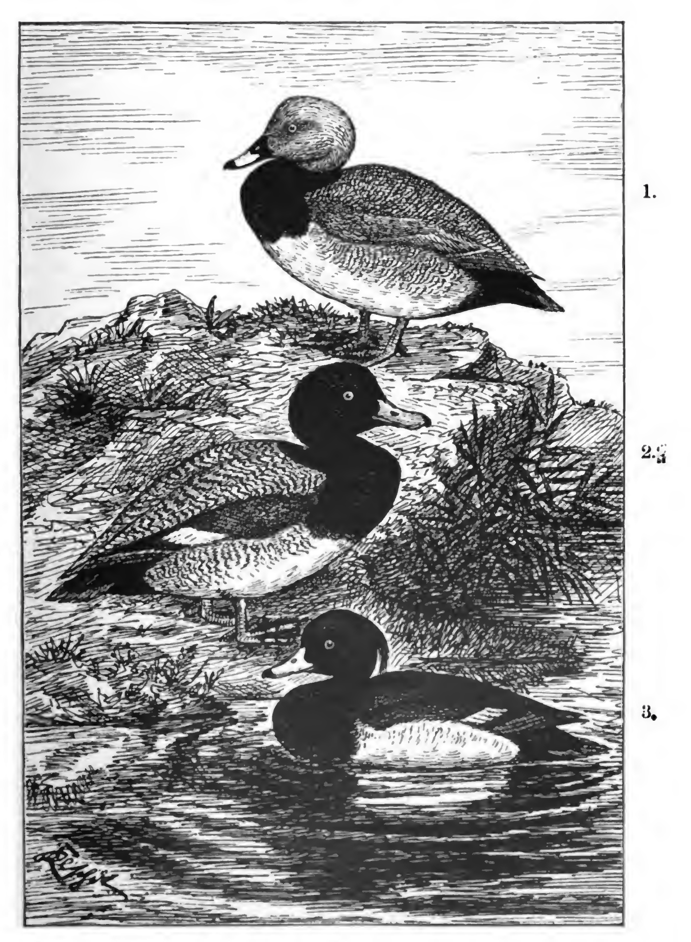
Erinnerung so rein und ungetrübt, so frisch und lebhaft wie an die Bartschniederung, weil selbige eben für mich das erste war. Wie jauchzte damals das junge Ornithologenherz beim Anblick der vielen neuen Vogelgestalten! Unter den zahllosen Enten, die fast ununterbrochen vor meinem Kahne aufgingen und die noch sehr unvollkommene Schießkunst des Anfängers herausforderten, war nicht die Stockente die gewöhnlichste Art, mit der ich es bis dahin in meiner geringen Praxis fast ausschließlich zu thun gehabt hatte, nein, entschieden häufiger waren andere, etwas kleinere Enten mit ungemein buntem Gefieder und ganz absonderlich gestaltetem Schnabel, nämlich die in Deutschland sonst nicht gerade sehr häufigen Löffelenten.

Diese Art wird in erster Linie durch den sehr großen und breiten, stark gewölbten und vorn auffallend löffelartig erweiterten Schnabel charakterisiert; von Farbe ist derselbe oben schwärzlich olivengrün und an den Seiten trüb gelbrot, beim Weibchen im allgemeinen etwas lichter wie beim Erpel. Die Füße sind lebhaft orangerot mit schwarzen Krallen; die Iris erscheint gelblich. Das alte Männchen im Prachtkleide ist ein sehr bunter Vogel. Der ganze Kopf und Hals sind prächtig metallgrün, die Oberbrust dagegen schneeweiß, welche Farbe noch weit nach dem Hinterhals und den Schultern hinaufgreift. Im übrigen erscheint die ganze Unterseite nebst den Flanken tief rotbraun und wird von den schwarzen Unterschwanzdeckfedern durch einen weißen, nach dem Unterrücken zu hinaufgreifenden und daselbst rasch breiter werdenden Streifen geschieden. Die äußeren Steuerfedern sind weiß, die mittleren braun und zwar mit Ausnahme des innersten Paares mit weißlichen Käntchen. Die Mitte des Oberrückens ist schwarzbraun mit weißlichen Federrändern, während die Mitte des Unterrückens, der Bürzel und die Oberschwanzdeckfedern braunschwarz erscheinen. Tragfedern gelblich-rostgrau mit feiner schwarzer Querwellung; Flügelbug und Unterflügeldecken weiß. Die großen Schwingen sind dunkelbraun mit einer helleren Mittelpartie und bis kurz vor die Spitze weißen Schäften. Im Flügel folgt auf eine glänzend lichtblaue Schulterpartie ein breites weißes Band, darauf ein prächtiger metallgrüner Spiegel, der nach unten durch einen schmalen weißen Strich abgeschlossen wird. Von der Schulter gehen noch einige sehr verlängerte grünschwarze Federn mit breiten weißen Schaftstrichen aus. Je älter der Vogel, desto schöner und lebhafter erscheinen seine bunten Farben. Die Erpel machen eine zweimalige Mauser durch, im Juni und Oktober; in der Zwischenzeit tragen sie ein schlichtes Sommerkleid. Dieses ähnelt dem weiblichen Gefieder, ist aber von demselben doch durch eine erheblich dunklere Gesamtfärbung sowie durch den viel schöneren Spiegel und die überhaupt lebhaftere Zeichnung des Flügels leicht zu unterscheiden. Das Weibchen selbst erinnert in Färbung und Zeichnung sehr an die Stockente; der sonderbare Löffelschnabel macht sie aber sofort kenntlich, und dazu kommt auch noch die ganz andere Beschaffenheit des Spiegels. Letzterer ist schwärzlich mit etwas

metallgrünem Glanze, oben breit und unten ganz schmal weiß eingefaßt. Die Oberflügeldeckfedern sind statt himmelblau nur aschgrau. Auch im Jugendkleide, welches dem weiblichen Gefieder fast gleichkommt, sind die Geschlechter schon an der verschiedenen Färbung des Oberflügels zu unterscheiden. Beim ersten Herbstkleide erscheinen Brust und Bauch rostbraunrot, z. T. mit brauner Querfleckung. Die Körperstärke entspricht ungefähr der einer Schnatterente; doch sieht clypeata entschieden plumper und infolge des mächtigen Schnabels etwas größer aus. Im Dunenkleid ist letzterer bleifarbig, die Füße licht fleischfarbig. Die Oberseite und ein Zügelstreifen sind grünlich schwarzbraun, die Unterseite schmutzig hellgelb gefärbt.

Das auffallend bunte Gefieder sowohl wie die sonderbare Beschaffenheit des Schnabels haben der Löffelente zu einer Menge von volkstümlichen Bezeichnungen verholfen, von denen hier genannt sein mögen: Schild-, Spatel-, Schall-, Moos-, Moor-, Mur-, Mugg-, Fliegen-, Mücken- und Blauflügelente, Groß-, Breit- und Langschnabel, Seefasan, deutscher Pelikan, Räschen und Räschenkopf, Taschenmaul, Leppelschnute und Lepelgans. Als Brutvogel gehört diese Art der nördlich gemäßigten Zone an und geht polwärts nirgends weit über die Höhe des südlichen Skandinavien hinauf. Besonders gemein soll sie in Holland und in der Dobrudscha sein. Bei uns ist sie in Schlesien und Ostpreußen am häufigsten, im südwestlichen Deutschland am seltensten. Ihre Winterquartiere liegen namentlich am Südrande des mittelländischen Meeres; sie findet sich dann insbesondere in Unter-Egypten in großer Anzahl ein und wandert von da aus auch noch nilaufwärts bis Nubien; v. Heuglin vermutet sogar, daß sie dort auch brütet. Die bei uns nistenden vagabondieren schon von Mitte August an im Lande herum, denken aber doch erst beim Eintritt ernstlicher Kälte an die wirkliche Abreise, um dann Ende März oder Anfang April sich wieder auf den Brutplätzen einzustellen. Gegen Frost scheint diese schöne Ente überhaupt sehr empfindlich zu sein, und während der eigentlichen Wintermonate sieht man deshalb keine bei uns. Auf dem Zuge bilden sie nicht so große Gesellschaften wie andere Süßwasserenten, sondern im Herbst nur kleine Trupps von 10 bis 20 Stück, während sie im Frühjahr meist paarweise wandern. Das Meer wie das Flußwasser verabscheut sie nicht in solchem Grade wie ihre Verwandten. Zur Zugzeit fällt sie vielmehr gern auf seichten und geschützten Meeresbuchten ein, wo sie fast die Lebensweise

Tafel VII.



1. **Tafelente** (Fuligula ferina).
2. **Bergente** (Fuligula marila).
3. **Reiherente** (Fuligula cristata).

eines Strandvogels annimmt, auf dem Schlamm und Schlick herumläuft und die von der Flut her zurückgebliebenen Salzwasserlachen nach etwas Genießbarem durchschnattert. An kleineren, schlammigen, reich mit Wasserpflanzen durchsetzten, langsam, trüb und träge dahin schleichenden und sich in eine Anzahl versumpfter Arme mit dazwischen liegenden Schilfinseln spaltenden Flüssen habe ich sie sogar brütend gefunden. Während ihres Herumstrolchens im Spätsommer und Frühherbste ist sie hinsichtlich der Aufenthaltsorte wenig wählerisch, kommt auch auf kleine Wiesenlachen und Feldtümpel, selbst auf die Dorfteiche, wo sie sich zutraulich unter die Hausenten mischt; letzteres thun namentlich einzelne, versprengte Individuen. Zur Brutzeit sagen ihr seichte, schlammige Teiche mit reichem Pflanzenwuchs, die in sumpfige Wiesen auslaufen, sowie ausgedehnte Moräste von entsprechender Beschaffenheit am meisten zu. Sie hat es gern, wenn selbige reichlich mit Buschwerk sowie mit Gruppen von Erlen, Weiden und anderen Bäumen durchsetzt oder von solchen umgeben sind, obwohl sie die im eigentlichen Walde gelegenen Gewässer meidet. Ob dazwischen freie Wasserblänken vorhanden sind, auf welche andere Enten so viel halten, oder nicht, ist ihr ziemlich gleichgültig.

In ihren Bewegungen und Eigenschaften hat sie wenig besonderes. Sie läuft gern und gut; zum Tauchen nimmt sie dagegen nur in höchster Not ihre Zuflucht. Der mit einem tiefen, leisen Pfeifen verbundene Flug steht an Schnelligkeit und Manövrierfähigkeit dem der kleinen Arten erheblich nach, aber auch dem der Spieß-, Schnatter- und Stockente. Auch beim Einfallen auf dem Wasserspiegel benimmt sie sich plumper wie die letztere und verursacht ein ziemlich plätscherndes Geräusch. Sie ist weniger gesellig wie die anderen Arten, ja es läßt sich ihr ein gewisser Hang zur Einsamkeit nicht absprechen. In geistiger Beziehung dürfte sie von allen Süßwasserenten am tiefsten stehen, und man gerät bisweilen in Versuchung, ihr Benehmen geradezu einfältig zu nennen. Dementsprechend wird sie auch dem Menschen gegenüber nur durch wiederholte Verfolgungen wirklich vorsichtig; für gewöhnlich ist sie wenig scheu und wählt ihre Aufenthaltsplätze oft mit so geringer Umsicht, daß man sie bequem gedeckt anschleichen kann. Solche, die sich auf unserem Rossittener Dorfteiche unter die zahmen Enten

mischten, was sie ziemlich häufig thaten, konnte ich wiederholt ganz frei auf 20—25 Schritte angehen und mit dem Krimstecher beobachten, ohne daß sie Miene machten, sich zu erheben. Naumann's interessante Beobachtung, daß die Männchen im Frühjahr sich ihres weithin leuchtenden Prachtkleides und der damit verbundenen Gefahr gewissermaßen bewußt und dann viel scheuer sein sollen, vermag ich aus eigener Erfahrung nicht zu bestätigen, obgleich ich dieser Ente überall viel Aufmerksamkeit gewidmet habe. Die Stimme, welche man nur selten zu hören bekommt, ist ein recht entenartiges Quaken, das beim Erpel tiefer und heiserer klingt wie beim Weibchen. Ersterer verfügt im Frühjahr auch noch über ein zwar leises, aber scharfes und durchdringendes „Peck, peck", das er namentlich beim Auffliegen auszustoßen pflegt. Wo sich die Löffelente nicht ganz sicher fühlt, ist sie überwiegend des Nachts thätig und giebt sich am Tage größtenteils phlegmatischer Ruhe im dichten Schilfe hin.

Die Zeit der allgewaltigen Liebe im wunderschönen Monat Mai erregt diese sonst etwas trägen Vögel gar gewaltig. „Auf den freieren und tieferen Stellen des Wassers," sagt Naumann, „sieht man die sehr verliebten Männchen um die Weibchen buhlen und sich dabei tüchtig herumzausen, weil sich gewöhnlich mehrere um eine Geliebte bewerben, die dann oft die Flucht ergreift, nun hoch durch die Luft von sämtlichen Bewerbern verfolgt und solange herumgejagt wird, bis sie sich einem ergiebt und sich mit ihm absondert, was aber erst geschieht, wenn sie, müde gejagt, sich wieder auf das Wasser gestürzt hat." Das Weibchen erbaut allein und ohne Mithülfe des Erpels das Nest, welches sich als ein unordentlicher, aber gleichmäßig zugerundeter und mit einer tiefen Mulde versehener Bau von Schilf- und Binsenblättern und dergl. darstellt und gewöhnlich so angelegt ist, daß der brütende Vogel von obenher durch überhängendes Gebüsch Deckung hat. Ausnahmsweise hat man es auch schon in an die Sümpfe angrenzenden Getreidefeldern, ja selbst im Seetang an der Meeresküste gefunden. Das zumeist aus 8 bis 12 Eiern bestehende Gelege pflegt selten vor Mitte Mai vollzählig zu sein, also später wie bei der Stockente. Die Eier sind etwas zugerundet, glattschalig, glanzlos, von Farbe rostgelblichweiß und werden ca. 23 Tage lang bebrütet. Wird das sehr fest-

sitzende Weibchen während der ersten Bebrütungstage vom Neste aufgescheucht, so verläßt es die Eier in der Regel ohne weiteres und schreitet zu einer zweiten, weniger umfangreichen Brut. Erfolgte die Störung aber kurz vor dem Ausfallen des Geleges, so giebt es dasselbe nicht auf, sondern umfliegt in engen Kreisen unter lautem Geschrei den Störenfried, bis sich derselbe wieder entfernt hat. An ihrer niedlichen Kinderschar hängt die weibliche Löffelente mit rührender Hingebung und setzt das eigene Leben rücksichtslos aufs Spiel, wenn es gilt, selbige vor Gefahren in Schutz zu nehmen. Während sich so das Weibchen als eine gute Hausmutter bewährt, kümmert sich der Herr Gemahl nicht im geringsten um seine Familie. Seinem aufgeputzten Äußeren entsprechend zeigt er sich vielmehr als ein echter Don Juan, der alle weiblichen Enten des Brutteiches mit seinen Liebesanträgen behelligt und selbst vor Gewaltthaten nicht zurückschreckt, um zu seinem Ziele zu gelangen. Nach Brehm soll er namentlich auch für die Weibchen der Spießenten eine zärtliche Zuneigung an den Tag legen.

Mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnattert diese Ente an morastigen Stellen die schwimmenden Wasserpflanzen und den flüssigen Schlamm und es scheint, als ob sie dabei allerhand zartes Getier in großer Menge mit aufnimmt, wie z. B. Mückenlarven, Wasserschlängelchen, winzige Krustaceen u. s. w. Solches scheint ihr zu ihrem Gedeihen geradezu notwendig zu sein, denn bei reinem Kunstfutter verkümmert der prächtige Vogel in der Gefangenschaft nur zu rasch. Der Schnabel dient bei der Nahrungsaufnahme gewissermaßen als ein natürlicher Seiher. Mehr als andere Enten giebt sich diese Art dem Insektenfange hin, und oft sieht man sie nach vorübersummenden Mücken oder Fliegen in die Höhe springen und sie mit unvermuteter Gewandtheit weghaschen. Fischbrut verzehrt sie nur im Notfalle. Die Pflanzenkost tritt bei ihr zweifelsohne sehr hinter die tierische zurück. Aus Getreide macht sie sich gar nichts, geht dagegen gern nach den Samen des Schwadengrases. Ihr Wildpret ist von sehr angenehmem Geschmack, namentlich im Herbste. Schädlich wird sie gar nicht, eher nützlich durch Vertilgung von allerhand Ungeziefer. Die Jagd auf Löffelenten bereitet viel Vergnügen und ist

nicht eben schwierig. Am lohnendsten ist es, im Kahne mit einem geschickten und ortskundigen Stoßruderer das Revier leise zu durchfahren, wo die im Schilfe versteckten Löffelenten gut aushalten und dann bei ihrem ziemlich plumpen Herausfliegen leicht herabgeschossen werden können. Da sie sich gern in der Nähe der Ufer herumtreiben, kommt man häufig auch von diesen aus zu Schuß, besonders wenn das Terrain ein gedecktes Anschleichen gestattet, was meistens auch der Fall zu sein pflegt. Gefangene Löffelenten erweisen sich trotz ihrer robusten Erscheinung leider recht weichlich und hinfällig und sind nur dann auf die Dauer zu erhalten, wenn man ihnen einen schilf- und binsenbewachsenen Teich anweisen kann, in den man öfters noch allerlei Grünes aus Sümpfen und Morästen schüttet, woraus sie sich die ihnen zusagenden kleinen Lebewesen herausschnattern können. Auch die Dunenjungen sind nach Friderich ebenso schwer und kostspielig aufzuziehen wie junge Nachtigallen, denn sie verlangen hart gesottenes und zerriebenes Ei, fein gehacktes Fleisch, Ameiseneier, kleine Mehlwürmer und Entengrün, womit sie allmählich an Weißbrot, das mit Fleisch vermengt ist, gewöhnt werden. Dabei werden sie sehr zahm. Zum Ausbrüten bestimmte Eier darf man keiner Henne unterlegen, sondern muß sie einer Hausente übergeben, weil die zarten Dunenjungen auch eine richtige Führung auf dem Wasser haben wollen und ohne eine solche elend zu grunde gehen.

Die Stockente (Anas boschas *L.*).

Tafel V, Figur 3.

Nur der Jäger weiß, was der 1. Juli zu bedeuten hat, welche geschäftige Unruhe und freudige Aufregung uns beim Nahen dieses wichtigen Tages zu ergreifen pflegt; dem Nichtjäger würde ich es vergeblich klar zu machen versuchen. Der 1. Juli ist nämlich in Preußen der Tag der Eröffnung der Entenjagd. Schon die Tage vorher sind wir fleißig draußen gewesen, um uns von dem Stande unseres Wasserwildes selbst zu überzeugen, um zu sehen, ob die jungen Ketten, denen wir bis dahin als Pfleger des edlen Wildes Schutz und Hegung nach bestem Können angedeihen ließen, gut hochgekommen und

die kleinen Enten auch schon einigermaßen ausgewachsen, also jagdbar sind. Ist letzteres nicht der Fall, bedürfen die Jungen noch der elterlichen Führung, so werden wir, wenn wir nicht mit Recht in den schlimmen Ruf von Aasjägern und gewissenlosen Schießern geraten wollen, nicht zögern dürfen, den gesetzlichen Schonungstermin aus eigenem Antriebe noch um weitere 14 Tage zu verlängern. Aber es steht alles gut diesmal, und beruhigt dürfen wir an die Vorbereitungen zur ersten Entenjagd gehen, die uns nach langer Pause ersehnte Gelegenheit giebt, unsere Flinte auch mal wieder ein gewichtiges Wort mit dreinreden zu lassen in die Schöpfung des Herrn. Da werden am Abend vorher die Gewehre untersucht, geputzt und geölt, die langen Fischerstiefeln hervorgeholt und mit Thran geschmeidig gemacht, Patronen angefertigt u. s. w. Mit wedelndem Schwanze und verständnisvollem Augenblinzeln schaut uns der brave „Hektor" zu, als wüßte er, daß es nun endlich wieder einmal hinausgeht zum frischen, fröhlichen Jagen, wo auch er zeigen soll und kann, was er gelernt hat, und daß er sein Brot nicht umsonst erhält als der treue Gefährte des Menschen. Endlich bricht der ersehnte Tag an. Die alten Jagdgenossen von nah und fern stellen sich ein, und manch herzliches Wort, manch kräftiger Händedruck wird da gewechselt nach der langen Trennung. Dann geht es hinaus an den Bruch. Die Ränder desselben werden mit Schützen besetzt, andere folgen im Boote den durch das Rohr brechenden Treibern. Quakend geht eine Kette nach der anderen auf, Schuß auf Schuß fällt, und hier und da taumeln die getroffenen Enten herunter aus hoher Luft. Weidmannslust erfüllt aller Herzen, strahlt aus den feuriger blitzenden Augen, von den vor Aufregung geröteten Wangen. Ja, das ist fürwahr ein prächtiges, männliches Vergnügen!

Die März- oder Stockente, der solche Jagden in erster Reihe gelten, trägt wie alle ihre Verwandten je nach Alter und Jahreszeit ein sehr verschiedenes Federkleid, und da hierüber in Jägerkreisen vielfach noch unklare Ansichten herrschen und zu mancherlei Irrtümern und Verwechslungen Anlaß geben, so wollen wir dies sowie das ziemlich verwickelte Mausergeschäft nunmehr einer eingehenderen Betrachtung unterziehen.

Sein Prachtkleid trägt der Erpel vom Oktober bis in den Mai. Dasselbe besitzt eine eigentümliche und nur dieser Art zukommende Auszeichnung darin, daß auf der Mitte des Bürzels bei alten Stücken 2, bei jüngeren 1 Federpaar spiralig aufgerollt ist. Kopf und Hals sind schwarzgrün mit prachtvollem Metallschimmer, welche schöne Farbe nach unten durch ein scharf gezeichnetes weißes Halsband abgeschlossen wird. Kropf und Brust sind herrlich kastanienbraun. Die übrige Unterseite erscheint auf grauweißem Grunde sehr zart und fein schwärzlich gewässert. Die Unterschwanzdeckfedern sind sammetschwarz, die Oberschwanzdeckfedern inkl. der spiralig emporgekrümmten schwarzgrün, die Tragfedern hell aschgrau. Die weißgrauen Schultern sind zart braunschwarz gewellt und gewässert, der graubraune Oberrücken dunkler gemischt, der Unterrücken tiefschwarz. Die Schwingen sind dunkelgrau mit braunen Schäften, die Steuerfedern braungrau mit breiten, weißen Seitenkanten, nur die beiden mittelsten Paare tief schwarz. In dem grauen Flügel steht ein prachtvoll blauer Spiegel mit violettem oder grünlichem Glanze, der an den Rändern mehr schwarz und beiderseitig durch einen Streifen eingefaßt ist. Der im Oberkiefer sehr bewegliche Schnabel ist grünlichgelb, das Auge dunkelbraun, der Fuß schön orangerot. Dieses herrliche Kleid tragen die Erpel bis zum Ende der Begattungszeit. Wenn dann die Weibchen sich dem Brutgeschäfte hingeben, geraten sie in eine sehr heftige Mauser, die ihnen bös zusetzt und die Schwungfedern fast gleichzeitig ausfallen läßt, so daß sie dann ganz flugunfähig werden und eine sehr angstvolle und besorgte Zeit durchmachen müssen. Jeder Jäger kennt solche Mausererpel, die man beim Anfang der Entenjagd noch öfters antrifft. Sie erhalten dann ihr schlichtes Sommerkleid, in dem auch der Schnabel unansehnlicher, nämlich schwärzlich olivengrün aussieht. Nunmehr sind der Oberkopf und ein Längsstreif auf dem Hinterhalse schwärzlich, der Hals und die Kopfseiten rostgelbgrau mit schwärzlichen Längsflecken, der Oberrücken und die Schultern braun mit rostgelbgrauer Spritzung und gelblicheren Querflecken, Kropf und Oberbrust hell kastanienbraun mit schwarzen Mondflecken, der übrige Unterkörper rostgraugelblich mit braunen Flecken. Ähnlich sehen die alten Weibchen aus, die einen graugrünen Ober- und einen etwas gelblicheren Unterschnabel besitzen. Ihr Gefieder zieht noch mehr ins „Entenfarbige". Kopf und Hals sind bis auf den schwarzbraunen Scheitel fahlbraun mit dunkleren Punkten. Die Grundfarbe ist sonst überall ein rostiges Gelbbraun, die der meist halbmondförmigen Flecken braunschwarz. Schmaler und länglicher erscheint die Fleckung bei dem sonst sehr ähnlichen Jugendkleide. Zu diesem gehört ein gelblich fleischfarbener Schnabel und ein graubraunes Auge. Bei den Dunenjungen sind Schnabel und Füße hornfarbig, der Unterkörper weißlichgelb, der Oberleib olivengrün mit dunkler Streifung. — Aus Friesland erhielt ich im Winter mehrmals Stockenten mit 18 Schwanzfedern, die in Grönland heimisch sein sollen, wohl eine lokale Subspecies darstellen und von Chr. Brehm als A. conboschas beschrieben wurden.

Die Stockente heißt auch Wild-, Gras-, März-, Blau-, Spiegel-, Moos-, Busch-, Hag-, Stoß-, Sturz-, Blumen- und

Rätschente und ist in ganz Deutschland ein allbekannter Brutvogel, namentlich in tiefliegenden, wasserreichen Gegenden, ohne jedoch anderen gänzlich zu fehlen. Selbst auf ziemlich hoch gelegenen Gebirgsteichen habe ich sie noch getroffen. Ihr Verbreitungsbezirk ist ein ungeheurer, denn er umfaßt bis zum Polarkreise hin den größten Teil von Europa, Asien, Nordamerika und Nordafrika, und in den meisten dieser Länder ist auch ihre Individuenzahl sehr beträchtlich, bei uns in Deutschland aber leider im Abnehmen begriffen. Für ihre nördlichen Brutgebiete ist sie Zugvogel; aber schon für den größten Teil Deutschlands kann sie nur als Strichvogel bezeichnet werden und noch weiter südwärts wird sie zum Standvogel. Sobald die Brutzeit vorüber ist, rotten sich unsere Enten zu Gesellschaften zusammen und ziehen nun von den Sümpfen und kleinen Brutteichen auf umfangreichere Gewässer mit größerem, freiem Wasserspiegel, auch auf die Flüsse, und durchstreifen von da aus die ganze Umgegend. Erst wenn sich ihre Nahrungsplätze mit einer festen Eisdecke zu überziehen beginnen, denken sie ernstlich an die Abreise. Einzelne oder kleinere Trupps aber bleiben auch dann noch auf offen bleibenden Stellen zurück und suchen sich recht und schlecht den Winter über durchs Leben zu schlagen. Sowie mit dem nahenden Lenze das erste Thauwetter einsetzt, sind auch die Stockenten wieder da und nehmen mit geduldiger Ausdauer die selten ausbleibenden Beschwerden eines Nachwinters auf sich. Oft kommen sie dabei in Gefahr einzufrieren, und nur durch fortwährende heftige Bewegungen können sie ein kleines Plätzchen um sich herum eisfrei halten. Die Wanderung selbst vollzieht sich in großen Scharen, gewöhnlich des Nachts und sehr hoch in der Luft, meist jedoch im Verfolg bestimmter fluviatiler Zugstraßen. Sie bilden dabei entweder langgezogene, schräge, oft in der Mitte gebrochene Reihen oder ein ungleichseitiges, hinten offenes Dreieck mit einem alten Enterich an der Spitze. Unsere meisten Stockenten überwintern in den Mittelmeerländern. „Auf italienischen, griechischen und spanischen Seen,“ sagt A. E. Brehm, „gewahrt man von jener Zeit an tausende und hunderttausende von ihnen, zuweilen auf Strecken von mehreren Geviertkilometern das Wasser bedeckend und, wenn sie sich erheben, einen von fern hörbaren, dumpfen Lärm verursachend, der an das Getöse der

Brandung erinnert.“ Diese Ente ist ein echter Süßwasservogel, der das Meer und namentlich geschützte, seichte Buchten desselben nur auf dem Zuge gelegentlich besucht. Als Wohnorte bevorzugt sie größere oder kleinere Teiche mit seichtem Wasserstande und schlammigem Untergrunde, die womöglich in sumpfige Wiesen auslaufen und einerseits viel schützenden Pflanzenwuchs, andrerseits aber dazwischen auch größere Blänken haben müssen, auf welch letztere sie sich namentlich dann gerne zurückziehen, wenn sie sich an den Ufern oder in deren Nähe nicht sicher genug fühlen. Auch ähnlich beschaffene Sümpfe, Brücher und Moräste sowie tote Flußarme sind ihr recht, und für einsame, stille Waldteiche scheint sie sogar im Gegensatze zu anderen Enten eine gewisse Vorliebe zu haben. Während der Abenddämmerung schwärmt sie weit in der Gegend umher, um für die Nacht kleinere Teiche, Feldlachen, Tümpel, Bäche, Gräben, Wiesenpfützen sowie Brachen und Stoppeläcker aufzusuchen, von wo sie mit vollem Magen erst mit dem grauenden Morgen zurückzukehren pflegt. Rasch fließendes Wasser mit sandigem, kiesigem oder felsigem Untergrunde ist ihr zuwider. Tags über schläft sie viel mit zwischen den Rücken- und Schulterfedern verstecktem Kopfe und zwar sowohl schwimmend wie auf dem Lande auf der Brust liegend oder auf einem Fuße stehend.

Die Stockente gilt mit Recht als die Stammmutter unserer Hausente, mit der sie denn auch in allen Stellungen und Bewegungen die größte Ähnlichkeit hat, nur daß bei ihrem schlankeren und gefälligeren Körperbau alles viel zierlicher aussieht. Im Stehen trägt sie den Körper ganz wagerecht und den Hals S-förmig gebogen, letzteres auch beim Schwimmen, wo der Rumpf ganz gleichmäßig im Wasser liegt, und der Schwanz etwas nach aufwärts gerichtet wird. Das Tauchen versteht sie ganz gut, nimmt zu dieser Kunst aber nur in höchster Not ihre Zuflucht. Zu Fuße ist sie nicht besonders geschickt, läuft zwar ziemlich behende, aber immer wankend und watschelnd. Der Flug ist auch nicht so gut wie bei den kleinen Arten und vollzieht sich mit weit abgestreckten Schwingen unter sehr heftigen und kurzen Flügelschlägen, wobei ein charakteristisches, feines Pfeifen vernehmbar wird; er fördert zwar sehr, ist aber keiner plötzlichen Schwenkungen fähig; nur vor dem Niederlassen werden solche vollführt. Das Aufstehen vom Wasser

wie das Niederlassen auf demselben geschieht meist in schräger Richtung unter mehr oder weniger heftigem Geflatter; letzteres ist auch noch mit einem kurzen Dahingleiten verbunden, da der einmal in Schuß gekommene Vogel sich nicht so rasch zu mäßigen vermag. Er ist genötigt, stets gegen den Wind aufzufliegen; hat er aber erst einmal eine gewisse Höhe erreicht, so wendet er und eilt nun mit dem Winde sehr rasch von dannen. Beim Auffliegen macht immer der Erpel den Anfang, sobald es sich um ein gepaartes Pärchen handelt, läßt sich dann aber bald von der Ente überholen und hält sich nun beim Weiterstreichen schräg hinter dieser. Wenn sie rasch durch die Luft dahin schießen, werfen sie oft wie im spielenden Übermute den Körper von einer Seite auf die andere. Bei ihrem abendlichen Herumschwärmen halten sie nicht wie auf dem Zuge eine bestimmte Flugordnung inne, sondern fliegen ziemlich dicht gedrängt in regellosem Durcheinander. Die Stimme ist heller, höher, reiner und weniger schnarrend wie bei der Hausente, derselben aber doch so ähnlich, daß nur der Kenner sie mit Sicherheit zu unterscheiden vermag. Das bekannte „Vaack quaack vaack" bildet den Grundton und kann auf das verschiedenartigste betont, moduliert und verbunden die mannigfaltigsten Gefühle ausdrücken. Beim Erpel klingt es viel leiser, gedämpfter und heiserer, manchmal auch schnarrend wie „Rätsch, rätsch." In der Erregung rufen sie unter lebhaftem Kopfnicken und mit gesenktem Schnabel sehr schnell hinter einander „wäck, wäck, wäck, wäck, wäck." Den vollzogenen Begattungsakt zeigt das Männchen häufig mit einem hellen, kurzen, nicht weit vernehmbaren Pfeifen an. Die Dunenjungen piepen „piep, piep, piep." Das Zischen und Fauchen bei Zorn und Wut haben sie auch mit den Hausenten gemein. Gesellig sind die Märzenten unter sich sehr und sehen es anscheinend auch nicht ungern, wenn sich ihnen andere Süßwasserenten anschließen. Der Zusammenhang ist dann aber nur ein loser, und beim Auffliegen bildet jede Art alsbald ihre eigenen Ketten, ohne sich um die anderen zu bekümmern. Von einzelnen boshaften, alten Enterichen abgesehen, lebt die an sich sehr verträgliche Stockente mit allem Sumpf- und Wassergeflügel im tiefsten Frieden, und nur mit dem Wasserhuhn pflegt das Verhältnis ein gespanntes zu sein, wobei aber die Schuld hauptsächlich an der händel-

süchtigen und rauflustigen **Fulica** liegen dürfte. In geistiger Beziehung ist die Stockente zweifelsohne ein sehr hoch stehender Vogel, der eine gute Portion Schlauheit besitzt und selbige oft mit wahrer Berechnung anzuwenden weiß. Daß sie unter diesen Umständen dem Herrn der Schöpfung überall mit grenzenlosem Mißtrauen entgegentritt, den ihr gefährlichen Menschen sehr wohl von dem ungefährlichen zu unterscheiden weiß, aber beiden gegenüber ihre Sicherheit nie leichtsinnig aufs Spiel setzt, darf nicht verwundern. Zu statten kommen ihr dabei ihre ungemein scharfen Sinne. Namentlich das Gehör ist vorzüglich, und der Geruch weitaus besser entwickelt wie bei den meisten anderen Vögeln. Einen großen Fehler hat sie in dieser Beziehung aber doch, nämlich den, daß sie in der Dämmerung und Dunkelheit schlecht sieht. Da sie nun vorzugsweise gerade die Nächte zur Nahrungssuche benutzt, muß man annehmen, daß sie bei derselben mehr durch den Geruch und das Tastgefühl des Schnabels geleitet wird als durch das Auge. Bezeichnend für ihre hohe Klugheit ist es, daß man selbst ihr stets waches Mißtrauen durch eine strenge und Jahre hindurch planmäßig fortgesetzte Schonung und Fütterung an bestimmten Stellen schließlich überwinden und sie gewissermaßen in freier Natur zähmen kann. So waren im Anfange dieses Jahrhunderts nach **Naumann** die die Schloßteiche von Cöthen bevölkernden Stockenten schließlich so zahm geworden, daß sie ungescheut mitten in den Straßen herumliefen! Eine gewisse Selbständigkeit wissen sie sich aber selbst in solchen Fällen dem Menschen gegenüber stets zu wahren. In der Bartschniederung nehmen sie ohne weiteres künstliche Nistgelegenheiten an. Alte Entenweibchen, welche an besonders gefährdeten Plätzen nisten, entwickeln im Aufbringen der Jungen oft eine geradezu bewundernswerte Schlauheit. Charakteristisch für alle unsere Süßwasserenten ist endlich noch das sog. „Gründeln", womit sie einen großen Teil ihrer Nahrung zu erlangen pflegen. Sie stecken dabei Kopf und Hals nach unten so lang wie möglich ins Wasser und stellen dazu den Rumpf auf demselben senkrecht mit dem Steiß nach oben. In solchen Augenblicken hören sie sehr schlecht.

Schon im März schreitet diese Ente zum Paarungs- und Brutgeschäft. Die Begattung wird meist auf dem Wasser voll-

zogen, mit allerlei Tändeleien und Schwimmkünsten eingeleitet, mit viel Geschrei begleitet und schließlich durch den erwähnten Pfiff des Erpels angezeigt. Letzterer hängt anfangs mit großer Zärtlichkeit an seiner Gattin und zeigt sich über deren etwaigen Verlust schier untröstlich, während das Weibchen sich im entgegengesetzten Falle sehr bald mit einem anderen Gemahl zu trösten weiß. Später aber erweist sich der Erpel als ein sehr schlechter Familienvater, der sich nicht nur um seine Nachkommenschaft nicht im geringsten kümmert, sondern sogar in seiner Geilheit das Weibchen vielfach am Brutgeschäfte hindert, so daß dieses gezwungen ist, sein Nest mit vieler List vor dem Gemahl geheim zu halten; es kommt sogar vor, daß sich der Enterich an seinen eigenen Jungen vergreift und sie zu Tode würgt oder schüttelt, wenn er ihrer habhaft werden kann, um dadurch die Ente zu veranlassen, ihm wieder zu Willen zu sein. Bei aller aufdringlichen Zärtlichkeit nehmen es dabei die Enteriche mit der ehelichen Treue nicht eben genau, denn sobald das Weibchen auf den Eiern brütet, geben sie sich einem ungebundenen Lebenswandel hin und knüpfen überall Liebesbändeleien an, oft mit roher Gewalt, bis endlich die früh eintretende und ihnen arg zusetzende Mauser diesem unnützen Treiben ein Ende bereitet. Schon beim Nestbau sind die Weibchen ganz auf sich angewiesen. Sie schleppen dann mit dem Schnabel einen wirren Haufen von trockenen Rohrstengeln, Schilf, Binsen und Laubblättern zusammen, der durch Zurundung eine gewisse Festigkeit erhält und mit einer ziemlich tiefen Mulde versehen wird. Stets ist dieses Nest an einer sehr versteckten und gedeckten Stelle aufgebaut, zumeist im seichten Morast oder am Rande der Brücher und Sümpfe, seltener im tiefen Wasser auf einem Inselchen oder auch weiter landeinwärts im Schutze von Wald und Gestrüpp. Bisweilen findet man es sogar in Getreidefeldern oder auf nassen Wiesen; nicht immer steht es auf dem Boden, sondern manchmal auch auf dem Kopf einer hohlen Weide, oder die Ente benutzt alte Krähennester, die sie nur ein wenig mit dürrem Laube auspolstert. In den letzteren Fällen entsteht die interessante Frage: wie gelangen die ausgeschlüpften Jungen aus der Höhe zu dem oft ziemlich weit entfernten Wasserspiegel? Es scheint, als ob dies auf zweierlei Weise geschieht. Einerseits ist nämlich mehr-

fach mit Sicherheit beobachtet worden, daß die Ente ihre Kinderchen eins nach dem anderen im Schnabel fliegend fortschafft, wobei sie auch manchmal herunterpurzeln, was ihnen aber nichts schadet, denn ihr geringes Gewicht und ihr dichter Dunenpelz heben die Wirkung des jähen Falles auf. Doch liegen gerade aus neuerer Zeit auch anders lautende Beobachtungen vor. So schreibt Szikla: „Am 3. Mai schlüpften die Jungen aus, was an den vielen Eierschalen unter dem Brutbaume (einer alten Kopfweide) bemerkt wurde. Den anderen Vormittag gegen $^1/_2$10 Uhr wurde es unruhig im Neste. Die Alte begab sich auf den Rand des Nestes, stürzte sich nach einer kleinen Weile mit wenigen schwachen Flügelschlägen fast senkrecht an den Fuß des Strunkes, gefolgt von 3 bis 4 Jungen, und wiederholte unten den Lockton, worauf die verlassenen Jungen oben im Neste hin- und hertrippelten und ihr bekanntes „Bib bib bib" jammerten. Dies dauerte jedoch nur 1 bis 2 Minuten, worauf eins nach dem andern herabstürzte und sich um die Mutter sammelte, welche nun mit ihren 10 bis 12 Jungen dem nächsten Wasser zuwatschelte." Ich glaube, daß letztere Methode da zur Anwendung kommt, wo das Nest nicht zu hoch und nicht zu weit vom Wasser entfernt steht, erstere dagegen im umgekehrten Falle. Die gewöhnliche Zahl der Eier beträgt 8—14; je älter das Weibchen, desto umfangreicher das Gelege. Die Eier selbst sind kaum von denen der Hausente zu unterscheiden, höchstens etwas kleiner, schlanker und im allgemeinen auch etwas bräunlicher. Die Brutzeit währt 25—28 Tage, und das Weibchen schreitet nur dann zu einer zweiten Brut, wenn sie der ersten gleich anfangs beraubt wurde. Sobald es ernstlich zu brüten beginnt, rauft es sich einen Teil seiner Daunen aus und umgiebt damit die Eier; dies geschieht in der Folge noch öfters, weshalb man den Schluß ziehen kann, daß das Gelege um so länger bebrütet ist, je umfangreicher der dasselbe umgebende Daunenwall erscheint. Beim Verlassen des Nestes werden die Eier stets sorgfältig mit Daunen oder dürrem Laub zugedeckt, um sie so weniger sichtbar zu machen. Trotzdem diese Ente mit großer Hingebung brütet, ist sie doch gegen Störungen aller Art sehr empfindlich. Insbesondere hüte man sich, die Eier in einem zufällig aufgefundenen Neste mit den Händen anzufassen, da

falling
down

die Alte das bei ihrem hoch entwickelten Geruchsvermögen sofort bemerkt und dann in der Regel das Gelege verläßt, wenn es noch nicht hochgradig bebrütet war. Die ausgeschlüpften Jungen werden auf die versteckteſten Stellen im Teiche oder Sumpfe, bisweilen auch bloß nach benachbarten Pfützen und Gräben geführt, wo sich recht viel Wasserlinsen befinden, die während der ersten Zeit ihre Hauptnahrung bilden. Sie verstehen im Dunenkleide besser zu tauchen wie später und sich mit meisterhaftem Geschick im Gewirr der Wasserpflanzen zu verkriechen und zu verstecken. Die Alte ist auf das ängstlichste und rührendste um die reizenden, winzigen und ewig piependen Dingerchen besorgt, lockt und leitet sie mit unermüdlicher Sorgfalt, verteidigt sie mit Aufopferung des eigenen Lebens gegen das kleinere Raubgesindel und sucht das größere dadurch von ihnen wegzulocken, daß sie sich nach Art vieler Vögel krank oder flügellahm stellt, um die Aufmerksamkeit des Feindes von den Jungen weg- und auf sich zu lenken. Letztere vergelten ihr aber auch diese hingebungsvolle Liebe durch die größte Anhänglichkeit, unbedingten Gehorsam und überraschende Gelehrigkeit. So wird die ganze Kette heimlich und im Verborgenen groß, und man ist manchmal nicht wenig überrascht, plötzlich da eine Menge junger Enten auftauchen zu sehen, wo man gar keine bemerkt, ja nicht einmal vermutet hatte. Trifft die Jungen in zarterem Alter das Unglück, ihre Mutter zu verlieren, so gehen sie meist elend zu grunde, weil sie sich kaum allein fortzuhelfen, geschweige denn den zahlreichen, sie bedrohenden Gefahren zu entgehen wissen. Unzählige Bruten werden alljährlich durch plötzliches Anschwellen des Wassers vernichtet, andere durch rasches Sinken oder Verdunsten desselben ihres besten Schutzes beraubt. Raben, Krähen, Elstern, Weihen, Milane, Ottern, Wiesel und Iltisse plündern die Nester, Wasserratten und Hechte ziehen manches Gisselchen auf Nimmerwiedersehen hinunter in die nasse, kalte Flut. Der Todfeind der Alten ist der Fuchs, der mancher brütenden Ente auf dem Neste den Kopf abbeißt, manchen flugunfähigen Mausererpel im Gebüsche überrascht und niederreißt. Dazu kommen noch die großen Raubvögel, die sich in manchen wasserreichen Gegenden fast ausschließlich von diesen schmackhaften Enten ernähren. Daß aber letztere ihnen gegenüber allerlei schlaue Kniffe in An-

fach mit Sicherheit beobachtet worden, daß die Ente ihre Kinderchen eins nach dem anderen im Schnabel fliegend fortschafft, wobei sie auch manchmal herunterpurzeln, was ihnen aber nichts schadet, denn ihr geringes Gewicht und ihr dichter Dunenpelz heben die Wirkung des jähen Falles auf. Doch liegen gerade aus neuerer Zeit auch anders lautende Beobachtungen vor. So schreibt Szikla: „Am 3. Mai schlüpften die Jungen aus, was an den vielen Eierschalen unter dem Brutbaume (einer alten Kopfweide) bemerkt wurde. Den anderen Vormittag gegen $^1/_2$10 Uhr wurde es unruhig im Neste. Die Alte begab sich auf den Rand des Nestes, stürzte sich nach einer kleinen Weile mit wenigen schwachen Flügelschlägen fast senkrecht an den Fuß des Strunkes, gefolgt von 3 bis 4 Jungen, und wiederholte unten den Lockton, worauf die verlassenen Jungen oben im Neste hin- und hertrippelten und ihr bekanntes „Bib bib bib" jammerten. Dies dauerte jedoch nur 1 bis 2 Minuten, worauf eins nach dem andern herabstürzte und sich um die Mutter sammelte, welche nun mit ihren 10 bis 12 Jungen dem nächsten Wasser zuwatschelte." Ich glaube, daß letztere Methode da zur Anwendung kommt, wo das Nest nicht zu hoch und nicht zu weit vom Wasser entfernt steht, erstere dagegen im umgekehrten Falle. Die gewöhnliche Zahl der Eier beträgt 8—14; je älter das Weibchen, desto umfangreicher das Gelege. Die Eier selbst sind kaum von denen der Hausente zu unterscheiden, höchstens etwas kleiner, schlanker und im allgemeinen auch etwas bräunlicher. Die Brutzeit währt 25—28 Tage, und das Weibchen schreitet nur dann zu einer zweiten Brut, wenn sie der ersten gleich anfangs beraubt wurde. Sobald es ernstlich zu brüten beginnt, rauft es sich einen Teil seiner Daunen aus und umgiebt damit die Eier; dies geschieht in der Folge noch öfters, weshalb man den Schluß ziehen kann, daß das Gelege um so länger bebrütet ist, je umfangreicher der dasselbe umgebende Daunenwall erscheint. Beim Verlassen des Nestes werden die Eier stets sorgfältig mit Daunen oder dürrem Laub zugedeckt, um sie so weniger sichtbar zu machen. Trotzdem diese Ente mit großer Hingebung brütet, ist sie doch gegen Störungen aller Art sehr empfindlich. Insbesondere hüte man sich, die Eier in einem zufällig aufgefundenen Neste mit den Händen anzufassen, da

die Alte das bei ihrem hoch entwickelten Geruchsvermögen sofort bemerkt und dann in der Regel das Gelege verläßt, wenn es noch nicht hochgradig bebrütet war. Die ausgeschlüpften Jungen werden auf die versteckteſten Stellen im Teiche oder Sumpfe, bisweilen auch bloß nach benachbarten Pfützen und Gräben geführt, wo sich recht viel Wasserlinsen befinden, die während der ersten Zeit ihre Hauptnahrung bilden. Sie verstehen im Dunenkleide besser zu tauchen wie später und sich mit meisterhaftem Geschick im Gewirr der Wasserpflanzen zu verkriechen und zu verstecken. Die Alte ist auf das ängstlichste und rührendste um die reizenden, winzigen und ewig piependen Dingerchen besorgt, lockt und leitet sie mit unermüdlicher Sorgfalt, verteidigt sie mit Aufopferung des eigenen Lebens gegen das kleinere Raubgesindel und sucht das größere dadurch von ihnen wegzulocken, daß sie sich nach Art vieler Vögel krank oder flügellahm stellt, um die Aufmerksamkeit des Feindes von den Jungen weg- und auf sich zu lenken. Letztere vergelten ihr aber auch diese hingebungsvolle Liebe durch die größte Anhänglichkeit, unbedingten Gehorsam und überraschende Gelehrigkeit. So wird die ganze Kette heimlich und im Verborgenen groß, und man ist manchmal nicht wenig überrascht, plötzlich da eine Menge junger Enten auftauchen zu sehen, wo man gar keine bemerkt, ja nicht einmal vermutet hatte. Trifft die Jungen in zarterem Alter das Unglück, ihre Mutter zu verlieren, so gehen sie meist elend zu grunde, weil sie sich kaum allein fortzuhelfen, geschweige denn den zahlreichen, sie bedrohenden Gefahren zu entgehen wissen. Unzählige Bruten werden alljährlich durch plötzliches Anschwellen des Wassers vernichtet, andere durch rasches Sinken oder Verdunsten desselben ihres besten Schutzes beraubt. Raben, Krähen, Elstern, Weihen, Milane, Ottern, Wiesel und Iltisse plündern die Nester, Wasserratten und Hechte ziehen manches Gisselchen auf Nimmerwiedersehen hinunter in die nasse, kalte Flut. Der Todfeind der Alten ist der Fuchs, der mancher brütenden Ente auf dem Neste den Kopf abbeißt, manchen flugunfähigen Mausererpel im Gebüsche überrascht und niederreißt. Dazu kommen noch die großen Raubvögel, die sich in manchen wasserreichen Gegenden fast ausschließlich von diesen schmackhaften Enten ernähren. Daß aber letztere ihnen gegenüber allerlei schlaue Kniffe in An-

wendung bringen und ihre gefiederten Feinde nicht nur der Art sondern auch den Lebensgewohnheiten nach ganz genau kennen, hat der treffliche v. Seyffertitz sehr schön beobachtet. „Als die Enten einen langsam herbeifliegenden Seeadler gewahrten, erhoben sie sich in die Luft und strichen über dem Wasser hin und her, weil sie wohl wußten, daß er nicht im stande sei, sie im Fluge zu fangen. Nachdem er die Jagd aufgegeben, fielen sie wieder ein und suchten ihre Nahrung wie vorher. Da zeigte sich ein Wanderfalke; jetzt aber flogen sie nicht auf, sondern tauchten unablässig, bis auch dieser Feind das Vergebliche seiner Bemühungen einsah. Später erschien nun ein Habicht, der im Fliegen wie Sitzen gleich geschickt zu fangen weiß. Die Enten zogen sich sofort eng zusammen, warfen mit den Flügeln beständig Wasser in die Höhe und bildeten so einen undurchsichtigen Staubregen; der Habicht durchflog diesen Regen, wurde aber doch so verwirrt, daß er ebenfalls von seiner Jagd ablassen mußte.“ Im ganzen geht man wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die starke Vermehrungsfähigkeit der Wildenten und ihre große Schlauheit den vielen Feinden und Gefahren so ungefähr das Gleichgewicht hält. Wenn sie trotzdem leider an Zahl ständig und immer merklicher abnehmen, so liegt die Schuld daran eben ausschließlich an unseren modernen Kulturverhältnissen, durch welche die Teiche, Sümpfe und Brücher in immer größerer Ausdehnung trocken gelegt und zu Äckern umgewandelt werden, womit ein alter Brutplatz nach dem anderen für die Stockenten sowohl wie für so vieles andere Sumpf- und Wassergeflügel verschwindet.

Der Speisezettel dieser Enten ist ein sehr umfangreicher; in vegetabilischer Hinsicht spielen dabei Wasserlinsen, das junge Grün, das Wurzelwerk und die Samen von vielen Sumpf- und Wasserpflanzen, zarte Gräser, Getreide, Eicheln, Bucheckern, Knollenfrüchte und gelegentlich auch Pflaumen, in animalischer dagegen Schwimmkäfer und ihre Larven, Maikäfer, Libellen, Heuschrecken, Regenwürmer, Mückenlarven, Fisch- und Froschlaich, Kaulquappen, kleine Fischchen, große nackte und kleine Gehäuseschnecken, zarte Muscheln u. dergl. die Hauptrolle. Den Samen des Schwadengrases lieben sie ganz besonders und mästen sich im Herbste förmlich damit, werden durch diesen

auch besonders wohlschmeckend. Wo er ihnen nicht zu gebote steht, fliegen sie regelmäßig des Nachts auf die Felder, um dort stehende Hafer- und Gersteschwaden zu plündern und später zwischen den Stoppeln nach verloren gegangenen Körnern zu suchen. Dem Fange von Regenwürmern geben sie sich in der Dämmerung auf feuchten Wiesen mit viel Eifer und Geschick hin. Namentlich die Dunenjungen wissen auch vorüber summende Fliegen und Mücken im Sprunge mit großer Gewandtheit zu erhaschen. Der Eicheln wegen, die ihnen sehr zu munden scheinen, machen sie des Nachts große Spaziergänge in die Wälder. Sie sind ungemein gefräßig und zeigen immer Appetit, wenn sie sich nicht gerade den Kropf zum Platzen angefüllt haben. Trinken thun die Stockenten viel und gern, wobei sie den Kopf zurückbiegen und so das Wasser in den Schlund laufen lassen; sie sind aber darin wenig wählerisch und saufen auch sehr trübes, schmutziges und schlammiges Wasser. Neben dem „Gründeln" ist das „Schnattern" für sie die beliebteste Methode der Nahrungsaufnahme. Dasselbe besteht bei vorgestrecktem und in Schlangenwindungen über die Oberfläche des flüssigen Schlammes oder morastigen Wassers hin- und herfahrendem Halse in einem ungemein schnellen, fast zitternden Öffnen und Schließen des Schnabels, wobei sie ihr in demselben stark ausgeprägtes Tastgefühl befähigt, alles Genießbare zum Verschlucken zurück zu halten, während das überflüssige Wasser zwischen den Lamellen hindurch abströmt. Daß diese Enten an den Getreideschwaden auf den Feldern merklichen Schaden anzurichten vermögen, kann nicht geleugnet werden, aber sie machen sich mit ihrem Wildpret reichlich bezahlt, wenn man ihnen dabei einmal gelegentlich auflauert, und kehren dann auch nicht so bald wieder an eine Stelle zurück, wo sie schlimme Erfahrungen machen mußten. Von allen Nahrungsmitteln verzehren sie am seltensten und nur mehr zum Notbehelf kleine Fische, und es erscheint deshalb im Interesse unserer Jagd- wie auch Natur- und Vogelfreunde dringend geboten, solche Bestrebungen zurückzuweisen, wie sie neuerdings aufgetaucht sind, indem allzu einseitig denkende Fischzüchter und alles durch die graue Brille ihrer gelehrten Theorien ansehende Universitätsprofessoren darauf ausgehen, die Stockente geradezu als Fischfeind zu ächten. Zunächst ist zu berücksichtigen, daß sie nur

wendung bringen und ihre gefiederten Feinde nicht nur der Art sondern auch den Lebensgewohnheiten nach ganz genau kennen, hat der treffliche v. Seyffertitz sehr schön beobachtet. „Als die Enten einen langsam herbeifliegenden Seeadler gewahrten, erhoben sie sich in die Luft und strichen über dem Wasser hin und her, weil sie wohl wußten, daß er nicht im stande sei, sie im Fluge zu fangen. Nachdem er die Jagd aufgegeben, fielen sie wieder ein und suchten ihre Nahrung wie vorher. Da zeigte sich ein Wanderfalke; jetzt aber flogen sie nicht auf, sondern tauchten unablässig, bis auch dieser Feind das Vergebliche seiner Bemühungen einsah. Später erschien nun ein Habicht, der im Fliegen wie Sitzen gleich geschickt zu fangen weiß. Die Enten zogen sich sofort eng zusammen, warfen mit den Flügeln beständig Wasser in die Höhe und bildeten so einen undurchsichtigen Staubregen; der Habicht durchflog diesen Regen, wurde aber doch so verwirrt, daß er ebenfalls von seiner Jagd ablassen mußte.“ Im ganzen geht man wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die starke Vermehrungsfähigkeit der Wildenten und ihre große Schlauheit den vielen Feinden und Gefahren so ungefähr das Gleichgewicht hält. Wenn sie trotzdem leider an Zahl ständig und immer merklicher abnehmen, so liegt die Schuld daran eben ausschließlich an unseren modernen Kulturverhältnissen, durch welche die Teiche, Sümpfe und Brücher in immer größerer Ausdehnung trocken gelegt und zu Äckern umgewandelt werden, womit ein alter Brutplatz nach dem anderen für die Stockenten sowohl wie für so vieles andere Sumpf- und Wassergeflügel verschwindet.

Der Speisezettel dieser Enten ist ein sehr umfangreicher; in vegetabilischer Hinsicht spielen dabei Wasserlinsen, das junge Grün, das Wurzelwerk und die Samen von vielen Sumpf- und Wasserpflanzen, zarte Gräser, Getreide, Eicheln, Bucheckern, Knollenfrüchte und gelegentlich auch Pflaumen, in animalischer dagegen Schwimmkäfer und ihre Larven, Maikäfer, Libellen, Heuschrecken, Regenwürmer, Mückenlarven, Fisch- und Froschlaich, Kaulquappen, kleine Fischchen, große nackte und kleine Gehäuseschnecken, zarte Muscheln u. dergl. die Hauptrolle. Den Samen des Schwadengrases lieben sie ganz besonders und mästen sich im Herbste förmlich damit, werden durch diesen

auch besonders wohlschmeckend. Wo er ihnen nicht zu gebote steht, fliegen sie regelmäßig des Nachts auf die Felder, um dort stehende Hafer- und Gersteschwaden zu plündern und später zwischen den Stoppeln nach verloren gegangenen Körnern zu suchen. Dem Fange von Regenwürmern geben sie sich in der Dämmerung auf feuchten Wiesen mit viel Eifer und Geschick hin. Namentlich die Dunenjungen wissen auch vorüber summende Fliegen und Mücken im Sprunge mit großer Gewandtheit zu erhaschen. Der Eicheln wegen, die ihnen sehr zu munden scheinen, machen sie des Nachts große Spaziergänge in die Wälder. Sie sind ungemein gefräßig und zeigen immer Appetit, wenn sie sich nicht gerade den Kropf zum Platzen angefüllt haben. Trinken thun die Stockenten viel und gern, wobei sie den Kopf zurückbiegen und so das Wasser in den Schlund laufen lassen; sie sind aber darin wenig wählerisch und saufen auch sehr trübes, schmutziges und schlammiges Wasser. Neben dem „Gründeln" ist das „Schnattern" für sie die beliebteste Methode der Nahrungsaufnahme. Dasselbe besteht bei vorgestrecktem und in Schlangenwindungen über die Oberfläche des flüssigen Schlammes oder morastigen Wassers hin- und herfahrendem Halse in einem ungemein schnellen, fast zitternden Öffnen und Schließen des Schnabels, wobei sie ihr in demselben stark ausgeprägtes Tastgefühl befähigt, alles Genießbare zum Verschlucken zurück zu halten, während das überflüssige Wasser zwischen den Lamellen hindurch abströmt. Daß diese Enten an den Getreideschwaden auf den Feldern merklichen Schaden anzurichten vermögen, kann nicht geleugnet werden, aber sie machen sich mit ihrem Wildpret reichlich bezahlt, wenn man ihnen dabei einmal gelegentlich auflauert, und kehren dann auch nicht so bald wieder an eine Stelle zurück, wo sie schlimme Erfahrungen machen mußten. Von allen Nahrungsmitteln verzehren sie am seltensten und nur mehr zum Notbehelf kleine Fische, und es erscheint deshalb im Interesse unserer Jagd- wie auch Natur- und Vogelfreunde dringend geboten, solche Bestrebungen zurückzuweisen, wie sie neuerdings aufgetaucht sind, indem allzu einseitig denkende Fischzüchter und alles durch die graue Brille ihrer gelehrten Theorien ansehende Universitätsprofessoren darauf ausgehen, die Stockente geradezu als Fischfeind zu ächten. Zunächst ist zu berücksichtigen, daß sie nur

wendung bringen und ihre gefiederten Feinde nicht nur der Art sondern auch den Lebensgewohnheiten nach ganz genau kennen, hat der treffliche v. Seyffertitz sehr schön beobachtet. „Als die Enten einen langsam herbeifliegenden Seeadler gewahrten, erhoben sie sich in die Luft und strichen über dem Wasser hin und her, weil sie wohl wußten, daß er nicht im stande sei, sie im Fluge zu fangen. Nachdem er die Jagd aufgegeben, fielen sie wieder ein und suchten ihre Nahrung wie vorher. Da zeigte sich ein Wanderfalke; jetzt aber flogen sie nicht auf, sondern tauchten unablässig, bis auch dieser Feind das Vergebliche seiner Bemühungen einsah. Später erschien nun ein Habicht, der im Fliegen wie Sitzen gleich geschickt zu fangen weiß. Die Enten zogen sich sofort eng zusammen, warfen mit den Flügeln beständig Wasser in die Höhe und bildeten so einen undurchsichtigen Staubregen; der Habicht durchflog diesen Regen, wurde aber doch so verwirrt, daß er ebenfalls von seiner Jagd ablassen mußte.“ Im ganzen geht man wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die starke Vermehrungsfähigkeit der Wildenten und ihre große Schlauheit den vielen Feinden und Gefahren so ungefähr das Gleichgewicht hält. Wenn sie trotzdem leider an Zahl ständig und immer merklicher abnehmen, so liegt die Schuld daran eben ausschließlich an unseren modernen Kulturverhältnissen, durch welche die Teiche, Sümpfe und Brücher in immer größerer Ausdehnung trocken gelegt und zu Äckern umgewandelt werden, womit ein alter Brutplatz nach dem anderen für die Stockenten sowohl wie für so vieles andere Sumpf- und Wassergeflügel verschwindet.

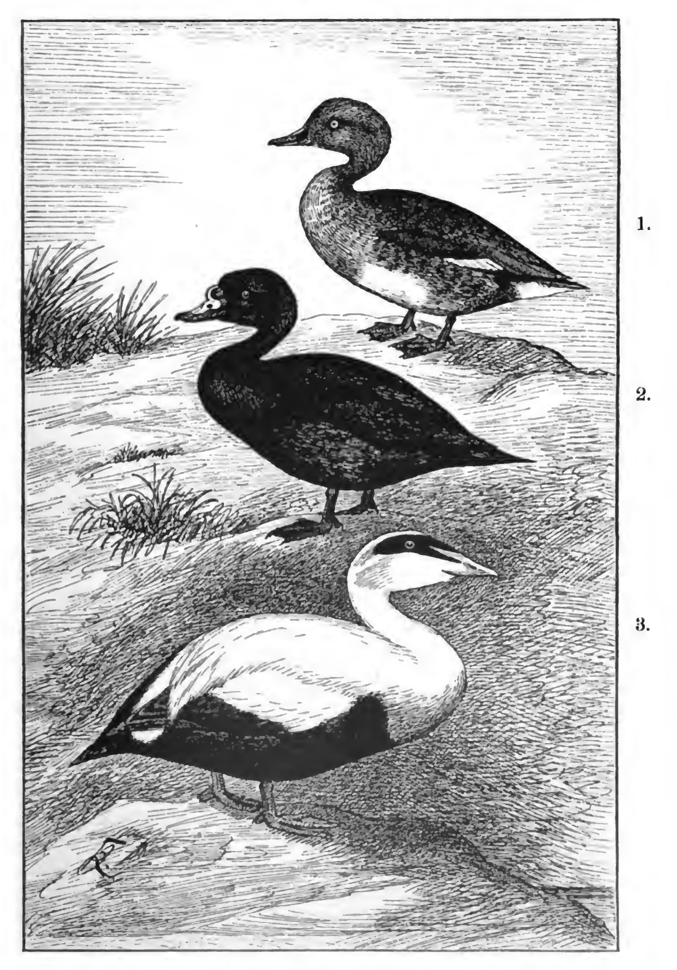
Der Speisezettel dieser Enten ist ein sehr umfangreicher; in vegetabilischer Hinsicht spielen dabei Wasserlinsen, das junge Grün, das Wurzelwerk und die Samen von vielen Sumpf- und Wasserpflanzen, zarte Gräser, Getreide, Eicheln, Bucheckern, Knollenfrüchte und gelegentlich auch Pflaumen, in animalischer dagegen Schwimmkäfer und ihre Larven, Maikäfer, Libellen, Heuschrecken, Regenwürmer, Mückenlarven, Fisch- und Froschlaich, Kaulquappen, kleine Fischchen, große nackte und kleine Gehäuseschnecken, zarte Muscheln u. dergl. die Hauptrolle. Den Samen des Schwadengrases lieben sie ganz besonders und mästen sich im Herbste förmlich damit, werden durch diesen

auch besonders wohlschmeckend. Wo er ihnen nicht zu gebote steht, fliegen sie regelmäßig des Nachts auf die Felder, um dort stehende Hafer- und Gersteschwaden zu plündern und später zwischen den Stoppeln nach verloren gegangenen Körnern zu suchen. Dem Fange von Regenwürmern geben sie sich in der Dämmerung auf feuchten Wiesen mit viel Eifer und Geschick hin. Namentlich die Dunenjungen wissen auch vorüber summende Fliegen und Mücken im Sprunge mit großer Gewandtheit zu erhaschen. Der Eicheln wegen, die ihnen sehr zu munden scheinen, machen sie des Nachts große Spaziergänge in die Wälder. Sie sind ungemein gefräßig und zeigen immer Appetit, wenn sie sich nicht gerade den Kropf zum Platzen angefüllt haben. Trinken thun die Stockenten viel und gern, wobei sie den Kopf zurückbiegen und so das Wasser in den Schlund laufen lassen; sie sind aber darin wenig wählerisch und saufen auch sehr trübes, schmutziges und schlammiges Wasser. Neben dem „Gründeln" ist das „Schnattern" für sie die beliebteste Methode der Nahrungsaufnahme. Dasselbe besteht bei vorgestrecktem und in Schlangenwindungen über die Oberfläche des flüssigen Schlammes oder morastigen Wassers hin- und herfahrendem Halse in einem ungemein schnellen, fast zitternden Öffnen und Schließen des Schnabels, wobei sie ihr in demselben stark ausgeprägtes Tastgefühl befähigt, alles Genießbare zum Verschlucken zurück zu halten, während das überflüssige Wasser zwischen den Lamellen hindurch abströmt. Daß diese Enten an den Getreideschwaden auf den Feldern merklichen Schaden anzurichten vermögen, kann nicht geleugnet werden, aber sie machen sich mit ihrem Wildpret reichlich bezahlt, wenn man ihnen dabei einmal gelegentlich auflauert, und kehren dann auch nicht so bald wieder an eine Stelle zurück, wo sie schlimme Erfahrungen machen mußten. Von allen Nahrungsmitteln verzehren sie am seltensten und nur mehr zum Notbehelf kleine Fische, und es erscheint deshalb im Interesse unserer Jagd- wie auch Natur- und Vogelfreunde dringend geboten, solche Bestrebungen zurückzuweisen, wie sie neuerdings aufgetaucht sind, indem allzu einseitig denkende Fischzüchter und alles durch die graue Brille ihrer gelehrten Theorien ansehende Universitätsprofessoren darauf ausgehen, die Stockente geradezu als Fischfeind zu ächten. Zunächst ist zu berücksichtigen, daß sie nur

ganz kleine und darum meist wertlose Fischchen zu verzehren und daß sie selbst diese nur in ganz seichtem Wasser zu fangen vermag, da sie ja der Nahrung wegen nicht taucht. Ferner darf man nicht vergessen, daß der Vogel durch Vertilgung vieler Feinde der Fischbrut sowie durch unwillkürliches Verschleppen von Laich gerade der Fischzucht wiederum einen sehr beträchtlichen Nutzen erweist. Auf den Strichteichen darf man sie allerdings nicht dulden, aber sie ist leicht genug von denselben fernzuhalten. Wäre sie wirklich eine so arge Fischvertilgerin, so würden sich jene Herren gewiß nicht mit so behaglichem Schmunzeln vor einen Entenbraten setzen, denn selbst an zahmen kann man die wenig erbauliche Beobachtung machen, daß ihr Fleisch schon bei vorübergehender Fischfütterung nahezu ungenießbar wird. Endlich frägt es sich noch sehr, ob nicht vielleicht die Wildente in nationalökonomischer Beziehung wichtiger ist wie manche mit großen Kosten eingeführte und gezüchtete Fischart. Ihre ästhetische Bedeutung für unsere Brücher und Teiche darf man doch auch nicht außer acht lassen. Durch Vertilgung von Schnecken und Mückenlarven und manches anderen Ungeziefers wird sie auch direkt nützlich.

In jagdlicher Beziehung muß die Stockente nächst dem Rebhuhn als unser Hauptflugwild bezeichnet werden. Die gewöhnlichste Jagdmethode habe ich schon oben kurz geschildert. Auch der einzelne Jäger fährt wohl der Enten wegen in einem Kahne und in Begleitung eines guten Wasserhundes über die Teiche, wird aber nur in sehr gut besetzten Revieren dabei annehmbare Ergebnisse erzielen können. Für ihn ist vielmehr der Abendanstand beim Enteneinfall die lohnendste Jagdart, wozu aber eine gute Gesundheit und ein auch in der Dämmerung scharfes Auge nebst vorzüglichen Wasserstiefeln gehören, da man gewöhnlich tief im Moraste stehen muß. Die Enten selbst sehen in der Dämmerung herzlich schlecht und sausen oft in Massen dem Schützen unmittelbar über den Kopf. Beim Auffliegen ist die Märzente sehr leicht herabzuschießen; wenn sie aber erst einmal ordentlich in Zug gekommen ist und nun pfeilgeschwind durch die Lüfte saust, so gehört schon ein guter Flugschütze dazu, um sie zu treffen. Viele Enten habe ich im Herbste bekommen, indem ich vorsichtig am Rande solcher Teiche entlang pürschte, die am Ufer mit alten, überhängenden Eichen

Tafel VIII.



1. **Moorente** (Fuligula nyroca).
2. **Trauerente** (Oidemia nigra).
3. **Eiderente** (Somateria mollissima).

bestanden waren; die Enten sammeln die herabgefallenen Eicheln im Schutze des Rohres und Schilfes auch am Tage gierig aus dem Wasser, nur wenige Schritte vom Ufer entfernt auf und geben sich dieser angenehmen Beschäftigung mit so viel Eifer und unter solchem Geplätscher hin, daß man sie dabei ziemlich leicht beschleichen kann. Der Massenfang von Enten wird mittelst der sogenannten Entenkojen betrieben, von denen aber jetzt in Deutschland nur noch wenige in Betrieb sind, weil die ständige Abnahme der Enten den Fang nicht mehr lohnend genug erscheinen läßt. Ich entnehme der diesbezüglichen Beschreibung Friderich's darüber das Folgende: „Der sog. Entenfang ist ein kleiner Teich von etwa 100 m im Durchmesser in der Nähe eines bedeutenden Gewässers, welcher mit Rohr, Schilf, Weiden- und Erlengebüsch besetzt ist. Von diesem aus sind nach den vier Hauptwinden vier Kanäle gegraben, welche anfangs etwa 7 m breit sind, sich aber allmählich verengern, bis sie bei einer Länge von 50 Schritten in eine $^1/_2$ m breite Rinne und zuletzt noch schmaler auf dem Trockenen enden. Diese Gräben laufen aber nicht gerade aus, sondern im Halbmond, damit die Wildenten den schlimmen Ausgang nicht übersehen können. Zwölf Schritte weit ist jeder Kanal von oben frei, dann aber überspannen ihn einfache Reifen von etwa $3^1/_2$ m Lichthöhe, welche je von einem zum andern mit weitläufigen Stäben bedeckt sind, die eine Art Laube oder ein weites Gitterwerk bilden; dieses wird im Verlauf immer enger und niedriger, wie der Kanal an Größe abnimmt, und ist zuletzt nur noch mit einem weitmaschigen Bindfadennetz überspannt, welches endlich in einen langen Garnsack endigt. Auf dem Teiche nun sind dressierte Lockenten, welche die verschiedenen Wildenten herbei locken und mit ihnen nach den Kanälen schwimmen, in welchen sie gewöhnt sind, ihr Futter aufzunehmen. Sind sie mit einer Partie Fremder unter das weite Gitterwerk geschwommen, so kommt der in einem Schilfshäuschen versteckte Entenfänger, welcher alles wohl beobachtet hat, herbei und treibt sie vollends in den cylinderförmigen Garnsack, in welchen sie auch in der Angst blindlings hineinfahren und nun sämtlich gefangen sind. Die Lockenten, welche den Entenfänger gewöhnt sind, gehen nicht mit in den Cylindersack, sondern kehren vorher wieder zurück, um ihr verräterisches Gewerbe

von neuem zu beginnen. Auf den Inseln Sylt und Föhr, beide an der Westküste Schleswigs, sind bedeutende Entenfänge, und namentlich ist der auf Föhr einträglich und wichtig. Von erfahrenen Entenfängern werden daselbst in einem Herbst oft mehr als 30000 Stück verschiedener Arten gefangen und zum Verkauf nach größeren Städten abgesendet. Für eine gut dressierte Lockente werden bis zu 30 Mark bezahlt." — Alt eingefangene Stockenten zeigen sich anfangs recht störrisch und wild und verweigern nicht selten die Annahme von Futter, so daß sie gestopft werden müssen. Gesellschaft von Hausenten thut hier sehr gute Dienste. Besser ist es, sich junge Wildenten selbst aus den Eiern heranzuziehen. Hinsichtlich der Fütterung machen selbige gar keine anderen Ansprüche wie Hausenten, nur daß man ihnen freien Auslauf nach einem pflanzenreichen Teiche gestatten muß, falls sie sich dauernd wohl befinden sollen. Sie schreiten unschwer sowohl unter sich wie mit Hausenten gepaart zur Fortpflanzung. Die Bastarde sollen sich durch ein besonders delikates Fleisch vorteilhaft auszeichnen und werden deshalb in Südfrankreich planmäßig im großen gezüchtet.

Die Scheckente (Fuligula Stelleri *[Pall.]*).
(-Fuligula dispar *[Sparrm.]*).

Überblicken wir das formenreiche Heer der Enten, so finden wir in demselben viele überaus farbenreiche Gestalten. Es ist, als ob die schaffende Natur bei einzelnen das ganze Füllhorn der ihr zu gebote stehenden Farbentöne über sie ausgegossen hätte. Aber nicht immer sind solche bunte Erpel zugleich auch nach unseren Begriffen unbedingt schön, und wir geben viel einfacher Gezeichneten, bei denen aber die Farben gefälliger, harmonischer und geschmackvoller angeordnet und zusammengestellt sind, oft den Vorzug vor jenen. Zu den grell bunten, aber etwas abenteuerlich gefärbten gehört auch die dem berühmten Forschungsreisenden S t e l l e r zu Ehren benannte Scheckente.

Sie hat einen bleifarbigen Schnabel mit hellerem Nagel und graubraune Füße mit grauschwarzen Schwimmhäuten. Die Iris ist bei dem

alten Männchen hochgelb, bei den Weibchen und Jungen braungelb. Beim Erpel im Hochzeitskleide ist der Kopf in der Hauptsache silberweiß. Vom Unterschnabel aus zieht sich eine breite, an Ausdehnung zunehmende sammetschwarze Partie über Kinn, Kehle und Gurgel und steht durch eine schmale mittlere Querleiste mit der schwarzen Halsbinde in Verbindung. Diese ist breit, vollkommen geschlossen und von prächtigem stahlblauem Schimmer, welche schöne Farbe sich oben über den ganzen Rücken bis zum Bürzel hinab fortsetzt. Auf das schwarze folgt noch ein schmaleres, weißes Halsband, das aber oben nicht schließt. Über die Vorderstirn zieht sich ein grasgrünes Band, das nach den Augen zu in zwei große Flecke ausläuft. Die Augen selbst sind von einer sammetschwarzen Federpartie umgeben. Zwischen Hinterkopf und Nacken verläuft ein dunkelgrünes Band, das in der Mitte am schmalsten ist und beiderseits durch einen tiefschwarzen Fleck abgegrenzt wird. Die ganze Unterseite ist in der Mitte rostrotbraun, welche Farbe nach unten zu an Ausdehnung und Dunkel zunimmt, so daß Unterbauch, After und Unterschwanzdecken ganz saftig schwarzbraun erscheinen. Nach oben und den Seiten zu wird diese Farbe allmählich lichter, so daß die Oberbrust rostrot, die Flanken sogar licht rostgelb aussehen. Die Steuerfedern sind dunkel erdbraun, die Unterflügeldeckfedern weißlich mit einer braunen Mittelpartie. Die sichelförmig gebogenen und verlängerten Schulterfedern haben breite, stahlblaue Außen- und schmale, blendend weiße Innenfahnen und gereichen dem Vogel sehr zum Schmucke. Die Schulterpartie des Flügels ist in großer Ausdehnung rein weiß, der Spiegel schön stahlblau, nach unten durch ein weißes Band abgegrenzt. Die großen Schwingen sind braun. Die Größe ist ungefähr die einer Pfeifente. Im Gegensatze zu seinem bunten Männchen sieht das Weibchen sehr schlicht und einfach aus. Kopf und Hals zeigen eine stark verwaschene Entenzeichnung, unten und um die Augen herum hell, oben dunkel. Die Federn der Oberbrust sind braun mit rostroten Kanten, die des Oberrückens braun mit rostgrauen Spitzen. Im übrigen ist der ganze Körper einfarbig dunkelbraun, in der Aftergegend am düstersten. Auch die Schultergegend ist schlicht braun, der Spiegel schwarzbraun, oben und unten durch weiße Ränder eingefaßt. Das Sommergefieder der Männchen gleicht dem weiblichen Kleide, ist aber stets durch seinen schönen Spiegel ausgezeichnet, den die diesjährigen Erpel auch schon im Jugendkleide haben.

Diese prachtvolle Ente ist insbesondere im nordöstlichen Asien zu Hause und wurde zuerst in Kamtschatka aufgefunden. Von da wandert sie beim Einbruche des Winters westwärts und erscheint dann im nördlichen Rußland und Finnland. Äußerst selten geht sie aber noch weiter und muß deshalb auch für unsere deutschen Küsten als eine Rarität ersten Ranges bezeichnet werden. Mir sind nur bei Danzig erbeutete Exemplare bekannt. Es ist ein echter Seevogel, der namentlich felsige Gestade lieben soll und nur bei drohendem Unwetter in den

von neuem zu beginnen. Auf den Inseln Sylt und Föhr, beide an der Westküste Schleswigs, sind bedeutende Entenfänge, und namentlich ist der auf Föhr einträglich und wichtig. Von erfahrenen Entenfängern werden daselbst in einem Herbst oft mehr als 30000 Stück verschiedener Arten gefangen und zum Verkauf nach größeren Städten abgesendet. Für eine gut dressierte Lockente werden bis zu 30 Mark bezahlt." — Alt eingefangene Stockenten zeigen sich anfangs recht störrisch und wild und verweigern nicht selten die Annahme von Futter, so daß sie gestopft werden müssen. Gesellschaft von Hausenten thut hier sehr gute Dienste. Besser ist es, sich junge Wildenten selbst aus den Eiern heranzuziehen. Hinsichtlich der Fütterung machen selbige gar keine anderen Ansprüche wie Hausenten, nur daß man ihnen freien Auslauf nach einem pflanzenreichen Teiche gestatten muß, falls sie sich dauernd wohl befinden sollen. Sie schreiten unschwer sowohl unter sich wie mit Hausenten gepaart zur Fortpflanzung. Die Bastarde sollen sich durch ein besonders delikates Fleisch vorteilhaft auszeichnen und werden deshalb in Südfrankreich planmäßig im großen gezüchtet.

Die Scheckente (Fuligula Stelleri *[Pall.]*).
(-Fuligula dispar *[Sparrm.]*).

Überblicken wir das formenreiche Heer der Enten, so finden wir in demselben viele überaus farbenreiche Gestalten. Es ist, als ob die schaffende Natur bei einzelnen das ganze Füllhorn der ihr zu gebote stehenden Farbentöne über sie ausgegossen hätte. Aber nicht immer sind solche bunte Erpel zugleich auch nach unseren Begriffen unbedingt schön, und wir geben viel einfacher Gezeichneten, bei denen aber die Farben gefälliger, harmonischer und geschmackvoller angeordnet und zusammengestellt sind, oft den Vorzug vor jenen. Zu den grell bunten, aber etwas abenteuerlich gefärbten gehört auch die dem berühmten Forschungsreisenden Steller zu Ehren benannte Scheckente.

Sie hat einen bleifarbigen Schnabel mit hellerem Nagel und graubraune Füße mit grauschwarzen Schwimmhäuten. Die Iris ist bei dem

alten Männchen hochgelb, bei den Weibchen und Jungen braungelb. Beim Erpel im Hochzeitskleide ist der Kopf in der Hauptsache silberweiß. Vom Unterschnabel aus zieht sich eine breite, an Ausdehnung zunehmende sammetschwarze Partie über Kinn, Kehle und Gurgel und steht durch eine schmale mittlere Querleiste mit der schwarzen Halsbinde in Verbindung. Diese ist breit, vollkommen geschlossen und von prächtigem stahlblauem Schimmer, welche schöne Farbe sich oben über den ganzen Rücken bis zum Bürzel hinab fortsetzt. Auf das schwarze folgt noch ein schmaleres, weißes Halsband, das aber oben nicht schließt. Über die Vorderstirn zieht sich ein grasgrünes Band, das nach den Augen zu in zwei große Flecke ausläuft. Die Augen selbst sind von einer sammetschwarzen Federpartie umgeben. Zwischen Hinterkopf und Nacken verläuft ein dunkelgrünes Band, das in der Mitte am schmalsten ist und beiderseits durch einen tiefschwarzen Fleck abgegrenzt wird. Die ganze Unterseite ist in der Mitte rostrotbraun, welche Farbe nach unten zu an Ausdehnung und Dunkel zunimmt, so daß Unterbauch, After und Unterschwanzdecken ganz saftig schwarzbraun erscheinen. Nach oben und den Seiten zu wird diese Farbe allmählich lichter, so daß die Oberbrust rostrot, die Flanken sogar licht rostgelb aussehen. Die Steuerfedern sind dunkel erdbraun, die Unterflügeldeckfedern weißlich mit einer braunen Mittelpartie. Die sichelförmig gebogenen und verlängerten Schulterfedern haben breite, stahlblaue Außen- und schmale, blendend weiße Innenfahnen und gereichen dem Vogel sehr zum Schmucke. Die Schulterpartie des Flügels ist in großer Ausdehnung rein weiß, der Spiegel schön stahlblau, nach unten durch ein weißes Band abgegrenzt. Die großen Schwingen sind braun. Die Größe ist ungefähr die einer Pfeifente. Im Gegensatze zu seinem bunten Männchen sieht das Weibchen sehr schlicht und einfach aus. Kopf und Hals zeigen eine stark verwaschene Entenzeichnung, unten und um die Augen herum hell, oben dunkel. Die Federn der Oberbrust sind braun mit rostroten Kanten, die des Oberrückens braun mit rostgrauen Spitzen. Im übrigen ist der ganze Körper einfarbig dunkelbraun, in der Aftergegend am düstersten. Auch die Schultergegend ist schlicht braun, der Spiegel schwarzbraun, oben und unten durch weiße Ränder eingefaßt. Das Sommergefieder der Männchen gleicht dem weiblichen Kleide, ist aber stets durch seinen schönen Spiegel ausgezeichnet, den die diesjährigen Erpel auch schon im Jugendkleide haben.

Diese prachtvolle Ente ist insbesondere im nordöstlichen Asien zu Hause und wurde zuerst in Kamtschatka aufgefunden. Von da wandert sie beim Einbruche des Winters westwärts und erscheint dann im nördlichen Rußland und Finnland. Äußerst selten geht sie aber noch weiter und muß deshalb auch für unsere deutschen Küsten als eine Rarität ersten Ranges bezeichnet werden. Mir sind nur bei Danzig erbeutete Exemplare bekannt. Es ist ein echter Seevogel, der namentlich felsige Gestade lieben soll und nur bei drohendem Unwetter in den

Flußmündungen vorübergehend Zuflucht sucht. Im Fliegen, Schwimmen und Tauchen ist sie sehr gewandt. Beim Auffliegen läßt sie einen knarrenden Ton hören. Die Nahrung besteht überwiegend aus Meereskonchylien, weshalb sie sich gern in der Nähe von Muschelbänken aufhält. Ihr Fleisch gilt als nahezu ungenießbar. Das sehr tiefe, fast halbkugelige und mollig mit den herrlichen Daunen ausgefütterte Nest wird nach v. Middendorf im feuchten Moose der Tundra angelegt und enthält in der zweiten Hälfte des Juni 7—9 graugelbliche Eier.

Die Kragenente (Fuligula histrionica *[L.]*).

Zu den mancherlei Seltenheiten, welche ich während meiner ornithologischen Thätigkeit auf der Kurischen Nahrung mehrfach unter die Hände bekam, gehört auch die Kragenente, die bis dahin noch nicht für Ostpreußen nachgewiesen war. Ich konnte feststellen, daß sie keineswegs als vereinzelter Irrgast, sondern vielmehr jedes Jahr im November ganz regelmäßig in kleinen Trupps erschien. Da sich solche aber nur aus jungen Individuen zusammensetzten, die den jungen Eisenten täuschend ähnlich sehen, auf die man bei uns nicht gerne einen Schuß Pulver verschwendet, so waren sie eben bisher übersehen worden. Die Jägerei möge doch auf die im Winter erscheinenden Enten ja ein aufmerksames Auge haben! Wahrscheinlich kommen junge histrionica viel öfter vor, als wir glauben, aber unter der grünen Gilde kennt sie eben niemand.

Der Schnabel ist düster schwarzgrünlich, die Iris braun; die blaugrünlichen Füße haben schwärzliche Gelenke und Schwimmhäute. Das hanswurstartig grellbunte und geschmacklose Gefieder des alten Erpels im Hochzeitskleide, in welchem er aber fast niemals bei uns erscheint, beschreibt A. E. Brehm sehr kurz und treffend folgendermaßen: „Von den vorherrschend schieferfarbenen, auf dem Bauche in fahlbraun übergehenden, in der Steißgegend schwarzen Gefieder stechen unschön ab ein Wangenflecken, ein schmaler Schläfenstreifen, ein kleiner rundlicher Flecken hinter dem Ohre, ein Seitenhalsstreifen, ein Halsband, ein halbmondförmiger, nach vorn geöffneter Schlüsselbein-, ein langer Schulterflecken, die Außenfahne der Oberarmschwingen, mehrere kleine rundliche Flecken auf dem Oberflügeldeckgefieder, die Enden der größten Oberflügeldeckfedern und ein kleiner Weichenflecken, die sämtlich weiß sind, sowie ein schmaler Augenbrauenstreifen und die Seiten, die einen länglich-

runden Flecken bilden und wie jener eine hell kastanienbraune Färbung haben; die Handschwingen sind schwärzlich, die den Spiegel bildenden Armschwingen außen purpurglänzend, die Steuerfedern düster schwarz." An Größe ist diese Art nicht viel stärker wie eine Knäckente. Die Weibchen sind in der Hauptsache düster braun mit undeutlichem Spiegel, weißlicher Schuppung auf der Brust und hellerer Kantung an den Kropf- und Tragfedern. Neben der Stirn, unter dem Auge und am Ohre steht je ein weißer Fleck. Die Männchen im Jugendkleide sind auf der Oberseite etwas dunkler, unten dagegen heller, namentlich in den Flanken, und haben einen schöneren Spiegel. Das Dunenkleid ist auf der Unterseite blendend weiß, oben dagegen braunschwarz mit einem weißen Halsring und 4 weißen Tupfen über Schenkeln und Flügeln.

Die Kragenente heißt auch Strom-, Zwerg-, Hanswurst- und Harlekinsente, Lättentlein, Lord und Kanuschka. Sie bewohnt den ganzen Norden, so insbesondere auch die sibirische Tundra, von der aus sie im Winter nach dem Kaspi- und mehr noch nach dem Aralsee wandert. Bei alten Vögeln dieser Art scheint der Wandertrieb sehr wenig ausgeprägt zu sein, denn die bei uns als Seltenheit im Winter erscheinenden Kragenenten sind fast durchgängig junge Exemplare, wie sie auch schon im Rheinthale erlegt wurden. Island verlassen sie im Winter überhaupt nicht, sondern begeben sich daselbst nur von der rauheren Nord- nach der milderen Südseite der Insel. Obgleich sonst ein echter Seevogel, hat die Kragenente doch eine gewisse Vorliebe für kleine, reißende Flüsse und bethätigt das namentlich auch zur Brutzeit. Beim Schwimmen auf solchen Gewässern nickt sie ständig mit dem Kopfe, was sehr niedlich aussieht. In ihrem Betragen nimmt sie eine Mittelstellung zwischen der Eis- und der Schellente ein, ist in allen Bewegungen ungemein flink und namentlich im Tauchen äußerst gewandt. Zum Fliegen entschließt sie sich aber nur ungern. Sie ist sehr gesellig und schließt sich auch anderen Tauchenten gern an, namentlich den ihr so nahe stehenden Eisenten. Scheu habe ich sie nicht gefunden, sondern im Gegenteile ziemlich vertraut und deshalb auch leicht zu schießen, was nur durch ihr unablässiges Tauchen einigermaßen erschwert wird. Das Wildpret schmeckt übrigens so thranig, daß es keinen Schuß wert ist. Charakteristisch für diese Art ist ihre wie „Ek ek ek ek" klingende Stimme, die sie oft und gern hören läßt, wozu das Männchen bisweilen noch ein heiseres „He he" fügt. Am Nistplatz schreit das letztere nach Faber laut „Ei äk", worauf

das Weibchen mit „Gi ahk“ antwortet. Die durch Tauchen erlangte Nahrung besteht aus Konchylien, kleinen Krebstierchen, allerlei Seegewürm und Fischbrut, aber auch aus Vegetabilien und namentlich auch aus Insekten; so sollen sie während der Brutzeit sehr überwiegend von den Larven der Eintagsfliegen leben, die an den Flußufern ihrer Wohnorte in Unmasse vorkommen. Das Nest steht in der Regel gut unter Buschwerk versteckt am Rande reißender Bäche und Flüßchen, womöglich nicht allzuweit vom Meere, und enthält Mitte Juni 5 bis 8 blaß braungelbliche Eier. Die Gatten lieben sich sehr innig und halten treu zusammen.

Die Eisente (Fuligula hyemalis [*L.*]).

(=Harelda glacialis *Leach.*)

Tafel VI, Figur 3.

Nicht gerade zu den Annehmlichkeiten der Kurischen Nehrung gehört eine Wagenfahrt längs derselben im November oder Dezember, wenn das Haffeis noch nicht trägt, am Seestrande entlang nach dem „nahen Städtchen“, dem 11 Meilen entfernten Memel. Eisig bläst uns der Nordost dabei gerade ins Gesicht, und es ist, als wolle er dasselbe wie mit Messern zerschneiden. Fröstelnd hüllt sich der „wohlverpackte“ Reisende in den mächtigen Pelz und blickt verdrossen und gelangweilt hinaus in die einförmige und melancholische Gegend. Links das leise rauschende Meer in endloser Ausdehnung, rechts die niedrige, sandige, vegetationslose und alte weitere Aussicht versperrende Vordüne, dazwischen der kiesige, gleichförmige Strand und darüber schwer und düster niederhängende, graue Wolken, die von Zeit zu Zeit einen tüchtigen Schneeschauer herabsenden: das ist alles, wirklich zum Verzweifeln wenig. Man braucht nicht gerade Ornitholog zu sein, um in einer so trüben Umgebung der Vogelwelt seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn sie ist ja das einzige, was Abwechslung und Leben bringt in diese trostlos öde und melancholische Landschaft. Um die erwähnte Jahreszeit sind es hauptsächlich die verschiedenen nordischen Enten, Säger und Taucher, welche die sonst so langweilige Fahrt am Seestrande nicht nur erträglich, sondern

manchmal sogar recht unterhaltend und interessant machen. Dies ist namentlich dann der Fall, wenn sie nicht nur in kleinen Trupps auftreten, sondern zu hunderten, ja tausenden die weite Wasserfläche beleben, so daß auf derselben ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, Ab- und Zufliegen, Untertauchen und Wiedererscheinen herrscht. Unter dem bunten Gewimmel wird eine Entenart auch die Beachtung des Laien bald in besonderem Maße erregen und zwar sowohl durch ihre Menge wie durch ihre Zutraulichkeit und ihre auffallende Erscheinung. Der schräg aufwärts getragene Schwanz mit den langen Spießfedern und der schön weißgraue Kopf machen namentlich die Erpel schon von weitem auffallend. Behaglich schaukeln sie auf und nieder mit den zum Strande rollenden Wogen und zutraulich lassen sie unser Dreigespann auf kaum 30 Schritte vorüber traben, wobei wir sie nun ganz genau betrachten und als Eisenten feststellen können.

Über den schwärzlichen Schnabel verläuft beim Männchen gleich hinter dem Nagel eine schön orangenfarbene, breite Querbinde, die einen mit dem zunehmenden Alter des Vogels sich noch vergrößernden Fortsatz den First des Oberschnabels hinauf sendet. Bei jüngeren Individuen ist sie mehr fleischrot, bei den Weibchen überhaupt viel schwächer und erst im höheren Alter entwickelt. Die Iris wandelt sich mit demselben aus Braun über Braungelb in Gelb um. Die bläulichgrünen Füße haben schwarze Gelenke und Schwimmhäute. Beim Erpel im Prachtkleide zieht sich um die Schnabelwurzel herum ein schmales weißes Band; dieselbe Farbe haben Wangen-, Augen- und Ohrgegend, während sie bei Stirn und Scheitel einen Stich ins Graurötlichgelbe verrät. Der untere Teil des Gesichtes ist grau und von da aus zieht sich beiderseits am Halse ein breiter, gesättigt dunkelbrauner Streifen herab. Im übrigen sind Hals, Oberbrust und Oberrücken weiß, ebenso Bauch, After und Flanken, während die Unterbrust tief dunkelbraun erscheint. Die Unterflügeldeckfedern sind braun; der ganze Rücken, Bürzel, die Schultern und Schwanzspieße braunschwarz; die äußersten Schwanzfedern weiß mit eben solchen Schäften; die folgenden mit graubraunen Innenpartien, die nach der Mitte hin zunehmen; Oberflügeldeckfedern weiß. Die schmalen weißen Schulterfedern sind stark verlängert. Flügel ohne Spiegel, nur mit einem lichteren Querband und mit einfarbig braunen Schwingen. Größe etwa die einer Pfeifente. Dem Weibchen fehlen die Schwanzspieße und die verlängerten Schulterfedern. Das ganze Gesicht ist weißlich, nur Stirn und Scheitel bräunlich mit etwas helleren, eine Fleckenzeichnung bildenden Federkanten. Gurgel und Kehle sowie ein Mittelstreifen auf dem Halse und zwei Partien hinter den Ohrdecken erscheinen ebenso. Der übrige Hals ist weiß, unten braun abgegrenzt von der auch weiterhin weißen Unterseite. Steuerfedern braun, Schulter-

federn ebenso mit braungrauen Kanten; sonst alles wie beim Männchen. Das Jugendkleid gleicht im allgemeinen dem des Weibchens. Die Gesichtspartien sind aber bei dem Männchen lebhafter gefärbt und schärfer von einander abgegrenzt. Vom Auge aus zieht sich ein schmaler weißer Streifen zwischen dem tiefen Braun der Ohrdecken und des Scheitels durch. Noch düsterer sieht das Sommerkleid der Erpel aus, indem sie aber bei uns fast nie vorkommen. Das Dunenkleid ist oben bräunlichschwarz mit weißen Flecken jederseits an der Wurzel des Unterschnabels und am Auge, auf der Unterseite weiß und hat einen braunen Halsring. Schnabel und Füße sind schwarz, die Flügel sind braun.

Bei uns in Ostpreußen, wo die Eisente in den Küstengegenden und auf den Haffen die weitaus häufigste Winterente ist, heißt sie im Volksmunde allgemein Karkelieter; sonst führt sie auch noch die Namen Winter-, Schwanz- und isländische Ente, Lang-, Pfeil- und Spitzschwanz, Weißback, Kurzschnabel und Pihlstaart, Kirre, Gadelbusch, Angeltasche, Ahlvogel, Hanick und Glashanick. Auch sie gehört zu den nordischen Enten, die bei uns nur als Wintergäste erscheinen, obschon ich ihr gelegentliches Brüten im äußersten Nordosten Deutschlands nicht für ausgeschlossen halte. Während der letzten beiden Jahre wenigstens hielten sich Eisenten den ganzen Sommer über auf unserem Bruch in Rossitten auf, und obwohl ein mit Sicherheit zu dieser Art gehöriges Nest nicht aufgefunden wurde, so wurden doch in den Monaten Mai, Juni, Juli und August mehrfach Belegexemplare gesammelt, also zu einer Jahreszeit, wo sie sonst nie bei uns vorkommen, und zwar sowohl alte Erpel im Sommer- und Hochzeitskleid wie Weibchen und ein junger Vogel, der noch keine großen Wanderungen gemacht haben konnte. Im allgemeinen aber liegen ihre Brutplätze im Norden unserer Erde, und nirgends scheint sie häufiger zu sein wie in der ungeheuren, öden sibirischen Tundra. Sie bewohnt dann während der Nistzeit kleine, wenig bewachsene und mit sanften Ufern versehene Teiche und Brücher, möglichst in der Nähe des Meeres. Diesem gehört sie zu allen übrigen Zeiten fast ausschließlich an, hält sich aber mehr an den Küsten, in stillen Buchten und zwischen Inseln auf wie auf der hohen See. Die Schrecken des nordischen Winters treiben sie im Herbste nach milderen Gegenden, und an unseren Gestaden pflegt sie im Oktober zu erscheinen und im April wieder zu verschwinden. Es scheint, als ob sie an unseren Ostseeküsten

ungleich häufiger überwintert wie an denen der Nordsee. Bis aufs mittelländische Meer kommen nur einzelne verschlagene Exemplare. Unsere Haffe suchen sie mit Vorliebe auf, erscheinen bei unruhiger See massenhaft in den Flußmündungen, gehen aber doch nur ausnahmsweise vereinzelt die Ströme hinauf und müssen deshalb im Binnenlande für eine sehr seltene Erscheinung gelten, wo sie dann noch am ehesten auf weiten, offenen Wasserflächen größerer Seen einzufallen pflegen. Sie lieben es überhaupt nicht, beengt zu sein durch Rohr, Schilf und dergl., und das Land betreten sie fast niemals, da sie auch im Schwimmen schlafen. An der Ostsee hielten sie sich tagsüber immer sehr nahe an der Küste auf, näher jedenfalls als alle anderen Arten, mit Einbruch der Abenddämmerung aber strichen sie von da sowie vom Haffe regelmäßig in die See hinaus. Da sie dabei ganz bestimmte Wechsel einhalten und auch ziemlich niedrig fliegen, so kann sie der Jäger mit gutem Erfolg in einem Kahne abpassen, ein Sport, der z. B. bei Pillau im großen und mit vielen Schützen und Fahrzeugen betrieben wird. Ihre eigentlichen Wanderungen aber vollführen sie in ungeheuren Scharen des Nachts hoch in der Luft und mit vielem Geschrei.

Im Schwimmen sieht die Eisente so charakteristisch aus, daß sie selbst aus der Entfernung kaum mit einer anderen Tauchente verwechselt werden kann; mich hat sie dann immer viel mehr an eine Sterna erinnert. Sie trägt den Hinterleib hoch, das Männchen seine Spießfedern oft sogar in einem sehr steilen Winkel nach aufwärts gerichtet, und senkt den Rumpf tief ins Wasser ein. Das Untertauchen geschieht blitzschnell, aber doch nicht ohne einiges Geräusch. Sie kann bis 2 Minuten unter Wasser bleiben und sich währenddem nach Brehm bis 100 m weit entfernen, kommt also an Tauchfähigkeit einem Taucher gleich und übertrifft darin ihre meisten Verwandten. Bei einigen konnte ich im seichten, klaren Meerwasser deutlich sehen, daß sie dabei auch mit den Flügeln ruderten, weiß aber nicht, ob sie das immer thun, da es sonst nicht in der Art der Tauchenten liegt, und andere Forscher das Gegenteil angeben. Zum Auffliegen muß sie einen plätschernden Anlauf nehmen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen geht der Flug niedrig über dem Wasser hastig und schnurrend in gerader Linie nur eine kurze Strecke weit; vor dem Einfallen wird dann in der Regel

noch ein kleiner Halbkreis beschrieben. Lieber entzieht sie sich nahenden Gefahren schwimmend und tauchend. Der Gang ist herzlich schlecht und scheint den Vogel auch sehr zu ermüden. Unter sich außerordentlich gesellig, zeigt die Eisente anderen Seevögeln gegenüber doch wenig Zuneigung, ja zur Brutzeit wird sie gegen solche sogar zanksüchtig und rauflustig. Nur wo sie viel verfolgt wird, ist sie einigermaßen vorsichtig, sonst stets recht harmlos und zutraulich. Charakteristisch für sie ist ihre große Neugierde. Man kann sie durch irgend welche auffällige Gegenstände geradezu „heranwinken“, wie unsere Nehrungsjäger sagen. Wir haben uns oft den Spaß gemacht, Eisentenscharen, die zu weit draußen im Wasser lagen, dadurch in unsere Nähe zu locken, daß wir einfach ein Taschentuch an einen Stock banden, ein paarmal auffällig hin und her schwenkten und dann am Strande befestigten, während wir selbst uns in der Nähe einigermaßen verbargen. Das im Winde flatternde Tuch erregte die Aufmerksamkeit dieser neugierigen Geschöpfe stets in solchem Grade, daß sie gewöhnlich bald, oft sogar schnurstracks und mit sichtlicher Eile, herbeikamen, um sich den merkwürdigen Gegenstand aus der Nähe zu besehen. Die gewöhnliche Lockstimme klingt wie „Wack wack wack.“ Mit vorschreitender Jahreszeit stimmen die Erpel aber beim Erwachen des Paarungstriebes noch einen volltönenden, hohen „Meeresgesang“ an, der wirklich gar nicht übel klingt und am stillen Strande zwischen dem Rauschen der Brandung einen ganz eigenen Reiz besitzt. Gewöhnlich wird derselbe veranschaulicht durch die Silben: „Ang au ang lig a u a auu lik.“ Es klingt fast wie die Töne eines fernen Signalhorns.

Das Nest steht auf niedrigen Inselchen oder an flachen Teichrändern zwischen Moos, Rasen und Steingeröll, ist liederlich gemacht, nur dürftig mit Daunen ausgekleidet und enthält Ende Mai oder Anfang Juni 5—10 dickschalige, feinkörnige, schmutzig braungrün gefärbte Eier, die vom Weibchen allein erbrütet werden. Zank und Streit ist an den Brutplätzen zu Hause, und gern okkupiert das Eisentenweibchen Nester anderer Arten, wo es dann die etwa schon darin befindlichen Eier ohne weiteres mit ausbrütet. Sobald die Jungen flugbar geworden sind, werden sie dem Meere zugeführt. Adler und die großen Falken des Nordens sind die schlimmsten Feinde dieser Art.

Meeresmuscheln aller Art, namentlich Herz= und Teller=, ganz besonders aber Miesmuscheln bilden die Hauptnahrung der Eisente. Sie liegen deshalb scharenweise über den in nicht zu tiefem Wasser befindlichen Muschelbänken und holen sich hier fortwährend tauchend die begehrten Weichtiere herauf. Nebenbei fressen sie auch noch allerhand Seegewürm, kleine Krebstierchen und junge Fischchen, sowie auf den Brutteichen auch grüne Pflanzenstoffe. Die Jungen nähren sich daselbst fast ausschließlich von Insekten und deren Larven, wobei Stechmücken die erste Rolle spielen sollen. Ihr Wildpret hat einen ranzigen Thrangeschmack, wird aber trotzdem seiner Billigkeit wegen von der ärmeren Bevölkerung in den Küstengegenden verzehrt und neuerdings auch vielfach in Massen nach den Großstädten des Binnenlandes gebracht, wo es Unkundige ebenfalls gern kaufen. Diese zum Export kommenden Enten werden namentlich an der schleswigschen Küste in großen Netzen von den Fischern und Strandbewohnern gefangen. Zu schießen ist diese Art nach meinen Erfahrungen ihrer Zutraulichkeit wegen von allen Enten am leichtesten. Fährt oder reitet man den Strand ab, so kommt man in der Regel ohne weiteres zum Schusse; wo nicht, kann man sich die Enten „heranwinken", wie dies schon oben beschrieben wurde. Der Abendanstand im Boote liefert an gut gewählten Plätzen oft eine ungemein reiche Ausbeute. Ferner lassen sie sich auch überhaupt mit dem Boote meist bis auf Schußweite anfahren oder streichen fliegend in geringer Entfernung an ihm vorüber. Das einzige, was die Jagd einigermaßen erschwert, ist ihr großes Tauchvermögen, und geflügelte Stücke gehen deshalb fast regelmäßig verloren. Für die Gefangenschaft kann ich diese in freier Natur auf den schäumenden Meereswogen so wunderschöne Ente nicht sonderlich empfehlen, da sie nicht leicht ans Futter geht, sich ziemlich stupide benimmt und auf die Dauer schwer zu erhalten ist.

Die Schellente (Fuligula clangula [*L.*]).

(=Clangula glaucion *Br.*)

Tafel VI, Figur 2.

Ein der Ornithologie ganz Unkundiger, welcher zum ersten Male einen Ornithologen und zwar einen solchen begleitet,

der nicht nur am grünen Tische, bei den Museumsbälgen und Bücherschränken, sondern auch in freier Natur zu Hause ist, wird nicht wenig darüber staunen, bis zu welchem Grade die Kenntnis unserer gefiederten Lieblinge und das Vertrautwerden mit allen ihren Eigenschaften gesteigert werden kann. Der „field ornithologist“ erkennt den hoch über ihm in der blauen Luft kreisenden Raubvogel, weiß, welcher Vogelart ein am Boden aufgefundenes Gewölle, eine vom Winde einher getriebene Feder, ein noch in den ersten Anfängen befindliches Nest zugehört, er braucht nur einen kurzen Lockton zu hören, um aus der formenreichen Schar der Sänger den richtigen herauszufinden. Aber an Hexerei fast mag es im Auge des Laien grenzen, wenn wir auch in tiefer Dunkelheit die dahinziehenden Vogelscharen zu bestimmen vermögen, die meisten der Stimme nach, viele aber auch dann, wenn sie ohne jeden Ruf ihre luftige Bahn verfolgen. Das mehr oder minder eigentümliche Geräusch der Flügelschläge ist es nämlich, was uns dann leitet und bei manchen Arten ein ganz untrügliches Kennzeichen bildet. Zu diesen gehört auch die Schellente, welche ihren Namen eben von dem weithin hörbaren, klingenden und schallenden, keinem anderen Vogel zukommenden Getön hat, das ihre heftigen Flügelschläge verursachen.

Die Füße der Schellente sind safrangelb mit schwärzlichen Gelenken und Schwimmhäuten, die Iris ist goldgelb, der Schnabel schwarz. Das Hochzeitskleid des Erpels weist zwar in der Hauptsache nur zwei Farben auf, schwarz und weiß, aber diese heben sich so lebhaft von einander ab und sind so geschmackvoll angeordnet, daß es doch ein sehr schmucker und schöner Vogel ist. Die Scheitelfedern sind hollenartig verlängert, was dem Kopfe ein sehr dickes Aussehen giebt. An der Schnabelwurzel befindet sich jederseits ein großer, ovaler, scharf umgrenzter, rein weißer Fleck. Der ganze Kopf, Gesicht und Oberhals sind prächtig schwarz mit grünem oder violettem Metallschimmer, die ganze Unterseite nebst den Flanken schneeweiß, die Schulter- und Aftergegend bräunlich gefleckt, der Rücken glänzend schwarz, der Bürzel braunschwarz, die Unterflügeldecken und der Flügelbug braun, die großen Schwingen dunkelbraun, nur die 7. bis 9. weiß. Die Schulterpartie des Flügels ist weiß und wird durch einen schwarzen Streifen abgegrenzt. Der ausgedehnte, weiße Spiegel wird von einem dunkelbraunen Streifen durchzogen und ist ringsum schwarz begrenzt. Der Schwanz ist schwarz. Die Länge beträgt etwa 44, die Flugbreite 75 cm. Beim Weibchen sind die Scheitel- und Wangenfedern nur wenig verlängert. Der ganze Kopf ist dunkel rotbraun, Hals- und Oberbrust weißlich mit schwacher graubrauner Fleckung und Schuppung, die Unterseite im übrigen schmutzig

weiß, auf den Bauchseiten grau mit bräunlichem Anflug. Die braunen Federn des Oberrückens haben weißliche Kanten, die nach den Seiten hin mehr hervortreten. Der übrige Teil des Rückens nebst Bürzel und Schwanz ist einfarbig braun. Im braunen Flügel findet sich keine weiße Schulterpartie, aber ein weißer Spiegel. Die einjährigen Männchen haben noch nicht den glänzend schwarzgrünen, sondern nur einen schwarzbraunen Kopf. Das eigentliche Jugendkleid gleicht dem weiblichen, ist aber bei den Erpeln auf der Oberseite viel dunkler und hat mehr Weiß im Flügel. Die Dunenjungen haben eine olivenbraune Ober- und eine hell graugelbe Unterseite sowie einen schwärzlichen Strich durch das Auge.

Auch diese Ente führt eine Menge volkstümlicher Bezeichnungen, von denen hier genannt sein mögen: Baum-, Birken-, Schall-, Klang-, Klingel-, Klapper-, Hohl-, Kobel-, Quak-, Scheck- und Brillenente, Quaker, Schreier, Klinger, Goldäuglein, Dickkopf, Köllje, Knobbe und Backelmann. Wir dürfen sie als regelmäßigen, wenn auch nur sehr vereinzelten deutschen Brutvogel betrachten. Als solcher wurde sie erst neuerdings wieder von Baer für die schlesische Lausitz nachgewiesen. Im allgemeinen aber gehört auch die Schellente der nordischen Tundra an. Von da streicht sie mit Eintritt der rauhen Jahreszeit südlich und westlich und kommt dann häufig, aber nur in kleinen Trupps, zu uns, erscheint aber als ein wetterharter Vogel erst Mitte November und zieht schon im März wieder fort. Zu Anfang und Ende dieser Periode hält sie sich hauptsächlich auf dem Meere auf und geht von da während der eigentlichen Wintermonate mehr auf die offenen Stellen der Binnenseen und Flüsse. Setzt ihr auch hier der Winter hart zu, so begiebt sie sich auch auf ganz kleine Tümpel, Bäche, Gräben und Teiche, die aus irgend welchen Ursachen weniger leicht zufrieren und streicht gern regelmäßig zwischen mehreren solchen hin und her. Selbst das Gebirge meidet sie dann nicht, sondern geht ziemlich hoch in demselben empor, falls sie daselbst ihr zusagende Gewässer findet. Übrigens wandert sie weiter nach Süden wie die vorige Art und ist deshalb auch in Frankreich, Ungarn und Italien keine Seltenheit. Am meisten liebt sie umfangreiche tiefe Binnengewässer, die in der Mitte große freie Wasserflächen haben und nur am Rande mit Rohr und Schilf bestanden sind. Sonst macht sie zwischen süßem und salzigem, zwischen fließendem und stehendem Wasser oder zwischen sandigem und schlammigem Untergrunde

keinen großen Unterschied. Die hohe See und zu seichte, dicht bewachsene Teiche liebt sie aber nicht.

Ans Land kommt auch die Schellente für gewöhnlich nur selten, sondern verbringt fast ihr ganzes Leben auf dem Wasser, wo sie sich auch unendlich viel gewandter zu benehmen versteht wie in der Luft oder auf dem festen Erdboden. Im Schwimmen und Tauchen leistet sie außerordentliches. Es scheint, als ob sie sich beim Emportauchen, wo sie mit einem plötzlichen Ruck wie ein losgelassener Korkstöpsel in die Höhe schießt, unten mit dem Schwanze in senkrechter Stellung abstößt, worauf auch die meist sehr abgenutzte Beschaffenheit der Steuerfedern hindeutet. Das Auf- und Niedertauchen geschieht, wenigstens bei der Nahrungssuche, fast senkrecht, und die Vögel kommen immer wieder so ziemlich an derselben Stelle zum Vorschein, wo sie verschwanden. Der Gang ist schwerfällig, der Flug zwar schnell, aber wenig gewandt. Naumann vergleicht sehr treffend das dabei entstehende eigentümlich klingende Getön mit dem Geräusche, welches erzeugt wird, wenn man einige haselnußgroße Blechschellen in die hohle Hand nimmt und diese nun in eine anhaltende, schüttelnde Bewegung versetzt. Bei den alten Männchen klingt dieses Schellen am lautesten und deutlichsten. Die starke Einschnürung der vordersten 5 Schwungfedern spielt dabei jedenfalls auch eine Rolle. Sowohl unter einander sind die Schellenten sehr gesellig, obschon sie niemals solche riesenhafte Schwärme bilden wie manche ihrer Verwandten, als auch zeigen sie sich gegen letztere sehr verträglich und mischen sich gerne unter sie. Der Geruchsinn scheint bei ihnen besonders gut entwickelt zu sein, denn der Jäger wird oft zu seinem Ärger wahrnehmen, daß sie außerordentlich scharf winden und, wenn sie etwas Verdächtiges entdecken, auch das ganze übrige Wassergeflügel in Aufruhr versetzen. Überhaupt sind sie dem Menschen gegenüber ungemein scheu, vorsichtig und mißtrauisch und setzen ihre Sicherheit niemals leichtsinnig aufs Spiel. Trotzdem zeigen sie als kluge Vögel gerade in dieser Hinsicht auch wieder ein besonderes Anpassungsvermögen, und es ist nichts seltenes, daß man sie im Winter auf unseren Strömen inmitten der Großstädte unter belebten Brücken scheinbar ganz vertraut ihrer Nahrung nachgehen und fleißig auf- und niedertauchen sieht.

Die tiefe knarrende Stimme erinnert sehr an die der Saatkrähe, ist übrigens beim Weibchen schwächer und etwas höher. In der Parungszeit lassen sie ein halb gackerndes, halb schnatterndes, sehr schnelles „Quackquackquackquack“ hören, und das vom Neste aufgescheuchte Weibchen ruft heiser und gedämpft „Wachwach.“

Das balzlustige Männchen schwimmt mit lang ausgestrecktem Halse um seine Auserkorene herum, biegt dann den Hals weit auf den Rücken zurück, streckt den Schnabel senkrecht in die Höhe und schreit dazu mit ganzer Kraft hoch und schrill „Knirr.“ Das Nest ist entweder bodenständig im Schilf und Rohr, oder es steht auf einer alten Kopfweide, oder endlich es befindet sich in einer Baumhöhlung; ersteres scheint in der Tundra, letzteres bei uns das gewöhnlichste zu sein. Die Mulde ist immer sehr flach, aber reich mit Daunen ausgelegt, der ganze Bau selbst sehr liederlich. Die Vermehrungsfähigkeit dieser Ente ist eine sehr starke, denn das Ende April oder Anfang Mai vollzählig werdende Gelege umfaßt meist 10—16 Eier, die dick- und glattschalig, feinkörnig und von trüb und schmutzig blaugrünlicher Farbe sind und vom Weibchen allein mit großer Hingebung 22 Tage lang bebrütet werden. Der Erpel naht sich nur in der Abenddämmerung bisweilen ängstlich und verstohlen seiner brütenden Gattin und kümmert sich um die Erziehung der Jungen überhaupt nicht. Um so inniger hängt die Ente an ihrer Brut, der zuliebe der sonst so schlaue Vogel Leben und Sicherheit rücksichtslos aufs Spiel setzt. Auch wenn man ihr einzelne Eier wegnimmt, verläßt sie, gegen Störungen überhaupt wenig empfindlich, das Nest nicht, sondern legt unverdrossen nach. In Finnland weiß man sich das zu nutze zu machen. Wie v. Middendorf berichtet, hängt man dort große Brutkästen an den Bäumen aus, die von Stock- und Sammetenten sowie von Halsbandsägern, namentlich aber von Schellenten angenommen werden und dazu dienen, die Eier allmählich auszunehmen und nur die letzten zum Ausbrüten den Vögeln zu lassen.

Die Nahrung ist im wesentlichen wie bei den verwandten Arten, doch geht die Schellente mehr an Wurzelknollen, Kaulquappen, Frösche und Fischchen, wie sie überhaupt ein ungemein

gefräßiger, dabei räuberischer und wenig wählerischer Vogel ist. An den mit kleinen Fischen beköderten Dorschangeln in Rossitten fingen sich ihrer immer viele zum Ärger der Fischer, ein Zeichen, daß sie nach ersteren sehr begierig sind. Auf Fischbrutteichen vermögen sie empfindlichen Schaden anzurichten und können daselbst nicht geduldet werden. Am Brutplatze halten sie sich aber hauptsächlich an Wasserinsekten und deren Larven. Ihr Wildpret ist selbst für einen nicht verwöhnten Gaumen seines widrig ranzigen Geschmacks halber nahezu ungenießbar. Zu schießen sind sie bei ihrer großen Vorsicht, Wachsamkeit und Tauchfähigkeit recht schwer, und der Schütze muß ihres sehr entwickelten Geruchsvermögens halber beim Anschleichen namentlich auch auf den Wind achten. In gezähmtem Zustande machen sich namentlich die schönen Erpel auf einem geeigneten Gartenteiche sehr gut, wobei man es aber nicht an Fisch- und Fleischfutter fehlen lassen darf und dasselbe auf einem Brett im Wasser darbieten muß, da sie nicht gerne ans Land kommen.

Die Moorente (Fuligula nyroca [*Güld.*]).

(= F. leucophtalma [*Burkh.*])

Tafel VIII, Figur 1.

Eines der interessantesten, bisher aber merkwürdigerweise noch sehr vernachlässigten Studiengebiete in der Ornithologie ist zweifelsohne das über die Verfärbung der Iris bei vielen Vögeln mit zunehmendem Alter. Es steht zu erwarten, daß eine gründliche, eingehende und tief sich in den Gegenstand versenkende Arbeit über diese Erscheinung zahlreiche neue Gesichtspunkte nach den verschiedensten Richtungen hin eröffnen, daß sie mancherlei Stammesverwandtschaften klarer legen würde. Bei einer nicht geringen Anzahl von Vögeln bildet die Beschaffenheit des Auges im allgemeinen und die Färbung der Iris im besonderen auch ein gutes Gattungs- oder Artkennzeichen. Aus dem Reiche der Enten gehört hierher die Moorente, die im Gegensatze zu allen ihren Verwandten eine weiße Iris besitzt, ein Umstand, der auch bei ihrer deutschen wie wissenschaftlichen Benennung mit maßgebend gewesen ist.

Durch diese auffallende weiße Iris sind aber nur die alten Vögel ausgezeichnet; bei den jungen Vögeln ist sie noch bräunlich, wird später perlgrau und erst zuletzt weiß. Der bleifarbige Schnabel trägt einen schwarzen Nagel. Der Fuß ist mit Ausnahme der schwärzlichen Schwimmhäute grünlich bleifarben. Beim Erpel im Prachtkleide ist das buschige Kopfgefieder hollenartig verlängert. Hinter dem Unterschnabel steht ein scharf abgesetzter weißer Fleck. Sonst ist der ganze Kopf nebst Brust und Schulter herrlich und lebhaft braunrot, der Hals und die Flecken ebenso, aber mit einem Stich ins Schwärzliche, also schwarzrot. Die Unterseite ist im übrigen weiß, aber am Bauche mit sehr ausgedehnter und verwaschener grauschwarzer Wellenzeichnung, die schließlich das Weiß fast ganz verdrängt. Die Unterschwanzdeckfedern sind wieder blendend weiß, Unterrücken, Bürzel und Oberflügeldeckfedern tief braunschwarz, die Federn der Unterflügeldecken bräunlich mit weißen Rändern. Der Flügel hat einen weißen Bug und einen weißen Spiegel, welchen die durch weiße Schäfte und braune Spitzenkanten ausgezeichneten Sekundärschwingen bilden. Die großen Schwingen haben braune Schäfte, Spitzen und Außenfahnen sowie weiße Innenfahnen. Das Weiß greift bei den weiter hinten stehenden auch auf die Außenfahnen über, an denen schließlich nur noch ein schmales, braunes Säumchen verbleibt. Eine besondere Zierde des Erpels, die dem Weibchen fehlt, ist noch ein schmales schwarzes Halsband. Die Größe ist etwa die einer Knäckente. Das Weibchen ist nicht so sehr von dem Erpel verschieden wie bei den meisten anderen Entenarten. Die Scheitelfedern sind nur sehr wenig verlängert, das Braunrot an Kopf und Hals erscheint weniger schön und lebhaft. Die Federn auf Oberbrust und Schultern sind braunschwarz mit rostroten Rändern; die Mitte der Unterseite ist rostgrau; die Unterschwanzdeckfedern sind weiß. Das Jugendkleid sieht noch düsterer aus. Der Oberkörper ist dunkelbraun mit grauen und rostgelben Federrändern, der Vorderhals rostfarbig mit durchschimmerndem Weiß, die Seiten rostbraun und rostgelb gemischt, der Unterkörper weißlich auf tiefgrauem Grunde. Schöner ist wieder das Sommerkleid der Enteriche, bei dem Kopf und Vorder-Hals mehr ins Kupferfarbige spielen, und hinter der Wurzel des Unterschnabels stets ein kleiner, dreieckiger weißer Fleck steht. Die Oberseite der Dunenjungen ist schwarzbraun, die Unterseite schmutzig bräunlichgelb; dazu haben sie licht aschblaue Füße und Schnäbel. Trivialnamen: Brand-, Mur-, Sumpf- und Moderente, Braunkopf, Rothals und Weißauge.

In Ostdeutschland, namentlich in Schlesien und Ostpreußen, gehört diese Art zu den am zahlreichsten vertretenen Brutenten, ja für manche Gegenden muß sie geradezu als die häufigste Entenart bezeichnet werden. Schon in Mitteldeutschland aber tritt sie viel sparsamer auf und in Süd- und Westdeutschland brütet sie gewiß nur ausnahmsweise, denn im allgemeinen muß sie entschieden als ein für uns östlicher Vogel bezeichnet werden, der namentlich im südlichen Rußland, Ungarn und

der Walachei gemein ist und noch in Turkestan und Nordafrika angetroffen wird. Nach Norden zu geht ihr Verbreitungsbezirk nicht weit hinauf, denn schon in England und im südlichen Skandinavien ist sie eine Seltenheit. Für Deutschland muß sie als ein Zugvogel gelten, der uns nach längerem Herumstrolchen im November endgültig verläßt und schon Ende März in kleinen Trupps wiederkehrt. Wenn sie sich im Herbst zum Abzuge rüsten und dann zu Gesellschaften zusammenschlagen, sah und erlegte ich sie öfters auf dem freien Wasserspiegel des Kurischen Haffs, ein Aufenthalt, der sonst gar nicht in ihrer Natur liegt. Weit wandern sie nicht, denn schon in Ungarn überwintern sehr viele. Diese Ente ist ein Charaktervogel stehender und morastiger Binnengewässer und besucht ruhige und schlammige Meeresbuchten oder tote Arme und stille durchwachsene Winkel von Flüssen und Strömen nur auf dem Zuge gelegentlich. Sie liebt nicht die großen offenen Seen, sondern hält sich an kleinere Teiche und an Brücher oder Sümpfe, die vor allem einen schlammigen Untergrund besitzen, seicht und recht üppig von untergetauchten Wasserpflanzen durchwuchert sein müssen, dabei aber der Blänken auch nicht gänzlich entbehren dürfen. Wo Gebüsch und Weiden die Ufer beschatten, Rohr- und Schilfdickichte eine schützende Wand bilden, Wasserrosen ihre großen Blätter ausbreiten und die Wasserpest das feuchte Element in undurchdringlichen Massen durchwuchert, also in Gegenden, wo auch Bläß- und Teichhühner zu Hause sind, fühlt sie sich am wohlsten. Sie kommt an solchen Örtlichkeiten auch gern bei geschützten Stellen ans Ufer, um zu ruhen und zu träumen oder sich das Gefieder einzuölen und zu putzen. Schwimmend treibt sie sich immer möglichst zwischen den Wasserpflanzen herum und hält hier die Annäherung des Menschen gut aus, so lange sie glaubt, nicht gesehen zu werden.

Im Gehen ist sie plump und wenig ausdauernd, obschon sie in der Not ziemlich rasch laufen kann. Der Flug ist schwerfällig, von einem leichten Rauschen begleitet, keiner Schwenkungen fähig und gewöhnlich niedrig, fördert aber demungeachtet sehr schnell. Im Schwimmen liegt die Moorente mit dem Rumpfe tief im Wasser, läßt den Schwanz herab hängen und zieht den Hals stark ein. Das Tauchen versteht sie vortrefflich,

obschon sie nicht gerne tief taucht und ihre Nahrung im seichten Wasser ebenso oft gründelnd wie tauchend zu erlangen bestrebt ist. Ihr Geselligkeitstrieb muß im Vergleich zu den anderen Arten ein beschränkter genannt werden, da sie selbst auf dem Zuge nur Trupps von 5—12 Stück und im Winterquartiere höchstens Gesellschaften von 50 Stück bildet, sich auch nie unter andere Enten mischt. Während sie auf freier Wasserfläche dem Menschen ängstlich ausweicht, ist sie auf kleinen, dicht bewachsenen Teichen wenig scheu. Die schnarrende Stimme klingt wie ein schnell wiederholtes „Körrr, körrr, körrr", beim Weibchen höher und kurzsilbiger. Außerdem verfügen sie nach Naumann noch über dumpf murrende und traurig stöhnende Töne.

„Keine unserer anderen in Deutschland brütenden Entenarten", schreibt Friderich, „ist bei der Paarung so streitsüchtig und macht so vielen Lärm wie die Moorente; die Männchen balgen und kneifen sich auf's heftigste mit einander auf dem Wasser herum, knarren und schreien laut dazu und setzen bisweilen in blinder Kampfeshitze ihre Sicherheit so sehr aufs Spiel, daß bei einer nahenden Gefahr oft nur die Warnungstöne des ruhig zusehenden Weibchens noch im stande sind, sie zu retten. Dieses muß sich vor dem Andrang seiner Liebhaber oft ins dichteste Rohr flüchten; nach getroffener Wahl hält jedoch das Pärchen zusammen und entfernt sich von der zänkischen Gesellschaft nach einsamen, abgelegenen Orten." Das aus den dürren Resten von allerlei Wasserpflanzen kunstlos zusammengeschichtete, weit- und tiefnapfige, sorgfältig mit Daunen ausgelegte Nest steht am Ufer oder auf einem Inselchen stets in unmittelbarer Nähe des tieferen Wassers, so daß die Ente meist nur schwimmend zu demselben gelangen kann und enthält Ende Mai 9—12 ziemlich rundliche, feinkörnige und wenig glänzende Eier von blaß grünbräunlicher Färbung mit einem starken Stich ins Gelbliche, die von dem Weibchen allein innerhalb 22—23 Tagen erbrütet werden. Während der ersten zwei Dritteile dieser Zeit halten die Erpel noch ziemlich treu bei ihren Gattinnen aus, leisten ihnen oft Gesellschaft und wachen in der Nähe eifrig für ihre Sicherheit, was auch nötig ist, da diese Art ungemein fest auf den Eiern sitzt. Dann aber erkaltet die Liebe der Enteriche rasch, und die Erziehung

der Jungen liegt wieder ganz allein den Müttern ob, die sich denn auch dieser Aufgabe mit dem größten Eifer widmen und eine rührende Sorgfalt für ihre Nachkommenschaft bei jeder Gelegenheit an den Tag legen. Rohrweihen, Krähen, Elstern und Ratten vernichten viele Bruten, und die alten Moorenten haben an den Füchsen, Habichten und Wanderfalken arge Feinde.

Ihre Nahrung entnehmen sie größtenteils dem Pflanzenreiche, indem sie die Keime, Spitzen, Wurzelknollen und Samen der verschiedenartigsten Wasserpflanzen verzehren, woraus hervorgeht, daß sie eben an Gewässer, die solche enthalten, gebunden sind und auf großen, freien Seeflächen nicht ihr Auskommen finden. Die Jungen halten sich hauptsächlich an Entengrütze, zwischen der ja auch immer viel zartes Wassergetier sitzt und natürlich mit hinunter geschluckt wird. Nach dem Getreide gehen sie nicht, verzehren aber Eicheln, Wasserinsekten und deren Larven sowie Konchylien und in der Not auch kleine Fröschchen und Kaulquappen. Der Fischzucht verursacht diese Ente nachweislich keinen Schaden. Ich habe viele Mägen von solchen untersucht, die auf den schlesischen Fischzuchtteichen geschossen waren, aber niemals auch nur eine Spur von Fischbrut darin gefunden, obschon es von solcher um die Enten herum wimmelte. Ganz dasselbe Ergebnis haben die sorgfältigen Magenuntersuchungen Naumann's gehabt. Wenn man die Vorsicht braucht, beim Braten den Rumpf dieser Ente mit Rüben anzufüllen, die den unangenehmen Beigeschmack an sich ziehen und dann weggeworfen werden müssen, so ist ihr Wildpret recht wohl genießbar. Vom Kahne aus, dessen Annäherung sie in ihrem Pflanzenversteck meist gut aushält, ist diese Ente bei ihrem plumpen Herausfliegen leicht zu erlegen, und auch vom Ufer aus kommt man öfters auf sie wie auf andere Arten zu Schuß. Zu statten kommt dem Jäger ferner, daß sich die auf freierem Wasser schwimmenden Trupps bei der Annäherung von etwas Verdächtigem zunächst dicht zusammen zu drängen pflegen, so daß man im richtigen Momente oft viele mit einem Schusse strecken kann. In der Gefangenschaft hält sich die Moorente gut und wird sehr zahm.

Die Kolbenente (Fuligula rufina [*Pall.*]).

In Schlesien, dessen für deutsche Verhältnisse reiche Vogelwelt ich während meiner ornithologischen Lehrlingsjahre durchforschen durfte, bildet neben der hier schon mehrfach erwähnten Bartschniederung die oberschlesische Teichplatte von Falkenberg einen sehr besuchten Zufluchtsort des durch die moderne Kultur hart bedrängten Sumpf- und Wassergeflügels. Leider war es mir nur kurze Zeit vergönnt, daselbst zu verweilen, aber ich hatte während dieses genußreichen Aufenthaltes die unvermutete Freude, daselbst eine sonst mehr im Südosten heimische und in Deutschland nur äußerst selten nistende Ente brütend aufzufinden, die Kolbenente, die sowohl durch ihre Größe, in der sie die Stockente noch etwas übertrifft, als auch durch ihre distinguierte Erscheinung ausgezeichnet ist.

Bei diesem Vogel sind die Geschlechter schon hinsichtlich der Färbung der nackten Teile recht verschieden. Der gestreckte Schnabel ist nämlich beim Erpel blutrot, bei der Ente bräunlichrot; die Iris beim ersteren gelbrot, beim letzteren braungelb; ferner hat das Männchen gelblichrote, das Weibchen aber schmutzig gelbe Füße mit schwärzlichen Schwimmhäuten. Die Kopffedern sind bei beiden buschig verlängert, beim Entrich aber mehr. Derselbe hat im Prachtkleide diese Holle von gelbroter Farbe. Kopf- und Oberhalsseiten, Kehle und Gurgel erscheinen fuchsrot, der Hinterhals dagegen schwarz. Schultern und Oberrücken sind hellgraubraun, aber am Anfang der ersteren steht ein großer weißer, rosenfarbig angehauchter Fleck. Der Oberflügel ist dunkelgrün, der Spiegel und ein Fleck hinter ihm sind weiß mit einem Anflug von graulicher Rosenfarbe. Die Schwingenspitzen und die Steuerfedern sind tiefgrau, der Bürzel und die Oberschwanzdecken grünlichschwarz; der Unterkörper zeigt in der Mitte eine braunschwarze Färbung und ist auf den Seiten rötlichweiß, welche Färbung sich an der Unterbrust nach der Mitte hin ausbreitet und oben durch einen braunen Streifen abgeschlossen wird. Im Sommerkleide, das man bei dieser Art vielleicht richtiger ein Herbstkleid nennen könnte, sind die großen weißen Flecken fahlbraun, und der früher fuchsrote Hals wird hell aschgrau. Sonst gleicht dieses Kleid dem weiblichen Gefieder, bei dem der ganze Oberkörper bräunlich ist, der Spiegel grauweiß, die Kehle weiß, der Kopf und die Seiten hellbraun, der übrige Unterkörper licht grau, während die Schwingenspitzen schwarzbraun aussehen. Das Jugendkleid ist diesem ganz gleich, aber am Kropf und an den Seiten heller.

Ihre Brutplätze hat diese Ente in der Hauptsache südöstlich von uns, namentlich um das Kaspische Meer herum; doch geht sie vereinzelt noch weit nach Westen und nistet z. B. auch auf dem See von Valencia in Spanien. In Deutschland tritt sie

nur sehr vereinzelt auf, wird aber schon in Ungarn zahlreicher. Oktober-November und März-April sind ihre Zugmonate; die Eier findet man gegen Ende des letzteren Monats oder noch häufiger im Mai. Meer- und Flußwasser meidet diese Ente, welche hauptsächlich ausgedehnte Binnengewässer mit viel Schilf- und Rohrwuchs, zahlreichen Blänken und kleinen Inselchen sowie morastigen Ufern bewohnt. In der Nähe der letzteren hält sie sich aber als ein sehr furchtsamer und mißtrauischer Vogel nicht gerne auf. Unter sich sind die Kolbenenten sehr gesellig und bilden zur Zugzeit gern umfangreiche Vereinigungen; gegen andere Arten aber legen sie eine vollständige Gleichgültigkeit an den Tag. Die Stimme, welche man nur selten zu hören bekommt, ist ein krähenartig knarrender Ton. Die Nahrung ist überwiegend vegetabilischer Art, das Wildpret deshalb genießbar, besonders im Herbste. Die verhältnismäßig kleinen Eier haben eine feste, tiefporige Schale und eine schmutzig gelblichweiße Färbung. Zu schießen ist diese schöne Ente von allen Arten mit am schwersten.

Die Tafelente (Fuligula ferina [*L.*]).

Tafel VII, Figur 1.

In einer Beziehung ist die anmutige Klasse der Vögel anderen Tierklassen gegenüber von der gütigen Natur entschieden bevorzugt worden, nämlich bezüglich der Stimme, der Fähigkeit, ihre Gefühle durch bezeichnende Laute auszudrücken. Selbst die höchst stehenden Säugetiere können sich hierin mit den Vögeln nicht messen. Besitzen dieselben doch z. T. die herrliche Gabe des Gesangs, die sie uns so lieb und wert macht, und die keine andere Tierklasse ihr eigen nennen kann! Welche Fülle von überschäumender Lebenslust, von werbender Sehnsucht, von zitternder Wehmut vermag nicht die kleine Vogelkehle im tonreichen Liede auszudrücken, vollkommener und rührender fast wie der sprachbegabte Mensch! Aber nur die Männchen sind Sänger und Dichter, die Weibchen entbehren dieser schönsten tierischen Begabung. Es tritt uns hier wieder einmal bei den Vögeln gerade das umgekehrte Verhältnis entgegen wie bei den Menschen, denn bei ihnen sind die Männchen der schwatzhafte,

die Weibchen der schweigsame Teil, letztere dies allerdings wohl nur unfreiwillig, da ihnen die Natur eben einen größeren Tonreichtum versagte. Nur bei solchen Arten verhält es sich anders, wo das nicht sangeskundige, aber dafür gewöhnlich durch um so größere Gefiederpracht ausgezeichnete Männchen sich wenig oder gar nicht um seine Nachkommenschaft zu bekümmern pflegt, so daß die ganze Last der Erziehung der Jungen der sorgenden Mutter zufällt. Dann verfügt dieselbe über einen größeren Vorrat an Stimmlauten wie der gewissenlose Herr Gemahl, und sie hat einen solchen auch dringend nötig, wenn sie ihrer Aufgabe gerecht werden und die zarten Kleinen gewissenhaft durch ihr junges Leben leiten soll, wobei es fortwährend zu rufen, zu locken, zu warnen, zu schelten und zu liebkosen giebt. Eines der besten Beispiele in dieser Beziehung bilden die Enten, bei denen die allein die Erziehung der Jungen leitenden Weibchen ganz entschieden stimmbegabter sind wie die Erpel. Über ganz sonderbare Laute, die dem Erpel vollständig abgehen, verfügen beispielsweise die weiblichen Tafelenten; dieselben klingen schnarchend, fauchend, stöhnend, je nachdem, lassen sich aber mit Buchstaben kaum wiedergeben. Man muß sie selbst in freier Natur gehört haben, wenn man einen richtigen Begriff davon bekommen will.

Der kräftige Schnabel der Tafelente ist schwärzlich mit einer breiten lichteren Querbinde, die bei den Erpeln hellblau, bei den Weibchen blaugrau und bei den Jungen ganz undeutlich erscheint. Das Auge hat eine gelbe Iris, die an Intensität der Farbe mit dem Alter zunimmt. Die sehr breitspurigen Füße sind bleiblau mit einem Stich ins Grünliche und schwärzlichen Gelenken und Schwimmhäuten. Beschreibung des männlichen Prachtkleides: Die Nackenfedern sind etwas verlängert, der ganze Kopf und Hals schön rostrot gefärbt, auf der Oberseite um eine Nuance dunkler. An der Wurzel des Unterschnabels befindet sich in der Mitte ein kleines, weißes, dreieckiges Fleckchen. Auf das Rostrot folgt im ganzen Körperumfang ein glänzendes Schwarz, das auf der Unterseite scharf abgesetzt ist, auf der Oberseite dagegen allmählich durch Schwarzrot sich mit dem Rostrot verbindet. Auf der Oberbrust sind diese Federn mehr grauschwarz und haben silberweiße Säume. Im übrigen ist die ganze Unterseite mit licht grauweißen Federn bedeckt, welche eine feine schwarzgraue Wellung zeigen, namentlich in der Bauchmitte und nach den Flanken zu, wo das Weiß ganz in den Hintergrund gedrängt wird. Von derselben Beschaffenheit sind die Federn des Oberrückens, der Schultern und der Oberflügeldecken. Bürzel nebst Unterrücken und Unterschwanzdecken schwarzbraun. Steuerfedern braun mit lichteren Kanten. Der Spiegel ist hell aschgrau, übrigens ziemlich un-

deutlich. Unterflügeldecken weiß. Die großen Schwingen haben braune Schäfte, sind an den Rändern bräunlich, innen braungrau, an den Spitzen lichter. Diejenigen zweiter Ordnung sind grau mit geperlten Spitzen. An Größe steht diese Art der Stockente etwas nach. Beim **Sommerkleide** ist der Kopf rostbraunrot, der Hals größtenteils graurötlich, der Kropf grauschwarz mit rostgelbgrauen Federrändern und Punkten und der Oberrücken graubraun, schwärzlich rostfarben überspritzt. Das **Weibchen** hat einen rostbraunen Kopf und Hals, einen schwärzlich und silberfarbig gewellten Mantel und einen silbergrauen, an den Seiten schwarz gewellten Unterkörper. Ähnlich sieht das **Jugendkleid** aus, hat aber namentlich beim weiblichen Geschlechte weniger silbergrau auf dem Mantel und gar keins an den braunen Seiten. Die **Dunenjungen** sind oben schwarzbraun, unten schmutzig semmelgelb und am Kopfe rostbräunlich; dabei haben sie bleifarbige Schnäbel und Füße, letztere mit schwärzlichen Gelenken, sowie eine perlgraue, rot eingefaßte Iris.

Die Tafelente heißt bei unseren Jägern auch Brandente, Braun- und Rotkopf, Braun- und Rothals sowie Quellje. Während sie im Osten Deutschlands gar nicht selten ist und und auf vielen Teichen Schlesiens und Ostpreußens zu den gewöhnlichsten Brutenten zählt, tritt sie in der Westhälfte unseres Vaterlandes nur vereinzelt auf, soll aber auch am Rheine und auf dem Bodensee nisten. Am häufigsten scheint sie in Rußland zu sein. Im übrigen bewohnt sie alle geeigneten, tief liegenden und wasserreichen Landstriche des gemäßigten Europa und Asien, geht aber nach Norden hin nirgends über den Polarkreis hinaus und fehlt in Island. Spät im Herbste begeben sich die Tafelenten bei ernstlich eintretender Kälte weiter südwärts, um schon beim ersten energischen Tauwetter wieder zurückzukehren. Sie ziehen meist des Nachts, unter vielem Geschrei, ziemlich niedrig über dem Erdboden und in wirren, ungeordneten Scharen. In gelinden Wintern bleiben kleinere Trupps nicht selten bei uns und halten sich dann in der Mitte größerer Binnengewässer auf; viele überwintern schon in Ungarn und Südrußland, manche gehen aber auch bis nach Nordafrika hinüber. Auf Cypern sah ich diese Art sehr zahlreich. Auch sie gehört als Brutvogel ausschließlich stehenden Binnenteichen von meist mittlerem Umfange an, während sie das Meer und breite Ströme selbst auf dem Zuge nur ungern aufsucht. Sie verlangt von ihren Brutteichen schlammigen Untergrund, eine geringe bis mittlere Tiefe, sumpfige Ufer, binsenbewachsene Inselchen und reichen Schilf- und Rohrwuchs. Da sie zutrau-

licher Natur ist, sucht sie auch solche Teiche ohne Bedenken auf, welche vom Walde umgürtet sind oder in der Nähe menschlicher Gehöfte liegen.

In ihrem Wesen hat sie namentlich mit der Moorente viel Ähnlichkeit. Sie zeigt zu derselben eine gewisse Zuneigung, die namentlich die Erpel beider Arten gegen die andersartigen Weibchen während der Paarungszeit an den Tag legen. So hat man denn auch schon Bastarde aufgefunden, die früher für eine eigene Art gehalten und von Baedecker unter dem Namen Fulig. Homeyeri beschrieben wurden. Im Gehen macht die Tafelente bei tief niedergedrücktem Halse eine fast bucklige Figur und watschelt schwerfällig genug einher, weshalb sie sich auch nur ungern auf das Land begiebt. Auch der Flug ist nur mittelmäßig zu nennen und mit einem deutlichen Rauschen verbunden. Das Einfallen auf dem Wasserspiegel geschieht unter heftigem Flattern, das Auffliegen mit einem tüchtigen Anlauf. Um so gewandter zeigt sich diese Art im Schwimmen, wo sie verhältnismäßig flach auf dem Wasserspiegel liegt, und namentlich im Tauchen. Sie bleibt gewöhnlich über 1 Minute unter dem Wasser und verschluckt auch schon in demselben die aufgesammelten Nahrungsmittel. Im Notfall vermag sie bis gegen 3 Minuten unter der Oberfläche auszuhalten. Naumann hat beobachtet, daß sie auch unten auf dem Boden der Gewässer herum gehen und daselbst mit offenen Augen nach etwas Genießbarem auszuspähen vermag. Sie ist von lebhaftem, fröhlichem Wesen, scharfsinnig, gesellig und verträglich, von Natur aus harmlos und zutraulich, obwohl sie genug Anpassungsvermögen besitzt, um bei fortgesetzten Verfolgungen auch recht scheu zu werden. Die Stimme ist tief und schnarchend, beim Weibchen gedämpfter und heiserer.

Nach ihrer Ankunft im Frühjahr treiben sich die Tafelenten noch wochenlang in Gesellschaften auf den Teichen ihrer Heimat herum, ohne an das Brutgeschäft zu denken. Sie warten damit, bis Schilf und Rohr soweit in die Höhe geschossen sind, um dem zu erbauenden Neste die nötige Deckung zu geben, so daß man selten vor Anfang Mai den quietschenden Paarungslaut der Erpel vernimmt und nicht leicht vor Mitte des genannten Monats die ersten Eier findet. Das Nest steht auf Stubben, alten Rohrwurzeln oder Inselchen im oder nahe

beim Wasser und ist für eine Ente ein verhältnismäßig dichter und sorgfältiger, dabei tiefnapfiger und reichlich mit Daunen ausgelegter Bau von trockenen Halmen, Schilfblättern und Binsen. Die 8—10 Eier sind verhältnismäßig groß und rundlich, feinkörnig, glanzlos, glattschalig, schwach graugrünlich gefärbt und werden ungefähr 23 Tage allein vom Weibchen bebrütet, das nur im Falle frühzeitiger Störungen sich zu einem zweiten, weniger umfangreichen Gelege entschließt. Der Erpel hält anfangs noch in der Nähe Wache, kümmert sich aber später gar nicht mehr um seine Familie. Die ausgeschlüpften Jungen werden erst noch einen Tag im Neste von der Alten gehudert und dann zwischen die Binsen aufs Wasser geführt, wo sie gleich zeigen, daß sie das Schwimmen und Tauchen vortrefflich verstehen, aber erst nach 2 Monaten flugbar werden. Durch Umknicken von Schilfblättern macht ihnen die überhaupt sehr um sie besorgte Mutter Schlaf- und Ruheplätzchen auf der Wasserseite der Pflanzendickichte zurecht. Bei wiederholten Störungen führt sie die ganze Schar nach einem anderen Teiche, wobei sie sogar im Notfall vor einer größeren Landreise nicht zurückschreckt. Ihre Feinde sind die aller Tauchenten.

Die Tafelente ernährt sich sehr überwiegend von Vegetabilien, wobei sie den Wurzelknöllchen verschiedener Wasserpflanzen den Vorzug giebt. Nur wenn solche fehlen, verzehrt sie auch Wasserinsekten und deren Larven sowie zarte Konchylien und allerlei anderes kleines Getier. Der Fischzucht wird sie jedenfalls in keiner Weise schädlich. Ihr Wildpret ist vortrefflich und fast ohne jeden unangenehmen Beigeschmack, weshalb sie ihren Namen mit Recht führt. Sie wird deshalb auch mehr gejagt wie andere Tauchenten und ist bei ihrer Zutraulichkeit nicht eben schwer zu erlegen, zumal die jungen Vögel, welche sich bei Gefahr zu einem dichten Klumpen zusammendrängen und dadurch dem Schützen öfters Gelegenheit zu einem Massenmorde bieten. In der Gefangenschaft hält sie sich gut und schreitet bei geeigneter Pflege auch unschwer zur Fortpflanzung, wo sie dann ihrem Besitzer viel Vergnügen bereitet.

Die Reiherente (Fuligula cristata [*Leach*]).

Tafel VII, Figur 3.

Zu den schönsten deutschen Jagdrevieren gehören unzweifelhaft die des Herzogs von Ratibor in Oberschlesien, welche ich ornithologisch durchforschen zu dürfen das Glück hatte. Das Herz geht dem Weidmann wie dem Naturfreund auf beim Anblicke dieser prächtigen Waldungen, dieser ausgedehnten Remisen und der rohrbewachsenen Teiche, wo mancher stolze Kapitalhirsch und mancher brave Rehbock ebenso Zeugnis ablegt von der weidmännischen Hege und Pflege, welche hier dem Wilde zu teil wird, wie die geradezu erstaunliche Zahl der Fasanen und die ungeheure Menge der verschiedensten Entenarten, die auf den Teichen ungestört ihre Brut groß ziehen. Am besten hat es mir dort in dem herrlichen Reviere von Lenczsok gefallen, wo ich in einem schlichten Forsthause bei einem knorrigen, alten Jäger hauste. Vor der Thür desselben breitete sich ein kleinerer, rohr- und schilfbewachsener Teich aus, sodaß ich verschiedene Entenarten schon vom Fenster aus mit aller Muße und Behaglichkeit beobachten konnte. Besonders häufig waren daselbst — es war im März und April — Reiherenten, die durch den Krimstecher an ihren schönen und charakteristischen Federschöpfen schon auf sehr große Entfernung hin als solche zu erkennen waren.

Der bläuliche Schnabel der Reiherente hat einen schwärzlichen Nagel; bei jüngeren Individuen ist auch die Gegend um die Nasenlöcher herum schwärzlich. Die Füße sind bleifarbig mit einem Stich ins Grünliche, die Hinterseite der Läufe, die Gelenke und Schwimmhäute aber schwärzlich. Das Auge ist im Alter schwefelgelb, in der Jugend hellgrau. Beim Erpel im Prachtkleide sind die Scheitelfedern sehr stark schopfartig verlängert. Tiefschwarz erscheint der ganze Kopf, Hals, Oberrücken und Oberbrust, namentlich an den Wangen und Halsseiten mit einem prachtvollen violetten Metallschimmer. Nach unten zu haben die Brustfedern zerschlissene silbergraue Ränder. Im übrigen ist die ganze Unterseite nebst den Flanken und Unterflügeldecken glänzend weiß, am Unterbauche mit feiner schwarzgrauer Wellen- und Perlenzeichnung. Aftergegend und Unterschwanzdecken sind dunkelbraun, Rücken und Bürzel braunschwarz, die Steuerfedern hellbraun. Die schwarzbraunen Schulterfedern sind durch eine sehr zarte, gelblichgraue Perlenzeichnung ausgezeichnet. Den Flügel schmückt ein in braun eingefaßter weißer Spiegel. Die großen Schwingen haben braune Schäfte, dunkelbraune Außen- und hellbraune Innenfahnen, welch letztere Farbe wurzelwärts zu ins Weißlichgraue übergeht. Beim alten Weibchen sind die Scheitelfedern

beim Wasser und ist für eine Ente ein verhältnismäßig dichter und sorgfältiger, dabei tiefnapfiger und reichlich mit Daunen ausgelegter Bau von trockenen Halmen, Schilfblättern und Binsen. Die 8—10 Eier sind verhältnismäßig groß und rundlich, feinkörnig, glanzlos, glattschalig, schwach graugrünlich gefärbt und werden ungefähr 23 Tage allein vom Weibchen bebrütet, das nur im Falle frühzeitiger Störungen sich zu einem zweiten, weniger umfangreichen Gelege entschließt. Der Erpel hält anfangs noch in der Nähe Wache, kümmert sich aber später gar nicht mehr um seine Familie. Die ausgeschlüpften Jungen werden erst noch einen Tag im Neste von der Alten gehudert und dann zwischen die Binsen aufs Wasser geführt, wo sie gleich zeigen, daß sie das Schwimmen und Tauchen vortrefflich verstehen, aber erst nach 2 Monaten flugbar werden. Durch Umknicken von Schilfblättern macht ihnen die überhaupt sehr um sie besorgte Mutter Schlaf- und Ruheplätzchen auf der Wasserseite der Pflanzendickichte zurecht. Bei wiederholten Störungen führt sie die ganze Schar nach einem anderen Teiche, wobei sie sogar im Notfall vor einer größeren Landreise nicht zurückschreckt. Ihre Feinde sind die aller Tauchenten.

Die Tafelente ernährt sich sehr überwiegend von Vegetabilien, wobei sie den Wurzelknöllchen verschiedener Wasserpflanzen den Vorzug giebt. Nur wenn solche fehlen, verzehrt sie auch Wasserinsekten und deren Larven sowie zarte Konchylien und allerlei anderes kleines Getier. Der Fischzucht wird sie jedenfalls in keiner Weise schädlich. Ihr Wildpret ist vortrefflich und fast ohne jeden unangenehmen Beigeschmack, weshalb sie ihren Namen mit Recht führt. Sie wird deshalb auch mehr gejagt wie andere Tauchenten und ist bei ihrer Zutraulichkeit nicht eben schwer zu erlegen, zumal die jungen Vögel, welche sich bei Gefahr zu einem dichten Klumpen zusammendrängen und dadurch dem Schützen öfters Gelegenheit zu einem Massenmorde bieten. In der Gefangenschaft hält sie sich gut und schreitet bei geeigneter Pflege auch unschwer zur Fortpflanzung, wo sie dann ihrem Besitzer viel Vergnügen bereitet.

Die Reiherente (Fuligula cristata [*Leach*]).

Tafel VII, Figur 3.

Zu den schönsten deutschen Jagdrevieren gehören unzweifelhaft die des Herzogs von Ratibor in Oberschlesien, welche ich ornithologisch durchforschen zu dürfen das Glück hatte. Das Herz geht dem Weidmann wie dem Naturfreund auf beim Anblicke dieser prächtigen Waldungen, dieser ausgedehnten Remisen und der rohrbewachsenen Teiche, wo mancher stolze Kapitalhirsch und mancher brave Rehbock ebenso Zeugnis ablegt von der weidmännischen Hege und Pflege, welche hier dem Wilde zu teil wird, wie die geradezu erstaunliche Zahl der Fasanen und die ungeheure Menge der verschiedensten Entenarten, die auf den Teichen ungestört ihre Brut groß ziehen. Am besten hat es mir dort in dem herrlichen Reviere von Lenczsok gefallen, wo ich in einem schlichten Forsthause bei einem knorrigen, alten Jäger hauste. Vor der Thür desselben breitete sich ein kleinerer, rohr- und schilfbewachsener Teich aus, sodaß ich verschiedene Entenarten schon vom Fenster aus mit aller Muße und Behaglichkeit beobachten konnte. Besonders häufig waren daselbst — es war im März und April — Reiherenten, die durch den Krimstecher an ihren schönen und charakteristischen Federschöpfen schon auf sehr große Entfernung hin als solche zu erkennen waren.

Der bläuliche Schnabel der Reiherente hat einen schwärzlichen Nagel; bei jüngeren Individuen ist auch die Gegend um die Nasenlöcher herum schwärzlich. Die Füße sind bleifarbig mit einem Stich ins Grünliche, die Hinterseite der Läufe, die Gelenke und Schwimmhäute aber schwärzlich. Das Auge ist im Alter schwefelgelb, in der Jugend hellgrau. Beim Erpel im Prachtkleide sind die Scheitelfedern sehr stark schopfartig verlängert. Tiefschwarz erscheint der ganze Kopf, Hals, Oberrücken und Oberbrust, namentlich an den Wangen und Halsseiten mit einem prachtvollen violetten Metallschimmer. Nach unten zu haben die Brustfedern zerschlissene silbergraue Ränder. Im übrigen ist die ganze Unterseite nebst den Flanken und Unterflügeldecken glänzend weiß, am Unterbauche mit feiner schwarzgrauer Wellen- und Perlenzeichnung. Aftergegend und Unterschwanzdecken sind dunkelbraun, Rücken und Bürzel braunschwarz, die Steuerfedern hellbraun. Die schwarzbraunen Schulterfedern sind durch eine sehr zarte, gelblichgraue Perlenzeichnung ausgezeichnet. Den Flügel schmückt ein in braun eingefaßter weißer Spiegel. Die großen Schwingen haben braune Schäfte, dunkelbraune Außen- und hellbraune Innenfahnen, welch letztere Farbe wurzelwärts zu ins Weißlichgraue übergeht. Beim alten Weibchen sind die Scheitelfedern

nur wenig verlängert, die Gegend um die Schnabelwurzel herum weißlich, Wangen, Oberkopf und Oberhals braun, unten lichter. Die Oberbrust erscheint braun mit weißlichen Federrändern, die nach unten hin zunehmen. Die Flanken sehen ebenso, aber um eine Nuance lichter aus. Schulterfedern und Oberflügeldecken braun mit rostigen Rändern, sonst alles wie beim Männchen. Im Sommerkleid ist auch beim Erpel der Federbusch viel kürzer wie im Frühjahr, und der schöne Glanz auf dem Kopfe fehlt völlig. Der ganze Oberkörper ist braunschwarz, Kropf- und Tragfedern ebenso, aber mit bräunlichen Rändern. An der Brust werden letztere breiter und mehr rostfarbig. Die Mittelbrust ist atlasweiß. Im Jugendkleide ist der Hinterhals fahlbraun und der ganze übrige Oberkörper schwarzbraun und nur beim Männchen ein wenig grau überpudert. Hinter jeder Schnabelseite befindet sich ein weißlicher, dunkel bespritzter Fleck. Der Vorderhals ist dunkelbraun, der Kropf rostbraun, unten weißlich gefleckt, Brust und Bauch weiß, die Seiten schmutzig braun. Gesamtgröße dieser Art ca. 39, Flügelspannung 70—75 cm. Die Dunenjungen sind auf der Unterseite gelblichweiß, auf der Oberseite grünlich braunschwarz, an den Flügeln etwas lichter; ein großer weißer Fleck steht auf der Stirn und beiderseits noch ein kleinerer unter dem Auge.

Trivialnamen für die Reiherente sind: Zopf-, Hauben-, Schopf-, Strauß-, Kobel-, Busch-, Kamm-, Kuppen-, Schups-, Ruß- und Schliefente, Straußmohr, Schwarzkopf und Fresacke. Nur vereinzelt brütet sie im nördlichen Deutschland, wo sie zuerst durch v. Müller in Mecklenburg nistend aufgefunden wurde. Desto häufiger ist sie bei uns auf dem Zuge und im Winter, wenn sie von ihren nördlicher gelegenen Brutplätzen aus südwärts wandert, und wo sie sich dann über den größten Teil Europas bis nach Egypten hinüber verbreitet. Sie zieht des Nachts, ziemlich niedrig, ohne besondere Flugordnung in großen, dicht gedrängten Massen, deren sausenden Flügelschlag man in stillen Nächten weithin vernimmt. Die Reiherenten halten sich bei uns hauptsächlich auf größeren Binnenseen mit weiten, freien Wasserflächen auf und verbleiben hier so lange, bis das Zufrieren des Gewässers sie zur Fortsetzung ihrer Reise zwingt. Kleinere Trupps besuchen gelegentlich auch weniger umfangreiche Teiche mit Pflanzenwuchs, selbst wenn sie bei menschlichen Behausungen oder an den Verkehrsstraßen liegen, halten sich dann aber nie andauernd auf solchen auf. Fließendes Wasser vermeiden sie immer nach Möglichkeit; dasselbe muß aber klar und rein und reich an Konchylien sein, wenn es ihnen daselbst behagen soll. Schilf- und Rohrwuchs haben sie nur am Brutplatze gern, überall und jederzeit dagegen

schmale, niedrige, lang gestreckte, sandige Halbinseln, auf denen sie sich dann gern ein Weilchen behaglichem Nichtsthun hingeben. Sonst schlafen sie auch schwimmend. Stille und vor rauhen Winden geschützte Meeresbuchten sowie Flußmündungen bevölkern sie im Herbst oft zu tausenden und abertausenden und harren auf solchen den ganzen Winter über aus, da es ja daselbst immer eisfreie Stellen giebt. So zählt sie namentlich auf der Nordsee an unseren Küsten während der rauhen Jahreszeit zu den gemeinsten Enten.

Im Schwimmen halten sich die Reiherenten dicht bei einander, senken dabei den Rumpf sehr tief ins Wasser ein und tauchen dabei fast unablässig mit außerordentlicher Schnelligkeit auf und unter, was ein ungemein anziehendes und wechselvolles Bild abgiebt. Angeschossene Stücke entfalten Tauchkünste, die denen der echten Taucher nicht nachstehen und vermöge deren sie gewöhnlich jeder Verfolgung zu spotten vermögen. Der Flug ist zwar scheinbar schwerfällig, namentlich beim Aufstehen und Niederlassen, aber ungemein schnell, rauschend und von einem eigentümlichen Hin- und Herwerfen des Körpers oftmals begleitet. Der Geselligkeitstrieb ist bei dieser Ente so ausgeprägt, daß man namentlich auf ruhigen Meeresbuchten im Winter nicht selten einige tausende beisammen sieht. Solche große Massen auf freien Wasserflächen sind recht scheu, während man dies von den kleineren Gesellschaften auf unseren Binnengewässern nicht eben sagen kann. Die Lockstimme ist ein lautes Knarren, der Paarungsruf ein kurzes, gedämpftes Pfeifen.

Das Brutgeschäft bietet nichts, wodurch es sich wesentlich von dem der verwandten Arten unterschiede. Zu erwähnen wäre nur, daß das Nest häufig nicht unmittelbar am Wasser, sondern 50 bis 100 Schritte von demselben entfernt steht. Der Erpel bewacht die brütende Ente, überläßt sie aber kurz vor dem Ausfallen der Eier sich selbst. Letztere finden sich in einer Anzahl von gewöhnlich 8—12 erst Ende Mai vor, sind glatt und glänzend und von einer blassen und schmutzigen olivengrünen Farbe. Die Brutzeit währt 22—23 Tage. Die Alte nähert sich dem Neste stets mit einer gewissen Vorsicht; da, wo es im Wasser steht, meist tauchend.

Die Vegetabilien treten bei der Nahrung der Reiherente sehr zu gunsten animalischer Stoffe zurück, von denen in erster

Reihe Konchylien, dann auch Insekten, kleine Fische und Fröschchen verzehrt werden. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß ihr Wildpret bis zur Ungenießbarkeit thranig schmeckt, so daß die Jagd auf sie nicht recht verlohnt. Durch Zufall fangen sie sich oft in den Fischnetzen mit, oder sie geraten an die Dorschangeln. Gefangene machen sich in zoologischen Gärten allerliebst, während sie dem Liebhaber weniger zu empfehlen sind.

Die Bergente (Fuligula marila [*L.*]).

Tafel VII, Figur 2.

Zu denjenigen Entenarten, welche mir behufs Bestimmung aus Jägerkreisen am häufigsten zugeschickt werden, gehört die Bergente, und zwar erhalte ich dann nicht nur weibliche und junge Vögel, die ja bei fast allen Enten viel schwerer von den verwandten Arten zu unterscheiden sind, sondern selbst alte Erpel. Dies läßt darauf schließen, daß diese Ente in Laienkreisen wenig bekannt ist, was aber eigentlich verwunderlich erscheinen muß, wenn man bedenkt, daß sie im Winter alljährlich wenigstens in den Küstenprovinzen in großer Menge sich einzustellen pflegt, und daß wenigstens die Erpel so charakteristisch gefärbt und gezeichnet sind, daß sie kaum mit einer anderen Art verwechselt werden können. Die Weibchen und Jungen sehen allerdings denen der Reiherente sehr ähnlich, aber letztere haben doch stets einen, wenn auch kleinen Federschopf, welcher der Bergente vollkommen abgeht. Im übrigen bitte ich, die nun folgende Beschreibung zu beachten.

Die Bergente hat einen bleiblauen Schnabel mit schwarzem Nagel, eine gelbe Iris und blauschwarze, grünlich überlaufene Füße mit schwärzlichen Gelenken und Schwimmhäuten. Im männlichen Prachtkleide sind der ganze Kopf, Hals, Oberrücken und Oberbrust glänzend schwarz. Die braunen Federn der Mittel- und Unterbrust haben zerschlissene weiße Ränder. Bauch, Flanken und Unterflügeldecken sind weiß, die Afterfedern bräunlich mit weißlichen Rändern. Unterrücken und Bürzel erscheinen tief braunschwarz, die Schwanzfedern braun mit hellgelbbraunen Enden. Mantel, Schultern und Oberflügeldecken haben auf schimmelig weißem Grunde eine schöne und scharf ausgeprägte schwarze Wellen- und Zickzackzeichnung. Flügelbug grauweiß. Im braunen Flügel steht ein kleiner, rein weißer, nach unten breit braunschwarz

abgegrenzter Spiegel, der durch die weißschäftigen und an den Spitzen breit braun gekanteten kleinen Schwingen gebildet wird. Die großen Schwungfedern haben schwarze Schäfte und sind auf den Außenfahnen dunkelbraun, auf den Innenfahnen weißgrau bis braungrau gefärbt. An Größe ist die Bergente erheblich schwächer wie eine Stockente. Beim Weibchen sind die Wangen an der Wurzel des Oberschnabels weißlich mit einem Stich ins Rostfarbige; Oberkopf, Gesicht, Hinterhals und Oberrücken braun; Gurgel und Unterhals lichter mit weißlicher Fleckung. Die Oberbrust ist braun mit hell rostfarbigen Rändern, die nach unten zu immer heller und größer werden, indem gleichzeitig das Braun mehr und mehr verblaßt. Die übrige Unterseite ist weiß, am Unterbauche die Wurzelhälfte der Federn grauweiß. Die Federn der oberen wie unteren Schwanzdecken bis auf einen weißlichen Rand hellbraun; Steuer, Unterrücken und Bürzel dunkelbraun. Mantel, Oberrücken und Schultern sind schwarzbraun, z. T. mit einer sehr sparsamen und undeutlichen schimmelig-weißen Wellen- und Zickzackzeichnung. Im Sommerkleide sieht das Männchen dem Weibchen sehr ähnlich, hat aber weniger Weiß um die Schnabelwurzel herum, ein dunkleres Braun auf dem Kopfe, den weißlichen Ohrfleck sehr verwaschen, den Endstrich unter dem Spiegel lebhafter und glänzender und die Tragfedern braunschwarz mit gelblichweißen Schmitzen und gelblichbraunen Spitzen. Auch das Jugendkleid ist davon nicht sehr verschieden. Das weiße Band um die Schnabelwurzel ist stark ausgeprägt; Oberkörper, Hals, Kopf und Seiten fahlbraun, auf dem Rücken wenig oder gar nicht weiß gewässert; Brust und Bauch sind weiß. Im Dunenkleide sind Kopf, Hinterhals und Rücken anfangs hell- und später dunkelbraun, Wangen und Unterseite gelblichweiß mit einem lichtgrünen Halsbande.

Als ein hauptsächlich dem Norden angehöriger Vogel nistet die Bergente, welche auch Schimmel-, Muschel-, Asch-, Schaufel- und Alpenente genannt wird, nur ausnahmsweise auf norddeutschen Seen, besucht diese und namentlich die Küstengebiete dafür aber in um so größerer Menge im Winter, wo sie auch fluviatil über das Innere unserer Heimat sich ausbreitet, ja durch die Mittelmeerländer bis nach Nordafrika hinüber geht. Im nördlichen Island gilt sie als der gemeinste Vogel und ist auch in allen nördlichen Gegenden des weiten russischen Reiches sehr häufig. Am liebsten hält sie sich auf Wasserblänken von 3—4 m Tiefe auf, die viele Konchylien enthalten und an ihrem Grunde womöglich Muschelbänke bergen. Im allgemeinen stellt sie ungefähr dieselben Ansprüche an ihre Aufenthaltsorte wie die Reiherente, mit der sie auch hinsichtlich der Lebensweise sehr viel Ähnlichkeit verrät, zeigt aber, von der Brutzeit abgesehen, eine noch ausgesprochenere Vorliebe für das Meer wie diese, was wiederum

mit ihrem Nahrungserwerbe zusammenhängen mag. Ende Oktober oder Anfang November treffen sie bei uns ein und im März passieren sie unsere Gegenden wieder auf dem Rückzuge. Ungeheure Scharen aber bleiben auch den ganzen Winter über in unseren Meeresbuchten und Flußmündungen, und kleinere Trupps sind auch stets auf offen bleibenden, größeren Gewässern im Binnenlande zu finden.

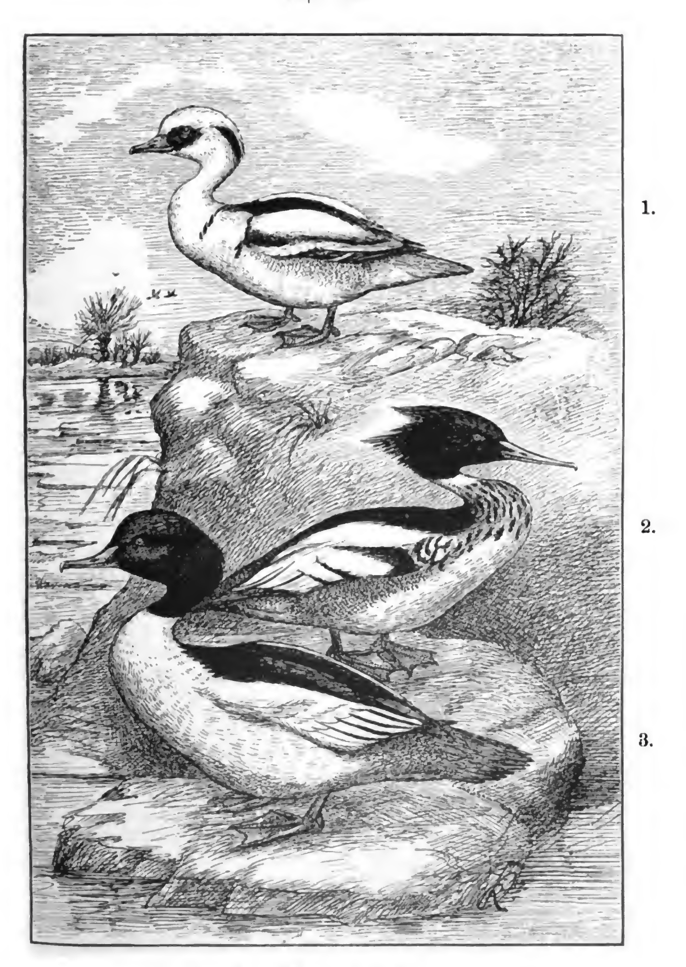
In ihrem Wesen zeigt sich diese Art nur sehr wenig von der Reiherente verschieden, zu der sie auch viel Zuneigung bekundet, und deren Vereinigungen sie sich gern auf einige Zeit anschließt. Untereinander bilden die Bergenten oft Schwärme, deren Zahl nur nach tausenden geschätzt werden kann. Der Flug ist mit einem starken Rauschen verbunden, die Tauchfähigkeit hoch entwickelt. Sie haben die Gewohnheit, in langen, kettenartigen Reihen zu fliegen, wobei sich aber die einzelnen Stücke so weit auseinander halten, daß man nur selten mehrere mit einem Schusse wird herunter holen können. Dazu schreien sie häufig laut, rauh und tief „Karrr, karr, karr.“ Marila ist fast ausschließlich Fleischfresser, und werden Pflanzenteile von ihr nur ganz nebenbei mit verzehrt. Ihre Hauptnahrung bilden Konchylien, in der Ostsee namentlich die Kreiselschnecken. Da ist es kein Wunder, daß ihr Wildpret nichts taugt. Trotzdem werden sie von armen Leuten viel verzehrt, und in manchen Küstengegenden stellt man sogar eigene Netze für sie auf, die im Wasser durch Pfähle festgehalten werden, so daß die Enten beim Auftauchen in die Maschen geraten und elend ersticken. Das stets in der Nähe des Wasserrandes angelegte Nest ist ziemlich groß, tief und weitmuldig, dickwandig und enthält Ende Mai 8—10 Eier, welche stark- und glattschalig, etwas glänzend und von einer bräunlich graugrünen Farbe sind.

Die Trauerente (Oidemia nigra [*L.*]).

Tafel VIII, Figur 2.

Wenn man zur Winterszeit oben auf der Seedüne steht, wo einem der Wind eisig um die Ohren pfeift und wie mit spitzen Nadeln in das Gesicht prickelt, und die Blicke hinaus-

Tafel IX.



1.

2.

3.

1. **Zwergsäger** (Mergus albellus).
2. **Halsbandsäger** (Mergus serrator).
3. **Gänsesäger** (Mergus merganser).

mit ihrem Nahrungserwerbe zusammenhängen mag. Ende Oktober oder Anfang November treffen sie bei uns ein und im März passieren sie unsere Gegenden wieder auf dem Rückzuge. Ungeheure Scharen aber bleiben auch den ganzen Winter über in unseren Meeresbuchten und Flußmündungen, und kleinere Trupps sind auch stets auf offen bleibenden, größeren Gewässern im Binnenlande zu finden.

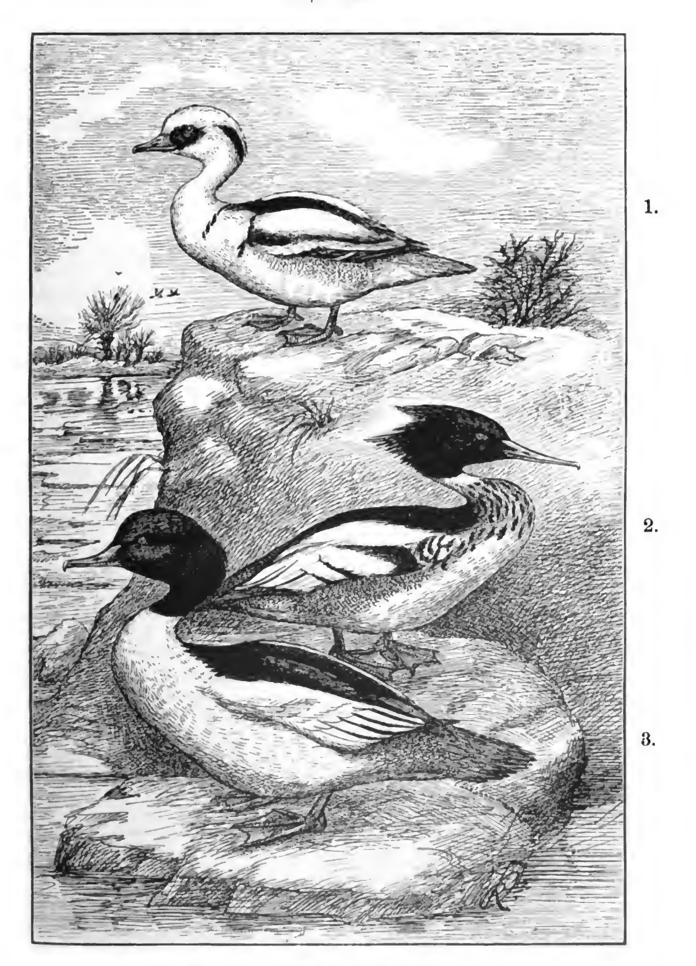
In ihrem Wesen zeigt sich diese Art nur sehr wenig von der Reiherente verschieden, zu der sie auch viel Zuneigung bekundet, und deren Vereinigungen sie sich gern auf einige Zeit anschließt. Untereinander bilden die Bergenten oft Schwärme, deren Zahl nur nach tausenden geschätzt werden kann. Der Flug ist mit einem starken Rauschen verbunden, die Tauchfähigkeit hoch entwickelt. Sie haben die Gewohnheit, in langen, kettenartigen Reihen zu fliegen, wobei sich aber die einzelnen Stücke so weit auseinander halten, daß man nur selten mehrere mit einem Schusse wird herunter holen können. Dazu schreien sie häufig laut, rauh und tief „Karrr, karr, karr.“ Marila ist fast ausschließlich Fleischfresser, und werden Pflanzenteile von ihr nur ganz nebenbei mit verzehrt. Ihre Hauptnahrung bilden Konchylien, in der Ostsee namentlich die Kreiselschnecken. Da ist es kein Wunder, daß ihr Wildpret nichts taugt. Trotzdem werden sie von armen Leuten viel verzehrt, und in manchen Küstengegenden stellt man sogar eigene Netze für sie auf, die im Wasser durch Pfähle festgehalten werden, so daß die Enten beim Auftauchen in die Maschen geraten und elend ersticken. Das stets in der Nähe des Wasserrandes angelegte Nest ist ziemlich groß, tief und weitmuldig, dickwandig und enthält Ende Mai 8—10 Eier, welche stark- und glattschalig, etwas glänzend und von einer bräunlich graugrünen Farbe sind.

Die Trauerente (Oidemia nigra [*L.*]).

Tafel VIII, Figur 2.

Wenn man zur Winterszeit oben auf der Seedüne steht, wo einem der Wind eisig um die Ohren pfeift und wie mit spitzen Nadeln in das Gesicht prickelt, und die Blicke hinaus-

Tafel IX.



1. **Zwergsäger** (Mergus albellus).
2. **Halsbandsäger** (Mergus serrator).
3. **Gänsesäger** (Mergus merganser).

mit ihrem Nahrungserwerbe zusammenhängen mag. Ende Oktober oder Anfang November treffen sie bei uns ein und im März passieren sie unsere Gegenden wieder auf dem Rückzuge. Ungeheure Scharen aber bleiben auch den ganzen Winter über in unseren Meeresbuchten und Flußmündungen, und kleinere Trupps sind auch stets auf offen bleibenden, größeren Gewässern im Binnenlande zu finden.

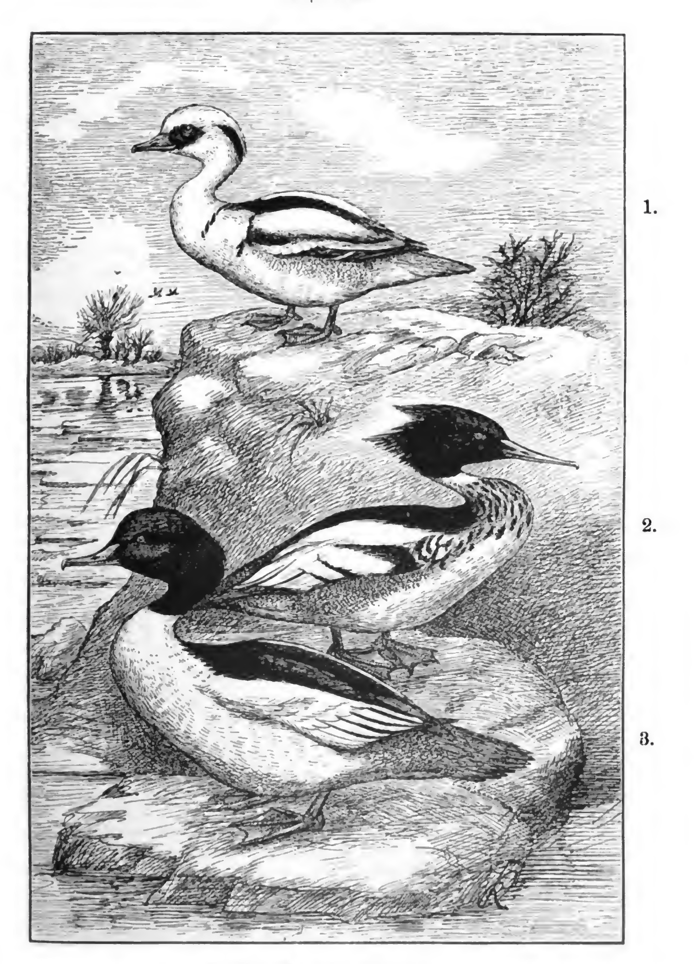
In ihrem Wesen zeigt sich diese Art nur sehr wenig von der Reiherente verschieden, zu der sie auch viel Zuneigung bekundet, und deren Vereinigungen sie sich gern auf einige Zeit anschließt. Untereinander bilden die Bergenten oft Schwärme, deren Zahl nur nach tausenden geschätzt werden kann. Der Flug ist mit einem starken Rauschen verbunden, die Tauchfähigkeit hoch entwickelt. Sie haben die Gewohnheit, in langen, kettenartigen Reihen zu fliegen, wobei sich aber die einzelnen Stücke so weit auseinander halten, daß man nur selten mehrere mit einem Schusse wird herunter holen können. Dazu schreien sie häufig laut, rauh und tief „Karrr, karr, karr." Marila ist fast ausschließlich Fleischfresser, und werden Pflanzenteile von ihr nur ganz nebenbei mit verzehrt. Ihre Hauptnahrung bilden Konchylien, in der Ostsee namentlich die Kreiselschnecken. Da ist es kein Wunder, daß ihr Wildpret nichts taugt. Trotzdem werden sie von armen Leuten viel verzehrt, und in manchen Küstengegenden stellt man sogar eigene Netze für sie auf, die im Wasser durch Pfähle festgehalten werden, so daß die Enten beim Auftauchen in die Maschen geraten und elend ersticken. Das stets in der Nähe des Wasserrandes angelegte Nest ist ziemlich groß, tief und weitmuldig, dickwandig und enthält Ende Mai 8—10 Eier, welche stark- und glattschalig, etwas glänzend und von einer bräunlich graugrünen Farbe sind.

Die Trauerente (Oidemia nigra [*L.*]).

Tafel VIII, Figur 2.

Wenn man zur Winterszeit oben auf der Seedüne steht, wo einem der Wind eisig um die Ohren pfeift und wie mit spitzen Nadeln in das Gesicht prickelt, und die Blicke hinaus-

Tafel IX.



1.

2.

3.

1. Zwergsäger (Mergus albellus).
2. Halsbandsäger (Mergus serrator).
3. Gänsesäger (Mergus merganser).

schweifen läßt über die weite und um diese Jahreszeit meist glatt und ruhig daliegende See, so ruht das Auge voller Wohlgefallen auf den vielen anmutigen und bunten Vogelgestalten, welche dieselbe gerade jetzt so reizvoll zu beleben wissen. Manche Arten halten sich so nahe am Ufer, daß wir sie mit bloßem Auge zu erkennen vermögen. Da sind vor allem die zutraulichen und neugierigen Eisenten, deren so gefällig aussehende Erpel die langen Schwanzspieße beim Schwimmen schräg in die Höhe richten; weiterhin erkennt man Seetaucher, durch den Krimstecher auch Eiderenten, Gänse- und Halsbandsäger, die teils auf den Wellen schaukeln, teils in kleinen Flügen niedrig über dem Wasser auf kurze Strecken hin- und herstreichen. Ganz draußen aber erscheint das Meer wie bedeckt mit schwarzen Punkten, so weit draußen, daß wir schon das Fernrohr zu Hilfe nehmen müssen, wenn wir uns überzeugen wollen, daß es ebenfalls Schwimmvögel und zwar Trauerenten sind. Nie habe ich dieselben in der Nähe des Gestades gesehen, wohl aber oft genug nach langen und anhaltenden Stürmen ihre angespülten Leichname auf demselben gefunden.

Der diese Ente charakterisierende rundlich aufgetriebene Schnabelhöcker vor der Stirn fehlt den jungen Vögeln noch, ist bei den Weibchen nur schwach und bei den Erpeln am stärksten in der Begattungszeit entwickelt. Er ist ebenso wie die Gegend um die Nasenlöcher von lebhaft roter Farbe, während der Schnabel im übrigen düster schwarz erscheint. Die Füße sind schmutzig olivengrünlichgelb mit mattschwarzen Gelenken und Schwimmhäuten. Das Auge hat eine dunkelbraune Iris. Das Prachtkleid des Männchens ist über den ganzen Körper hin einfarbig sammetschwarz, auf Kopf und Hals mit violettem Stahlglanz, an den Schwingenspitzen mehr bräunlich. Beim Weibchen sind Oberkopf und Hinterhals schwärzlich, der Oberkörper schwarzbraun, der Oberflügel graubraun, Vorderhals, Kopf- und Halsseiten weißlichgrau, die Seiten braun und der Unterkörper in der Hauptsache weiß und graubraun. Im Sommerkleide sehen die Erpel in der Hauptsache schwarzbraun aus; Backen und Kehle sind schmutzig weiß, die Bauchseite weißlich mit braungrauer Fleckung. Junge Vögel sehen lichter aus wie die alten Weibchen, namentlich auch auf der Unterseite. An Größe steht sie der Stockente nur wenig nach.

Trivialnamen: Mohren-, Raben-, Weißbacken- und schwarze Ente, Korrakus, Ducker und Seerabe. So massenhaft die Trauerente auch allwinterlich an unseren Küsten erscheint, so brütet doch keine einzige bei uns, denn sie ist ein

Kind des hohen Nordens und der Tundra. Die sich um ihre Nachkommenschaft ohnehin nicht kümmernden Männchen erscheinen aber oft gleich nach Vollendung des Mausergeschäftes, also schon sehr früh im Herbste oder selbst noch im Spätsommer in kleineren Trupps auf unseren Meeren und bleiben auch im Frühjahre verhältnismäßig lange da, ehe sie ihren einsamen Brutplätzen zueilen. Im Spätherbst und Winter bilden sie ungeheure Scharen, namentlich an der friesischen, holländischen und französischen Küste. Sie sind innig mit dem Meere verwachsen und nur selten erscheinen kleine Flüge meist junger Vögel auch im Binnenlande, wo sie die Mitte größerer Seen, im Notfalle auch der Ströme, aufsuchen und sich nie in der Nähe der Ufer aufhalten, wie sie das feste Land außerhalb der Brutzeit überhaupt nur äußerst selten betreten mögen. Selbst ihre Brutplätze, zu deren bekanntesten der ornithologisch so berühmte Myvatn auf Island zählt, wählt sie möglichst so, daß sie nicht zu weit vom Meere entfernt sind. Viele brüten auch schon auf den Gebirgsseen Norwegens.

Ihr Gang ist plump, der Flug ziemlich schwerfällig und mit starkem Rauschen verbunden; um so besseres leisten sie im Schwimmen und Tauchen. Im Fliegen bilden sie, sobald mehrere zusammen sind, und es weit fortgehen soll, schräge Reihen. So gesellig sie untereinander sind, wobei sich übrigens die Geschlechter und verschiedenen Altersklassen für sich absondern, so ungern mischen sie sich unter andere Schwimmvögel und kümmern sich nicht im geringsten um dieselben, wenn sie doch einmal aus Zufall unter sie gerieten. Mißtrauische Vorsicht bildet den Grundzug ihres Wesens, und da sie sich fast ausschließlich auf weiten, freien Wasserflächen aufhalten, wo sie jeden ungewöhnlichen oder irgendwie verdächtig erscheinenden Gegenstand schon auf große Entfernungen wahrnehmen, so ergreifen sie in der Regel bei Zeiten die Flucht und machen durch ihre Scheu auch dem geübtesten Jäger viel zu schaffen. Am besten ist es, wenn mehrere mit Schützen besetzte Kähne eine ganze Gesellschaft einkreisen, wobei die Enten dann wenigstens beim Vorüberstreichen zum Schuß kommen. Lohnender ist der Fang, der ebenfalls mit viereckigen, horizontal unter der Wasserfläche ausgespannten Netzen betrieben wird, in welchen diese und andere Tauchenten beim Auftauchen

hängen bleiben. Obwohl ihr Wildpret einen widerlich ranzigen Geschmack hat, gilt es doch bei den Völkerschaften Nordsibiriens als ein Leckerbissen, weshalb man dort zur Mauserzeit eigens große Jagden auf diese Enten veranstaltet. Brehm berichtet darüber: „In den Meerbusen und Süßwasserteichen, auf welchen sie sich während der Mauserzeit zusammenhalten, treibt man sie, indem man sich ihnen in Booten im Halbkreis nähert, vorsichtig nach seichteren Stellen und beginnt, wenn sie diese erreichen, sie mit Knüppeln zu erschlagen, zuweilen 100 und mehr an einem Tage erbeutend. Eben so viele noch werden bei solchen Jagden so verletzt, daß sie erst später zu grunde gehen, dem Jäger aber nicht zu gute kommen, weil sie unglaublich zählebig sind und selbst tötlich verwundet sich noch ihren Feinden zu entziehen wissen.“ Die Lockstimme klingt rauh und knarrend; aber zur Parungszeit lassen die Männchen noch 2 eine Terz bildende und wie Glockengeläut klingende Töne vernehmen, die sich namentlich in stillen Nächten in ihrer öden Heimat sehr angenehm anhören, und auf welche die angesungenen Weibchen recht unschön mit einem heiseren Schnarren antworten. Die Nester stehen zwischen Gras und Steingeröll unter einem Busche oder einer Birke, sind nur lose aus Halmen und Laub zusammengeschichtet, aber um so sorgfältiger mit Dunen ausgefüttert. Anfang Juni findet man die 8—10 glatten, ziemlich glänzenden und zart rotgelbweiß gefärbten Eier. Die Jungen, welche gleich vom ersten Lebenstage an trefflich zu schwimmen und zu tauchen verstehen, werden auf dem Brutteiche groß gezogen, bis sie vollkommen flugbar geworden sind, worauf die Alte sie aufs Meer hinausführt. Obwohl die Trauerente Pflanzenkost nicht gänzlich verschmäht, entnimmt sie ihre Nahrung doch fast ausschließlich dem Tierreiche und lebt in erster Reihe von Muscheln, die sie tauchend vom Grunde holt und ganz verschluckt, worauf die Schalen im Verdauungskanal zersetzt und so zerkleinert werden, daß sie in den Exkrementen nur als Sand wieder zum Vorschein kommen. In der Gefangenschaft hält sich diese schöne Ente schlecht, weil man ihr einerseits ihre natürlichen Nahrungsmittel zu wenig ersetzen kann, und weil sie als ein an die scharfe Luft des Nordens gewöhnter Vogel unsere schwüle Sommerhitze sehr schlecht verträgt.

Die Sammetente (Oedemia fusca [*L.*]).

Der Geschmackssinn ist bei den Vögeln bekanntlich im allgemeinen wenig entwickelt, aber doch wohl nicht in dem Grade verkümmert, wie man vielfach anzunehmen pflegt. Versuche, die ich in dieser Beziehung z. B. mit Raubvögeln und zwar namentlich mit Rauhfußbussarden, See- und Schreiadlern sowie Habichten anstellte, zeigten deutlich, daß dieselben zwischen Futter und Futter sehr wohl einen Unterschied zu machen verstanden und an manche Tiere leidenschaftlich gern, an andere aber nur mit Widerwillen heran gingen. Während meine Rauhfußbussarde über Anas-Arten gierig herfielen, auch Moor- und Tafelenten zu würdigen wußten, machten sie sich aus den ranzig und thranig schmeckenden Fuligula- und Oedemia-Arten sichtlich sehr wenig. Eisenten verzehrten sie nur bei nagendem Hunger. Am tiefsten für sie aber standen entschieden Sammetenten und — darin hatten sie sicher sehr recht. Der Jäger, welcher solche geschossen hat, kann die Federn benutzen und mit dem Fett seine Wasserstiefel einschmieren, den Braten aber wird wahrscheinlich selbst sein Hund verschmähen. Trotzdem sieht man gar nicht selten Sammetenten zum Verkaufe in den Großstädten unserer Delikateßhandlungen aushängen, wo sie ihrer Größe, Schönheit und Wohlbeleibtheit sowie Billigkeit halber auch immer Liebhaber finden, die dann freilich schon nach dem ersten Bissen einsehen lernen, daß es doch auch in praktischer Beziehung bisweilen ganz gut sei, einige ornithologische Kenntnisse zn besitzen. Hiermit sei also vor den „großen und fetten Seeenten“ der Delikateßhandlungen wohlmeinend und feierlichst gewarnt. Sie sind selbst einem Bussard zu schlecht!

Sie ist reichlich so groß wie eine Stockente, und der alte Erpel im Prachtkleide muß bei aller Einfachheit in den Farben des Gefieders als ein sehr schöner Vogel bezeichnet werden. Sein Schnabel ist hoch gelbrot, am Höcker und Nasenloch aber schwärzlich. Die Füße haben eine leuchtend rote Farbe mit einer schwarzen Bänderung über den Gelenken und matt schwärzlichen Schwimmhäuten. Perlweiß ist die Farbe der Iris. Von den nackten Teilen hebt sich das tief sammetschwarze Gefieder wahrhaft wunderbar ab, aus dem wiederum der blendend weiße Spiegel und ein ebensolcher Fleck unter dem Auge förmlich heraus leuchten. Beim Weibchen sehen schon die nackten Teile viel schlichter und anspruchsloser aus. Die Füße sind trüb olivengelblich, der Schnabel schwarz, das Auge braun. Die Hauptfarbe des Gefieders ist schwarz-

braun; der schöne weiße Fleck unter dem Auge fehlt; dafür stehen trüb weiße Flecke zwischen Schnabel und Auge sowie in der Ohrgegend. Ebenso sieht das Männchen im Sommerkleid aus, hat aber eine bedeutendere Größe, eine dunklere Gesamtfärbung, fleischrote Füße und die Flecken an den Kopfseiten kleiner. Die Brust ist ebenso wie beim Weibchen grauweiß mit brauner Wölkung. Die Jungen sehen etwas lichter aus wie die Weibchen, und namentlich tritt das Weiß auf der Brust mehr hervor.

Auch die Sammetente gehört als Brutvogel den Polarländern an und ist namentlich im nördlichen Sibirien sehr häufig, während sie in Island und Grönland fehlt. Sie neigt sehr zum Vagabundieren und dehnt ihre Winterreisen regelmäßig bis zum Kaspi und zum Schwarzen Meere aus. Auch an unseren Küsten zählt sie während der rauhen Jahreszeit zu den bekannten Erscheinungen, ist aber in der Ostsee entschieden häufiger wie in der Nordsee. Nie bildet sie solche Massenflüge wie nigra, sondern zeigt sich immer nur in mäßig großen Gesellschaften, im Binnenlande aber als eine seltene Erscheinung immer nur einzeln oder in kleinen Trupps. Im Herbste stellt sie sich später ein wie die Trauerente und wandert des Nachts in schrägen Reihen sehr hoch in der Luft. Sie bindet sich nicht so streng an das Meer wie ihre Verwandte, sondern besucht häufiger Binnengewässer, in der Nacht selbst kleinere Teiche. Übrigens hält sie sich ebenfalls immer auf umfangreichen und freien Wasserflächen auf und vermeidet die Nähe der Ufer wie die von Schilf und Rohr.

Hinsichtlich ihrer Lebensweise weicht sie nur wenig von der Trauerente ab, ist aber plumper, behäbiger, weniger scheu und weniger gesellig als diese. Zum Fliegen entschließt sie sich nur ungern. Beim Schwimmen senkt sie den Rumpf sehr tief ins Wasser. Jäger werden oft erfahren, daß sie außerordentlich zählebig ist. Die Stimme ist ein rauhes, saatkrähenartiges Knarren. Die Nahrung besteht ebenfalls überwiegend aus Konchylien, besonders Mieß-, Herz- und Tellermuscheln. Als Futter für gefangene Exemplare empfiehlt Friderich außer Muscheln noch Gelbrüben, Kohlblätter und Sämereien. Sie halten sich aber schlecht. Die Eier sind etwas bauchig, glatt, ein wenig glänzend und von blaß braungelblichweißer Farbe. Die Tungusen sollen diese Ente mittels aus Holz geschnitzter Lockenten jagen.

Die Prachtente (Somateria spectabilis [*L.*]).

Im allgemeinen läßt sich der Satz aufstellen, daß der praktische Ornithologe zugleich auch Jäger sein müsse. Daß man aber trotzdem, wenn Standesrücksichten und dergl. die persönliche Ausübung der Jagd verbieten, auf dem Gebiete unserer schönen Wissenschaft Tüchtiges leisten und in ganz hervorragender Weise für die Erforschung der Vogelwelt seiner Heimat thätig sein kann, das hat vielleicht niemand besser und schlagender bewiesen wie der Danziger Pfarrer Böck, dessen prächtige Sammlung heutzutage noch den Grundstock der ornithologischen Abteilung des Westpreußischen Provinzialmuseums bildet, und die weltberühmt ist wegen ihres in seiner Art fast einzig dastehenden Reichtums an seltenen und prächtigen Wasservögeln. Böck kaufte alle diese Seltenheiten auf dem Danziger Vogelmarkte, den er Jahrzehnte hindurch regelmäßig besuchte, und auf dem alle in der Danziger Bucht erlegten und gefangenen Vögel zum Verkauf kamen, wobei die Jäger und Fänger auch bald auf ungewöhnliche Erscheinungen aufmerksam wurden und diese für den Herrn Pfarrer aufhoben. Einen besonderen Glanzpunkt in seiner auf diese Weise zusammen gebrachten Sammlung bilden die herrlichen Prachtenten, ebenso schöne wie in Deutschland seltene Vögel.

In meiner Sammlung befindet sich diese herrliche Ente nicht, und da mir auch sonst kein Exemplar für die Beschreibung zugänglich ist, so muß ich diese Friderich's „Naturgeschichte der deutschen Vögel" entnehmen: „Das Männchen im Prachtkleide hat auf dem Hinterscheitel etwas verlängerte buschige Federn; der Oberkopf ist hell aschblau; die Wangen glänzend hellgrün; das Auge ist oben weiß, unten schwarz eingefaßt; der Schnabel ist von der Stirnbefiederung durch einen schwarzen Streif begrenzt; die seitliche Schneppe erstreckt sich bei weitem nicht bis unter die Naslöcher und reicht nicht so weit nach vorn als die Stirnschneppe und die Befiederung des Unterkiefers; Hals weiß, an der Kehle mit schwarzem V bezeichnet, dessen Spitze nach dem Unterschnabel sieht; der Kropf ist sanft isabellfleischrötlich; der Oberrücken ist in einem spitzen Winkel nach hinten weiß; Brust, Bauch, Flügel und Unterrücken einfarbig tief schwarz; über den schwarzen Oberflügel erstreckt sich in die Quere ein großes weißes Feld; auf der Seite des Bürzels ist ein großer, querovaler weißer Fleck; der Schwanz ist braunschwarz. Die schwarzen Hinterschwingen sind schmal, zugespitzt, sichelartig über den Flügel herab gebogen. Das Weibchen ist lebhaft (entenfarbig) rostbraun mit schwarzen Schaft- und Mondflecken; der Spiegel ist dunkel schokoladebraun, oben und unten schmal weiß begrenzt; die Tertiärschwingen sind ziemlich

verlängert und schwach sichelförmig herab gebogen. Die männlichen Jungen sind viel düsterer, von oben meist dunkelbraun, das schwärzliche V an der Kehle schon bemerkbar. Die Federgrenze an den Zügeln erstreckt sich als dreieckiger Zwickel lange nicht unter das Nasenloch, auch nicht so weit vor wie der sehr schmale Streif der Stirn und die Befiederung des Kinns. Der Schnabel ist kürzer und breiter als bei der Eiderente, hat beim Männchen im Hochzeitskleide hinten zwei wie Kämme eines Hahns vorstehende Schnabelarme, die sich im Alter immer mehr ausbilden und zu einem größeren Aufsatz anschwellen; namentlich in der Begattungszeit; die Farbe ist dann ein fleckenloses Zinnoberrot; die Farbe des Schnabels rötlichviolett, mehr rot; am Nagel gelblich hornbraun; beim jungen Männchen ist der Schnabel schwarz, nur am Schnabelhöcker gelbrot; das Weibchen hat keine hohen Schnabelarme und wenig Rot hinter dem Nagel. Die Iris ist dunkelbraun, die Füße sind in der Jugend rötlichgrauschwarz, werden später immer röter, so daß die alten Männchen im Frühjahr ganz rote Füße mit mattschwarzen Gelenken und Schwimmhäuten haben. Das Dunenjunge ist dem der Eiderente sehr ähnlich, jedoch von oben etwas heller und gelblichgrau. Größe einer starken männlichen Hausente."

Die Pracht- oder Königsente ist ausschließlich in hohem Norden heimisch, wo sie namentlich auf Spitzbergen, Nowaja-Semlja, Neusibirien sowie in Grönland und dem nördlichsten Sibirien zahlreich brütet. Zur Zugzeit geht sie vor den gen Süden drängenden Massen des Packeises her und gelangt dann bis an die schottischen und norwegischen, aber nur sehr selten und vereinzelt auch bis an unsere deutschen Küsten. Sie ist mehr Stand- wie Strichvogel. Nur auf der weiten See fühlt sie sich wohl und verläßt dieselbe deshalb freiwillig fast niemals. Dabei liebt sie flache, sandige Küsten und nicht steile, felsige Gestade. In allen wesentlichen Eigenschaften stimmt sie mit der Eiderente überein, nährt sich auch wie diese überwiegend von Konchylien, die sie tauchend vom Meeresgrunde heraufholt und mitsamt der Schale verschluckt. Ihre Tauchfähigkeit grenzt ans Wunderbare und ist jedenfalls mehr entwickelt wie bei irgend einer andern Ente. Holböll giebt an, daß sie 4—6 und Faber, daß sie gar 8 Minuten unter Wasser bleiben könne. Letzteres wird von Brehm, der sie nie länger als 2 Minuten tauchen sah, wohl mit Recht angezweifelt. Ihr Fleisch wird von den nordischen Völkern trotz seines Thrangeschmackes gern verzehrt, und der Schnabelhöcker insbesondere gilt diesen als eine geschätzte Delikatesse. Sie betreiben die Jagd derart, daß sie die mausernden Prachtenten mit leichten Kähnen umzingeln, auf seichte Stellen treiben oder

ermüden und dann mit Pfeilen erlegen oder mit Rudern totschlagen. Die Felle der erlegten Stücke werden aller Konturfedern beraubt, sodaß nur die wolligen Daunen daran verbleiben, dann gegerbt und zu Hemden zusammen genäht, die ungemein wärmend und kostbar sein müssen. Der Lockton dieser Art erinnert gleichzeitig an Rabengekrächze und Froschgequak. Die 5 Eier werden erst Ende Juni gelegt und unterscheiden sich nur durch etwas geringere Größe von denen der folgenden Art.

Die Eiderente (Somateria mollissima [*L.*]).

Tafel VIII, Figur 3.

Zu den in nationalökonomischer Hinsicht für den Haushalt des Menschen wichtigsten Vögeln gehört unzweifelhaft die Eiderente, deren kostbare Federdaunen ja allen Lesern dieses Buches wohl bekannt sind. „Ihnen gaben Meeresfrauen den gefeiten Wundersammet," so singt begeistert der Dichter zu ihrem Lobe. Menschlicher Eigennutz hat sich diesen „Wundersammet" zu nutze gemacht, und die Besitzer der sog. Eiderholme, kleiner, sonst fast wertloser Inselchen, beziehen aus diesen eine schöne Rente und haben darin ein sicheres Kapital für Kinder und Kindeskinder, vorausgesetzt, daß sie die Sache rationell betreiben und nicht in blinder Habgier die Vögel zu sehr zehnten, so daß diese sich erschöpfen oder schließlich überhaupt der ungastlichen Gegend den Rücken kehren. Für die arme Strandbevölkerung nordischer Gegenden müssen die Eiderenten geradezu als eine Segensquelle bezeichnet werden, denn der Gewinn, den ein gut besetzter und sorgfältig gehegter Eiderholm abzuwerfen vermag, ist ein recht beträchtlicher, da das kg Daunen in Norwegen schon mit 33—45 Mk. bezahlt wird; allerdings liefern erst etwa 12 Nester 1 kg gereinigter Daunen. Grönland allein exportiert jährlich gegen 3000 kg. Solche Zahlen sprechen!

Schnabel und Füße sind düster olivengrün, ersterer sendet 2 armartige Verlängerungen tief in die Stirn hinein und hat einen gelblich hornfarbenen Nagel. Die Iris erscheint braun oder rotbraun. Die Eiderente ist nicht nur ein sehr nützlicher, sondern auch ein sehr schöner Vogel.

Das gilt wenigstens von dem alten Erpel im Prachtkleide, der ein Gewicht von 5 Pfund erreicht. Stirn und Scheitel sind schwarz; über die Mitte des letzteren verläuft ein weißer Streif. Daran schließt sich eine schön meergrüne Partie, welche weit nach den Halsseiten hinunter greift. Im übrigen sind Gesicht und Hals rein weiß. Die Oberbrust ist zart rötlichweißgelb, die ganze übrige Unterseite nebst den Flanken und Unterschwanzdecken lebhaft braunschwarz; ebenso ist die Mitte des Bürzels gefärbt. Dagegen sind die Seiten desselben sowie der ganze übrige Oberkörper nebst Mantel, Schultern und Oberflügeldecken weiß mit einem Anhauch von gelblich. Die Steuerfedern sind licht erdbraun, ihre Schäfte auf der Unterseite aber weiß; Unterflügeldecken und die sichelförmig gekrümmten und verlängerten Schmuckfedern der Schultergegend weiß; kleine Schwingen schwarzbraun, große fahlbraun mit lichten Schäften und Spitzensäumen. Im Sommerkleid erscheinen Kopf und Hals schwarzgrau mit dunkler Wölkung. Über die Augen zieht sich ein weißer, braungesprenkelter Streif. Schultern grauschwarz, Kropf gelblichweiß mit schwärzlichen und rostbraunen Federkanten, Brust und Bauch matt schwärzlich. Die Weibchen werden nur 3 Pfund schwer und sind in der Hauptsache rostfarbig. Kopf und Hals haben braune Längs-, die übrigen Körperteile schwarze Querflecken. Der Flügel weist einen braunen, schmal weiß eingefaßten Spiegel auf. Brust und Bauch sind tief braun mit ganz zarter, schwärzlicher Wellung. Im Jugendkleide sind die Weibchen der Mutter sehr ähnlich, während die Männchen durch einen hellen Streif über dem Auge und eine braungraue Kehle ausgezeichnet sind. Der Oberkörper ist grauschwarz mit rostgelben Spitzenkanten und schwarzen Halbmondflecken, der Unterkörper schwarzgraubraun, zart rostgelb und auch schwarz gewellt. Das Dunengewand ist ein ziemlich buntes, im allgemeinen aber oben braungrau, unten heller und mit einem lichten Strich durch die Kopfseiten. Füße und Schnabel schwarz, letzterer mit weißgelber Spitze.

Auch schon auf deutschem Boden, nämlich auf den zu Schleswig gehörigen Inseln Sylt, Amrum und Hörnum brüten Eiderenten, leider ohne hier nach Gebühr gewürdigt und gehegt zu werden. Daneben sind Bornholm und einige Inseln des Kattegat ihre südlichsten Brutplätze. Das Gros ist weiter im Norden zu Hause. Massenhaft brütet sie zur Freude der Bewohner in Grönland, Island, Norwegen, Novaja-Semlja und Spitzbergen, auf welch letzterer Insel aber ihre Zahl infolge zu schonungslosen Wegnehmens der Eier sehr abgenommen haben soll. Bei unseren Fischern heißt sie auch Eidervogel, Eider- oder Eddergans. Nur in sehr strengen Wintern ziehen sie sich soweit südwärts, um an unseren deutschen Küsten einigermaßen häufiger zu werden. Bei Rossitten sah ich sie im Winter oft, aber immer nur in kleinen Trupps, nie in großen Mengen und stets auf der See, nie in dem nahen,

sehr fisch- und muschelreichen Haff. Es ist eben ein echter Meeresvogel, der die See nicht so leicht verläßt und auch seine Brutplätze immer so wählt, daß er sie dicht vor Augen hat. Flache Gestade erhalten dabei den Vorzug.

Der Gang ist ungeschickt, watschelnd und stolpernd, der Flug schwerfällig und ermüdend; desto besser gehen der Eiderente Schwimmen und Tauchen von statten, und es ist ihr dabei ganz gleichgültig, ob sie sich in einer stillen Bucht befindet oder von der wildesten Brandung auf und nieder geworfen wird. Außerordentlich gesellig ist sie in ihrer nordischen Heimat fast immer nur in großen Scharen anzutreffen, brütet auch gemeinschaftlich und mischt sich gern und mit großer Verträglichkeit unter andere Schwimmvögel. Dem Menschen gegenüber zeigt sie sich auf freiem Meere ziemlich scheu, während sie zur Brutzeit alle Furcht vor ihm ablegt und sich ihm als ein halbes Haustier anschließt. Jäger heben übereinstimmend die fabelhafte Lebenszähigkeit dieser großen Ente hervor. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Muscheln der Gattungen Mytilus, Venus, Cardium, Nerita und Buccinum. Daneben werden auch Seewürmer, Krebstierchen und dergl. verzehrt, aber nur sehr selten kleine Fische. Das Wildpret hat einen thranigen Geschmack, von dem auch die Eier nicht frei sind, die aber trotzdem überall im Norden für Eßzwecke weggenommen werden. Der Parungsruf der Erpel ist tief, dumpf, weithin vernehmbar und klingt nicht eben unangenehm wie: „Aa Ao Auh." Die Weibchen schreien „Korer korr korr korrr", und die Jungen lassen piepende Laute vernehmen.

Das Nest wird stets in der Nähe des Seestrandes im ausgespülten Tang, unter einem Busch oder in überdeckten Höhlungen angelegt, ja in manchen Gegenden sind die Eiderenten schon so sehr zu freiwilligen Haustieren für die Brutzeit geworden, daß sie nicht nur die ihnen dargebotenen künstlichen Nistgelegenheiten ohne weiteres annehmen, sondern sich selbst in Stallungen, Wirtschaftsgebäuden und sogar Wohnhäusern niederlassen. Während die Erpel sich mehr zurückhaltend zeigen und, wenn das Weibchen erst fest zu brüten anfängt, sich bald gar nicht mehr um dasselbe kümmern, sondern draußen auf dem Meere ihre Mauser abwarten, werden die auf den Nestern sitzenden Enten so vertraut, daß sie sich streicheln oder von den

Eiern abheben lassen, ohne abzufliegen. Der Grad von Mutterliebe, welcher eine solche Verleugnung der ursprünglichen Natur zu Wege bringt, muß wirklich bewundernswert genannt werden. Da, wo die Nester weit vom Strande stehen, sehen es die Entenmütter ruhig mit an, wenn man die ausgekrochenen Jungen in einen Sack steckt und so zum Meere schafft, wobei sie ganz gemütlich nebenher watscheln, gleich als wüßten sie, daß alles nur zu ihrem Besten geschieht. Untereinander sind sie neidisch betreffs der Zahl der Nachkommenschaft und stehlen sich gegenseitig Eier, wo sich nur die Gelegenheit dazu bietet. Verwaiste Eisselchen finden deshalb auch stets liebevolle Stiefmütter. Was die wirtschaftliche Ausnutzung der Eiderholme anbelangt, so ist jedenfalls das norwegische Verfahren das schonungsvollste, zugleich aber auch rationellste, wonach nur die ersten zwei Eier weggenommen und dann die folgenden der Ente zum ungestörten Ausbrüten gelassen werden, weshalb man den um das Gelege gebreiteten Daunenkranz erst nach dem Ausschlüpfen der Dunenjungen sich aneignet. Die Grönländer thun dies schon vorher und zwingen dadurch die Ente, sich nicht nur selbst ganz kahl zu rupfen, sondern auch noch den Herrn Gemahl zu plündern, der aber nach einer so schnöden Behandlung regelmäßig das Weite sucht und von da an nur noch im Junggesellenklub leibt und lebt. Raubmöven, Raben und anderes Gesindel plündern leider viele Bruten dieser ebenso gemütlichen wie schönen und nützlichen Vögel. Das Töten einer Eiderente am Brutplatze ist auf dänischem Gebiet bei nicht weniger als 30 Thalern Strafe verboten. Die Eier, gewöhnlich 5—8 an Zahl, sind starkschalig, feinkörnig, glatt, glänzend und von licht graugrüner Farbe.

Die Ruderente (Erismatura leucocephala [*Scop.*]).

(= Anas mersa *Pall.*)

„Amplissimum est Hungaria aviarium.“ So sagt schon ein gelehrter Jesuit im Mittelalter, und sein Ausspruch hat bis auf die heutige Zeit Geltung behalten. Noch heute pilgern die deutschen Ornithologen, wenn sie Vogelreichtum

sehen wollen, aus unseren nur ärmlich belebten Gefilden hinüber nach den schönen Landen der Stephanskrone, wo die moderne Hyperkultur noch nicht alles an sich gerissen, sondern auch der Vogelwelt noch viele idyllische Brutplätze übrig gelassen hat, obschon auch hier bereits manches anders geworden ist im Vergleich zu den schon sagenhaft gewordenen Zuständen verflossener Jahrzehnte. Der unwiderstehliche Reiz, den Ungarn in dieser Beziehung auf uns ausübt, gründet sich dabei weniger darauf, daß wir hier neue, sondern darauf, daß wir hier bei uns in Deutschland seltene Vögel zahlreich, oft massenhaft, und daß wir sie nicht als versprengte Durchzügler, sondern am Brutplatze zu sehen bekommen. Zu diesen Arten gehört auch eine der schönsten und eigentümlichsten Enten, die Ruderente, auch Scharben-, Kupfer-, Fasanen- und Weißkopfente genannt.

Der Beschreibung lege ich ein Pärchen zu Grunde, welches vom Velenczer See stammt, und das ich unlängst in der schönen Sammlung des bekannten ungarischen Ornithologen v. Chernel bewundern konnte. Das Männchen im Prachtkleide hat einen prachtvoll himmelblauen Schnabel, eine gelbe Iris und olivenschwarze Ruder. Der Kopf ist in der Hauptsache schneeweiß. Das Auge liegt in einer schwarzen Federpartie, und eine ebensolche größere verläuft über Hinterkopf und Scheitel, während der Nacken wieder weiß ist. Den Unterhals umgiebt ein breites, tiefschwarzes Band, das sich unten über die Kehle und oben nach dem Oberrücken zu fortsetzt. Der letzte Teil des Unterhalses sowie die ganze Brust haben braunschwarze Federn mit zerschlissenen rostfarbenen Spitzen, die nach unten zu lichter werden und an Ausdehnung gewinnen. Bauch, After und Unterschwanzdecken sind glänzend gelblichweiß mit undeutlichen und verwaschenen schwarzgrauen Querflecken. Die spitzen, langen, starren und elastischen Steuerfedern sehen dunkelbraun aus mit lichteren Spitzensäumen. Die Flanken sind ähnlich gezeichnet wie die Brust, doch überwiegt das Rostige. Bürzel rotbraun. Rücken und Mantel weisen eine ganz eigentümliche Zeichnung auf, die auf rostrotem bis rostgrauem Grunde sehr fein schwarzbraun gewellt erscheint. Oberflügeldecken ebenso; Unterflügeldecken weiß. Kein Spiegel. Große Schwingen graubraun mit schwarzbraunen Schäften. Länge 42, Flugbreite nur 70 cm. Das Weibchen hat einen schwarzblauen Schnabel. Der ganze Oberkopf ist schwarzbraun, jederseits durch einen unter dem Auge verlaufenden weißen Streifen abgegrenzt, auf den wieder ein breiter schwarzbrauner folgt, der sich an das Weiß von Kinn, Kehle und Gurgel anschließt. Federn des Unterhalses braungrau mit weißgrauen, der Oberbrust schwarzbraun mit rostroten, der übrigen Unterseite grauschwarz mit rostgelblichgrauen Kanten. Flanken roströtlich, undeutlich grauschwarz gewellt. Die hellen Spitzensäume an den Steuerfedern sind viel ausgedehnter, die Zeichnung der Oberseite ist

trüber und verwaschener wie beim Männchen. Das Sommerkleid der Erpel und das Jugendkleid gleichen im allgemeinen dem weiblichen Gefieder; nur ist ersteres im großen und ganzen dunkler und letzteres matter. Das Dunengefieder ist in der Hauptsache graulich, zeigt aber schon Andeutungen von allen später auftretenden Zeichnungen.

Für uns muß diese distinguierte und eigenartige Ente, die sich nur ausnahmsweise nach Deutschland verirrt, als eine südliche und südöstliche Art bezeichnet werden. Am ehesten tritt sie noch gelegentlich in den Rheinlanden auf. Außer in Ungarn und Siebenbürgen, wo sie Zugvogel ist, kommt sie namentlich in Algier und um das Asow'sche Meer herum vor, scheint aber nirgends sehr häufig zu sein. Über ihre noch wenig bekannte Lebensweise haben wir neuerdings durch Herman näheres erfahren, der den interessanten Vogel in Siebenbürgen eingehend beobachtete. Den weithin leuchtenden weißen Kopf vergleicht der genannte Forscher in seiner treffenden Weise mit einem auf dem Wasserspiegel schwimmenden Ei. Die Haltung des schwimmenden Vogels, der mit weit ausgreifenden Ruderschlägen dahin eilt und mit seinen Tauchkünsten jeden Colymbus zu beschämen vermag, ist übrigens eine sehr eigentümliche, da er den Vorderleib tief ins Wasser eintaucht, den Schwanz dagegen fast senkrecht in die Höhe stelzt. Das Auffliegen geschieht schwerfällig, und die Ente entschließt sich deshalb auch nur ungern dazu. Dem Menschen gegenüber ist sie stets sehr vorsichtig. Die Eier sind ungemein rauhschalig und von düster weißer Farbe, deshalb von anderen Enteneiern immer leicht zu unterscheiden.

Der Zwergsäger. (Mergus albellus *L.*)

Tafel IX, Figur 1.

Ein merkwürdiger Anblick ist es, den ein norddeutscher Hafen zur Winterszeit darbietet: erstarrtes Leben, das doch nur auf den ersten linden Frühlingshauch wartet, um zu frischer Thätigkeit aufzuwachen. In träger Ruhe liegen die sonst so flinken Segelschiffe zwischen blinkenden Eisschollen neben einander; verschwunden sind die fröhlichen, schimmernden Segel; nackt, kahl und nüchtern ragen die mit Reif umkleideten Masten und Spieren hinaus in die nebeldunstige Luft. Verstummt ist

auch der muntere Gesang der Matrosen und Hafenarbeiter, die ganze Poesie des Seelebens scheint mit eingefroren zu sein. Nur unsere gefiederten Freunde, die Vögel, wissen dieselbe auch jetzt noch zur Geltung zu bringen. Zwischen den Schiffen finden sich immer einige eisfreie Stellen, und diese wimmeln nunmehr von dem heiteren Wirrwarr nordischer Schwimmvögel. Es ist, als wüßten diese, daß hier nicht auf sie geschossen werden darf, daß sich auch ihnen hier im ruhigen Wasser ein sicheres und geschütztes Asyl bietet, wenn's draußen gar toll stürmt und brandet, friert und schneit, denn man sieht auch sehr scheue Arten an solchen Plätzen ganz zutraulich ihr Wesen treiben. So beobachtete ich z. B. im Hafen von Memel allwinterlich den schönen Zwergsäger in kleinen Gesellschaften, der dem Forscher sonst nicht leicht Gelegenheit giebt, ihn so aus unmittelbarer Nähe belauschen zu können.

Schnabel und Füße sind bei ihm licht blaugrau, ersterer mit dunklerem Nagel, letztere mit schwärzlichen Schwimmhäuten und Gelenken. Die Iris erscheint sehr wandelbar; bei alten Männchen ist sie perlfarbig, bei jungen braungrau und bei den Weibchen dunkelbraun. An Größe kommt der Zwergsäger etwa einem starken Knäckentenmännchen gleich, ist also der weitaus kleinste in seiner Gattung. Das Männchen im Prachtkleide ist trotz seiner einfachen Farben ein ausgezeichnet schöner und eleganter Vogel. Auf dem Scheitel steht eine über das Genick herabgebogene Federholle. Schwarz und weiß sind die Hauptfarben des Gefieders. Tief schwarz sind eine breite Partie von der Schnabelwurzel bis zum Auge, zwei schiefe, längliche Vierecke an den Seiten des Hinterkopfes, ein schmaler Ring an den Seiten der Oberbrust, der nach dem Oberrücken zu nicht ganz schließt; ferner der letztere selbst in seiner Mitte und ein von ihm jederseits nach dem Flügelbug zu verlaufendes schmales Band, dem schon weiter aufwärts zwei kleine dornenartig gestaltete Ausläufer auf jeder Seite voran gehen; endlich noch ein schmaler Außensaum an der Schulterpartie. Unterrücken braunschwarz, Bürzel und Unterschwanzdecken fahl braun, ersterer mit grauer Perlenzeichnung, welche wellenförmig auch einige der weißen Flankenfedern in der oberen Partie durchzieht. Steuerfedern braun mit schmalen lichteren Spitzen. Die großen Schwingen sind dunkelbraun, die kleinen braungrau mit viel Weiß auf den Außenfahnen, namentlich bei den vordersten. Alles übrige ist blendend weiß, auf der Unterseite teilweise mit einem eigentümlichen, fischschuppenartigen Glanze. Beim Weibchen ist der Zopf viel kleiner; Oberkopf, Gesicht und Oberhals rotbraun, auf dem Scheitel am dunkelsten; Kehle, Gurgel, Unterhals weiß; die Federn der Oberbrust sind grauschwarz mit zerschlissenen weißen Kanten; im übrigen ist die ganze weitere Unterseite weiß. Oberrücken bleischwarz mit schmalen weißlichgrauen Rändern, Unterrücken braunschwarz, Bürzel dunkelbraun, Schwanz und Flanken hellbraun. Die Männchen im Sommerkleide sehen den

Weibchen ähnlich, doch haben sie immer eine größere Holle, und vor dem Flügelbug stehen einige schwarz und weiß gefleckte Federn, und der hintere Flügel hat eine rauchschwarze Spitze. Auch die Jungen sind den Weibchen gleich gefärbt, haben aber kein so reines Weiß im Flügel. Die Dunenjungen kenne ich nicht.

Beim Volke und in Jägerkreisen ist dieser hübsche Wintergast bekannt genug unter folgenden Namen: Weißer Säger, weiße, ungarische, Kreuz- und Sternente, Wiesel-, Elster- und Nonnenentchen, Rhein-, Elster- und Möventaucher, Merg-, Mercher- und Eiskönig. In Deutschland brütet er nicht, sondern ausschließlich in den Polargegenden. Sein Verbreitungszentrum bildet das nördliche Asien; von hier aus greift er ostwärts bis Nordamerika und westwärts ins nördliche Europa hinüber, aber nicht sehr weit, da er schon im oberen Norwegen selten wird und auf Island fehlt. Für Deutschland ist er ein regelmäßiger Wintergast, immerhin aber von den 3 Sägerarten der seltenste, erscheint als ein sehr wetterharter Vogel in kleinen Gesellschaften auch selten vor Ende November und zieht schon im Februar wieder fort. Bei diesen Wanderungen folgt er hauptsächlich den Flußsystemen bis in ihre äußersten Verzweigungen und kommt dadurch bis tief ins Innere unseres Vaterlandes, wo er zwar lieber auf größeren Strömen bleibt, aber auch auf den unbedeutendsten Flüßchen einfällt, wenn sie nur eisfreie Stellen haben und ihm die nötige Nahrung gewähren können. Fließendem Wasser giebt er überhaupt vor stehendem den Vorzug, und am Meere hält er sich ausschließlich bei den Flußmündungen und Buchten auf.

Der merkwürdigste Zug aus dem Leben dieses Vogels ist jedenfalls seine auffallende Zuneigung zu der Schellente. Wo er es irgend haben kann, mischt er sich unter diese und lebt mit ihr in innigster Freundschaft. Beide Vögel sehen sich auch aus der Entfernung ziemlich ähnlich, doch für den Blick des Kenners sind die Zwergsäger an dem schlankeren Leibesbau und dem viel weniger dicken Kopf stets sofort herauszufinden, noch leichter im Fluge, wo die Säger eine sehr gestreckte Figur machen. Brehm erzählt, daß diese sonst so scheuen Vögel sogar freiwillig auf solche Teiche der Tiergärten unserer Großstädte kommen, auf denen Schellenten gehalten werden. Hochinteressant ist es, daß beide Vögel, die doch sogar verschiedenen Gattungen angehören, sich auch mit einander paaren und in freier Natur

Bastarde erzeugen, von denen schon mehrere der Wissenschaft bekannt geworden sind. Anfangs hielt man dieselben irrtümlicher Weise für eine eigene Vogelart und beschrieb sie verschiedentlich unter besonderen Namen, bis man dem wahren Sachverhalt auf den Grund kam. Jäger aber, denen eine gütige Laune Dianens ein solch interessantes Zwittergeschöpf vor die Flinte führen sollte, werden der Wissenschaft durch die Übersendung desselben an das nächste Museum einen nicht geringen Dienst erweisen. Zu Fuß ist der Zwergsäger zwar besser daran wie seine Verwandten, aber sein Gang ist doch noch ungeschickt und schwankend. Besser und dem der kleinen Enten vergleichbar erscheint der Flug, der unter raschen Schwingenschlägen zwar meist nur geradeaus und niedrig über dem Wasser dahin geht, aber ungemein fördert. Beim Schwimmen zieht er den Hals tief ein und hat den Rumpf nicht allzu weit im Wasser liegen. Das Einfallen auf dem Wasserspiegel ist zunächst stets von einem kurzen Tauchen gefolgt. Dieses versteht der Vogel meisterhaft, hält lange unter Wasser aus und bewegt sich in demselben mit staunenswerter Gewandtheit und Schnelligkeit, wobei ausschließlich die Füße als Ruder benutzt werden. Vor dem Untertauchen macht er immer erst eine Art Luftsprung, was sehr charakteristisch für ihn ist. Er taucht auch viel unter das Eis und weiß dann beim Emporkommen genau wieder den richtigen Punkt zu treffen. An gewissen Lieblingsplätzen hält er sehr zäh fest und kehrt aufgescheucht nach einer Weile immer wieder zu denselben zurück, was sich der die Sitten des Wildes aufmerksam beachtende Jäger diesem sonst so schwer zu berückenden Vogel gegenüber unter Umständen mit Erfolg zu nutze machen kann. Fällt eine Schar irgendwo der Nahrungssuche halber ein, so tauchen alle wie auf Kommando gleichzeitig, wohl um so durch ihr vielfaches Erscheinen an den verschiedensten Punkten eine um so größere Verwirrung unter den vorhandenen Fischen anzurichten und dieselben um so leichter erhaschen zu können. Ein kurzes Knarren ist der einzige Stimmlaut, den ich von ihnen gehört habe, doch mögen sie wohl am Brutplatze auch über andere Töne verfügen, die wir noch nicht kennen. Es sind gar liebe, muntere und regsame Vögel, deren Beobachtung an schönen Wintertagen viel Freude macht, und die auch bei der grimmigsten Kälte immer heiter und fröhlich

erscheinen in ihrem eisigen Elemente. Gesellig sind sie nur in beschränktem Maße, da man stets nur kleine Trupps von ihnen sieht, seltener einzelne und niemals große, geschlossene Massen. Unter ihren Sinnen scheint der Geruch verhältnismäßig gut entwickelt zu sein, weshalb der Jäger es nicht wagen darf, sich mit dem Winde anschleichen zu wollen. Dem Menschen gegenüber zeigen diese klugen Vögel viel Anpassungsvermögen, besitzen aber nie die thörichte Vertrauensseligkeit so vieler anderer gefiederter Kinder des hohen Nordens, sondern zeigen sich für gewöhnlich gleich von Anfang an scheu und flüchtig. Nahenden Gefahren suchen sie zuerst immer schwimmend und tauchend auszuweichen.

Über das Brutgeschäft des Zwergsägers sind wir erst sehr ungenügend unterrichtet. Das Nest wird ganz nach Stockentenart angelegt, mit Daunen ausgefüttert und im Juni mit 6—10 Eiern belegt. Letztere sind gelblichweiß, dünnschalig, glatt und glänzend und in den Sammlungen noch wenig vertreten, deshalb immer begehrt. Die Nahrung besteht sehr überwiegend in Fischen, neben denen auch Wasserinsekten, Krebstierchen und kleine Frösche verzehrt, ja sogar auch Pflanzenstoffe gelegentlich mit aufgenommen werden. Gefangene Zwergsäger sollen sich nach Brehm auch an Brot gewöhnen und dieses leidenschaftlich gern fressen. Bei seiner großen Gefräßigkeit kann es leider keinem Zweifel unterliegen, daß er zu den für uns schädlichen Geschöpfen gerechnet werden muß und insbesondere auf zur Fischzucht bestimmten Gewässern nicht geduldet werden darf. Es ist aber keineswegs eine leichte Sache, den so vorsichtigen und tauchfähigen Vogel zu erlegen. Sein thraniges Wildpret ist ungenießbar. Zahme Zwergsäger auf einem Teiche sind herrliche, viel Unterhaltung gewährende Geschöpfe, aber leider im Futter (lebende Fische) so kostspielig, daß sie nur für zoologische Gärten geeignet erscheinen.

Der Halsbandsäger (Mergus serrator *L.*).

Tafel IX, Figur 2.

Die so weit nach Nordosten vorgeschobene Lage der Provinz Ostpreußen bewirkt, daß deren Fauna und namentlich

auch die Ornis von der des mittleren Deutschlands eine recht verschiedene ist. Es kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß dieselbe schon dem osteuropäischen und nicht mehr dem zentraleuropäischen Faunengebiet angehört. Die Grenze verläuft nach meinen bisherigen Forschungen nicht längs der Weichsel, wie man bisher annahm, sondern weiter westwärts über die Hügelzüge von Neustadt und die westpreußische Seenplatte längs der Brahesenkung. Manche in den anderen Teilen Deutschlands ganz gemeine Vögel (z. B. Hausrotschwänzchen, Heckenbraunelle, Schwarzkehlchen u. a.) fehlen in Ostpreußen fast gänzlich, andere (z. B. Zwergmöve, Karmingimpel, Polartaucher, Leinzeisig, Gänsesäger u. s. w.) brüten hier regelmäßig und z. T. ziemlich häufig, während sie im übrigen Deutschland nur als ausnahmsweise Erscheinungen auftreten. Zu der letzteren Gruppe gehört auch der Halsbandsäger. Es rief einiges Aufsehen unter den Ornithologen hervor, als Szielasko denselben kürzlich als einen regelmäßigen, wenn auch vereinzelten Brutvogel Ostpreußens bekannt machte. Der genannte fleißige Beobachter ist aber darin noch nicht weit genug gegangen, denn in manchen Gegenden Masurens, insbesondere am Mauersee, ist serrator nicht nur ein regelmäßiger, sondern sogar ein recht häufiger Brutvogel, dessen Eier hundertweise gesammelt werden, um der Zahl dieser gefräßigen Fischräuber einigermaßen Abbruch zu thun.

In der Größe steht diese Art zwischen der vorigen und der folgenden; sie mißt etwa 55 cm in der Länge und klaftert ca. 85 cm. Der lange, walzenförmige und ziemlich schwächliche Schnabel hat einen schwarzen Firstenstreif und ist im übrigen schön zinnoberrot, in der Jugend matter. Ähnlich verhält es sich mit den Füßen. Die Männchen haben eine rotgelbe, die Weibchen eine gelbbraune Iris. Das Hochzeitskleid der ersteren, die im Genick einen langen, zweiteiligen Federbusch tragen, sieht sehr bunt aus. Kopf und Oberhals sind prächtig schwarzgrün und werden unten durch ein breites, weißes Halsband abgegrenzt, das hinten durch einen schwarzen Streifen geteilt ist. Oberrücken, Flügelrand, die längsten Schulter- und die vordersten Schwungfedern sind tief schwarz, die über das Handgelenk gebogenen mit großen weißen Flecken versehen. Der teilweise gelblichweiße Oberflügel hat 2—3 schwarze Quer- und Längsstreifen von derselben Farbe. Im übrigen erscheint der Oberkörper schwärzlich aschfarben und wie mit Weiß überpudert, der Unterkörper dagegen gelblichweiß, an den Seiten mit einer feinen, schwarz-weißen Wellenzeichnung. Nur die Kropfgegend ist in großer Ausdehnung rostbräunlich mit schwarzen Längsflecken. Hat der Vogel im Juni sein Sommerkleid angelegt, so erscheint der Federbusch verkürzt, der Ober-

kopf rostbraun, Gesicht und Hals roströtlich, Oberkörper und Seiten tief aschgrau, der Kropf weiß mit grauer Wölkung. Nicht viel anders sieht das alte Weibchen aus. Es ist aber stets kleiner, hat den Federbusch noch mehr verkürzt, den Kopf und Hals viel dunkler und den Kropf mehr grau mit weißlicher Wölkung. In dem dunkelgrauen Flügel ist nur der durch einen schwärzlichen Strich unterbrochene Spiegel weiß. Die Jungen gleichen der Mutter; bei den Männchen sind aber auch da schon Kopf und Hals heller. Das Dunenkleid ist wie bei merganser. Doch sind nach Mewes die Nestjungen von serrator daran mit Sicherheit zu erkennen, daß sie von der Schnabelspitze an bis zum Vorderrande der Nasenlöcher 17—18 „Zähne" haben, merganser dagegen nur 13.

Der Halsband-, rotbrüstige, mittlere oder langschnäblige Säger heißt auch Sägeschnabel, Schlich-, Schluch- und Schluckente, Fischtreiber, Taucherkiebitz, Seekatze, Störks, Spießer, Spießente, gezopfter See- oder Meerrachen. Er gehört als Brutvogel dem Norden von Europa und Asien an. Im östlichen Holstein sowie in Mecklenburg und Pommern hat man ihn schon brütend gefunden, aber immer nur vereinzelt, nirgends so zahlreich wie in Masuren. Er ist daselbst nach den von mir eingezogenen Erkundigungen fast ausschließlich Höhlenbrüter, während er im Norden sein Nest meist ins Schilf baut. Sonst setzt er dasselbe auch auf alte Weidenköpfe oder nimmt gar einen alten Rabenhorst in Benutzung. Das Gelege ist Ende Mai vollständig und besteht aus 9—12 schlanken, feinkörnigen und wenig glänzenden Eiern von licht graugelblichweißer Farbe. Die Dunenjungen werden sobald als möglich aufs Wasser geführt. Im Winter kommen auch diese Säger von ihren nördlich gelegenen Brutplätzen zahlreich zu uns, halten sich aber mehr in den Küstengegenden auf und wandern weniger wie die anderen beiden Arten in den Flüssen aufwärts, wobei sie in der Regel ebenfalls nur kleine Trupps und nie sehr umfangreiche Gesellschaften bilden. Haltung und Bewegungen sind ganz entenartig, doch wird beim Schwimmen der Rumpf viel tiefer ins Wasser eingesenkt. Unter Wasser schwimmen sie mit reißender Schnelligkeit einher und erhaschen die flinksten Fische. Der Flug ist von einem starken, pfeifenden Sausen begleitet, was für den aufmerksamen Beobachter diesen Vogel selbst in finsterer Nacht kenntlich macht. Die schnarrende Stimme klingt laut und gellend. Am Brutplatze zeigt sich der Halsbandsäger namentlich im Norden ziemlich vertraut, sonst aber dem Menschen

gegenüber äußerst vorsichtig und mißtrauisch und ist deshalb schwer zu erlegen. Auch diese Art ist entschieden schädlich, da sie sich fast ausschließlich von Fischen ernährt.

Der Gänsesäger (Mergus merganser *L.*).

Tafel IX, Figur 3.

Wenn während des fast regelmäßig im März und April eintretenden Nachwinters bei kaltem Wetter und bedecktem Himmel das vom schneidenden Ostwinde aufgeregte Kurische Haff auf weißkammigen Wogen seine Eisschollen gegen die Nehrung rollt und letztere so mit einem mehrere hundert Meter breiten Eisgürtel umsäumt, dann scheinen die Wasservögel die ruhigen Blänken zwischen den teilweise hoch aufgetürmten Eismassen dem hohen Wellengang im freien Haff vorzuziehen, denn dann bietet sich hier ein Bild, welches — wenn auch sehr im kleinen — doch einigermaßen einen anschaulichen Begriff giebt von dem, welches Gätke von dem bei Oststurm im Eis erstarrten und von den Massen nordischer Seevögel in Wolken eingehüllten Helgoland entwirft. So schreibt Baer im Tagebuche unseres ornithologischen Vereins in Rossitten vom 30. März 1896: „Kleine und größere Schwärme von Entenvögeln kreuzten beständig am Himmel umher, Sturmmöven erschienen zahlreich, mehrfach zogen blendend weiße Singschwäne unter abgebrochenen Trompetentönen die Küste entlang, einmal eine Kette von etwa einem Dutzend langsam und unter gleichmäßigen Flügelschlägen. Außerordentlich bunt ist das Leben auf größeren offenen Stellen zwischen dem Eis. Massen von Anas penelope sitzen tief gekauert und dicht zusammengedrängt auf der Eiskante, während viele Sturmmöven daneben aufs Wasser herabstoßen, auf dem fortwährend Gänsesäger einfallen oder abstreichen, wild pantschen, umher tollen und mit gewaltigem Kopfsturz sich in die Tiefe zwingen, und Unmengen von Schellenten sich umher treiben. Fast ununterbrochen kann das Fernrohr angesetzt werden, denn in seinem Beherrschungskreise erscheinen fortwährend Flüge von Vögeln, aber außer Schellenten und Eisentenpärchen und großen Flügen von Pfeifenten, die sich leicht an ihrem wimmernden „Will will“ erkennen lassen,

immer und immer nur Gänsesäger im männlichen oder weiblichen Prachtkleid, so daß dieselben nur nach vielen Hunderten geschätzt werden können. Sie fallen wiederholt sogar in Schrotschußweite vor mir ein, der ich mich in den Uferbüschen versteckt habe."

Der Gänsesäger ist einer unserer stattlichsten Schwimmvögel, da er über 1 m klaftert und eine Gesamtlänge von ca. 70 cm erreicht. Der schlanke Schnabel ist hochrot, die Füße leuchtend gelbrot, die Iris nußbraun. Das Männchen im Prachtkleide ist zugleich aber auch eine der schönsten Erscheinungen aus unserer Vogelwelt, und der Jäger, dem das Weidmannsheil beschieden war, es zu strecken, wird seine helle Freude haben an dem herrlichen, farbenreichen Vogel und ihn gewiß zum Ausstopfen bestimmen, um sein Heim mit ihm zu schmücken. Auf dem Scheitel des Vogels steht eine buschige Holle. Kopf und Oberhals sind glänzend schwarzgrün; der Oberrücken, der Flügelrand, die Schultern und die vorderen Schwungfedern schwarz; der Unterrücken, Bürzel und Schwanz dunkel aschgrau; Vorderflügel schwarz; Ober- und Mittelflügel samt Spiegel rein weiß. Unterhals, Kropf, Brust, Bauch, Seiten sind von einer wunderbar zarten und duftigen, stark ins Gelbliche ziehenden Aurorafarbe, die sich bei ausgestopften Exemplaren leider nie lange in ihrer vollen Schönheit erhält. Ungleich schlichter und bescheidener sieht das alte Weibchen aus. Bei ihm ist der Federschopf kleiner, die Kehle vom Unterschnabel ab weißlich, welche Farbe auch etwas nach den Wangen hinauf greift. Das übrige Gesicht, Kopf und Hals sind rotbraun, oben am dunkelsten. Die Wurzelhälfte des Halses oben grau mit weißen, durch die so gefärbten Federkanten erzeugten Flecken, unten weiß wie die ganze übrige Unterseite. Flanken grau mit weißlichen Federrändern; Steuerfedern schwarzgrau, an den Spitzen lichter. Rücken, Schultern, Bürzel, Oberschwanzdecken und Oberflügeldecken grau, erstere mit dunkleren Schaftstrichen; Unterflügeldeckfedern weiß; große Schwingen schwarz mit Stahlglanz. Von den kleinen sind die vorderen weiß und bilden einen Spiegel, die hinteren grau mit weißen Rändern. Bei dem ähnlich gefärbten Männchen im Sommerkleide ist das Grau des Körpers dunkler. Schon bei denen im Jugendkleide findet sich ferner mehr Weiß im Flügel und wenigstens die Andeutung eines schwarzen Halsringes. Auch sind die Männchen in allen Altersstufen ständig etwas größer. Das Dunenkleid hat in der Hauptsache eine dunkelbraune Oberseite, die auf Scheitel und Genick mehr ins Rostige spielt, während von den Schläfen ein hell rostfarbener Streif die Halsseiten entlang zieht und ein weißer vom Schnabel nach dem unteren Augenrande verläuft. Die ganze Unterseite nebst den Wangen und beiderseitigen Flecken auf den Flügeln, in den Weichen und neben dem Bürzel ist rein weiß. Dazu kommen braungraue Äuglein sowie rotbläuliche Füße und ein etwas lichterer Schnabel.

In den ornithologischen Lehrbüchern wird der Gänsesäger gewöhnlich als selten und ausnahmsweise in Deutschland brütend angeführt. Dabei ist aber, wie dies meistens geschieht, der

allerdings inbezug auf seine Vogelwelt noch auffallend wenig erforschte Osten unseres Vaterlandes entschieden zu wenig berücksichtigt, denn hier ist merganser auch nistend stellenweise geradezu gemein. Schon im nördlichen Schlesien, in Brandenburg, Mecklenburg, Hinterpommern und Westpreußen brütet er gar nicht selten, in gewissen Gegenden Ostpreußens, namentlich an den masurischen Seen, sehr häufig. Hier schlägt er sogar sein Heim ganz wie im Norden in unmittelbarer Nähe des Menschen auf, und zwar fast ausschließlich in hohlen Bäumen. Die zum Schlosse des Grafen L. führende alte Allee in Masuren ist z. B. ganz von brütenden Sägern okkupirt (meist merganser), so daß man hier nur von einem kolonienweisen Brüten des Vogels sprechen kann. Obwohl dort die meisten seiner Gelege schon mit Rücksicht auf die Fischerei von Anfang an vernichtet werden, brachte doch ein Eiersammler in wenigen Tagen über 400 Eier zusammen, was gewiß als ein schlagender Beweis für die Häufigkeit des Vogels betrachtet werden muß. Sonst ist er über den ganzen Norden aller 3 in betracht kommenden Weltteile verbreitet und bewohnt namentlich den Gürtel zwischen dem 52. und 60. Breitengrade. Von da wandert er im Spätherbste südwärts und erscheint in großen Massen an unseren Küsten, einzeln und in kleinen Trupps im Binnenlande, wo er ebenfalls den Verzweigungen der Flußsysteme folgt und auch auf den kleinsten Flüssen fast jeden Winter angetroffen wird. Von den Sägern ist er bei uns der zahlreichste und gehört zu denjenigen Vögeln, welche man allenthalben in Forst- und Wirtshäusern sowie bei Jagdliebhabern ausgestopft findet. Er wandert bisweilen auch am Tage, gewöhnlich aber des Nachts. Im allgemeinen giebt er dem fließenden Wasser den Vorzug vor dem stehenden und dem süßen vor dem salzigen. Auf dem Kaspi traf ich ihn zahlreich überwinternd und erhielt dort sogar noch Ende April 2 Exemplare. Bei ihren gesellschaftlichen Reisen fliegen sie nicht in regellosem Gewirr, sondern halten eine gewisse Flugordnung inne.

Haltung und Bewegungen des Gänsesägers sind wie bei den größeren Entenarten. Er kommt namentlich während der heißen Mittagsstunden gern ans Land, um hier ein Stündchen auf einer Sandbank oder flachem Felsgestade zu verträumen, hält dann den Körper halb aufgerichtet und den Hals S-förmig

gekrümmt. Der unbehilfliche Gang ist watschelnd, der mit pfeifendem Getöse verbundene Flug zwar sehr schnell, aber anstrengend und wenig ausdauernd. Sein wahres Element ist das Wasser, in dem er sich mit seltener Meisterschaft zu bewegen versteht, und auf dem er den weitaus größten Teil seines Lebens verbringt. Das Auffliegen von dessen Oberfläche sowie das Niederlassen auf dieselbe geschieht in schräger Richtung, indem bei ersterem unter Zuhilfenahme der Füße ein plätschernder Anlauf genommen wird, während das letztere stets von einem kurzen Tauchen gefolgt ist, falls der Vogel nicht, wie er dies öfters thut, die Füße schräg nach unten vor sich gestreckt hatte, um die Gewalt des Herabsturzes zu mäßigen. Wenn er im Schwimmen recht eilig ist, verursacht er bei tief eingesenktem Rumpfe und hastig bewegten Rudern ein starkes Planschen im Wasser und eilt beinahe mit Dampfschiffsgeschwindigkeit dahin. Das Untertauchen geschieht mit einem eleganten Kopfsturz und fast ohne Geräusch, worauf der Vogel wie ein Raubfisch und nur die Ruder benützend mit angelegten Flügeln unter allerlei blitzschnellen Kreuz- und Querabstechern wohl 100 Schritte weit unter der Wasserfläche dahin schießt und nach etwa 2 Minuten wieder zum Vorschein kommt. Seine sonderbar knarrende Stimme hat Brehm treffend mit den Lauten einer Maultrommel verglichen. Nur unter sich sind die Gänsesäger gesellig; anderen Schwimmvögeln gegenüber zeigen sie die vollkommenste Gleichgültigkeit, wobei sie selbst mit dem ihnen so nahe stehenden Halsbandsäger keine Ausnahme machen. Übrigens geht es auch in ihren eigenen Vereinen oft sehr wenig friedfertig zu, denn sie sind nicht nur sehr gefräßig, sondern auch ungemein futterneidisch, und fortwährende, meist ernstliche Raufereien deshalb an der Tagesordnung. Lebhaftigkeit und Frohsinn sprechen sich immer und überall im Wesen des merganser aus, der nicht nur als ein mit äußerst scharfen Sinnen begabter, sondern zweifelsohne auch als ein in geistiger Beziehung sehr hoch stehender Vogel gelten muß. Seine Anpassungsfähigkeit an die verschiedensten Verhältnisse, seine Umsicht, Klugheit und berechnende Vorsicht nötigen unwillkürlich zur Bewunderung. So scheu er sich sonst dem Menschen gegenüber erweist, und so mißtrauisch er ihm überall aus dem Wege geht, so innig schließt er sich ihm da während der Brut-

zeit an, wo er sich beschützt weiß, wo der „Herr der Schöpfung" ihm eine allerdings aus sehr eigennützigen Gründen entspringende Fürsorge widmet.

Bei uns ist der Gänsesäger nach meinen Erfahrungen sehr überwiegend Höhlenbrüter. In Masuren fand ich die meisten Bruthöhlen in 3 bis 5 m Höhe vom Erdboden, doch sollen nicht eben selten auch solche von 8 bis 9 m Höhe vorkommen. Von solchen aus trägt die Mutter wohl die Jungen im Schnabel nach dem nächsten, oft viertelstundenweit entfernten Gewässer, während von den ersteren sich die durch ihren dicken, elastischen Dunenpelz geschützten Kleinen wohl einfach zur Erde purzeln lassen, um dann zu Fuß weiter zu marschiren. Über beides liegen wenigstens Beobachtungen vor, aber ganz aufgeklärt ist diese geheimnisvolle Sache immer noch nicht. Bisweilen steht das Nest auch auf Weidenköpfen oder in alten Raubvogel- und Rabenhorsten. Im stilleren Norden aber ist der Vogel mehr Bodennister und errichtet sich sein Heim zwischen Rasen, Steingeröll und Baumwurzeln in der Nähe des Wasserrandes liederlich aus alten Rohrstrünken, Schilfblättern, Laub, Grashalmen und dergl., polstert es sorgfältig mit Daunen aus und belegt es Anfang Juni (bei uns Ende Mai) mit gewöhnlich 8—12 feinkörnigen, glattschaligen, etwas glänzenden, trüb ölgrünen, ungefleckten Eiern, die die der Hausente an Größe etwas übertreffen und vom Weibchen allein 24 Tage lang bebrütet werden. Das Männchen hält währenddem in der Nähe Wache und läßt sich auch bei den ausgeschlüpften Jungen noch einigemal blicken, kommt dann aber in die Mauser und verläßt seine Familie nun gänzlich, um in Gesellschaft von seinesgleichen irgendwo in der Nähe auf freiem Wasserspiegel diese ungemütliche Zeit zu verbringen. So fällt die Erziehung der Jungen nun fast allein den Weibchen zu. Selbige sind schon beim Brüten so eifrig, daß sie der eigenen Eier beraubt sogar Enten von ihren Gelegen vertreiben und sich selbst darauf setzen, nur um dem inneren Drange zu gehorchen, und dieser rührende Eifer, diese gänzliche Hingabe des eigenen Ich scheint sich noch zu verdoppeln bei der Fürsorge um die zarten Jungen. Das sind aber auch gar reizende Dingerchen, die sich vom ersten Lebenstage an vortrefflich zu benehmen wissen, sich da schon vor den jungen Entchen durch größere Gewandtheit aus-

zeichnen, sich ungemein rasch entwickeln und früh selbständig werden. Zuerst leben sie ausschließlich von Wasserinsekten und deren Brut, aber schon in der zweiten Woche fangen sie an, zur Fischkost überzugehen.

So lange es der Gänsesäger irgend haben kann, hält er sich ausschließlich an Fische, die er gesellschaftlich in der beim Zwergsäger beschriebenen Weise erjagt, wobei ihm hauptsächlich solche von 10—15 cm Länge zur Beute fallen. Kerfe, Würmer, Krebstiere und Frösche werden gelegentlich auch aufgenommen, Pflanzenteile aber nur in der äußersten Not verzehrt. Bei seiner großen Gefräßigkeit vermag der schöne Vogel recht empfindlichen Schaden auf den Fischteichen anzurichten. Um so mehr ist es anerkennenswert, daß ihn einige masurische Grundbesitzer als die herrlichste lebende Zierde ihrer Seen nicht der Ausrottung preis geben, wenn sie auch seinen Bestand durch das Wegnehmen der Eier einzuengen bemüht sind, was ihnen so gierigen Fischräubern gegenüber gewiß niemand verargen kann. Im Norden werden die Eier so gern gegessen, daß man an die dem Wasser nahe stehenden Bäume große Nistkästen mit dreieckigen Fluglöchern für die Säger aushängt, die diese auch sehr gerne annehmen. Durch eine an den Kasten angebrachte Klappe nimmt man die begehrten Eier weg und erst, wenn die Legekraft des Weibchens sich zu erschöpfen beginnt, läßt man ihm die letzten zum Ausbrüten, um ihm nicht das Wiederkommen zu verleiden. Das Wildpret des Gänsesägers ist nach unseren Begriffen ungenießbar. Wunderbar aber ist es, daß sein herrliches Federkleid nicht mehr zu Damenbaretts u. dergl. benützt wird, wozu es sich doch hervorragend gut eignen würde. Die Jagd auf den klugen und vorsichtigen Vogel verlangt einen tüchtigen, mit allen Schlichen des Wildes vertrauten Weidmann. Angeschossene bekommt man ihrer Tauchkünste wegen fast niemals, und der Vogel verträgt bei seinem dicken Federpelze einen sehr starken Schuß. Für zoologische Gärten ist der Gänsesäger ein prächtiger Schmuck und bei geeigneter Pflege sogar zum Brüten zu bringen, für den bloßen Liebhaber aber ist sein Unterhalt zu umständlich und zu kostspielig.

Der Pelekan (Pelecanus onocrotalus *L.*).

Tafel I, Figur 1.

Im März und April 1896 verweilte ich behufs zoologischer Studien mehrere Wochen am Südwestwinkel des Kaspischen Meeres, jener durch Radde's begeisterte Schilderungen bekannt gewordenen Herberge unzähligen Sumpf- und Wassergeflügels. Unter all den bunten und reizvollen Vogelgestalten, die ich dort an Tagen voll unvergeßlichen ornithologischen Hochgenusses zu beobachten die längst ersehnte Gelegenheit hatte, fesselten doch keine in solchem Grade meine Aufmerksamkeit, erregten doch keine so sehr die Jagdlust wie die gewaltigen Pelekane, deren Tag für Tag hunderte in großen Scharen über unser Quartier hinweg nach ihren Fischplätzen im Meere zogen oder gesättigt von da zu den Schlafplätzen zurückkehrten. Nachdem ich die Gewohnheiten dieser interessanten Vögel erst näher kennen gelernt hatte, konnte ich genau Ort und Stunde bestimmen, wo ich sie erwarten durfte, denn wie das vierläufige Hochwild halten auch die Pelekane als das Hochwild unter dem Wassergeflügel bei ihren täglichen Ausflügen ganz bestimmte Wechsel in hoher Luft ein. Wie soll ich wohl das Entzücken beschreiben, welches mein Herz durchflutete, als ich so zum ersten Male die gewaltigen Vögel in schier endloser Reihe durch die blauen Lüfte steuern sah, ruhig, unentwegt, ohne Laut und sichtbare Fluganstrengung? Auch die Stunde wird immer mit neuen Reizen vor meinem geistigen Auge stehen, wo mir Diana das Weidmannsheil bescherte, den ersten selbst gestreckten Pelekan zu meinen Füßen zu sehen. — Es war ein unfreundlicher Apriltag mit abscheulichem Regenwetter und rauhem Nordostwind. Ich unternahm trotzdem in der Morgenfrühe einen größeren Ausflug am Strande entlang und ins Brombeerdickicht. Kaum hatte ich das Brombeerdickicht einige hundert Schritte hinter mir, als auch schon große Banden von Pelekanen hoch in der Luft nach der See hinüber zu wandern begannen, um dort ihre Fischplätze aufzusuchen und den Morgenimbis einzunehmen. Die Jagdlust erwachte. Obwohl die Vögel ziemlich hoch zogen und ich nur eine Schrotflinte bei mir hatte und der mich begleitende Dolmetsch versicherte, daß mit dieser den zählebigen Riesenvögeln nicht beizukommen sei, nahm ich doch hinter einem

Telegraphenpfahle Stellung, um mein Glück zu versuchen. Wieder kam ein neuer Flug über mich hinweg gezogen, diesmal etwas niedriger, und ich drückte die mit gröbstem Schrot geladene Flinte ab. Der aufs Korn genommene Pelekan zuckte auf den Schuß hin deutlich zusammen, trennte sich dann von der unbeirrt ihren Weg fortsetzenden Schar und ließ sich langsam in schräger Linie auf das Meer nieder, mehrere hundert Meter vom Lande entfernt. Es wäre völlig aussichtslos gewesen, ihn hier verfolgen zu wollen. Einige Tage darauf fanden wir auf der Insel Sari den dort angeschwemmten und leider bereits völlig unbrauchbar gewordenen Vogel. Ich ließ den Mut nicht sinken, und beim zweiten Schusse war mir Diana hold; der zu Tode getroffene Pelekan zog die Flügel an den Leib und stürzte wie ein Stein herunter, sich im Fallen den feisten Bauch aufschlagend. Mein Dolmetscher stieß ein erstauntes Jubelgeschrei aus, und meine eigene Freude über die glückliche Erlegung eines so prächtigen Vogels war natürlich nicht geringer. Es war ein altes, schön ausgefärbtes Stück von riesenhafter Größe. Seine Flügelspannung betrug über 3 m. Nicht ohne Mühe lud sich der Dolmetsch das Ungetüm auf den Rücken und schleppte es im Schweiße seines Angesichts nach Hause, wobei er sich den Kopf mit dem mächtigen Schnabel und Kehlsack nach vorn über die Schulter geworfen hatte, was recht grotesk aussah.

Erst im dritten Lebensjahre ist der auf dem Scheitel dann mit einem 12 cm langen Federbüschel geschmückte Pelekan ausgefärbt und sieht dann folgendermaßen aus: Füße ziegelrot mit lichteren Schwimmhäuten und rötlich hornfarbenen Krallen; Iris dunkel rotbraun; die nackten Teile des Gesichtes hellgelb. Der Oberschnabel ist auf der breiten Firste schwärzlich mit rotem, ganz vorn wachsgelbem Nagel. Neben der Firste verläuft jederseits eine breite rötlichgelbe Partie; die Schneiden sind rot; von der Wurzel aus aber schiebt sich zwischen diese beiden Farben wieder Bleischwarz in Form eines sehr zugespitzten Dreiecks ein. Ein eben solches geht in größerer Ausdehnung und mit bogiger Basis vom Unterschnabel aus, der im übrigen gelbrot ist. Kehlsack trüb orangegelbrot, am Anfange des Halses mit einem lichtgelben Feld von stumpfer Dreiecksform. Der befiederte Teil des Kopfes und der ganze Hals sind weiß mit einem Stich ins Graurote; die verlängerten Schopffedern am Grunde ebenso, an den Spitzen aber licht rostfarben. Die Halskrause ist lebhaft rostfarbig. Brust und Bauch schön lachsfarbig. Flanken, Unterflügeldecken, Unterschwanzdecken und das ganz weiß geschäftete Steuer rein weiß. Der ganze Rücken, Mantel, Oberflügeldecken und Schultern prächtig silberweiß, wobei sich ebenfalls ein zarter Anflug von Lachsfarbe bemerkbar macht.

Die Schwingen sind grauschwarz, die großen weiß geschäftet mit schmalen lichten Spitzen und Kanten, die kleinen schwarz geschäftet mit breitem, weißem Außenrand, der bei den hintersten die ganze Außenfahne einnimmt. Die Geschlechter sind äußerlich nicht wesentlich verschieden; die Weibchen höchstens etwas kleinwüchsiger und matter in der Farbe, namentlich weniger schön lachsrot. Bei ständigem Aufenthalt in eisenhaltigen Gewässern wird diese zarte Farbe rostig, was zu der irrtümlichen Aufstellung des P. rufescens Veranlassung gegeben hat, wie sich auch der kleintarsige P. minor als Art nicht halten läßt, sondern nur eine südliche Subspecies darstellt, v. Almásy hat die interessante Warnehmung gemacht, daß zur Begattungszeit bei den männlichen Pelekanen eine an der Wurzel des Oberschnabels vor der Stirn gelegene Fettdrüse bedeutend und halbkugelförmig anschwillt, was an die Tadorna-Arten erinnert. Das Jugendkleid ist in der Hauptsache von einer unansehnlichen Staubfarbe.

Gern würde ich hier ein ausführliches Lebensbild des Pelekans entrollen, da er zu meinen Lieblingsvögeln gehört, und ich Gelegenheit hatte, ihn in allen Lebenslagen eingehend zu beobachten, indessen verbietet mir dies der knapp zugemessene Raum besonders mit Rücksicht darauf, daß dieser Riese unter den Schwimmvögeln bei uns nur sehr selten als ein ausnahmsweiser Irrgast erscheint, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß manche der bei uns erlegten aus den zoologischen Gärten entkommen sein mögen. Er ist für uns ein südöstlicher Vogel, übrigens auch schon in den Rohrwildnissen der unteren Donau als Brutvogel sehr sparsam geworden. Die größten Brutkolonien auf europäischem Boden befinden sich den von mir eingezogenen Erkundigungen zufolge heutzutage im Asow'schen Meere, wo sie durch die vernünftigen Ansichten der russischen Behörden noch für geraume Zeit vor gänzlicher Vernichtung geschützt sind. Der Vogel brütet dort wie überall in Kolonien, in denen die Nester im undurchdringlichsten Sumpf und Röhricht auf der Wasserseite möglichst unzugänglich stehen und im Mai 2—3 walzenförmige, schmutzig weiße und sehr rauhschalige Eier enthalten. Die Jungen haben ein eulenartiges Aussehen und werden von den Alten aus dem Kehlsack mit kleinen Fischen wie aus einer Schüssel gefüttert.

Im folgenden will ich nur noch einige mir als besonders charakteristisch aufgefallene und dabei weniger bekannte Züge aus dem Pelekanleben anführen. So sonderbar plump und unbeholfen auch der auf der Erde herumwatschelnde Pelekan aussieht, welchen Anblick wir von unseren zoologischen Gärten her am meisten gewöhnt sind, so elegant und majestätisch nimmt

sich der fliegende Vogel aus. Trotz seiner äußerlich schweren und massigen Körperformen muß ihm das Fliegen sehr leicht fallen, weil sein ganzer Leib unter der Haut von einem Luftpolster umgeben ist, das ihn andrerseits freilich auch am Tauchen hindert, so daß er nur in seichten Buchten mit Hilfe seines Hamenschnabels dem Fischfang nachzugehen vermag. Mit mehr Recht als bei irgend einem anderen mir bekannten Vogel kann man beim Pelekan das ohne jede sichtliche Anstrengung vor sich gehende Fliegen ein „Schwimmen in der Luft“ nennen. Die Pelekane fliegen teils in Keilform, teils in langen Schlangenlinien, die sich wie die der Ibisse in fortwährender wellenförmiger Bewegung und Verschiebung befinden. Es scheint, als ob sie bloß zu ihrem Vergnügen förmliche Flugspiele aufführen, denn sie schrauben sich bisweilen mit schönen Serpentinen hoch ins Himmelblau hinein, um sich so stundenlang ohne einen erkennbaren Zweck zu tummeln. Kleine Trupps sieht man selten, viel häufiger Scharen von einigen hundert Köpfen. Die Flugfigur wechselt dann fortwährend und mit einer gewissen Regelmäßigkeit, so daß es mir immer den Eindruck gemacht hat, als ob die Vögel eine gut geordnete Polonaise aufführten. Wo diese Unmassen von Pelekanen, die man bei Lenkoran sieht, und die sich an manchen Tagen auf viele tausende belaufen mögen, eigentlich brüten, ist noch unbekannt; wahrscheinlich im äußersten Südwestwinkel des Kaspi auf persischem Gebiete, von wo ich wenigstens einige Dutzend Eier erhielt, während mir aus der Umgegend von Lenkoran und Kumbaschinsk immer nur einzelne verlegte Stücke gebracht wurden. Die dem Meeresufer vorgelagerte, langgestreckte Insel Sari wird von den Pelekanen nur zum Ausruhen und Übernachten, aber nicht zum Brüten benützt. Beim Fischen gehen diese klugen Vögel ganz planmäßig zu Werke. Sie kreisen eine seichte Meeresstelle oder Bucht förmlich ein, treiben mit mächtigen Flügelschlägen die geängstigten Fische auf einen Punkt zusammen und fahren dann mit dem gewaltigen Hamenschnabel gierig unter das silbern glitzernde Gewimmel. Ein großartiger Anblick ist es, den eine solche fischende Gesellschaft von Pelekanen gewährt. Von weitem sieht man nichts als ein undeutliches lachsfarbenes Gewimmel, aus dem sich erst beim Näherkommen die einzelnen Vogelgestalten abheben. Aber schon auf große

Entfernung hin geht die ganze Schar auf, mit einem Ruck, ohne Geschrei, und ordnet sich in der Höhe im Bewußtsein ihrer Unerreichbarkeit mit philosophischer Ruhe zur keilförmigen Flugfigur, um dann meistens gleich weit fortzuziehen. Wundervoll sieht es aus, wenn die gewaltigen Vögel so wie rosenrot von der sinkenden Sonne durchglühte Schneeflocken in Masse durcheinander flattern, und unwillkürlich setzt man den gespannten Hahn in Ruh, um sich zu weiden an diesem Naturbild, welches zu den eigenartigsten gehört und sich für immer tief eingraben wird in die Erinnerung des für unverfälschte Naturschönheit noch empfänglichen Menschenkindes. Die Pelekane nehmen Fische bis zu 3 und 4 Pfd. Gewicht. Der fabelhafte Fischreichtum des Kaspischen Meeres wird einem so recht deutlich vor Augen geführt, wenn man bedenkt, wie viele tausende gefräßiger Fischräuber, Seehunde, Pelekane, Kormorane, Säger, Reiher, Möven u. s. w. es ernährt, ohne daß der Fischbestand dadurch eine auch nur im geringsten merkbare Veränderung erfährt. Der Mensch, der übergenug auch noch für sein fast unersättliches Begehren vorfindet, läßt deshalb dort auch seine gefiederten Konkurrenten im allgemeinen ungeschoren. Nur gelegentlich jagt man auf Pelekane, aber weniger ihrer Fischräubereien als ihrer als Pelzwerk geschätzten Brustfelle wegen, die ebenso wie die zerschlissenen Schmuckfedern der Silber- und Seidenreiher von französischen Federhändlern aufgekauft und nach Paris ausgeführt werden.

Sonderbar ist das Benehmen der Pelekane nach einem Schusse, und auch hier kommt die überlegende, philosophische Ruhe des Vogels so recht zur Geltung. Ein Fehlschuß stört die dahin ziehende Kette nicht im geringsten; höchstens lassen einige Mitglieder derselben einen sehr tiefen, unwillig knarrenden Ton hören, den einzigen Laut, den ich überhaupt von diesen schweigsamen Gesellen vernommen habe. Am Kopf und Hals sind die imposanten Vögel selbst gegen feine Schrote ungemein empfindlich, worauf sich in der Dobrudscha nach v. Almássy eine besondere Jagdmethode gründet, indem man die auf der Düne schlafenden Scharen anschleicht, anruft und dann zwischen die dicht bei einander erschreckt in die Höhe fahrenden Köpfe feuert, wobei nicht selten 10—15 der armen Kehlsackträger auf dem Platze bleiben. Am Körper aber vertragen sie einen sehr

starken Schuß und gehen dem Jäger fast regelmäßig verloren, wenn es ihnen gelingt, das Wasser zu erreichen. Ein Pelekan, den die Kugel am Unterrücken gefaßt, seiner ganzen Länge noch durchbohrt hatte und dann vorne am Brustbein herausgetreten war, mußte noch eine halbe Stunde lang gejagt werden, ehe er ermattet seinen Verfolgern in die Hände fiel. Ein anderes Beispiel von der unglaublichen Lebenszähigkeit dieses Vogels ist folgendes. Einer der bei der Poststation Kumbaschinsk stationirten Kosaken hatte für uns einen Pelekan geschossen, und zwar war bei demselben das Langgeschoß des Militärgewehrs zur rechten Brustseite hereingedrungen und zur linken wieder herausgefahren. Trotz dieser fürchterlichen Verletzung war der Vogel lange nicht zu erhaschen und konnte erst ergriffen werden, als sich der Kosak noch einen herumlungernden Tataren zu Hilfe gerufen hatte. Nun aber teilte der bedrängte Pelekan gehörige Schnabelhiebe aus, bis er endlich mit großer Mühe überwältigt wurde. Es war ein tragikomischer Anblick, als seine Peiniger den armen Unterlegenen angeschleppt brachten. Der freudestrahlende, schweißtriefende Kosak und der braune Tatar mit seinem Spitzbubengesicht hielten jeder einen der weit ausgereckten Fittiche krampfhaft fest und sich selbst in achtungsvoller Entfernung von dem wütend aufgesperrten und fortwährend in wuchtigen Hieben nach rechts und links geschleuderten Schnabel; in der Mitte der Pelekan mit in der Erregung zinnoberrot gefärbtem Kehlsack und einem unsäglich verblüfften und geärgerten Gesichtsausdruck, die großen Latschen widerwillig über den Boden schleifend. Alles lief zusammen und erhob ein homerisches Gelächter, was den Pelekan zu immer neuen Wutausbrüchen veranlaßte. Mehr oder minder schwer in der Luft angeschossene Pelekane lassen sich gar nichts anmerken, sondern streichen gewöhnlich ganz ruhig mit den Gefährten weiter, weder schneller, noch langsamer, so lange es ihre Kräfte eben nur irgend gestatten. Umgekehrt stürzt ein zu Tode getroffener nicht wie anderes Flugwild zappelnd und mit den Flügeln schlagend zu Boden, sondern er legt mit philosophischer Ergebung in sein Schicksal die mächtigen Schwingen über den Rücken zusammen und plumpst nun schwer wie ein Stein herunter, ohne jede Zuckung und Bewegung. Es ist, als wolle sich der Vogel sagen: Aller Widerstand ist nun doch vergeblich, also füge dich ruhig dem Unvermeidlichen!

Der Baßtölpel (Sula bassana [*L.*]).

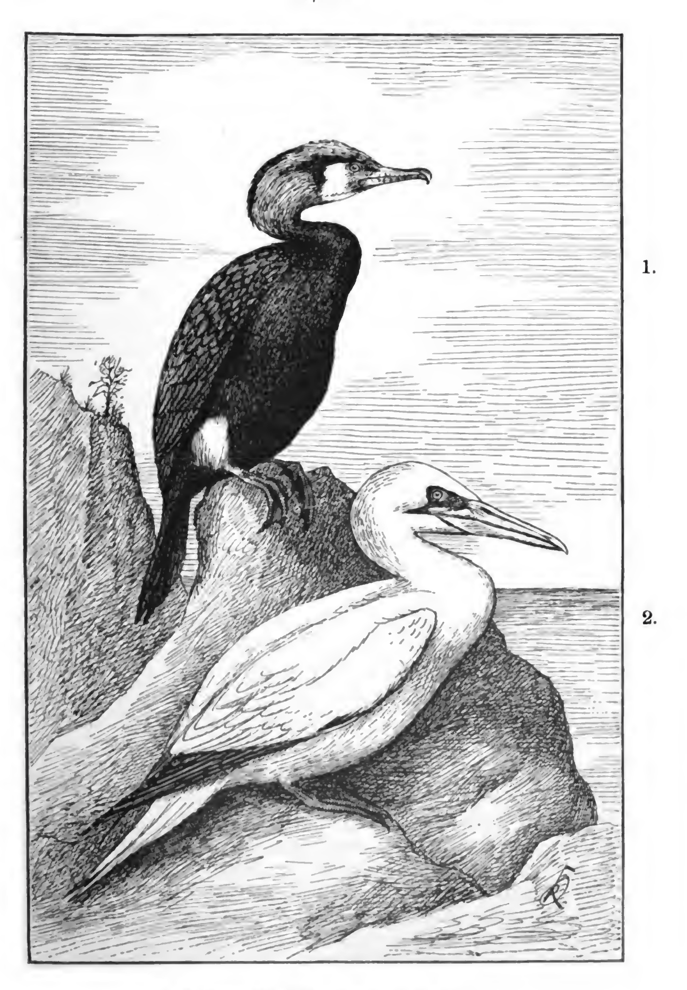
Tafel X, Figur 2.

In der europäischen Avifauna nehmen die brittischen Inseln eine eigentümliche Sonderstellung ein, was sie sowohl ihrer Isolirtheit wie ihrer nordwestlich vorgeschobenen Lage verdanken. Obgleich nun aber die ornithologische Forschung in England eine so rege ist wie in keinem anderen Lande der Welt, und obgleich infolge dessen die Vogelwelt des Inselreiches so gründlich untersucht ist wie keine andere, so sind doch seltsamerweise ihre Eigentümlichkeiten bei dem ornithologischen Publikum Deutschlands auffallend wenig bekannt, und ein gutes Werk über die englische Vogelwelt in deutscher Sprache und mit besonderer Beziehung auf unsere Avifauna muß deshalb geradezu als ein dringendes Bedürfnis bezeichnet werden. Namentlich die felsige Küste Schottlands ist reich an interessanten Seevögeln, die daselbst brüten und sich von da ausnahmsweise zu uns verirren. Hierher müssen wir auch den stattlichen Baßtölpel rechnen, der eine Flügelspannung von beinahe 2 m erreicht.

Derselbe ist erst im 3. Lebensjahre ausgefärbt und fortpflanzungsfähig, und beide Geschlechter tragen dann ein ziemlich gleiches Alterskleid von hauptsächlich weißer Farbe, das auf dem Oberkopfe und Hinterhals einen gelblichen Anflug und hier und da schwarzgraue Federränder hat. Nur die Schwingen 1. Ordnung sind braunschwarz. Der lange und kräftige Schnabel ist bläulich, der Fuß olivenschwarz, die Iris gelb, die nackte Kehlhaut schwarz. Im Jugendkleide ist die Oberseite dunkel graubraun mit weißlicher, die Unterseite schmutzig weiß mit bräunlicher Tüpfelung. Die Dunenjungen kommen ganz nackt aus dem Ei und erhalten erst nach 8 Tagen ein weißes Wollkleid.

Alle nördlichen Meere beherbergen diesen sonderbaren Vogel, der von den Fischern auch „weißer Seerabe" genannt wird. Er zeigt aber bei der Wahl seiner Aufenthaltsplätze, zu denen er vorwiegend schroffe und felsige Gestade wählt, eine gewisse Launenhaftigkeit und bevorzugt ganz bestimmte Küsten und Inseln. Seinen Namen hat er von einem seiner südlichsten und deshalb bekanntesten Brutplätze, dem steilen und kleinen Felseneiland Baß im Eingange des Busens von Edinburg, wo etwa 150000 dieser Vögel nisten. Sie brüten immer nur in sehr umfangreichen Kolonien, deren Anblick und Lärmen Auge und Ohr verwirren und jeder Beschreibung spotten. Ihre Masse verdunkelt dann buchstäblich die Sonne. Der Tölpel

Tafel X.



1.

2.

1. **Kormoran** (Phalacrocorax carbo).
2. **Baßtölpel** (Sula bassana).

ist Meeresvogel im strengsten Sinne des Wortes; er fühlt sich unglücklich und hilflos, wenn er durch Stürme von demselben abgetrieben wurde, eilt dann planlos ohne Rast und Ruhe ins Weite, bis selbst seine gewaltigen Fittiche den Dienst versagen. Solche verirrte Stücke sind schon mehrmals im Inneren Deutschlands erlegt worden. Wenn die langwierige Aufzucht der Jungen zu Ende ist, verlassen die Tölpel ihre Brutplätze und wandern im Herbste die Küsten entlang weiter südwärts. Im Gehen sind sie sehr unbehilflich, auch mit ihren Schwimmkünsten ist es nicht weit her, aber dafür sind sie ausgezeichnete Flieger, die den ganzen Tag über sich über den Wogen tummeln und erst des Abends eine Felsklippe für die Nachtruhe aufsuchen. In mancher Beziehung erinnert ihr Flug an den der Störche. Anderen Vögeln gegenüber sind sie hämisch und bissig, auch unter einander futterneidisch und streitsüchtig, gegen den Menschen dummdreist und tölpelhaft. Jedes Weibchen legt auf eine spärliche Unterlage von Halmen nur ein einziges, verhältnismäßig kleines, gestrecktes, mit einem kalkigen Überzuge versehenes Ei, das frisch von bläulichweißer Farbe ist, aber mit fortschreitender Bebrütung mehr bräunlich wird. Die Kolonien werden vom Menschen wirtschaftlich ausgenutzt, namentlich die Jungen gesammelt und eingesalzen; sie sollen ziemlich wohlschmeckend sein. Neben Seegewürm verzehrt der Tölpel hauptsächlich Fische und zwar insbesondere Häringe und Sprotten, deren er sich durch Stoßtauchen bemächtigt, d. h. er wirft sich aus der Luft mit großer Gewalt schräg ins Wasser und taucht dabei unter, um den erspähten Fisch zu ergreifen. Die Wucht dieses Stoßes ist so heftig, daß die Tölpel sich bisweilen dabei an unter Wasser verborgenen Klippen den Kopf zerschmettern. Sein furchtbarer Schnabel macht ihn zu einem sehr wehrhaften Vogel. Die Stimme ist für gewöhnlich ein rabenartiges Krächzen, am Neste ein entenartiges Quaken, bei den Jungen ein widerliches Kreischen. Gefangene Tölpel machen einen kläglichen Eindruck; zwar ist es schon gelungen, sie in zoologischen Gärten zur Fortpflanzung zu bringen, aber ihr tückisches, boshaftes und hämisches Wesen ist nicht geeignet, ihnen Freunde zu erwerben.

---

ist Meeresvogel im strengsten Sinne des Wortes; er fühlt sich unglücklich und hilflos, wenn er durch Stürme von demselben abgetrieben wurde, eilt dann planlos ohne Rast und Ruhe ins Weite, bis selbst seine gewaltigen Fittiche den Dienst versagen. Solche verirrte Stücke sind schon mehrmals im Inneren Deutschlands erlegt worden. Wenn die langwierige Aufzucht der Jungen zu Ende ist, verlassen die Tölpel ihre Brutplätze und wandern im Herbste die Küsten entlang weiter südwärts. Im Gehen sind sie sehr unbehilflich, auch mit ihren Schwimmkünsten ist es nicht weit her, aber dafür sind sie ausgezeichnete Flieger, die den ganzen Tag über sich über den Wogen tummeln und erst des Abends eine Felsklippe für die Nachtruhe aufsuchen. In mancher Beziehung erinnert ihr Flug an den der Störche. Anderen Vögeln gegenüber sind sie hämisch und bissig, auch unter einander futterneidisch und streitsüchtig, gegen den Menschen dummdreist und tölpelhaft. Jedes Weibchen legt auf eine spärliche Unterlage von Halmen nur ein einziges, verhältnismäßig kleines, gestrecktes, mit einem kalkigen Überzuge versehenes Ei, das frisch von bläulichweißer Farbe ist, aber mit fortschreitender Bebrütung mehr bräunlich wird. Die Kolonien werden vom Menschen wirtschaftlich ausgenutzt, namentlich die Jungen gesammelt und eingesalzen; sie sollen ziemlich wohlschmeckend sein. Neben Seegewürm verzehrt der Tölpel hauptsächlich Fische und zwar insbesondere Häringe und Sprotten, deren er sich durch Stoßtauchen bemächtigt, d. h. er wirft sich aus der Luft mit großer Gewalt schräg ins Wasser und taucht dabei unter, um den erspähten Fisch zu ergreifen. Die Wucht dieses Stoßes ist so heftig, daß die Tölpel sich bisweilen dabei an unter Wasser verborgenen Klippen den Kopf zerschmettern. Sein furchtbarer Schnabel macht ihn zu einem sehr wehrhaften Vogel. Die Stimme ist für gewöhnlich ein rabenartiges Krächzen, am Neste ein entenartiges Quaken, bei den Jungen ein widerliches Kreischen. Gefangene Tölpel machen einen kläglichen Eindruck; zwar ist es schon gelungen, sie in zoologischen Gärten zur Fortpflanzung zu bringen, aber ihr tückisches, boshaftes und hämisches Wesen ist nicht geeignet, ihnen Freunde zu erwerben.

Die Zwergscharbe (Phalacrocorax pygmaeus [*Pall.*]).

Zu meinen schönsten ornithologischen Erinnerungen gehört es, wie ich an einem schönen Maitage 1893 den Zwergscharben an ihren Fischplätzen im Uttovo blato (Hercegovina) auflauerte, wobei sich mir Gelegenheit zu den verschiedenartigsten und anziehendsten Beobachtungen bot. Ich hatte den Kahn tief ins Röhricht hinein schieben und mit grünen Weiden überdecken lassen. Vor mir breitete sich eine große Wasserblänke aus. Es dauerte denn auch gar nicht lange, als schon die ersten der glänzend schwarzen Gestalten schnurrenden Fluges anlangten, mit lautem Klatschen sich auf den Wasserspiegel niederfallen ließen, sofort tauchten, eine Strecke weiter wieder zum Vorschein kamen und nun im Gefühle vollkommener Sicherheit eifrig dem Nahrungserwerb nachgingen. Alle Augenblicke zeigte sich wieder eines der schwarzen Kreuze in der Luft, die bisweilen ahnungslos unmittelbar über meinen Kopf hinweg sausten, und von Minute zu Minute wuchs die Schar der emsig fischenden und plätschernden Vögel. Von Zeit zu Zeit schoß ich einen der an mir vorüber surrenden Vögel herab, worauf sich die ganze Schar mit ärgerlichem Gekrakel erhob, mißtrauisch eine Zeit lang umher flog, aber stets bald wieder nach der alten Stelle zurückkehrte, da sie mich in meinem gut gewählten Versteck nicht zu erkennen vermochte. Bei dieser Gelegenheit wurde ich auch noch mit einer eigentümlichen List der kleinen Kormorane bekannt. Fehlte ich nämlich, so ließ sich der Vogel schwer wie ein Stein aus der Luft aufs Wasser fallen und verschwand spurlos unter dessen Oberfläche, um erst in großer Entfernung zwischen schützendem Schilf Kopf und Schnabel wieder hervorzustrecken, so daß der mit dieser List unbekannte Schütze glauben mußte, er habe den Vogel getroffen.

Schnabel, Füße und die nackte Kehlhaut sind bei erwachsenen Zwergscharben bleischwarz, die Iris dunkelbraun; bei jungen Vögeln geht die Farbe der Füße mehr ins Rotbraune, die des Schnabels ins schmutzig Gelbliche. Die Rumpfgröße entspricht der einer starken Pfeifente, obschon die Scharbe viel länger aussieht. Im Alterskleide ist das buschige Gefieder auf dem Scheitel haubenartig verlängert, aber nicht auffallend. Den ganzen Körper bedecken Federn von gleichmäßig tief schwarzer Färbung mit blaugrünem, prachtvollem Metallglanze. Kopf und Oberhals

sind schwarzbraun, die Unterflügeldecken braunschwarz. Auf Kopf, Hals, Nacken, Rücken und Bürzel finden sich einzelne kleine, sonderbar dreieckig geformte und langschäftige Federchen von weißer Färbung. Die Oberflügeldeckfedern haben schwarze Schäfte, schwarzgraue Fahnen und einen schwarzbraunen Rand, die Schwingen ebenfalls schwarze Schäfte, schwarzbraune Fahnen und fahlbraune, kleine Spitzen. Die Steuerfedern sind matt schwarz. Im Herbste ist die Farbe weniger schön und zieht mehr ins Bräunliche; die Kehle ist schmutzig weiß, der Schnabelwinkel trüb gelb. Die Weibchen sind durch geringere Größe, weniger schönes Schwarz und kleinere Kopfhaube kenntlich. Noch brauner und düsterer wie das Herbst- sieht das Jugendkleid aus.

Südosteuropa, Nordafrika und gewisse Gegenden des südlichen und mittleren Asien bilden die Heimat der Zwergscharbe; in Deutschland kommt sie nur als Irrling vor, ist dagegen schon in Ungarn häufig, in der Hercegovina, Dobrudscha und am Kaspi gemein. Am liebsten bewohnt sie ausgedehnte Moräste mit großen Blänken oder solche Seen, welche sumpfige Ausbuchtungen und Erweiterungen besitzen. Für salziges und fließendes Wasser scheint sie weniger Zuneigung zu besitzen wie ihre Verwandten. Am Kaspi, wo ich sie wie auch den Kormoran massenhaft vorfand, traf ich sie nie im Meere, ihren Vetter dagegen daselbst sehr zahlreich. Die Zwergscharbe hielt sich hier ausschließlich an die Lagunen und die seenartigen Erweiterungen des Kumbaschi-Flusses, die ihr den Überblick nicht benehmen, während der Kormoran mehr zwischen dem Röhricht zu finden war. Letzterer ruhte mit Vorliebe auf flachen, im Wasser liegenden Steinen aus, die Zwergscharbe dagegen nur auf alten Pfählen oder Weiden. Sie war ungleich scheuer, vorsichtiger, gewandter, mißtrauischer und flüchtiger wie carbo und deshalb auch viel schwerer zu erlegen, indem man dort eher ein Dutzend Kormorane schießen konnte wie eine einzige Zwergscharbe. Sonst gleicht sie aber der großen Art hinsichtlich ihrer Eigenschaften und Lebensweise vollkommen, so daß ich im allgemeinen auf die Naturgeschichte dieser verweisen kann. Anderem Wassergeflügel gegenüber erweist sich pygmaeus als friedfertiger und verträglicher, ist überhaupt in seinem Charakter sympathischer und dabei wohl noch klüger und scharfsinniger wie carbo. Nestkolonien blos der Zwergscharbe fand ich nie, sondern dieselben waren immer mit solchen von Seiden-, Rallen- und Purpurreihern durchsetzt. Die Nester standen im undurchdringlichsten Moraste auf alten Weiden kaum mannshoch

dicht bei einander, waren liederlich aus dürrem Reisig erbaut und über und über mit dem weißen Geschmeiß der Vögel überdeckt. Die 3—5 Eier ähneln denen des Kormorans, sind aber entsprechend kleiner. Brutzeit Mai. Der Vogel frißt nichts als Fische, die er tauchend mit großer Geschicklichkeit erjagt.

Die Krähenscharbe (Phalacrocorax graculus [*L.*]).

Auch im hohen Norden hat die interessante Familie der Kormorane einen alle ihre Eigentümlichkeiten würdig repräsentirenden Vertreter, nämlich die **Krähen-** oder **Haubenscharbe**, auch Wasserkrähe oder grüne Scharbe genannt.

Ausgezeichnet sind die Angehörigen dieser Art im Alter durch einen auf der Stirn stehenden und etwas nach vorn übergeneigten Schopf, der ihnen ein sehr eigentümliches Aussehen verleiht. Hinter demselben stehen die Federn um so sparsamer, so daß sich daselbst bisweilen eine Art Glatze bildet. Die Farbe des Gefieders ist tief schwarz, auf der Unterseite mit grünem Seidenglanz, oben mit einem charakteristischen Bronzeschimmer. Der Schnabel ist in der Jugend trüb rotgelb mit grauschwarzer Firste. Die Farbe der letzteren breitet sich mit zunehmendem Alter mehr und mehr aus, bis nur noch die Schnabelwurzel gelblich bleibt und schließlich auch noch verschwindet. Die Iris ist anfangs graubraun, später grün. Entsprechend geht die Farbe der Füße von gelblichbraun in Schwarz über. Die nackten Gesichts- und Kehlteile sind rötlichgrau, Rumpfgröße die einer starken Stockente. Im Jugendkleide ist die Oberseite schwarzbraun mit breiten lichtbraunen Rändern an den Oberflügeldeck- und Steuerfedern, die Unterseite schmutzig braun, nirgends eine Spur von Glanz.

Am ehesten tritt diese bei uns so seltene Art noch zur Zugzeit in der Elbmündung auf. Schon an den schottischen Küsten wie auch an denen Norwegens ist sie häufig, an den nordenglischen und irischen regelmäßig, auf Island und in Grönland wie Lappland sehr zahlreich. In großer Menge bewohnt sie den Baikalsee, was insofern auffallend ist, als sie sonst eine ausgesprochene Vorliebe für das Meer zeigt und sich mehr auf diesem aufhält wie irgend eine andere Scharbe. Hier nährt sie sich von Seefischen, hier brütet sie in großen Kolonien auf steilen Felswänden, die sie ganz mit ihrem weißen Kote überzieht und dadurch schon auf große Entfernungen hin

kenntlich macht. Oft mischt sie sich auch unter andere Seevögel und besiedelt mit ihnen die sog. Vogelberge des Nordens. Ihre 3—4 Eier sind ein wenig kleiner wie die des Kormorans, denselben aber sonst ganz ähnlich. Die Stimme ist ein tiefes Schnarren. Die Krähenscharbe taucht bis 45 m tief und holt sich hier namentlich Schollen vom Grunde des Meeres herauf.

Der Kormoran (Phalacrocorax carbo [*L.*].)

(= Carbo cormoranus *M. et W.*)

Tafel X, Figur 1.

In Deutschland rechnet man es sich zum höchsten Weidmannsheil, wenn man einmal einen Kormoran, diesen gefräßigsten und schädlichsten unserer gefiederten Fischräuber, vor die Flinte bekommt, und streicht den Tag im Jagdkalender rot an, wo seine Erlegung glückte. Es ist unglaublich, wie rasch man in dieser Beziehung in dem an Sumpf- und Wasservögeln so reichen Südosten verwöhnt wird, wo man schließlich die bei uns so begehrten Vögel kaum noch eines Blickes würdigt. Als ich im Frühjahr 1896 am Kaspi weilte, wurde mir durch die Güte der russischen Regierung das Posthaus in dem Fischerdörfchen Kumbaschinsk als Quartier angewiesen, welches etwas außerhalb des Dorfes schon mitten im Sumpfe stand, so daß wir schon vom Fenster aus das bunteste Vogelleben bequem beobachten oder in der Hausthür stehend von den fast unmittelbar über unser Haus ziehenden Silberlachmöven, Kormoranen, Grau- und Purpurreihern, Rohrweihen und Milanen die ausgesucht schönsten Stücke in aller Gemächlichkeit herunter holen konnten. Aber schon nach wenigen Tagen hatten wir uns an diesen zwar schönen und stattlichen, aber dort unsäglich gemeinen und deshalb jeden Reiz verlierenden Vögeln so gründlich satt geschossen, daß uns später auch der herrlichste Kormoran keinen Schuß Pulver mehr wert schien.

Der Kormoran ist nicht nur die häufigste, sondern zugleich auch die größte der bei uns vorkommenden Scharbenarten, denn seine Rumpfgröße entspricht etwa der einer starken Bisamente. Die stämmigen Ruder sind schwarz. Das kleine, tückisch blitzende Auge hat eine seegrüne, in der Jugend eine braune Farbe. Der bis hinter die Augen gespaltene Schnabel hat unten eine gelbliche Basis, eine bleischwarze Firste und ist im übrigen

rötlichgrau. Dieselbe Farbe zeigt der Kehlsack, während die nackten Gesichtsteile weißgelb aussehen. Im Prachtkleide ist der Oberkopf glänzend blauschwarz mit weißer Längsstrichelung, die durch besondere Federchen hervorgerufen wird und in einem breiten Streifen hinter dem Auge ganz fehlt, dagegen auf dem Hinterhalse und den Seiten des Oberhalses so stark ausgebildet ist, daß sie die Grundfarbe fast verdrängt. Im übrigen ist der Hals sowie der ganze Rumpf einfarbig blauschwarz mit prachtvollem Stahlschimmer. Nur in den Weichen stehen noch weiße Federn. Die starren und elastischen Steuerfedern sind tief schwarz, die großen Schwingen sowie die Unterflügeldecken braunschwarz. Die kleinen Schwingen, Schultern und Oberflügeldeckfedern sind rostbraun mit einer breiten und sehr deutlich abgesetzten schwarzen Einfassung. Die Weibchen sind etwas kleiner, haben einen weniger schönen Schimmer und namentlich die weißen Partien an Hals und Weichen nicht so ausgebildet. Dem sonst ganz gleichen Sommerkleide fehlen letztere ganz. Im Jugendkleide ist die Grundfärbung mehr schwarzgrau als schwarz. Auf dem Oberkopf stehen schwarzbraune Federn mit schmalen braungrauen Spitzen, die am Hinterhalse und Nacken mehr und mehr verschwinden, so daß diese einfarbig dunkelbraun erscheinen. Wangen, Kinn, Kehle und Gurgel haben weißlichgraue Federn mit kurzen graubraunen Spitzen, die am Unterhalse zunehmen. Die Federn der ganzen Unterseite sind im übrigen weiß mit breiten, braunen Spitzen, wodurch eine derbe Fleckung erzeugt wird. Die Dunenjungen tragen ein kurzes, rauchfahles Flaumkleid und haben um das Auge eine nackte, fleischrote Stelle. Erst im 3. Jahre ist der Kormoran ausgefärbt. Die 2jährigen Stücke tragen ein Zwischenkleid, welches zwischen dem Jugend- und Altersgefieder mitten inne steht. Der chinesische Kormoran, der von den schlauen Söhnen des „himmlischen Reiches" bekanntlich zum Fischfang abgerichtet wird, gilt jetzt als eine besondere Art unter dem Namen Ph. sinensis. Übrigens giebt es gerade bei diesen Vögeln viele und auffallende lokale Abweichungen, die wohl eines gründlichen Studiums wert wären.

Auf deutschem Boden giebt es heutzutage nur noch sehr wenige Kormorankolonien, da die Scharben überall, wo sie zur Niederlassung Miene machen, auf das rücksichtsloseste von den Fischzüchtern und Teichbesitzern verfolgt und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln von ihren Niststellen vertrieben werden. So wandern die meisten Brutvereinigungen ruhelos hin und her und verschwinden schließlich ganz, um gastlichere Gegenden aufzusuchen. Und in der That ist die Gegenwart dieser gefräßigen Vögel mit einer rationellen Fischzucht völlig unvereinbar, und zweifelsohne sind deshalb die Tage des Kormorans in unserem Vaterlande gezählt. Am ehesten kann man ihn noch in der Nähe der See dulden. So besteht noch eine größere Kolonie in der Odermündung bei Stettin. Auch auf der Kurischen Nehrung horsteten diese Vögel noch bis vor

wenigen Jahren in dem kleinen, alten Waldbestande bei Schwarzort, wurden aber von da vertrieben und müssen nun wohl auf der litthauischen Seite eine Zuflucht gefunden haben, da man sie im Haff noch immer häufig genug dem Fischfange obliegen sieht. Im masurischen Seegebiete brüten aller Nachstellungen ungeachtet noch immer ziemlich viele Kormorane, und ich glaube, daß der Vogel hier häufiger ist wie in irgend einer anderen Gegend Deutschlands. Seltener brütet er schon in Pommern, Schlesien, Posen und der Mark, und im südwestlichen Deutschland tritt er nur noch vereinzelt auf. Sonst bewohnt er mehr oder minder zahlreich alle für ihn geeignete Gegenden des westlichen und mittleren Asiens sowie von Europa und Nordamerika, und ist namentlich an der unteren Donau sehr gemein. Im Winter findet er sich am Kaspi und in Nordafrika in unglaublicher Menge. Meeresküsten und fischreiche, breite Ströme bestimmen die Zugrichtung des Kormorans, dessen Wandertrieb übrigens ziemlich beschränkt ist. An seine Aufenthaltsorte stellt er nur die eine Anforderung, daß Wasser und Fische vorhanden sind; alles übrige ist ihm ziemlich gleichgültig, selbst die Nähe menschlicher Behausungen stört den sonst so scheuen Vogel wenig, wenn sich ihm gute Fischplätze bieten. Demzufolge ist er sowohl auf den von der Brandung umtosten Klippen der nordischen Meere zu Hause, wie auf den stillen von Nadelwäldern umgrenzten Seen des südlichen Schweden und nördlichen Deutschland oder in den Rohrwildnissen der unteren Donau. Daß er bei uns trotz seines relativ seltenen Vorkommens auch dem gemeinen Manne schon durch seine Freßgier wohlbekannt ist, beweist schon die Menge der ihm verliehenen volkstümlichen Bezeichnungen; so heißt er z. B. noch See- und Wasserrabe, Eis- und Baumscharbe, schwarzer Pelekan und Gänsetaucher, Scharb, Bisamvogel, Haldenente, Schlucker, Vielfraß, Feuchtarsch, Schulver, Stolucherez, Bisamvogel, Schalucher u. s. w.

Für den Naturfreund ist es ein großes Vergnügen, einem Kormoran beim Schwimmen und Tauchen zuzusehen, und er muß seine wahre Freude haben an der blitzschnellen Gewandtheit und ruhigen Eleganz, mit welcher dieser Vogel das feuchte Element nach jeder Richtung hin beherrscht, und worin er höchstens von den exotischen Pinguinen und Schlangenhals-

vögeln, aber von keinem der einheimischen Schwimmvögel übertroffen wird. Rasch gleitet er über die Wasserfläche, bald leicht wie ein Kork über dieselbe hintänzelnd, bald so tief eingesenkt, daß der Rumpf gänzlich verschwindet und nur Kopf und Hals sichtbar bleiben; im Nu und ohne jedes Geräusch verschwindet er unter derselben, bleibt über 2 Minuten verschwunden und kommt in 100 m Entfernung wieder zum Vorschein, nachdem er aus 40—50 m Tiefe einen Fisch hervorgeholt hat. Im Schwimmen läßt er den Schwanz hängen und hält den Hals mit knapp angelegtem Gefieder ziemlich gerade, wodurch er aus der Ferne viel Ähnlichkeit mit einem Lappentaucher gewinnt. Darüber, ob sie sich beim Tauchen nur mit den Rudern oder auch mit den Flügeln forthelfen, ist man noch nicht einig; ich bin der ersteren Ansicht. Sehr charakteristisch ist auch der Flug der Kormorane; sie halten die kurzen Flügel fast senkrecht vom Körper ab und bewegen sie mit sichtlicher Anstrengung in außerordentlich hastigen, fast schnurrenden Schlägen; der Hals wird gerade vorgestreckt und giebt im Verein mit dem langen Steuer der ganzen Flugfigur das Ansehen eines gleichseitigen, schwarzen, durch die Lüfte surrenden Kreuzes. Dabei fliegen sie in nicht sehr schrägen Reihen und fast regelmäßig außer Schußweite über dem Wasserspiegel. Obschon dieser Flug etwas unverkennbar Schwerfälliges hat, fördert er doch recht schnell und wird häufig genug ausgeübt. Das Aufstehen wie das Niederlassen geschieht mit einigem Gepolter in schräger Richtung, und letzterem folgt meist ein kurzes Tauchen. Viel unbehülflicher ist der Vogel zu Lande, denn der Gang ist nichts als ein trauriges Watscheln, obwohl er noch schnell genug vor sich geht, freilich auch bald ermüdet. Wenn der Kormoran auf dem Felsgestade ausruht, so setzt er sich auf die Tarsen, stemmt den steifen Schwanz als Stütze gegen den Boden und richtet den dem Meere zugewandten Vorderleib hoch empor, während der Hals ganz eingezogen oder stark S-förmig niedergedrückt und nur dann emporgereckt wird, wenn die Aufmerksamkeit des Vogels durch irgend etwas Verdächtiges rege gemacht wurde. An seinen südlicheren Wohnplätzen aber nächtigt der Vogel ausschließlich auf Bäumen, deren Äste er mit seinen Schwimmfüßen fest zu umklammern versteht, wobei er für den Stoß ebenfalls einen

Stützpunkt zu finden versucht, ihn aber in Ermangelung eines solchen lang herabhängen läßt. Als Ruheplätze liebt er besonders auch flache, große Steine im Wasser in der Nähe des Ufers, wo er oft bis an die Fersen im Wasser steht und sich mit einer ungeheuren Behaglichkeit in molligem Nichtsthun den heißen Strahlen der Mittagssonne preisgiebt, gewöhnlich gesellschaftsweise. Man bekommt dabei die unglaublichsten Stellungen und Gliederverrenkungen zu sehen und wird stets solche Stücke darunter finden, die wie ein Wappenadler die Flügel soweit als möglich zum Trocknen ausgespreizt halten und sich damit fächeln. Der Charakter der Scharben hat wenig sympathisches, denn Freßgier, Futterneid, Bosheit und Heimtücke bilden seine Grundzüge, wenn man auch andererseits zugeben muß, daß es kluge, regsame, lebendige und vorsichtige Vögel sind. Unter sich sind sie gesellig, mischen sich zur Brutzeit auch unter andere vereint brütende Vögel, leben aber mit solchen in stetem Unfrieden und versetzen ihnen auch sonst bei jeder Gelegenheit empfindliche Bisse und Püffe mit ihrem kräftigen Schnabel, der sie überhaupt zu sehr wehrhaften Vögeln stempelt und sie bisweilen den Kampf mit überlegenen Raubvögeln aufnehmen läßt. Angeschossene setzen sich wütend zur Wehr, und der Jäger hat sich vor ihren meist ganz unversehens gegen Gesicht und Hände gerichteten Schnabelstößen in acht zu nehmen. Dem Menschen gegenüber zeigen die Scharben sonst viel Anpassungsfähigkeit an gegebene Verhältnisse, müssen aber doch im allgemeinen als scheue und mißtrauische Vögel gelten, die schon von weitem zu entfliehen pflegen und ihre Sicherheit nie leichtsinnig aufs Spiel setzen. Daß sie geistig auf keiner niedrigen Stufe stehen, beweist schon ihre Abrichtungsfähigkeit. Brehm erzählt ein hübsches Beispiel dafür, wie sie aus allen Verhältnissen Vorteil zu ziehen verstehen und sogar andere Vögel zur Arbeit für sich zu zwingen vermögen. Gefangen gehaltene Scharben, denen eine dünne Eisdecke das Schwimmen und Tauchen in ihrem Wasserbecken verwehrte, sahen nämlich kaum, daß die Pelikane das Eis, das sie selbst nicht zu zerbrechen vermochten, eindrückten, als sie diese Warnehmung augenblicklich sich zu nutze machten, hinter den großen Verwandten herschwammen und diese so lange zwickten und peinigten, bis dieselben vor ihnen

eine freie Wasserstraße gebahnt hatten. Die Sinne sind sämtlich scharf entwickelt, am meisten wohl das Gesicht. Die Stimme, die man fast nur an den Brutplätzen, dort aber auch im Übermaße vernimmt, ist ein tiefes und häßliches rabenartiges Krächzen oder Schnarren, bei den Jungen ein widerliches Kreischen.

Im Norden nisten die Kormorane auf den von ihrem ätzenden Geschmeiß ganz weiß übertünchten Gesimsen steiler Felswände am Meeresufer und sind ebenso wie die Krähenscharben oft Mitbewohner der Vogelberge, wo sie den unruhigsten und unfriedfertigsten Teil der Ansiedlung darstellen. Weiter südlich aber sind sie meist Baumbrüter und halbe Baumvögel wie die Graureiher, in deren Kolonien sie sich mit großer Hartnäckigkeit einzudrängen pflegen, aber nur, um nach vielem Geschrei und Geraufe schließlich durch ihre überlegene Kraft und zähe Hartnäckigkeit die ursprünglichen Bewohner zu vertreiben oder wenigstens der besten Niststellen zu berauben. Noch schneller gelingt ihnen dies bei den Saatkrähen, zwischen die sie sich ebenfalls häufig einschieben. Wo es weder Felsen noch Bäume giebt, bequemen sich die Scharben auch dazu, im Sumpfe auf Kopfweiden oder gar auf Schilfbüschen zu nisten. Stets stehen ihre einen unordentlichen Klumpen von Reisig, Rohrstengeln, Schilfblättern, Binsen u. s. w. darstellenden, immer nassen und schmutzigen Nester dicht beieinander, oft ihrer viele auf einem Baum. So zählte Boie auf einem solchen über 50 Stück. Anfang April schon stellen sich die mitteleuropäischen Kormorane an ihren Nistplätzen ein und machen daselbst zwei Bruten, die erste im Mai, die zweite im Juli. Die Bebrütungsdauer währt jedesmal 4 Wochen. Beide Alten brüten, beide beteiligen sich an der Aufzucht der Jungen. Die 3—4 Eier sind verhältnißmäßig klein (sie messen etwa 6,4 + 4,0 cm), von walzenförmiger Gestalt und blaugrünlichweißer Farbe mit einem dicken, kreidigen Überzug, der im Laufe der Zeit von braunen Schmutzflecken wie marmoriert erscheint. Die Jungen wachsen rasch heran, werden aber auch ungemein fleißig gefüttert und zwar ausschließlich mit kleinen Fischen, die von den damit ganz vollgepfropften Alten ihnen auf den Rand des Nestes vorgespieen werden, wobei nicht wenige herunterfallen, ohne daß sich die

Vögel weiter darum kümmern. Der Anblick einer Kormorankolonie um diese Zeit ist zwar ein sehr eigenartiger, aber keineswegs ein schöner. Die Horstbäume sind überdeckt von weißem Geschmeiß, unter dessen beizender Einwirkung sowohl ihr Laubwuchs abgestorben ist wie der grüne Rasen am Boden. Letzterer ist bedeckt mit herabgefallenen, halb verwesten Fischen, umgekommenen und in Fäulnis übergegangenen Kormoranen, verunglückten und zerbrochenen Eiern. Das alles strömt einen pestilenzartigen Gestank aus, der ebenso abschreckend auf die Geruchsnerven einwirkt wie das betäubende und mißtönige Geschrei all der zahllosen Vögel auf die Ohren.

Nur Fische und immer wieder Fische bilden die Nahrung des Kormorans zum großen Leidwesen und Schaden unserer Fischzüchter. Er nimmt alle, die er nur irgend bewältigen kann, große und kleine, schmale und breite. Eine besondere Vorliebe scheint er vielleicht nur ihrer leichten Verschluckbarkeit wegen für Aale zu haben; sonst frißt er in unseren Gewässern namentlich noch Flundern, Schollen, Groppen, Sprotten, Strömlinge, Neunaugen, Heringe, Stinte, Zander, Döbel und Weißfische. Der Werbelin-See in der Mark wurde von Kormoranen vollständig seiner kostbaren Moränen beraubt. Jedenfalls ist er einer unserer schädlichsten Vögel, der aus wirtschaftlichen Rücksichten unmöglich geduldet werden kann. Etwas anderes ist dies in den einsamen nordischen Meeren oder in dem an Fischen überreichen Südosten. Als besonders erschwerend fällt noch ins Gewicht, daß der Kormoran eines der gierigsten und gefräßigsten Geschöpfe ist, welche wir kennen, und daß er deshalb täglich ein ganz unverhältnismäßiges Quantum Fische verbraucht; sein scharfer und eine ungemein rasche Verdauung bewirkender Magensaft mag dazu das meiste beitragen. Er pfropft sich, wenn er es haben kann, buchstäblich mit Fischen voll, sodaß ihm der Schwanz des zuletzt verschluckten zum Schlunde herausragt, aber nach wenigen Stunden hat er schon wieder frischen Appetit. „Sie sind geschäftig wie die Ameisen und gefräßig wie die Wölfe", schreibt nicht umsonst ein alter Schriftsteller. Brehm stellte fest, daß ein von ihm in der Gefangenschaft gehaltener Kormoran am Vormittag 26 und in den Nachmittagsstunden weitere 17 Weißfische von

durchschnittlich 20 cm Länge verzehrte. Man hat Aale von fast 2 Fuß Länge aufgefunden, deren Kopf im Magen des Vogels schon halb verdaut war, während das Schwanzende noch Leben und Bewegung zeigte. Scheußlich! Da muß auch der enragierteste Vogelfreund verstummen. Nie frißt dieser Fischräuber unter Wasser, sondern verzehrt seine Beute immer erst, wenn er über dessen Oberfläche getaucht ist. Zum Hinabschlucken zu große Fische zerstückelt er geschickt mit dem Schnabel und holt sich dann den hinabsinkenden Rest durch Tauchen wieder herauf. Auch sonst hat er noch allerhand unangenehme Gelüste, indem er die Nester der in seiner Nachbarschaft brütenden Vögel hinterlistig überfällt und die wehrlosen Dunenjungen hinabwürgt. Jäger beobachtete an den im Wiener Tiergarten gehaltenen Kormoranen, daß sie sich an regnerischen Tagen auf das Wasser legten und dann mit dem blitzschnell vorgeschleuderten Schnabel sehr gewandt und unfehlbar sicher die nach Insekten jagenden Schwalben wegfingen. Jeder Kormoran jagt übrigens für sich, und von einem so schönen und planmäßigen Zusammengehen wie bei den Pelekanen ist bei ihnen keine Rede. Selbst indirekt wird uns dieser Vogel, der einen widerlichen Fischgeruch an sich hat, in keiner Weise nützlich, indem Wildpret und Eier völlig ungenießbar sind, und auch die Haut nur den nordischen Völkern benutzbar erscheint. Nur insofern hat der Jäger Vorteil von seiner Erlegung, als die Fischereivereine auf dieselbe mit Recht eine mehr oder minder beträchtliche Schußprämie ausgesetzt haben. An den Horsten sind die Kormorane sehr leicht zu schießen, aber die dabei üblichen Massenschlächtereien dürften schwerlich nach dem Geschmack des wahren Jägers sein oder den Beifall eines echten Weidmanns finden. Viel reizvoller, unterhaltender und schöner, aber auch schwieriger ist der Anstand im Röhricht an den vorher ausgekundschafteten Fischplätzen dieser Vögel. Im allgemeinen sind sie bei uns infolge der vielen Nachstellungen recht scheu und nicht eben leicht zu berücken. Ganz anders verhält sich dies im Orient. Am Kaspi flogen mir, selbst wenn ich ganz frei und ungedeckt stand, die großen Kormoranzüge meist in Schrotschußbereich über den Kopf. Oft überraschte ich dort im Röhricht mit dem Kahne einzelne derart, daß sie kaum 5 Schritt vor der

Mündung meiner Flinte aufflogen und dann ein so entsetzlich dummes, verblüfftes und verängstigtes Gesicht schnitten, daß ich vor Lachen nicht schießen konnte. Gefangene Kormorane müssen auf größeren Weihern ausschließlich mit lebenden Fischen gefüttert werden und sind deshalb im Unterhalt recht kostspielig, bilden aber trotzdem infolge ihrer wundervollen Tauch- und Schwimmkünste sowie ihrer leichten Züchtbarkeit und der damit verbundenen interessanten Familienscenen einen bewährten Anziehungspunkt der zoologischen Gärten. Freilich ist auch hier ihr ewig übellauniges, hämisches und tückisches Benehmen nicht im stande, ihnen Freunde zu gewinnen. Alt eingefangene bleiben immer boshaft und störrisch, aber selbst jung aufgezogene, die ihrem Wärter gegenüber recht zahm und anhänglich werden, haben ihre bösen Launen und versetzen unversehens arge Schnabelhiebe, weshalb man namentlich Kinder vor ihnen in acht nehmen sollte, zumal sie in der Regel nach den Augen zielen.

Es dürfte angebracht sein, hier auch noch einiges über die bei den Chinesen übliche Abrichtung des Kormorans zum Fischefangen zu berichten, worüber ich den bei Brehm und Friderich vorhandenen Angaben, welche ihrerseits beide dem englischen Schriftsteller Doolitle folgten, das Folgende entnehme: Bei Hochwasser sind die Brücken in Futschau von Chinesen dicht besetzt, welche diesem Fischfange zusehen. Der Fischer steht auf einem meterbreiten, 5—6 m langen Floße aus Bambus, welches mit einem Ruder bewegt wird. Auf ein gegebenes Zeichen stürzen die Vögel ins Wasser; die saumseligen werden mit den Rudern hineingetrieben, und sämtliche verschwinden unter Wasser. Sobald die Scharbe einen Fisch erbeutet hat, taucht sie auf und setzt sich auf das Floß, wo ihr der Fisch abgenommen wird. Verschlingen kann sie denselben nicht, weil ihr ein Ring um den Hals gelegt ist. Nach kurzer Ruhe wird sie von neuem an die Arbeit geschickt. Bei großen Fischen, welche sich tüchtig gegen das Verschlingen wehren, kommt ihr der Fischer zu Hülfe und zwar fängt er beide, den Kormoran samt Fisch, mit einem Hamen, nimmt den Fisch in den Kasten und setzt den Vogel wieder in Freiheit. Nach gethaner Arbeit werden die Vögel gefüttert. Wie Fortun berichtet, benützt man zu dieser Dressur ausschließlich solche

Kormorane, die aus in der Gefangenschaft gelegten und dann von Haushühnern ausgebrüteten Eiern stammen. In Europa hat sich dieser Sport nie recht eingebürgert, obwohl er früher an den Höfen Frankreichs und Englands viel betrieben wurde. „Ihre Lehrmeister waren damals meistens Engländer, welche so gut bezahlt wurden wie die Falkoniere; besonders wurden die Vögel zum Forellenfang verwendet. Aus dem Zimmer wurden sie mit verhülltem Kopf nach dem Boot getragen. Auf ein gegebenes Zeichen stürzen sie in den Strom, gewöhnlich 4 Kormorane, und verfolgen die Fische mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit. Hatten sie nun je 4—6 Fische gefangen, so wurden sie gerufen, gehorchten augenblicklich und spieen die Fische aus. Am Ende des Fischfanges wurde das Halsband gelöst und jedem ein Fisch zugeworfen, den er geschickt in der Luft auffing.“ (Friderich).

Die Trauerseeschwalbe (Hydrochelidon nigra [*L.*]).

(= Sterna fissipes *Gm.*)

Tafel XI, Figur 3.

Ziemlich öde und unbelebt von Vögeln bietet sich während der heißen Sommertage der Haffstrand von Rossitten mit seinen nackten Sandmassen dem im Boote Landenden dar. Aber schon Mitte Juli wird es anders. Zwergmöven und Trauerseeschwalben sitzen dann ausruhend auf den flachen Steinen im Haff, erheben sich beim Nahen des Bootes und umschwärmen nun in spielendem Gaukelflug den Ankömmling, wenn er seinen Fuß auf unseren weichen Muschelsand setzt. Die hübsche Trauerseeschwalbe nistet nicht auf der Nehrung, aber um so zahlreicher im nahen Samlande, und ihr Erscheinen bei Rossitten war für mich immer das beste Zeichen und ein energischer Mahnruf dafür, daß die Brutzeit der Vögel zu Ende sei und der Anfang des mich vorzugsweise interessierenden Vogelzuges

nun unmittelbar bevorstehe, daß es heiße, aufzupassen und auf dem Posten zu sein. Und eine lieblichere Mahnerin hätte mir die Natur kaum senden können als diese schmucke, zierliche, leichtbeschwingte und ewig tändelnde Seeschwalbe.

Im dunklen Prachtkleide verdient sie vollauf ihren Namen. Die Füße sind rötlichschwarz, die Iris dunkelbraun, der lange schlanke Schnabel schwarz mit roten Mundwinkeln. Der ganze Kopf und Nacken ist tief schwarz, der Hals eine Nuance lichter; Unterseite und Weichen grauschwarz; Unterflügeldeckfedern weiß; Mantel und Rücken schwarzgrau; Bürzel grau, After weiß; Schwanzfedern grau, die äußeren mit weißen Kanten; die kleinen Schwingen dunkelgrau. Die großen Schwingen haben weiße Schäfte und dunkel silbergraue Außenfahnen, nur die 1. eine schwarze. Die Innenfahnen sind grauschwarz bis silbergrau, wurzelwärts mit einem breiten weißen Außenstreif. Die Rumpfgröße entspricht etwa der einer Weindrossel. Die Männchen sind durchgängig dunkler wie die Weibchen, welch letztere auch noch im 2. Lebensjahre eine teilweise weißgefleckte Kehle besitzen. Im Winterkleide sind Stirn und Unterkörper weiß, während eine Kopfplatte schwarz geblieben ist. Auch beim Jugendkleide, das von dem der Alten sehr verschieden aussieht, sind Stirn und Unterseite weiß. Verschiedentlich finden sich rauchschwarze Flecken; so steht ein halbmondförmiger vor dem Auge, ein dreieckiger in der Ohrgegend, ein größerer an der Kropfseite und ein bandartiger am Unterarm. Charakteristisch sind die breiten bräunlich-weißen und rotbraunen Endkanten der Rücken- und Oberflügeldeckfedern. Die Dunenjungen sehen gelbbraun aus, unten viel lichter als oben, wo auch einige schwarze Flecke stehen.

Trivialnamen: Schwarze und Amselmöve, Spaltfuß, Mübeßlin, Brand- und Maivogel, Girr- und Maimöve.

Der Verbreitungsbezirk dieser Art ist ebenso wie der der beiden folgenden ein ganz ungeheurer, denn er erstreckt sich zur Brutzeit über den gemäßigten Gürtel der ganzen Erde, und zur Zugzeit werden sie fast in allen bekannten und ornithologisch durchforschten Ländern angetroffen. Nach Norden zu gehen sie aber bei uns in Europa nicht über den 60. Breitengrad hinaus und sind in den meisten für sie geeigneten Landstrichen recht häufig, in manchen sogar gemein. Bei uns in Deutschland ist die Trauerseeschwalbe auch nicht selten, aber doch mehr in den wasserreicheren Provinzen des Ostens und Nordens zu Hause. Für Ostpreußen darf sie wohl als die zahlreichste Seeschwalbenart gelten. Sie ist ein Zugvogel und zwar einer der weichlichsten, indem sie gewöhnlich erst Anfang Mai ankommt und schon im August sich wieder auf die Reise

macht. Bei letzteren folgen sie fluviatilen Zugstraßen, bummeln zuerst recht gemächlich in kleineren Trupps gen Süden, vereinigen sich dann mit ihresgleichen zu immer mehr anschwellenden Scharen und eilen nun auch rascher vorwärts, fallen aber doch gern auf Nahrung versprechenden Teichen oder Strömen ein. Unsere ostdeutschen Brutvögel wandern hauptsächlich die Oder aufwärts und eilen dann durch die March=Beczwa=Oder=Furche der Donau zu, wo schon Naumann sie Ende August und Anfang September zu tausenden und abertausenden gen Süden ziehend antraf. Sie wechseln übrigens ihre Zugstraßen aus uns nicht genügend bekannten Ursachen ebenso häufig wie ihre Brutplätze. Die Wanderung geschieht sowohl bei Tage wie bei Nacht und zwar entweder bummelnd niedrig über dem Erdboden resp. der Wasserfläche, oder aber hoch in der Luft, wenn ein beschleunigteres Tempo eingeschlagen wurde. Besondere Flugordnungen bilden sie dabei nicht, halten sich auch in ziemlich weiten Abständen von einander. Zur Brutzeit aber lieben sie die Flüsse keineswegs, ja nicht einmal seenartige, freie Wasserbecken, und vor dem Meere haben sie jederzeit einen solchen Abscheu, daß sie schon die bloße Nähe der Küsten meiden. Ihr Vorkommen beschränkt sich dann vielmehr auf Sümpfe und Teiche mit schlammigem Untergrund, morastigem Wasser und recht üppigem Pflanzenwuchs, indem sie namentlich die Wasserrosen über alles lieben, sich gern auf deren breiten, schwimmenden Blättern zur Ruhe niederlassen oder gar auf denselben ihr Nest anlegen.

In ihren Lebensgewohnheiten hat die Hydrochelidon-Gruppe manches, was sie von den echten Sterna-Arten scharf unterscheidet. Dies gilt in erster Reihe bezüglich der Art und Weise der Nahrungsaufnahme, die der scharf beobachtende Brehm für unsere Trauerseeschwalbe folgendermaßen sehr treffend charakterisiert: „Sie sind keine vollendeten Stoßtaucher mehr, sondern jagen eher nach Art der Schwalben, als nach Art ihrer Verwandten, schweben sehr niedrig über dem Wasserspiegel dahin, scheinbar mehr zu ihrer Belustigung als aus Notwendigkeit Schwenkungen ausführend, rütteln lange, stürzen sich, wenn sie eine Beute erspäht, nicht so jählings und senkrecht auf das Wasser nieder, sondern fallen in einer mehr geschweiften Linie hinab und nehmen die Beute mit dem Schnabel

auf, ohne den Leib unterzutauchen. Diese Bewegungen geschehen jedoch immer noch sehr schnell, und die fischende Wasserschwalbe gewährt deshalb ein ewig wechselndes Schauspiel." Sie ist in erster Reihe Fliegerin und tummelt sich den ganzen Tag fast unablässig in den Lüften, vermag auch sehr artige Schwenkungen und Flugspiele auszuführen, aber nicht gegen heftige Winde und Stürme anzukämpfen, sondern verunglückt dann leicht, weil sie die im Verhältnis zu dem kleinen Körper geradezu riesenhaften Schwingen ordentlich zu beherrschen nicht die nötige Kraft in den zu schwach entwickelten Brustmuskeln besitzt. Der Schnabel wird im Fluge, der übrigens zu reißender Schnelligkeit gesteigert werden kann, gewöhnlich nach abwärts gerichtet. Der Gang ist ein ängstliches Trippeln in kleinen Schrittchen und nur auf ganz kurze Strecken möglich. Im Stehen wird der Rumpf wagerecht gehalten, die Brust etwas gesenkt und der Hals stark eingezogen, während die langen Flügel sich hoch über dem Schwanze kreuzen. Auf festem Lande läßt sich diese Seeschwalbe nicht gern zum Ausruhen nieder, viel lieber auf Inselchen, im Wasser schwimmenden Rohrstrünken oder Nymphaea-Blättern oder auf aus ihm hervorragenden Steinen und Pfählen. Bei heiterem Himmel ist sie stets munter, fröhlich, ruhelos und guter Dinge, während anhaltend trübes und regnerisches Wetter sie sehr verstimmt und zu unfreiwilliger Unthätigkeit verdammt. Vom Schwimmen versteht sie nicht viel und entschließt sich dazu auch nur im Notfall. Sie muß in jeder Beziehung als ein sanftes und liebenswürdiges Geschöpf bezeichnet werden, das mit allen anderen gefiederten Sumpfbewohnern im tiefsten Frieden lebt, wenngleich sie sich keinem derselben irgendwie anschließt und nur mit den beiden folgenden Arten unter Umständen Gemeinschaft pflegt. Mit den über dem Wasser nach Mücken jagenden Schwalben haben sie bisweilen harmlose Neckereien. Unter sich sind sie sehr gesellig, und die Mitglieder der einzelnen Vereinigungen hängen auf das innigste aneinander, wie sie auch alles Wichtige gemeinsam ausführen. Gemeinsam greifen sie mit Geschrei die sich ihren Brutansiedlungen nähernde Krähe oder Weihe an, jagen sie in die Flucht und verfolgen sie weithin, gemeinsam nehmen sie aber auch vor einem stärkeren Gegner Reißaus und suchen in aller Stille ihm die Lufthöhe

abzugewinnen, wo er ihnen dann wenig mehr anhaben kann. Schießt man eine herab, so kommen die anderen mit kläglichem Geschrei herbei und umflattern die Getroffene, so daß man noch mehrmals laden und schießen kann, bis sie endlich die Flucht ergreifen. Wo sie sich gehegt wissen, sind sie recht harmlos und zutraulich, werden aber rasch scheu und vorsichtig, wenn sie öfters Verfolgungen erleiden mußten. Außer einem langgezogenen „Kliiä“ hört man von ihnen noch ein kurzes, fast wimmerndes „Gick, gick“ und ein girrendes „Kirrr.“

Einzeln nistende Pärchen der Trauerseeschwalbe trifft man nur höchst selten an, denn gewöhnlich brüten diese Vögel in mehr oder minder umfangreichen, stets aber dicht gedrängten Kolonien. Die Nester, welche einen wirren Haufen von Rohrstengeln, Schilfblättern, Binsen u. s. w. darstellen und nie eine Spur von künstlerischem Ausbau zeigen, stehen an den unzugänglichsten Stellen im Sumpfe, am liebsten auf schwimmendem Pflanzenwust, nicht selten auf starken Nymphaea-Blättern. Erst Anfang Juni findet man die gewöhnlich aus 3 Eiern bestehenden Gelege, welche 14—16 Tage lang bebrütet werden, worauf es noch eben so lange dauert, bis die Jungen flatternd das Nest verlassen, die aber noch bis zum Wegzuge mit wimmerndem Geschrei beide Eltern unablässig um Futter anbetteln. Beide Gatten brüten, und beide vergessen in mutvoller Verteidigung der geliebten Nachkommenschaft die ihnen sonst eigene Ängstlichkeit und Schüchternheit. Die Eier sind stark bauchig und haben einen ölbräunlichen, -grünlichen oder -gelblichen Untergrund, auf dem braungraue, und darüber schwarzbraune oder dunkel rotbraune Flecken stehen. Plötzlich eintretende Veränderungen im Wasserstande richten viele Bruten zu Grunde, andere fallen den Weihen, Raben, Krähen und Wasserratten zur Beute, während die alten Vögel am Hühnerhabicht und an den großen Falkenarten schlimme Feinde haben.

Wasserinsekten und deren Larven bilden die hauptsächlichste Nahrung der Trauerseeschwalbe, und so lange ihr diese zur Verfügung stehen, nimmt sie kaum etwas anderes. Sie bemächtigt sich ihrer auf die schon oben beschriebene Weise oder schnappt auch im Vorüberfliegen die an den Schilfblättern und Rohrstengeln sitzenden weg, während sie im Fluge keine jagt.

Auch Landinsekten und Regenwürmer nimmt sie von nassen Wiesen auf, indem sie sich auf einen Augenblick neben dem Beutetier niederläßt, dasselbe rasch mit dem Schnabel ergreift und nun sofort wieder auffliegt. Nur im Notfall nimmt sie auch zu Kaulquappen, kleinen Fröschchen und winzigen Fischchen vorübergehend ihre Zuflucht; letztere vermag sie übrigens nur dann zu erhaschen, wenn sie sich in seichte Tümpel oder Pfützen verirrten, wo sie meist ohnehin verloren sind. Für die Fischerei ist also diese liebliche Seeschwalbe, deren ästhetischer Wert für öde Sumpfgegenden auch nicht zu gering angeschlagen werden darf, ganz unschädlich und wird uns in vieler Hinsicht durch Vertilgen schädlicher Insekten und lästigen Ungeziefers nützlich, weshalb sie seitens aller vernünftig denkenden Landwirte und Teichbesitzer die strengste Schonung verdient, und ihre keine Schwierigkeiten bietende Jagd durch nichts zu rechtfertigen ist. Die Eier sind zwar an sich wohlschmeckend, aber zu klein, als daß sie für Küchenzwecke in Betracht kommen könnten. In dem vogelmörderischen Italien werden diese Seeschwalben leider ebenfalls massenhaft auf eigenen Herden gefangen. Die fetten Herbstjungen kommen in gerupftem Zustande mit abgehackten Flügeln eingesalzen als Eßware auf den Markt, während den dazu zu zähen Alten große und kleine tierquälerische Buben einen Faden um den Fuß binden und sie so fliegen lassen, bis der arme Vogel unter entsetzlichen Schmerzen bei dieser „Belustigung" zu grunde gegangen ist.

Die Weißflügelseeschwalbe (Hydrochelidon leucoptera [*Schinz*].

Freßgier, Futterneid und eine nicht geringe Neugierde sind Eigenschaften, die allen Seeschwalben eigentümlich sind und nicht selten zu ihrem Verderben führen. Als ich zum ersten Male die vogelreichen Sümpfe des Südostens besuchte, war es namentlich auch die prächtige und mir bis dahin noch unbekannte Weißflügelseeschwalbe, welche die größte Anziehungskraft auf mich ausübte und den Wunsch in mir rege machte, sie für meine Sammlung zu besitzen. Aber das wollte anfangs gar

nicht gelingen, indem sich diese ruhelosen Vögel ganz gegen Erwarten recht scheu zeigten. Endlich fiel mir ein alter Jägerkniff ein. Ich warf, als gerade wieder ein Schwarm unweit meines Standortes sein unterhaltendes Gaukelspiel in den Lüften trieb, mein Taschentuch in die Höhe, worauf sofort eine der neugierigen Seeschwalben herbei gestrichen kam und auch glücklich heruntergeschossen wurde. Damit war der Bann gebrochen, denn nun erschien der ganze Schwarm auf dem Platze, welcher glauben mochte, der herabtaumelnde Kamerad habe eine besonders nahrungsreiche Stelle gefunden, und ich konnte mit leichter Mühe so viele erlegen, als ich im Interesse meiner Sammlung und meiner wissenschaftlichen Studien verantworten konnte, ohne zum Massenmörder zu werden. Man kann diese Jagdmethode bei allen Seeschwalben und bei vielen Mövenarten (besonders bei L. minutus) mit mehr oder weniger Erfolg anwenden, da sie eben die erwähnten Eigenschaften alle in größerem oder geringerem Grade besitzen.

Leucoptera hat einen schwarzen Schnabel und rote Füße, was man beachten wolle, weil die 3 Arten dieser Gruppe sich sonst sehr ähnlich sind und leicht mit einander verwechselt werden. Der Rumpf ist nur so groß wie der einer Haubenlerche. Beim Hochzeitskleide sind der ganze Kopf, Hals, Nacken, Oberrücken, Unterseite und Flanken schwarz, letztere in der Regel mit einigen weißen Federrändchen. Die Ober- und Unterschwanzdeckfedern sowie die Steuerfedern haben rein weiße Schäfte und Fahnen. Die Unterflügeldecken sind schwarz, der Flügelbug dagegen weiß. Die kleinen Schwingen sind düster blaugrau; die Schäfte der großen weiß, nur in der Spitze grau, ihre Fahnen silbergrauschwarz mit einer lichteren Innenpartie. Schultern weiß. Die Weibchen sehen ebenso aus, haben aber einen weißen Kinnfleck. Im Winterkleide ist die ganze Stirn sowie das Gesicht und die gesamte Unterseite nebst dem Schwanze weiß, der Mantel hell aschgrau. In der Ohrgegend, vor den Augen und am Unterarm stehen schwarzgraue Flecken. Oberkopf und Nacken bleiben schwarzgrau. Das Jugendkleid ist durch die hell rostfarbenen Federkanten auf dem braunschwarzen Rücken ausgezeichnet. Schultern und Schwanzfedern sind hell aschgrau mit mehr ins Bräunliche fallenden Endkanten.

Diese Art ist für Deutschland eine Seltenheit, aber doch schon brütend bei uns gefunden worden und kommt am häufigsten auf geeigneten Binnengewässern des Südens unseres Vaterlandes vor. Im allgemeinen ist sie weiter im Südosten zu Hause, schon in Ungarn häufig, in der Herzegowina, Bulgarien, Dobrudscha und Südrußland gemein. Sie ist aber selbst für

diese südlichen Gegenden einer der weichlichsten Zugvögel und bewohnt daselbst ganz nach Art ihrer Verwandten Sümpfe und Moräste mit reichem Wasserpflanzenwuchs sowie schlammige Teiche von ähnlicher Beschaffenheit. Nicht nur in ihrem Äußeren, sondern auch in allen ihren Stellungen, Bewegungen und Lebensgewohnheiten, kurz, in ihrer ganzen Naturgeschichte, hat sie mit der Trauerseeschwalbe die größte Ähnlichkeit, so daß ich nur auf diese zu verweisen brauche. Sie ist aber aus der Hydrochelidon-Gruppe entschieden die schönste, anmutigste, liebenswürdigste und sanfteste Art. Die Eier, an Zahl gewöhnlich 3, sind etwas kleiner wie die von nigra und meist etwas kreiselförmiger, denselben aber sonst sehr ähnlich. Die obere Fleckung ist oft etwas dunkler, manchmal ganz schwarz, und hat eine stärkere Neigung, in Tüpfel und Kritzel überzugehen. Der laute Lockruf klingt schnarrend und wird gewöhnlich mit „Cherrr" übersetzt.

Die Weißbartseeschwalbe (Hydrochelidon hybrida [*Pall.*])

(= Sterna leucopareia *Naum.*)

Wenn wir aufmerksam die Geschichte der europäischen Ornithologie überblicken — übrigens ein hochinteressantes, aber noch viel zu wenig bebautes Kapitel —, so wird sich uns bald die Wahrnehmung aufdrängen, daß Landgeistliche in derselben von jeher eine bedeutsame Rolle gespielt haben. Die Namen eines Chr. L. Brehm, eines Thienemann, eines Blasius, Hanf und mancher anderer sind mit goldenen Lettern im Buche der ornithologischen Forschung verzeichnet. Bietet doch diesen Herren ihr Stand neben der nötigen Muße auch die denkbar beste Gelegenheit zu einer erfolgreichen Thätigkeit auf dem Gebiete der Ornithologie, und womit könnte wohl ein gebildeter und für ideale Zwecke empfänglicher Mann seine freien Stunden edler, besser und würdiger ausfüllen als mit dem Studium der Naturwissenschaften? Zu denen, die dies mit glänzendem Erfolge gethan und ihren Namen dadurch unsterblich gemacht haben, gehört auch der bayrische Pfarrer

Jäckel, der sich um die Ornithologie seiner engeren Heimat nicht hoch genug zu schätzende Verdienste erworben hat. Er war es auch, der die schöne weißbärtige Seeschwalbe, die sonst in Deutschland recht selten ist, zuerst als einen Brutvogel der mittelfränkischen Teiche feststellte und bekannt machte.

Dieselbe hat einen roten Schnabel (mit schwärzlicher Firstenspitze) und rote Füße, bei den Jungen beides mit einem Anhauch von Bräunlich. Das Auge ist dunkelbraun, das Lid weiß, bei alten Vögeln oben schwarz. Im Sommerkleide ist der ganze Oberkopf bis an den Nacken hinein schwarz, die Gesichtsseiten, die dadurch ein schnurrbartförmiges Ansehen erhalten, Kinn und Kehle dagegen weiß; Oberbrust dunkel aschgrau; Bauch und Flanken grauschwarz; Unterschwanzdecken weiß; Oberschwanzdecken blaugrau, ebenso der ganze Rücken und Mantel. Die Steuerfedern sind eine Nuance heller und haben weißliche Ränder. Unterflügeldecken und Flügelbug weiß; Schultern und kleine Schwingen licht blaugrau; die großen Schwingen haben weiße Innenpartien und sind fast bis zur Spitze weißschäftig; ihre Außenfahnen sind von der 2. ab licht silbergrau, die Innenfahnen schwarzgrau; welche Farbe bei der 1. auch die Außenfahne zeigt. Die Weibchen sind äußerlich kaum zu unterscheiden. Diese Art ist die größte ihrer Gattung, denn ihr Rumpf kommt dem einer starken Amsel gleich. Im Winter wird die ganze Unterseite nebst Stirn und Vorderkopf rein weiß, und nur dem Hinterkopf verbleibt seine schwärzliche Platte. Im Jugendkleide ist der Mantel braun mit isabellfarbigen Federkanten, die Stirn weiß, der Scheitel schwarz, der Flügel bläulichgrau mit rostgelbem Anflug, der Schwanz hellgrau mit ebensolchen bleifarbenen Spitzen und Flecken.

Die Weißbartseeschwalbe, auch bleigraue oder Schnurrbartseeschwalbe genannt, zählt in unserem Vaterlande gleichfalls zu den ornithologischen Seltenheiten, findet sich noch am ehesten im Süden, ist aber auch schon in Schleswig angetroffen worden. In Ungarn, namentlich im südlichen, tritt sie schon zahlreich auf, noch mehr in der Dobrudscha, in Kleinasien und Egypten, so daß sie ebenfalls ihr Verbreitungscentrum südöstlich von uns zu haben scheint. Sie bevorzugt dieselben Lokalitäten wie ihre Verwandten, findet sich aber auch an größeren und offeneren Teichen und Seen, wenn dieselbe nur stille, in Sumpf und Morast auslaufende Winkel haben. Sie erscheint Ende April an ihren Brutplätzen und verläßt dieselben bereits wieder im August. Ihr Flug ist bedächtiger wie bei den beiden vorhergehenden Arten, aber ebenso gewandt. Ihr Nest steht höher, oft auf Weidenbüschen oder Kopfweiden. Die Eier sind etwas größer wie die von nigra, und ihre Fleckung ist am stumpfen Ende stärker ausgeprägt und mehr kranzartig angehäuft. Bei

ihrer bedeutenderen Größe und beträchtlicheren Stärke macht sie auch schon auf größere Tiere Jagd und verfolgt namentlich junge Frösche sehr häufig und geschickt. „Ihre Stimme“, sagt Friderich, „ist ein schnarrendes, nicht allzu lautes „schräb“, in der Aufregung „skirerrerk“, rufend „skrie“, der gewöhnliche Lockton ein rauhes „skrie“, vor den Jungen ein girrendes „skirre.“ Die Jungen piepen.“

Die Zwergseeschwalbe (Sterna minuta [*L.*]).

Tafel XI, Figur 1.

Mit unserer kleinsten und zierlichsten Seeschwalbenart, der Zwergseeschwalbe, zusammenzutreffen, hat mir in Deutschland nie recht gelingen wollen, obschon ich mir viel Mühe deshalb gab, und sie ja auch stellenweise gar nicht selten ist. Im Sommer 1896 aber wurde ich auf ganz unvermutete Weise tief in Asien am Seraffchan mit ihr bekannt, wo ich dies gar nicht erwartet hatte und deshalb im ersten Augenblicke auch gar nicht wußte, was ich aus den über dem Spiegel des Flusses jagenden Vögeln machen sollte. Um alle Zweifel zu beendigen, schoß ich einen der mir rätselhaft erscheinenden Vögel herunter, der aber leider mitten in den sehr breiten und ungemein reißenden Strom fiel. Mein braver bucharischer Leib- und Magenkoch aber, überhaupt ein sehr wackerer und anstelliger Bursche, hatte schon die ganze Zeit mit dem Jagdeifer eines mühsam zurück gehaltenen Vorstehhundes hinter mir gestanden und nun kaum die Situation überblickt, als er auch schon sein Obergewand abwarf und sich nun kopfüber von dem steilen Lehmufer herab in die gurgelnden Wirbel des Flusses stürzte. Der wackere Schwimmer mußte hart gegen diese ankämpfen, aber es gelang ihm doch, den rasch forttreibenden Vogel zu erreichen und mir denselben triefend vor Nässe und klappernd vor Kälte, aber mit freudestrahlendem Gesichte regelrecht zu apportieren. Mit einiger Enttäuschung erkannte ich in dem so mühsam erbeuteten Vogel eine ganz gewöhnliche Zwergseeschwalbe; später traf ich dieselbe übrigens auch bei meinem Wohnorte Rossitten an.

Diese Seeschwalbe hat den Schnabel und die Füße im Alter gelb und in der Jugend fleischfarbig, ersteren mit schwärzlicher Spitze. Die

Iris ist dunkelbraun, die Rumpfgröße nicht beträchtlicher wie die einer Lerche. Die Geschlechter erscheinen ziemlich gleich gefärbt. Im Sommerkleide zieht sich von der Wurzel des Oberschnabels an jederseits ein schwarzer Streifen über das Auge und vereinigt sich dann mit dem Schwarz, welches Oberkopf, Scheitel und Nacken bedeckt. Die dazwischen liegende Gesichtspartie sowie die Vorderstirn sind weiß. Dieselbe Farbe zeigen ferner die ganze Unterseite, die Weichen und die Unterflügeldeckfedern. Bürzel und Schwanz erscheinen ebenso, aber schwach bläulich überlaufen, der letztere wenigstens in der Mitte. Rücken, Mantel und die kleinen Schwingen sind graublau. Von den großen Schwingen haben die ersten 3 schwarze Schäfte und grauschwarze Federstrahlen, und nur die Innenfahnen sind wurzelwärts mit einem breiten weißen Außenstreifen versehen; die nächsten Schwingen sind silbergrau mit grauen Schäften. Im Winterkleide erstreckt sich das dann intensivere Bläulichgrau des Mantels auch über den Bürzel und die beiden mittelsten Steuerfedern. Im Jugendkleide steht vor und hinter dem Auge ein schwärzlicher Fleck. Die Stirn ist gelblichweiß, Scheitel und Nacken gelbbräunlich, die übrige Oberseite bräunlichgelb, die Unterseite rein weiß; der weiße Schwanz hat grauliche Säume und gelbliche Spitzen. Die Dunenjungen sind auf der Unterseite weiß, auf der Oberseite blaß bräunlichgelbgrau mit dunkleren Flecken auf Kopf und Rücken.

Die Zwergseeschwalbe, auch kleines Fischerlein, kleine Fisch- und Schwalbenmöve genannt, bewohnt über die ganze Erde hinweg den Gürtel zwischen dem 24. und 58. Breitengrade, scheint aber vielen lokalen Abweichungen unterworfen zu sein, die indessen noch eines genaueren Studiums harren. In Deutschland ist ihre Verbreitung eine sprungweise und inselartige; doch zählt sie in vielen Gebieten von Rhein, Elbe und Oder sowie in manchen Strichen Schleswig-Holsteins, Pommerns und Mecklenburgs zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Sie ist ein ausgesprochener Sommervogel und kommt von all unseren gefiederten Lieblingen mit am spätesten an, gewöhnlich erst im zweiten Drittel des Mai, um sofort nach beendeter Brut Ende Juli oder Anfang August schon wieder zu verschwinden. Weit wandert sie aber nicht, höchstens bis Nordafrika, und auch nur in kleinen Etappen, wenigstens im Herbste, wobei sie dem Laufe der Ströme und Flüsse zu folgen scheint. Sie bildet dabei niemals so große Gesellschaften wie ihre Verwandten, sondern reist immer nur in kleinen Trupps und zwar sowohl bei Tage wie bei Nacht und gewöhnlich hoch in der Luft. Von ihren ständigen Aufenthaltsplätzen verlangt sie vor allem Sand- oder Kiesbänke sowie klares und seichtes Wasser, während ihr alles übrige ziemlich gleichgültig ist, so die

Beschaffenheit der Umgebung, und sie sich sogar oft in der Nähe des Menschen ansiedelt, obwohl sie sonst einen ausgesprochenen Hang zur Einsamkeit besitzt. Sie bewohnt demzufolge hauptsächlich die Kiesbänke unserer Ströme und Flüsse, seltener sandige Landzungen oder Inselchen am Meeresgestade. In Sümpfen und Morästen findet sie sich ebenso wenig wie an felsigen Küsten oder tiefen, schlammigen Flüssen.

Die Zwergseeschwalbe ist nicht nur die kleinste, sondern auch die flinkste und behendeste ihrer Gattung. Sie ist ewig in Bewegung, quecksilbern und ruhelos durch und durch, und man muß das durch seine zarten und duftigen Farben ohnehin schon so reizvolle Geschöpfchen bei fortgesetzter Beobachtung immer lieber gewinnen. Ihr Flug ist herrlich, und sie vermag ebensowohl in Schraubenlinien zu schweben wie Zickzackwendungen zu vollführen oder sich jählings aufs Wasser herabzustürzen. Der trippelnde Gang ist freilich unbeholfen und wenig ausdauernd, entbehrt aber trotzdem ebenso wenig der Anmut wie irgend eine andere Bewegung dieses niedlichen Vogels. Er gleicht in allen denselben seinen Verwandten, nur daß bei ihm alles leichter und zierlicher erscheint. Unter den Sinnen steht wohl das Gesicht obenan. „Ihre Sehkraft“, sagt Naumann, „muß ungemein groß sein, denn sie fliegt beim Aufsuchen ihrer Nahrung nicht immer niedrig, nicht leicht unter 10 Fuß, häufig aber dreimal so hoch, hält augenblicklich inne, wo ihr scharfer Blick etwas entdeckt, flattert oder rüttelt an derselben Stelle bleibend, bis sich ein Geschöpfchen ihrem Stoße darbietet, und stürzt dann mit angelegten Flügeln blitzschnell wie ein fallender Stein aufs Wasser, ohne jedoch gänzlich einzutauchen; sie stößt selten fehl und verschluckt die Beute, sobald sie sich aus dem Wasser in die Luft erhoben hat.“ Ihr Geselligkeitstrieb ist weniger ausgeprägt wie bei den anderen Arten dieser Gattung, indem sie immer nur kleine Brutvereinigungen und auch auf dem Zuge nie sehr große Schwärme bildet. Desto inniger hängen die Mitglieder einer solchen Vereinigung zusammen und begrüßen sich bei zufälligen Begegnungen gelegentlich ihrer Jagden mit fröhlichem Geschrei. Aus der Gesellschaft ihrer Verwandten machen sie sich gar nichts, obwohl sie oft aus Zufall oder Raummangel mit der Flußseeschwalbe auf einer und derselben Insel brüten. Dagegen bekunden sie eine gewisse

Zuneigung zu den See- und noch mehr zu den Flußregenpfeifern, mit denen sie ja die Vorliebe für gewisse Terrainverhältnisse teilen. Neben ihrer Lebendigkeit und Fröhlichkeit treten eine gewisse Verschmitztheit und große Necklust als die Grundzüge ihres Wesens hervor. Bei aller scheinbaren Harmlosigkeit sind sie dem Menschen gegenüber doch stets wohl auf ihrer Hut, wie man überhaupt nicht umhin kann, sie als kluge Vögel zu bezeichnen. Das allen Seeschwalben eigentümliche „Kriä" kommt auch ihnen zu, klingt aber wenig kreischend und unangenehm, wie überhaupt ihre Stimme der mannichfaltigsten Modulationen fähig ist. Als Lockton lassen sie ein scharfes, hohes „Kreck kreck" hören.

Ein eigentliches Nest bauen die Zwergseeschwalben, welche in der Regel schon gepaart bei uns eintreffen, nicht, sondern legen ihre 3 (seltener 2) Eier Ende Mai ohne jede weitere Unterlage in eine flache Mulde des Sand- oder Kiesbodens, wobei sie kleine Brutkolonien bilden. Auch das Brüten selbst machen sie sich insofern bequem, als sie es zum Teil der lieben Sonne überlassen und nur an kühlen, trüben und regnerischen Tagen fest und anhaltend auf den Eiern sitzen. Sonst aber teilen sich beide Gatten redlich in die Sorgen für ihre Nachkommenschaft. Nach 14—15tägiger Bebrütung schlüpfen die Jungen aus, sitzen noch 17—19 Tage lang im Neste, flattern darauf ziemlich unbeholfen herum und werden währenddem von den Alten nach Schwalbenart im Fluge gefüttert. Die Eier sind bauchig, haben eine zarte, glanzlose Schale und sind auf hell rostgelbem Grunde zu unterst mit hell aschgrauen und violetten, darüber mit dunkelbraunen Schnörkeln, Punkten und Flecken gezeichnet.

Trotz ihrer Kleinheit ist die Zwergseeschwalbe ein ihre Beute durch Stoßtauchen erlangender Fischräuber, der aber naturgemäß nur winzige und für den menschlichen Haushalt meist bedeutungslose Fischchen, wie Groppen und Ukeleie, wegfängt, weshalb der fanatische Haß, mit dem sie von unseren Fischern namentlich an ihren Brutplätzen verfolgt wird, wenig gerechtfertigt erscheint, zumal sie andererseits durch Vertilgen vieler der Fischzucht schädlicher Insekten und namentlich deren Larven auch wieder Nutzen stiftet und überall die von ihr bewohnten Gegenden auf das anmutigste zu beleben weiß. Am

Meere ernährt sie sich auch vielfach von Krabben und deren Brut. Ursprünglich harmlosen Naturells weicht sie doch dem Menschen da, wo sie sich wiederholt behelligt sah, vorsichtig aus und ist dann nicht eben leicht zu schießen. Für die Gefangenschaft eignet sie sich leider nicht. Trotz ihrer Fluggewandtheit fällt sie oft dem flinken Baumfalken zur Beute.

Die Küstenseeschwalbe (Sterna macrura *Naum.*).

Als ich s. Zt. aus den vogelarmen Waldbergen Hessens nach dem Strande der Kurischen Nehrung übersiedelte, hoffte ich, u. a. auch neben vielen anderen mir bis dahin unbekannten Erscheinungen aus der Vogelwelt die Küstenseeschwalbe dort anzutreffen. In dieser Erwartung sah ich mich aber getäuscht. Jahr auf Jahr verging, und Zugperiode um Zugperiode strich vorüber, ohne daß mein Wunsch in Erfüllung ging. Endlich aber wurde mir doch von einem befreundeten Apotheker aus Memel ein bei dieser Stadt erlegtes Exemplar zugesendet.

Von Unkundigen wird die Küstenmeerschwalbe gewöhnlich mit der sehr ähnlichen Flußseeschwalbe verwechselt, von der sie sich aber namentlich durch ihren gänzlich roten und keine schwarze Spitze aufweisenden Schnabel unterscheidet. Auch die kleinen Füße sind rot; die Iris dunkelbraun. Die Länge beträgt ca. 38, die Flugbreite ca. 77 cm. Die Geschlechter sind im wesentlichen gleich gefärbt. Die Zeichnung stimmt in allen Altersstadien so sehr mit derjenigen von St. hirundo überein, daß ich auf die bei dieser gegebene Beschreibung verweisen kann. Der jüngere Brehm charakterisiert die geringfügigen vorhandenen Unterschiede folgendermaßen: „Sie unterscheidet sich durch die geringere Größe, den kürzeren und stärkeren Schnabel, die niedrigeren und kleineren Füße, den viel tiefer gegabelten und längeren Schwanz, den schmaleren, dunkleren Streifen auf der Innenfahne der ersten Schwinge, die bläulichgraue Färbung der Unterseite und den einfach korallenroten Schnabel, im Jugendkleide aber durch die aus Wellenlinien und Mondflecken bestehende, sehr dunkle Zeichnung des Mantels.“

Sie heißt auch nordische oder silbergraue Seeschwalbe sowie Böspicker und ist die nordische Vertreterin ihrer artenreichen Familie, indem sie auf beiden Hemisphären bis über den Polarkreis hinausgeht und noch in Grönland, Baffinsbai, Spitzbergen, Kamtschatschka und am ganzen Nordrande Sibiriens

vorkommt. Gemein ist sie in Island und in Dänemark, recht häufig auch an unseren Nordsee- und den russischen Ostseeküsten. Ende April-Anfang Mai und Ende August-Anfang September sind ihre Zugzeiten, wo sie des Nachts sehr hoch und in sehr zahlreichen Gesellschaften mit großem Geschrei einherzieht, sich aber dabei immer an die Meeresküsten hält und deshalb im Binnenlande nur zufällig, einzeln und selten erscheint. Ihren Namen führt sie mit Fug und Recht, denn sie bindet sich in ihrem Vorkommen streng an den Seestrand, bewohnt zwar gern auch noch die hinter demselben gelegenen brackigen Gewässer, geht aber nie tief ins Binnenland hinein. Als Wohnorte bevorzugt sie flache, schlammige Küsten mit Schlickbildung und kurzem Pflanzenwuchs, ohne jedoch felsigen und sandigen Gestaden vollständig zu fehlen.

Aus ihrer Biologie wäre hervorzuheben, daß sie im Stehen und Laufen ganz den anderen Arten gleicht, sich aber namentlich bei stürmischem Wetter öfter als diese an windgeschützten Stellen zum Ausruhen auf dem Erdboden niederläßt. Vom Schwimmen ist sie kein Freund; doch sah v. Loewis fluglahm geschossene Exemplare leidlich schwimmen und in der Todesangst ziemlich rasch dahinrudern. Der Flug hat etwas Gemütliches, Bedächtiges und scheinbar Langsames, ohne jedoch in Wirklichkeit dem anderer Seeschwalben nachzustehen. Heftigen Winden vermag auch sie nicht die Spitze zu bieten, verzieht sich dann vom Strande und streicht lieber auf der geschützteren Binnenseite der Dünen und Deiche umher. Ihr sanfter, fröhlicher Charakter ist sympathischer wie der der Flußseeschwalbe, und in geistiger Beziehung zeigt sie sich derselben entschieden überlegen. Außerordentlich gesellig und für eine Seeschwalbe auch recht verträglich bildet sie an den Brutplätzen sowohl wie auf dem Zuge sehr umfangreiche Gesellschaften, zeigt dabei für die eigene Verwandtschaft zwar mehr Ab- als Zuneigung, mischt sich dafür aber gern unter anderes Strandgeflügel wie Strandläufer, Regenpfeifer, Avosetten, Rotschenkel, Austernfischer und zur Not auch Möven und brütet auch in buntem Durcheinander mitten zwischen diesem vielgestaltigen Gewimmel. Neugierig sind sie im höchsten Grade, dabei auch ungemein zutraulich, sofern sie nicht schon durch schlimme Erfahrungen gewitzigt wurden. Sitzend lassen sie sich aber nicht

gern ankommen, während sie am Brutplatze tollkühn auf Hunde und Menschen sogar stoßen. Die dieser Art eigentümliche Stimme ist ein sanftes, klagendes „Krier.“ Ferner lassen sie ähnlich wie hirundo ein rauhes „Krreäh“ hören. Angenehmer klingt ein leises „Ki ki ki kieh krieh“, mit dem sie sich gegenseitig bei Begegnungen begrüßen.

Direkt am Seestrande brütet diese Seeschwalbe immer nur in großen Kolonien, während man weiter binnenwärts an brackigen Gewässern auch bisweilen ganz kleine Vereinigungen antrifft. Die Niststellen befinden sich stets auf kurz berastem oder hartem, kiesigem Terrain und sind bisweilen nur wenige Schritte von der Flutmarke des Meeres entfernt. Ende Mai legt sie in eine nackte oder dürftig mit ein paar Rasenhalmen ausgestattete Vertiefung 2—3 bauchige Eier, die in Größe, Form und Färbung zu den veränderlichsten in der ganzen Vogelwelt gehören. Im allgemeinen sind sie auf mehr oder minder olivenfarbenem Grunde mit dunkelgrauen Schalen- und schwarzbraunen Zeichnungsflecken und Klecksen versehen. Sie werden 15—16 Tage lang von beiden Gatten bebrütet, wobei sie anhaltender sitzen wie andere Seeschwalben, namentlich das Weibchen bei kühlem Wetter, das dann von seinem Männchen fleißig gefüttert wird. Die Jungen verlassen schon nach einem Tage das Nest und wissen sich zwischen Tang, Steinen und Muschelhaufen geschickt zu verbergen, ja sogar bis zum halben Leibe in den Sand einzuwühlen. Die alten Vögel zeigen sich äußerst besorgt um ihre Nachkommenschaft und sind Gefahren gegenüber derselben zuliebe von einer wahren Tollkühnheit. Im hohen Norden, wo sie vom Menschen wenig gestört werden, sind sie am Brutplatze demselben gegenüber ganz arglos. Faber fand sie am Myvatn so zahm, daß ganze Haufen ruhig auf ihren Eiern liegen blieben, während die Einwohner wenige Schritte von ihnen bei einem großen Feuer und unter lautem Getümmel mit Waschen beschäftigt waren. Raben, Krähen, Weihen und Raubmöven stellen den Bruten nach, werden aber oft von den mutigen Seeschwalben gemeinsam und mit großer Heftigkeit angegriffen und dann gewöhnlich in die Flucht geschlagen.

Der Mensch betreibt an vielen Orten das Einsammeln der schmackhaften Eier planmäßig, und wenn dies in der

nötigen rationellen Weise geschieht, so schadet es dem Bestande der Vögel weiter nicht, die uns also dadurch indirekt recht nützlich werden können. Auch die halb flüggen Jungen werden besonders im Norden gern verspeist, während das Wildpret der alten Vögel als ungenießbar gilt. Die Jagd bietet namentlich ihrer Neugier wegen keine Schwierigkeiten, obschon diese Seeschwalben durch vieles Schießen zuletzt auch kopfscheu werden. Kleine Fische, insbesondere Seestichlinge, Krabben, See- und Regenwürmer sowie die verschiedensten Insekten bilden die Nahrung der Küstenseeschwalbe, welche also in keiner Weise merklichen Schaden verursacht, denn die wertlosen, kleinen Seefischchen kann man ihr schon gönnen.

Die Flußseeschwalbe (Sterna hirundo *L.*).

(= Sterna fluviatilis *Naum.*).

Tafel XI, Figur 2.

Neben der Lachmöve ist die Flußseeschwalbe der charakteristischste gefiederte Bewohner meines heimatlichen Bruches in Rossitten. Aber sie trägt mehr noch als jene zu der Belebung desselben bei. Ehe sie im Frühjahr nicht eingerückt ist, erscheint der Bruch mir nicht comme il faut, mögen die Möven noch so sehr lärmen, Taucher und Enten noch so sehr spektakeln. Es ist unglaublich, wie sehr man sich an das Vorhandensein eines gewissen Vogels in einem bestimmten Landschaftsbilde gewöhnt, wie das letztere sofort den ihm eigenen Charakter, den schönsten Hauch verliert, wenn der erstere verschwand. Rossitten im Sommer ohne Seeschwalben ist für mich einfach nicht denkbar. Sie sind es, die man täglich in gewandtem Fluge über der Dorfstraße gaukeln und das eigene Heim umschweben sieht, die am Haffstrande wie über dem krüppelhaften Walde sich tummeln, die auffsteigend das ganze Bruch in eine Wolke wirbelnder Schneeflocken zu hüllen scheinen, und deren gellendes Geschrei man überall und jederzeit bis zum Ueberdrusse und zur Ohrenpein vernimmt. Mein eigenes, schlichtes Heim hat deshalb auch von den mich in Rossitten besuchenden Ornithologen nolens-volens die Bezeichnung „Villa Sterna“ erhalten.

An Rumpfgröße kommt die Flußseeschwalbe etwa einer starken Turteltaube gleich. Ihr Schnabel ist schön rot mit schwarzer Spitze, die bei jüngeren Individuen mehr ausgedehnt ist. Auch die Füße sind im Alter hochrot, in der Jugend fleischrot. Das Auge hat eine nußbraune Iris. Im Hochzeitskleide sind Oberkopf und Nacken tief schwarz; Unterseite, Unterflügeldecken, Weichen und Bürzel weiß, Flanken und Bauch jedoch mit einem schwachen blaugrauen Anflug; Rücken und Mantel mövenblau. Dieselbe Farbe, aber mehr ins Silbergraue ziehend und mit weißen Rändern und Spitzen weisen auch die kleinen Schwingen auf. Die Schäfte der großen Schwingen sind weiß, an den Spitzen aber grauschwarz. Bei der 1. Schwinge ist die ganze Spitze und Außenfahne schwärzlich silbergrau, auf letzterer am dunkelsten; der übrige Teil der Innenfahne weiß. Bei den folgenden ist das Grün wesentlich lichter, breitet sich aber dafür von der Spitze an mehr aus und bildet insbesondere auch einen Außensaum auf der Innenfahne, so daß das Weiß auf derselben in dreieckiger Form vom Grau eingeschlossen erscheint. Die spießförmig verlängerten Außenfedern des Schwanzes haben weiße Schäfte und Innen- sowie schwärzlich-silbergraue Außenfahnen, die bei den mittleren Schwanzfedern bis auf die weißen Spitzen hell bläulichgrau sind. Die Geschlechter sind ganz gleich gefärbt. Im Winter sind Stirn und Zügel weiß mit schwarzer Fleckung, die Unterseite heller und das Schwarz des Kopfes gelichtet. Das Jugendkleid hat einen rostgelblichen Vorderkopf, und auch die schwarzen Federn des Hinterkopfes besitzen ebenso gefärbte Ränder. Auch der silbergraue Mantel ist rostig gerändert. Der Unterkörper ist ganz weiß. Auf dem Unterarm steht ein schwarzgrauer Streifen. Die Dunenjungen haben blaßgelbe Schnäbel und Füße, einen grauen Vorderhals, eine graue, schwärzlich gefleckte Ober- und eine weiße Unterseite. Die südlich wohnenden Flußseeschwalben scheinen übrigens von den weiter im Norden heimischen ständig etwas verschieden zu sein und wären wohl subspezifisch unter trinärer Benennung als Sterna hirundo fluviatilis abzusondern.

Bei uns in Ostpreußen heißt die Flußseeschwalbe sehr bezeichnend Spießmöve; sonst ist sie auch noch bekannt als kleine Fisch- und Rohrmöve, Schwalbenmöve, Rohrschwalm, Schwarzkopf, Spierer, Schnirring, Tärne, Tänner, Seekrähe, Allenbeck und Krija. Sie darf für die in Deutschland gemeinste Seeschwalbe gelten und kommt fast auf allen unseren Seen und größeren Flüssen wie auch an manchen Teichen und Brüchen sowie auf den friesischen Inseln vor. Von unseren großen Flußsystemen scheint sie am meisten das der Elbe zu bevorzugen. Nach Norden zu geht sie im allgemeinen bis zum 62. Breitengrade aufwärts, nach Süden zu brütet sie noch auf den Kanarischen Inseln und streift auf dem Zuge bis nach Südafrika. In besonders großer Menge nistet sie in der Dobrudscha. Zwischen salzigem und süßem, stehendem und fließendem

nötigen rationellen Weise geschieht, so schadet es dem Bestande der Vögel weiter nicht, die uns also dadurch indirekt recht nützlich werden können. Auch die halb flüggen Jungen werden besonders im Norden gern verspeist, während das Wildpret der alten Vögel als ungenießbar gilt. Die Jagd bietet namentlich ihrer Neugier wegen keine Schwierigkeiten, obschon diese Seeschwalben durch vieles Schießen zuletzt auch kopfscheu werden. Kleine Fische, insbesondere Seestichlinge, Krabben, See- und Regenwürmer sowie die verschiedensten Insekten bilden die Nahrung der Küstenseeschwalbe, welche also in keiner Weise merklichen Schaden verursacht, denn die wertlosen, kleinen Seefischchen kann man ihr schon gönnen.

Die Flußseeschwalbe (Sterna hirundo *L.*).

(= Sterna fluviatilis *Naum.*).

Tafel XI, Figur 2.

Neben der Lachmöve ist die Flußseeschwalbe der charakteristischste gefiederte Bewohner meines heimatlichen Bruches in Rossitten. Aber sie trägt mehr noch als jene zu der Belebung desselben bei. Ehe sie im Frühjahr nicht eingerückt ist, erscheint der Bruch mir nicht comme il faut, mögen die Möven noch so sehr lärmen, Taucher und Enten noch so sehr spektakeln. Es ist unglaublich, wie sehr man sich an das Vorhandensein eines gewissen Vogels in einem bestimmten Landschaftsbilde gewöhnt, wie das letztere sofort den ihm eigenen Charakter, den schönsten Hauch verliert, wenn der erstere verschwand. Rossitten im Sommer ohne Seeschwalben ist für mich einfach nicht denkbar. Sie sind es, die man täglich in gewandtem Fluge über der Dorfstraße gaukeln und das eigene Heim umschweben sieht, die am Haffstrande wie über dem krüppelhaften Walde sich tummeln, die aufsteigend das ganze Bruch in eine Wolke wirbelnder Schneeflocken zu hüllen scheinen, und deren gellendes Geschrei man überall und jederzeit bis zum Ueberdrusse und zur Ohrenpein vernimmt. Mein eigenes, schlichtes Heim hat deshalb auch von den mich in Rossitten besuchenden Ornithologen nolens-volens die Bezeichnung „Villa Sterna“ erhalten.

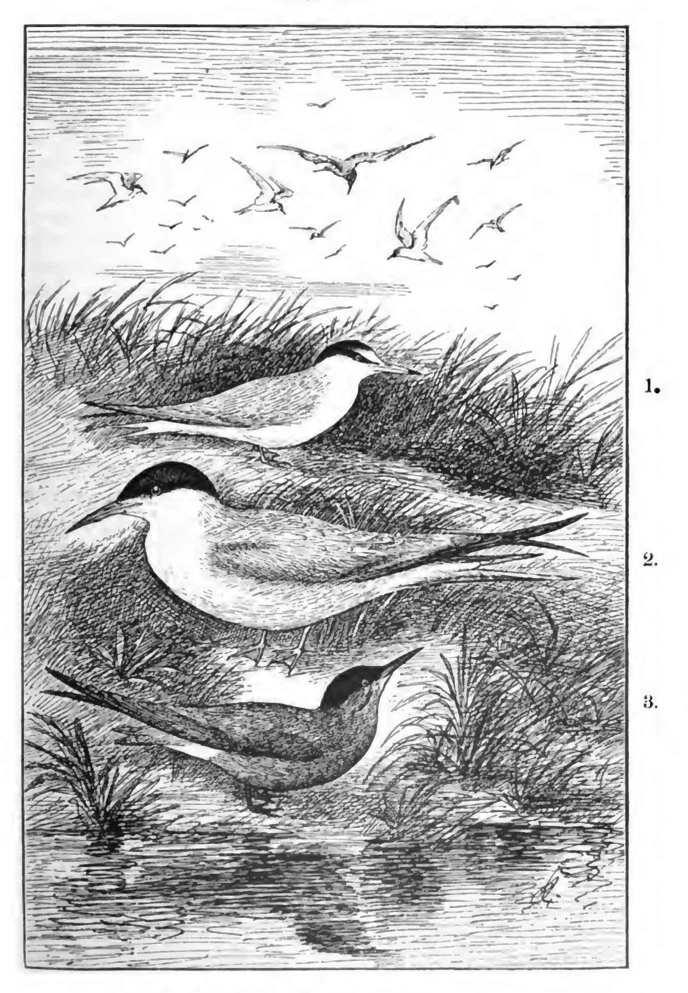
An Rumpfgröße kommt die Flußseeschwalbe etwa einer starken Turteltaube gleich. Ihr Schnabel ist schön rot mit schwarzer Spitze, die bei jüngeren Individuen mehr ausgedehnt ist. Auch die Füße sind im Alter hochrot, in der Jugend fleischrot. Das Auge hat eine nußbraune Iris. Im Hochzeitskleide sind Oberkopf und Nacken tief schwarz; Unterseite, Unterflügeldecken, Weichen und Bürzel weiß, Flanken und Bauch jedoch mit einem schwachen blaugrauen Anflug; Rücken und Mantel mövenblau. Dieselbe Farbe, aber mehr ins Silbergraue ziehend und mit weißen Rändern und Spitzen weisen auch die kleinen Schwingen auf. Die Schäfte der großen Schwingen sind weiß, an den Spitzen aber grauschwarz. Bei der 1. Schwinge ist die ganze Spitze und Außenfahne schwärzlich silbergrau, auf letzterer am dunkelsten; der übrige Teil der Innenfahne weiß. Bei den folgenden ist das Grün wesentlich lichter, breitet sich aber dafür von der Spitze an mehr aus und bildet insbesondere auch einen Außensaum auf der Innenfahne, so daß das Weiß auf derselben in dreieckiger Form vom Grau eingeschlossen erscheint. Die spießförmig verlängerten Außenfedern des Schwanzes haben weiße Schäfte und Innen- sowie schwärzlich-silbergraue Außenfahnen, die bei den mittleren Schwanzfedern bis auf die weißen Spitzen hell bläulichgrau sind. Die Geschlechter sind ganz gleich gefärbt. Im Winter sind Stirn und Zügel weiß mit schwarzer Fleckung, die Unterseite heller und das Schwarz des Kopfes gelichtet. Das Jugendkleid hat einen rostgelblichen Vorderkopf, und auch die schwarzen Federn des Hinterkopfes besitzen ebenso gefärbte Ränder. Auch der silbergraue Mantel ist rostig gerändert. Der Unterkörper ist ganz weiß. Auf dem Unterarm steht ein schwarzgrauer Streifen. Die Dunenjungen haben blaßgelbe Schnäbel und Füße, einen grauen Vorderhals, eine graue, schwärzlich gefleckte Ober- und eine weiße Unterseite. Die südlich wohnenden Flußseeschwalben scheinen übrigens von den weiter im Norden heimischen ständig etwas verschieden zu sein und wären wohl subspezifisch unter trinärer Benennung als Sterna hirundo fluviatilis abzusondern.

Bei uns in Ostpreußen heißt die Flußseeschwalbe sehr bezeichnend Spießmöve; sonst ist sie auch noch bekannt als kleine Fisch- und Rohrmöve, Schwalbenmöve, Rohrschwalm, Schwarzkopf, Spierer, Schnirring, Tärne, Tänner, Seekrähe, Allenbeck und Krija. Sie darf für die in Deutschland gemeinste Seeschwalbe gelten und kommt fast auf allen unseren Seen und größeren Flüssen wie auch an manchen Teichen und Brüchen sowie auf den friesischen Inseln vor. Von unseren großen Flußsystemen scheint sie am meisten das der Elbe zu bevorzugen. Nach Norden zu geht sie im allgemeinen bis zum 62. Breitengrade aufwärts, nach Süden zu brütet sie noch auf den Kanarischen Inseln und streift auf dem Zuge bis nach Südafrika. In besonders großer Menge nistet sie in der Dobrudscha. Zwischen salzigem und süßem, stehendem und fließendem

Wasser macht sie zur Zugzeit gar keinen Unterschied, während sie zur Brutzeit den Binnengewässern den Vorzug giebt, ohne jedoch deshalb dem Meeresstrande zu fehlen. In Rossitten, wo ihnen außer dem erwähnten Bruch auch noch das weite, an kleinen Fischen (Stinten) überreiche Haff zu gebote steht, habe ich während all der Jahre niemals auch nur eine einzige Seeschwalbe am Meeresstrande bemerkt. Sie wandern auf fluviatilen Zugstraßen Ende April bei uns ein und Ende August wieder fort, stets in kleinen Gesellschaften bei Nacht und in hoher Luft, aber immer nur ruckweise mit vielen Unterbrechungen auf geeigneten „Futterstationen". Für die fluviatile Art und Weise ihres Reisens spricht z. B. der Umstand, daß sie auf den Hauptströmen immer früher erscheinen wie auf den Nebenflüssen. Sie bewohnt solche mit weiten, aber seichten Betten, klarem nicht zu schnell fließendem Wasser und nackten Sand- und Kiesinselchen, auf denen sie ihrem Brutgeschäft obliegen kann. Sie versteht sich aber sehr an die Verhältnisse anzupassen, nimmt auch mit ähnlichen stehenden Gewässern, mit Inseln im Meere u. s. w. vorlieb, und unser Rossittener Bruch z. B., wo sie so häufig ist und sich so wohl zu fühlen scheint, bietet eigentlich von all dem erwähnten das gerade Gegenteil: tiefes, trübes, schlammiges, ganz und gar mit Wasserpflanzen durchwuchertes Wasser, keine einzige Sand- oder Kiesbank, dafür viele Stubben, Schilf- und Rohrinselchen. Sie benutzen allerdings das Bruch auch nur ganz ausschließlich zum Brüten und suchen ihre Nahrung lediglich auf dem Haff.

So elegant die fliegende Seeschwalbe aussieht, eine so barocke und unschöne Figur bildet sie im Stehen, wo der Kopf tief eingezogen, die Brust gesenkt und die Flügel säbelförmig über dem etwas nach oben gerichteten Schwanze gekreuzt werden. Regimenterweise in 2—3 Reihen hintereinander habe ich sie so oft ausruhend am Haffstrande auf vorspringenden Halbinselchen sitzen sehen, wobei sie aber die Annäherung eines Menschen nie recht aushalten, sondern immer wieder bei Zeiten in die Höhe steigen. Zu demselben Zwecke lassen sie sich oft auch truppweise auf dem Wasser nieder, wobei der Hinterleib mit den Schwingenspitzen so hoch getragen wird, daß sie dadurch schon von weitem auffallen und sich vor allen anderen

Tafel XI.

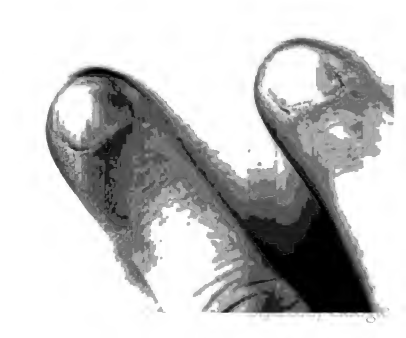


1\.

2\.

3\.

1. Zwergseeschwalbe (Sterna minuta).
2. Flußseeschwalbe (Sterna hirundo).
3. Trauerseeschwalbe (Hydrochelidon fissipes).



Schwimmvögeln auszeichnen. Sonst ist es aber mit ihrer Schwimmkunst nicht weit her, und sie nehmen dazu auch nur in der Not ihre Zuflucht. Der Gang ist ein unbeholfenes Trippeln auf nur wenige Schritte Entfernung hin. Um so mehr ist der ewig rastlose Vogel im Reich der Lüfte zu Hause. Die Schnelligkeit, Kühnheit, Gewandtheit und Vielseitigkeit ihres Fluges setzen wirklich in Erstaunen. Sie vermag ebenso gut pfeilschnell einherzuschießen wie in ruhigen Spiralen ohne Flügelschlag dahinzuschweben und dann wieder die jähesten und unerwartetsten Wendungen zu vollführen. Besonders elegant vollzieht sich mit hoch emporgereckten Schwingen das Aufstehen und Einfallen. Jagend fliegt sie immer mit abwärts gerichtetem Schnabel, fängt an zu flattern und zu rütteln, sobald sie eine Beute erblickt, und läßt sich dann senkrecht wie ein Stein nach derselben herabfallen. Nach dem Menschen stößt sie zwar am Brutplatze, umflattert ihn auch wohl sonst aus Neugier einigemal unter widerwärtigem Geschrei, ist aber sonst doch recht vorsichtig, unter Umständen sogar sehr scheu. Geselligkeit ist ihr im hohen Grade eigen, auch manchen anderen Vögeln gegenüber. Mit den Lachmöven auf dem Rossittener Bruche vertrugen sie sich so gut, daß ich während all der Jahre, wo ich auf der Kurischen Nehrung verweilte, niemals einen Zank zwischen beiden Vögeln bemerkte, die sich im Gegenteile gegenseitig warnten und beistanden, wobei freilich die gewandteren und aufmerksameren Seeschwalben viel mehr Mut bewiesen wie die plumperen Möven. Sie flogen mir oft dicht über den Kopf, um mich mit ihrem Kote zu beschmutzen, oder stießen so bedrohlich nach meinem Gesicht, daß ich den Luftzug ihrer Flügelschläge verspürte und mit dem Flintenlauf oder den Händen nach ihnen schlagen konnte. Meinen Hund griffen sie wiederholt ganz ernsthaft mit grimmigen Schnabelstichen an. Auch untereinander zeigen diese rastlosen Vögel viel Necklust und Raufsucht, wie sie überhaupt in ihrem ganzen Charakter etwas Ungestümes, Heftiges und Jähzorniges haben. Ihre gewöhnliche Stimme ist das bekannte, ohrenzerreißende [illegible]kriiäh"; bei Furcht oder Gefahr schreien sie gedämpfter [illegible]kref."

[illegible]e[illegible]tung findet unter vielem Geflatter auf dem [illegible]asserrande statt, und das Eierlegen beginnt

Schwimmvögeln auszeichnen. Sonst ist es aber mit ihrer Schwimmkunst nicht weit her, und sie nehmen dazu auch nur in der Not ihre Zuflucht. Der Gang ist ein unbeholfenes Trippeln auf nur wenige Schritte Entfernung hin. Um so mehr ist der ewig rastlose Vogel im Reich der Lüfte zu Hause. Die Schnelligkeit, Kühnheit, Gewandtheit und Vielseitigkeit ihres Fluges setzen wirklich in Erstaunen. Sie vermag ebenso gut pfeilschnell einherzuschießen wie in ruhigen Spiralen ohne Flügelschlag dahinzuschweben und dann wieder die jähesten und unerwartetsten Wendungen zu vollführen. Besonders elegant vollzieht sich mit hoch emporgereckten Schwingen das Aufstehen und Einfallen. Jagend fliegt sie immer mit abwärts gerichtetem Schnabel, fängt an zu flattern und zu rütteln, sobald sie eine Beute erblickt, und läßt sich dann senkrecht wie ein Stein nach derselben herabfallen. Nach dem Menschen stößt sie zwar am Brutplatze, umflattert ihn auch wohl sonst aus Neugier einigemal unter widerwärtigem Geschrei, ist aber sonst doch recht vorsichtig, unter Umständen sogar sehr scheu. Geselligkeit ist ihr im hohen Grade eigen, auch manchen anderen Vögeln gegenüber. Mit den Lachmöven auf dem Rossittener Bruche vertrugen sie sich so gut, daß ich während all der Jahre, wo ich auf der Kurischen Nehrung verweilte, niemals einen Zank zwischen beiden Vögeln bemerkte, die sich im Gegenteile gegenseitig warnten und beistanden, wobei freilich die gewandteren und aufmerksameren Seeschwalben viel mehr Mut bewiesen wie die plumperen Möven. Sie flogen mir oft dicht über den Kopf, um mich mit ihrem Kote zu beschmutzen, oder stießen so bedrohlich nach meinem Gesicht, daß ich den Luftzug ihrer Flügelschläge verspürte und mit dem Flintenlauf oder den Händen nach ihnen schlagen konnte. Meinen Hund griffen sie wiederholt ganz ernsthaft mit grimmigen Schnabelstichen an. Auch untereinander zeigen diese rastlosen Vögel viel Necklust und Raufsucht, wie sie überhaupt in ihrem ganzen Charakter etwas Ungestümes, Heftiges und Jähzorniges haben. Ihre gewöhnliche Stimme ist das bekannte, ohrenzerreißende „Kriiäh“; bei Furcht oder Gefahr schreien sie gedämpfter „Krek krek.“

Die Begattung findet unter vielem Geflatter auf dem Boden hart am Wasserrande statt, und das Eierlegen beginnt

Mitte Mai. So viele Verschiedenheiten die Flußseeschwalbe hinsichtlich ihres Aufenthaltes zeigt, so viele auch im Brutgeschäfte. Dasjenige unserer Rossittener Seeschwalben z. B. ist ganz und gar anders als wie es Naumann, Brehm, Friderich u. a. nach den mitteldeutschen Verhältnissen schildern, was gewiß ebenfalls sehr für ihre Trennung in zwei gesonderte Subspezies spricht. Bei uns nisten sie im tiefen Sumpf und Moor, zwischen Schilf und Röhricht auf alten Weidenstubben oder schwimmendem Pflanzenwust, bauen ein loses Nest und fangen trotz der nördlichen Lage des Brutplatzes schon um den 10. Mai herum an zu legen. In Mitteldeutschlaud brüten sie in Flüssen auf völlig kahlen Kiesbänken, haben nur eine flache Mulde im Kies zur Ablage ihrer Eier und legen letztere trotz der südlicheren Lage nicht leicht vor dem 20. Mai. Das sind gewiß bedeutsame biologische Unterschiede, die man unmöglich unbeachtet lassen kann. Die 2—3 Eier haben die Größe von Kräheneiern, sind glattschalig, feinkörnig, glanzlos und auf trüb rost- oder bräunlichgelbem Grunde mit violettgrauen Schalen- und rotbraunen, braunen oder schwarzbraunen Zeichnungsflecken versehen, übrigens in allem sehr variabel. Sie werden 16—17 Tage lang bebrütet, während der Mittagsstunden von der Sonne, sonst am Tage abwechselnd von beiden Gatten und nachts ausschließlich vom Weibchen, neben dem das Männchen getreulich Wache hält. Auf den Kiesbänken verlassen die Jungen alsbald das Nest, in den Brüchern ist ihnen dies aber nicht möglich, weil sie schlecht schwimmen und sie bleiben deshalb hier 3 Wochen mehr oder minder Nesthocker! Dann beginnen sie unsicher und wankend zu flattern, und nach weiteren 3 Wochen können sie bereits ziemlich gut fliegen. Anfangs wird ihnen die Nahrung von den Alten in den Schnabel gesteckt, dann nur vorgelegt, und schließlich lassen sie sie einfach aus der Luft auf die geliebten, kläglich schreienden Kinderchen herabfallen. Die üblichen Nesträuber wissen sie kühn zurückzuschlagen, aber dafür wird das sie ernährende Element, das Wasser, oft genug zu ihrem furchtbarsten Feinde, indem es anschwillt und sämtliche Nester einer Kolonie vernichtet. Trat eine solche Katastrophe zu Beginn der Brutzeit ein, so nisten sie ein zweites Mal, andernfalls aber bleiben sie für dieses Jahr ohne Nachkommenschaft. Den Raubvögeln

wissen sie durch ihre Fluggewandtheit unschwer zu entgehen, und nur den flinken Lerchenfalken mögen sie bisweilen unterliegen. „Das gewöhnliche Rettungsmittel der Schwimmvögel und mancher anderen, sich sogleich ins Wasser zu stürzen", sagt Naumann, „sahen wir die Verfolgte hier nicht ergreifen, dagegen aber die Flußseeschwalbe den Stößen des Falken mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit ausweichen, sie nach jedem Stoße höher steigen, bei manchem auch senkrecht ein Stück herabfallen oder eine kühne Seitenwendung ausführen, dabei aber immer noch mehr und mehr den Wolken sich nähern, bis endlich des Falken Kraft erschöpft wurde, und er unverrichteter Sache abziehen mußte. Junge fängt er indessen mit größerer Leichtigkeit; doch kann ihm eine völlig erwachsene auch schon sehr viel zu schaffen machen. Er scheint ein Hauptfeind der Flußseeschwalben zu sein und ihnen die eben flugbaren Jungen nicht selten wegzukapern."

Auch die Flußseeschwalbe nährt sich hauptsächlich von kleinen Fischen, die sie durch Stoßtauchen erlangt, doch fallen ihr zumeist nur für den menschlichen Haushalt bedeutungslose Arten zur Beute, namentlich Ukeleie. Daß sie dadurch immerhin einigen Schaden verursachen kann, ist nicht zu leugnen, und auf Brutteichen darf man sie nicht dulden, kann sie übrigens von denselben auch durch wiederholtes Schießen leicht fernhalten. Im allgemeinen darf man sie keineswegs zu den schädlichen Vögeln zählen, denn der geringe Schaden, welchen sie der Fischerei verursacht, wird durch den beträchtlichen Nutzen, welchen wir aus ihren Eiern zu ziehen vermögen, mehr als aufgewogen. Dabei vertilgt sie auch noch manches schädliche oder lästige Geziefer und ist ein herrlicher Schmuck der von ihr bewohnten Gewässer, da sie sonst öde Gegenden zu beleben weiß wie kaum ein anderer Vogel. Außer Fischen verzehrt sie namentlich Kaulquappen, kleine Frösche, Libellen und Schwimmkäfer nebst deren Larven und nimmt auch vielfach Regenwürmer, Engerlinge, Heuschrecken und mancherlei andere Landinsekten in der bei Hydrochelidon nigra beschriebenen Weise auf. Ihr Wildpret taugt nichts, aber die Eier sind sehr wohlschmeckend, d. h. eigentlich nur das Dotter, denn das Weiße hat immer mehr oder weniger einen unverkennbaren fischigen Nachgeschmack, ist auch schwer verdaulich und wird deshalb

in der Regel und von Feinschmeckern nicht mit verzehrt. Ein rationelles Wegnehmen der ersten Eier schadet auch keineswegs dem Bestande. Wo die Seeschwalben wenig behelligt werden, sind sie von einem geübten Flugschützen im Vorüberstreichen leicht zu erlegen, aber durch öfteres Schießen werden diese Vögel, welche die Erinnerung daran jahrelang bewahren, rasch sehr scheu und kommen dann außerhalb des Brutplatzes nicht so leicht in den Bereich der Schußwaffe. Zu fangen sind sie mit Schlingen oder großen Leimruten auf ihren vorher ausgekundschafteten Lieblingsplätzen. Sie werden dann zwar sehr zahm, sind aber doch kaum auf die Dauer zu erhalten. Friderich empfiehlt für sie eine Fütterung mit rohen Fleischstückchen und zerstückelten Fischen, — sie können die Zerstückelung zu großer nicht selbst besorgen —, eine geräumige, tief mit Sand ausgelegte Behausung und ein großes, bis an den Rand im Sande eingegrabenes Wassergeschirr.

Die Paradies-Seeschwalbe (Sterna Dougalli *Mont.*)

(= Sterna paradisea *Brünn.*).

In der ornithologisch ziemlich armen Westhälfte Deutschlands ist wohl die Westküste Schleswig-Holsteins mit ihren Watten, Schlick- und Sandinseln die für uns interessanteste Gegend, in der sich noch immer ein überraschend reiches Vogelleben entfaltet, so sehr dasselbe auch schon in neuerer Zeit eingeschränkt worden ist. Im Interesse unserer schönen Wissenschaft ist es hoch erfreulich, daß dieser Landstrich in der Person des rührigen Herrn Professor Rohweder einen ebenso aufmerksamen wie scharf beobachtenden Vogelwirt gefunden hat, der schon so manche herrliche Beobachtung veröffentlichte und zum Nutzen der Ornithologie hoffentlich noch recht lange auf seinem Posten in Husum thätig sein wird. Zu seinen schönsten Entdeckungen gehören zweifelsohne die über das Brüten der Paradies-Seeschwalbe an jenen Küsten, einer bei uns sonst nirgends heimischen Art.

Sie ist kleiner und namentlich sehr viel zierlicher wie die Flußseeschwalbe, hat einen sehr zusammengedrückten, schwarzen Schnabel mit roter Basis, dunkelbraune Augen und gelbrote, in der Jugend fleischfarbige Füße. Im Sommerkleide sind Kopf und Nacken glänzend atlasschwarz; die Halsseiten, der Flügelrand und die ganze Unterseite weiß, letztere zart rosafarben angehaucht. Der ebenfalls weiße Schwanz ist bläulich aschgrau überflogen. Der Mantel zeigt das schöne Mövenblau. Die Stirn ist sowohl im Jugend- wie im Winterkleide weiß, im letzteren auch der Kopf und Nacken gefleckt; bei ersterem besitzen die Rücken- und Mantelfedern rostig gelbbraune Kanten.

Über das Verbreitungscentrum dieser schönen und eleganten Seeschwalbe ist man sich noch nicht recht im klaren; sie soll namentlich die Küsten des atlantischen und indischen Ozeans bewohnen und ist jedenfalls bei uns, vom westlichen Schleswig-Holstein abgesehen, eine äußerst seltene Erscheinung. Im Binnenlande kommt sie wohl überhaupt kaum vor, da sie an den Meeresstrand gebunden zu sein scheint. In ihren Bewegungen hat sie etwas ungemein Elegantes und Distinguiertes, ein Eindruck, der noch durch die schlanke Gestalt, die langen Schwanzspieße, die schöne Färbung und das ruhige Selbstbewußtsein ihres Wesens erhöht wird. Sie macht sich dadurch nach Rohweder namentlich im Fluge vor dem unruhigen, überhastigen und quecksilbernen Volk der übrigen Seeschwalben sofort kenntlich, ist auch viel schweigsamer wie diese. Die Stimme klingt auch wie „Kriiäh", aber weniger rauh, viel gedehnter und gewissermaßen schleppend. Die Eier sind denen ihrer Verwandten täuschend ähnlich, aber im großen und ganzen von etwas tieferer Grundfarbe.

Die Brandseeschwalbe (Sterna cantiaca *Gm.*).

Zu denjenigen Wasservögeln, welche durch ihren Eierertrag für den menschlichen Haushalt eine nicht zu unterschätzende Bedeutung erlangt haben, gehört auch die Brandseeschwalbe, und wir dürfen ihr das erste Gelege mit um so ruhigerem Gewissen wegnehmen, als sie ein gieriger Fischräuber ist, also mit ihren Eiern nur den Schaden ersetzen muß, den sie uns zufügt. In Friesland bildet das Sammeln ihrer Eier einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig. Selbige stehen zwar an

vorkommt. Gemein ist sie in Island und in Dänemark, recht häufig auch an unseren Nordsee- und den russischen Ostseeküsten. Ende April-Anfang Mai und Ende August-Anfang September sind ihre Zugzeiten, wo sie des Nachts sehr hoch und in sehr zahlreichen Gesellschaften mit großem Geschrei einherzieht, sich aber dabei immer an die Meeresküsten hält und deshalb im Binnenlande nur zufällig, einzeln und selten erscheint. Ihren Namen führt sie mit Fug und Recht, denn sie bindet sich in ihrem Vorkommen streng an den Seestrand, bewohnt zwar gern auch noch die hinter demselben gelegenen brackigen Gewässer, geht aber nie tief ins Binnenland hinein. Als Wohnorte bevorzugt sie flache, schlammige Küsten mit Schlickbildung und kurzem Pflanzenwuchs, ohne jedoch felsigen und sandigen Gestaden vollständig zu fehlen.

Aus ihrer Biologie wäre hervorzuheben, daß sie im Stehen und Laufen ganz den anderen Arten gleicht, sich aber namentlich bei stürmischem Wetter öfter als diese an windgeschützten Stellen zum Ausruhen auf dem Erdboden niederläßt. Vom Schwimmen ist sie kein Freund; doch sah v. Loewis fluglahm geschossene Exemplare leidlich schwimmen und in der Todesangst ziemlich rasch dahinrudern. Der Flug hat etwas Gemütliches, Bedächtiges und scheinbar Langsames, ohne jedoch in Wirklichkeit dem anderer Seeschwalben nachzustehen. Heftigen Winden vermag auch sie nicht die Spitze zu bieten, verzieht sich dann vom Strande und streicht lieber auf der geschützteren Binnenseite der Dünen und Deiche umher. Ihr sanfter, fröhlicher Charakter ist sympathischer wie der der Flußseeschwalbe, und in geistiger Beziehung zeigt sie sich derselben entschieden überlegen. Außerordentlich gesellig und für eine Seeschwalbe auch recht verträglich bildet sie an den Brutplätzen sowohl wie auf dem Zuge sehr umfangreiche Gesellschaften, zeigt dabei für die eigene Verwandtschaft zwar mehr Ab- als Zuneigung, mischt sich dafür aber gern unter anderes Strandgeflügel wie Strandläufer, Regenpfeifer, Avosetten, Rotschenkel, Austernfischer und zur Not auch Möven und brütet auch in buntem Durcheinander mitten zwischen diesem vielgestaltigen Gewimmel. Neugierig sind sie im höchsten Grade, dabei auch ungemein zutraulich, sofern sie nicht schon durch schlimme Erfahrungen gewitzigt wurden. Sitzend lassen sie sich aber nicht

gern ankommen, während sie am Brutplatze tollkühn auf Hunde und Menschen sogar stoßen. Die dieser Art eigentümliche Stimme ist ein sanftes, klagendes „Krier.“ Ferner lassen sie ähnlich wie hirundo ein rauhes „Krreäh“ hören. Angenehmer klingt ein leises „Ki ki ki kieh krieh“, mit dem sie sich gegenseitig bei Begegnungen begrüßen.

Direkt am Seestrande brütet diese Seeschwalbe immer nur in großen Kolonien, während man weiter binnenwärts an brackigen Gewässern auch bisweilen ganz kleine Vereinigungen antrifft. Die Niststellen befinden sich stets auf kurz berastem oder hartem, kiesigem Terrain und sind bisweilen nur wenige Schritte von der Flutmarke des Meeres entfernt. Ende Mai legt sie in eine nackte oder dürftig mit ein paar Rasenhalmen ausgestattete Vertiefung 2—3 bauchige Eier, die in Größe, Form und Färbung zu den veränderlichsten in der ganzen Vogelwelt gehören. Im allgemeinen sind sie auf mehr oder minder olivenfarbenem Grunde mit dunkelgrauen Schalen- und schwarzbraunen Zeichnungsflecken und Klecksen versehen. Sie werden 15—16 Tage lang von beiden Gatten bebrütet, wobei sie anhaltender sitzen wie andere Seeschwalben, namentlich das Weibchen bei kühlem Wetter, das dann von seinem Männchen fleißig gefüttert wird. Die Jungen verlassen schon nach einem Tage das Nest und wissen sich zwischen Tang, Steinen und Muschelhaufen geschickt zu verbergen, ja sogar bis zum halben Leibe in den Sand einzuwühlen. Die alten Vögel zeigen sich äußerst besorgt um ihre Nachkommenschaft und sind Gefahren gegenüber derselben zuliebe von einer wahren Tollkühnheit. Im hohen Norden, wo sie vom Menschen wenig gestört werden, sind sie am Brutplatze demselben gegenüber ganz arglos. Faber fand sie am Myvatn so zahm, daß ganze Haufen ruhig auf ihren Eiern liegen blieben, während die Einwohner wenige Schritte von ihnen bei einem großen Feuer und unter lautem Getümmel mit Waschen beschäftigt waren. Raben, Krähen, Weihen und Raubmöven stellen den Bruten nach, werden aber oft von den mutigen Seeschwalben gemeinsam und mit großer Heftigkeit angegriffen und dann gewöhnlich in die Flucht geschlagen.

Der Mensch betreibt an vielen Orten das Einsammeln der schmackhaften Eier planmäßig, und wenn dies in der

nötigen rationellen Weise geschieht, so schadet es dem Bestande der Vögel weiter nicht, die uns also dadurch indirekt recht nützlich werden können. Auch die halb flüggen Jungen werden besonders im Norden gern verspeist, während das Wildpret der alten Vögel als ungenießbar gilt. Die Jagd bietet namentlich ihrer Neugier wegen keine Schwierigkeiten, obschon diese Seeschwalben durch vieles Schießen zuletzt auch kopfscheu werden. Kleine Fische, insbesondere Seestichlinge, Krabben, See- und Regenwürmer sowie die verschiedensten Insekten bilden die Nahrung der Küstenseeschwalbe, welche also in keiner Weise merklichen Schaden verursacht, denn die wertlosen, kleinen Seefischchen kann man ihr schon gönnen.

Die Flußseeschwalbe (Sterna hirundo *L.*).

(= Sterna fluviatilis *Naum.*).

Tafel XI, Figur 2.

Neben der Lachmöve ist die Flußseeschwalbe der charakteristischste gefiederte Bewohner meines heimatlichen Bruches in Rossitten. Aber sie trägt mehr noch als jene zu der Belebung desselben bei. Ehe sie im Frühjahr nicht eingerückt ist, erscheint der Bruch mir nicht comme il faut, mögen die Möven noch so sehr lärmen, Taucher und Enten noch so sehr spektakeln. Es ist unglaublich, wie sehr man sich an das Vorhandensein eines gewissen Vogels in einem bestimmten Landschaftsbilde gewöhnt, wie das letztere sofort den ihm eigenen Charakter, den schönsten Hauch verliert, wenn der erstere verschwand. Rossitten im Sommer ohne Seeschwalben ist für mich einfach nicht denkbar. Sie sind es, die man täglich in gewandtem Fluge über der Dorfstraße gaukeln und das eigene Heim umschweben sieht, die am Haffstrande wie über dem krüppelhaften Walde sich tummeln, die auffsteigend das ganze Bruch in eine Wolke wirbelnder Schneeflocken zu hüllen scheinen, und deren gellendes Geschrei man überall und jederzeit bis zum Ueberdrusse und zur Ohrenpein vernimmt. Mein eigenes, schlichtes Heim hat deshalb auch von den mich in Rossitten besuchenden Ornithologen nolens-volens die Bezeichnung „Villa Sterna“ erhalten.

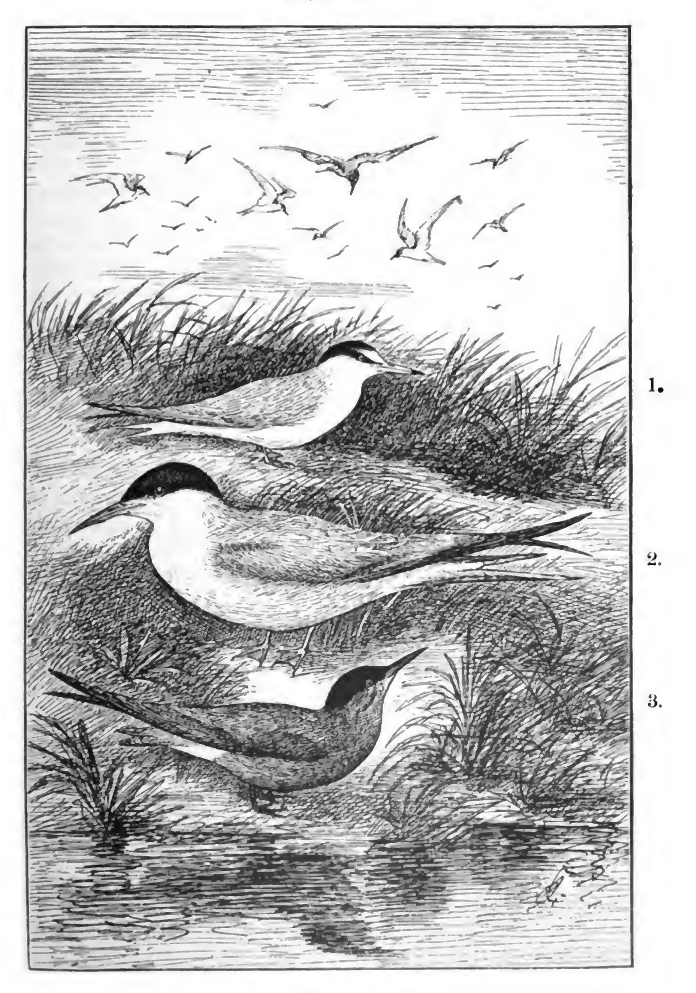
An Rumpfgröße kommt die Flußseeschwalbe etwa einer starken Turteltaube gleich. Ihr Schnabel ist schön rot mit schwarzer Spitze, die bei jüngeren Individuen mehr ausgedehnt ist. Auch die Füße sind im Alter hochrot, in der Jugend fleischrot. Das Auge hat eine nußbraune Iris. Im Hochzeitskleide sind Oberkopf und Nacken tief schwarz; Unterseite, Unterflügeldecken, Weichen und Bürzel weiß, Flanken und Bauch jedoch mit einem schwachen blaugrauen Anflug; Rücken und Mantel mövenblau. Dieselbe Farbe, aber mehr ins Silbergraue ziehend und mit weißen Rändern und Spitzen weisen auch die kleinen Schwingen auf. Die Schäfte der großen Schwingen sind weiß, an den Spitzen aber grauschwarz. Bei der 1. Schwinge ist die ganze Spitze und Außenfahne schwärzlich silbergrau, auf letzterer am dunkelsten; der übrige Teil der Innenfahne weiß. Bei den folgenden ist das Grün wesentlich lichter, breitet sich aber dafür von der Spitze an mehr aus und bildet insbesondere auch einen Außensaum auf der Innenfahne, so daß das Weiß auf derselben in dreieckiger Form vom Grau eingeschlossen erscheint. Die spießförmig verlängerten Außenfedern des Schwanzes haben weiße Schäfte und Innen- sowie schwärzlich-silbergraue Außenfahnen, die bei den mittleren Schwanzfedern bis auf die weißen Spitzen hell bläulichgrau sind. Die Geschlechter sind ganz gleich gefärbt. Im Winter sind Stirn und Zügel weiß mit schwarzer Fleckung, die Unterseite heller und das Schwarz des Kopfes gelichtet. Das Jugendkleid hat einen rostgelblichen Vorderkopf, und auch die schwarzen Federn des Hinterkopfes besitzen ebenso gefärbte Ränder. Auch der silbergraue Mantel ist rostig gerändert. Der Unterkörper ist ganz weiß. Auf dem Unterarm steht ein schwarzgrauer Streifen. Die Dunenjungen haben blaßgelbe Schnäbel und Füße, einen grauen Vorderhals, eine graue, schwärzlich gefleckte Ober- und eine weiße Unterseite. Die südlich wohnenden Flußseeschwalben scheinen übrigens von den weiter im Norden heimischen ständig etwas verschieden zu sein und wären wohl subspezifisch unter trinärer Benennung als Sterna hirundo fluviatilis abzusondern.

Bei uns in Ostpreußen heißt die Flußseeschwalbe sehr bezeichnend Spießmöve; sonst ist sie auch noch bekannt als kleine Fisch- und Rohrmöve, Schwalbenmöve, Rohrschwalm, Schwarzkopf, Spierer, Schnirring, Tärne, Tänner, Seekrähe, Allenbeck und Krija. Sie darf für die in Deutschland gemeinste Seeschwalbe gelten und kommt fast auf allen unseren Seen und größeren Flüssen wie auch an manchen Teichen und Brüchen sowie auf den friesischen Inseln vor. Von unseren großen Flußsystemen scheint sie am meisten das der Elbe zu bevorzugen. Nach Norden zu geht sie im allgemeinen bis zum 62. Breitengrade aufwärts, nach Süden zu brütet sie noch auf den Kanarischen Inseln und streift auf dem Zuge bis nach Südafrika. In besonders großer Menge nistet sie in der Dobrudscha. Zwischen salzigem und süßem, stehendem und fließendem

Wasser macht sie zur Zugzeit gar keinen Unterschied, während sie zur Brutzeit den Binnengewässern den Vorzug giebt, ohne jedoch deshalb dem Meeresstrande zu fehlen. In Rossitten, wo ihnen außer dem erwähnten Bruch auch noch das weite, an kleinen Fischen (Stinten) überreiche Haff zu gebote steht, habe ich während all der Jahre niemals auch nur eine einzige Seeschwalbe am Meeresstrande bemerkt. Sie wandern auf fluviatilen Zugstraßen Ende April bei uns ein und Ende August wieder fort, stets in kleinen Gesellschaften bei Nacht und in hoher Luft, aber immer nur ruckweise mit vielen Unterbrechungen auf geeigneten „Futterstationen". Für die fluviatile Art und Weise ihres Reisens spricht z. B. der Umstand, daß sie auf den Hauptströmen immer früher erscheinen wie auf den Nebenflüssen. Sie bewohnt solche mit weiten, aber seichten Betten, klarem nicht zu schnell fließendem Wasser und nackten Sand- und Kiesinselchen, auf denen sie ihrem Brutgeschäft obliegen kann. Sie versteht sich aber sehr an die Verhältnisse anzupassen, nimmt auch mit ähnlichen stehenden Gewässern, mit Inseln im Meere u. s. w. vorlieb, und unser Rossittener Bruch z. B., wo sie so häufig ist und sich so wohl zu fühlen scheint, bietet eigentlich von all dem erwähnten das gerade Gegenteil: tiefes, trübes, schlammiges, ganz und gar mit Wasserpflanzen durchwuchertes Wasser, keine einzige Sand- oder Kiesbank, dafür viele Stubben, Schilf- und Rohrinselchen. Sie benutzen allerdings das Bruch auch nur ganz ausschließlich zum Brüten und suchen ihre Nahrung lediglich auf dem Haff.

So elegant die fliegende Seeschwalbe aussieht, eine so barocke und unschöne Figur bildet sie im Stehen, wo der Kopf tief eingezogen, die Brust gesenkt und die Flügel säbelförmig über dem etwas nach oben gerichteten Schwanze gekreuzt werden. Regimenterweise in 2—3 Reihen hintereinander habe ich sie so oft ausruhend am Haffstrande auf vorspringenden Halbinselchen sitzen sehen, wobei sie aber die Annäherung eines Menschen nie recht aushalten, sondern immer wieder bei Zeiten in die Höhe steigen. Zu demselben Zwecke lassen sie sich oft auch truppweise auf dem Wasser nieder, wobei der Hinterleib mit den Schwingenspitzen so hoch getragen wird, daß sie dadurch schon von weitem auffallen und sich vor allen anderen

Tafel XI.



1. Zwergseeschwalbe (Sterna minuta).
2. Flußseeschwalbe (Sterna hirundo).
3. Trauerseeschwalbe (Hydrochelidon fissipes).

Schwimmvögeln auszeichnen. Sonst ist es aber mit ihrer Schwimmkunst nicht weit her, und sie nehmen dazu auch nur in der Not ihre Zuflucht. Der Gang ist ein unbeholfenes Trippeln auf nur wenige Schritte Entfernung hin. Um so mehr ist der ewig rastlose Vogel im Reich der Lüfte zu Hause. Die Schnelligkeit, Kühnheit, Gewandtheit und Vielseitigkeit ihres Fluges setzen wirklich in Erstaunen. Sie vermag ebenso gut pfeilschnell einherzuschießen wie in ruhigen Spiralen ohne Flügelschlag dahinzuschweben und dann wieder die jähesten und unerwartetsten Wendungen zu vollführen. Besonders elegant vollzieht sich mit hoch emporgereckten Schwingen das Aufstehen und Einfallen. Jagend fliegt sie immer mit abwärts gerichtetem Schnabel, fängt an zu flattern und zu rütteln, sobald sie eine Beute erblickt, und läßt sich dann senkrecht wie ein Stein nach derselben herabfallen. Nach dem Menschen stößt sie zwar am Brutplatze, umflattert ihn auch wohl sonst aus Neugier einigemal unter widerwärtigem Geschrei, ist aber sonst doch recht vorsichtig, unter Umständen sogar sehr scheu. Geselligkeit ist ihr im hohen Grade eigen, auch manchen anderen Vögeln gegenüber. Mit den Lachmöven auf dem Rossittener Bruche vertrugen sie sich so gut, daß ich während all der Jahre, wo ich auf der Kurischen Nehrung verweilte, niemals einen Zank zwischen beiden Vögeln bemerkte, die sich im Gegenteile gegenseitig warnten und beistanden, wobei freilich die gewandteren und aufmerksameren Seeschwalben viel mehr Mut bewiesen wie die plumperen Möven. Sie flogen mir oft dicht über den Kopf, um mich mit ihrem Kote zu beschmutzen, oder stießen so bedrohlich nach meinem Gesicht, daß ich den Luftzug ihrer Flügelschläge verspürte und mit dem Flintenlauf oder den Händen nach ihnen schlagen konnte. Meinen Hund griffen sie wiederholt ganz ernsthaft mit grimmigen Schnabelstichen an. Auch untereinander zeigen diese rastlosen Vögel viel Necklust und Raufsucht, wie sie überhaupt in ihrem ganzen Charakter etwas Ungestümes, Heftiges und Jähzorniges haben. Ihre gewöhnliche Stimme ist das bekannte, ohrenzerreißende „Kriiäh“; bei Furcht oder Gefahr schreien sie gedämpfter „Kret kret.“

Die Begattung findet unter vielem Geflatter auf dem Boden hart am Wasserrande statt, und das Eierlegen beginnt

Mitte Mai. So viele Verschiedenheiten die Flußseeschwalbe hinsichtlich ihres Aufenthaltes zeigt, so viele auch im Brutgeschäfte. Dasjenige unserer Rossittener Seeschwalben z. B. ist ganz und gar anders als wie es Naumann, Brehm, Friderich u. a. nach den mitteldeutschen Verhältnissen schildern, was gewiß ebenfalls sehr für ihre Trennung in zwei gesonderte Subspezies spricht. Bei uns nisten sie im tiefen Sumpf und Moor, zwischen Schilf und Röhricht auf alten Weidenstubben oder schwimmendem Pflanzenwust, bauen ein loses Nest und fangen trotz der nördlichen Lage des Brutplatzes schon um den 10. Mai herum an zu legen. In Mitteldeutschlaud brüten sie in Flüssen auf völlig kahlen Kiesbänken, haben nur eine flache Mulde im Kies zur Ablage ihrer Eier und legen letztere trotz der südlicheren Lage nicht leicht vor dem 20. Mai. Das sind gewiß bedeutsame biologische Unterschiede, die man unmöglich unbeachtet lassen kann. Die 2—3 Eier haben die Größe von Kräheneiern, sind glattschalig, feinkörnig, glanzlos und auf trüb rost- oder bräunlichgelbem Grunde mit violettgrauen Schalen- und rotbraunen, braunen oder schwarzbraunen Zeichnungsflecken versehen, übrigens in allem sehr variabel. Sie werden 16—17 Tage lang bebrütet, während der Mittagsstunden von der Sonne, sonst am Tage abwechselnd von beiden Gatten und nachts ausschließlich vom Weibchen, neben dem das Männchen getreulich Wache hält. Auf den Kiesbänken verlassen die Jungen alsbald das Nest, in den Brüchern ist ihnen dies aber nicht möglich, weil sie schlecht schwimmen und sie bleiben deshalb hier 3 Wochen mehr oder minder Nesthocker! Dann beginnen sie unsicher und wankend zu flattern, und nach weiteren 3 Wochen können sie bereits ziemlich gut fliegen. Anfangs wird ihnen die Nahrung von den Alten in den Schnabel gesteckt, dann nur vorgelegt, und schließlich lassen sie sie einfach aus der Luft auf die geliebten, kläglich schreienden Kinderchen herabfallen. Die üblichen Nesträuber wissen sie kühn zurückzuschlagen, aber dafür wird das sie ernährende Element, das Wasser, oft genug zu ihrem furchtbarsten Feinde, indem es anschwillt und sämtliche Nester einer Kolonie vernichtet. Trat eine solche Katastrophe zu Beginn der Brutzeit ein, so nisten sie ein zweites Mal, andernfalls aber bleiben sie für dieses Jahr ohne Nachkommenschaft. Den Raubvögeln

wissen sie durch ihre Fluggewandtheit unschwer zu entgehen, und nur den flinken Lerchenfalken mögen sie bisweilen unterliegen. „Das gewöhnliche Rettungsmittel der Schwimmvögel und mancher anderen, sich sogleich ins Wasser zu stürzen", sagt Naumann, „sahen wir die Verfolgte hier nicht ergreifen, dagegen aber die Flußseeschwalbe den Stößen des Falken mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit ausweichen, sie nach jedem Stoße höher steigen, bei manchem auch senkrecht ein Stück herabfallen oder eine kühne Seitenwendung ausführen, dabei aber immer noch mehr und mehr den Wolken sich nähern, bis endlich des Falken Kraft erschöpft wurde, und er unverrichteter Sache abziehen mußte. Junge fängt er indessen mit größerer Leichtigkeit; doch kann ihm eine völlig erwachsene auch schon sehr viel zu schaffen machen. Er scheint ein Hauptfeind der Flußseeschwalben zu sein und ihnen die eben flugbaren Jungen nicht selten wegzukapern."

Auch die Flußseeschwalbe nährt sich hauptsächlich von kleinen Fischen, die sie durch Stoßtauchen erlangt, doch fallen ihr zumeist nur für den menschlichen Haushalt bedeutungslose Arten zur Beute, namentlich Ukeleie. Daß sie dadurch immerhin einigen Schaden verursachen kann, ist nicht zu leugnen, und auf Brutteichen darf man sie nicht dulden, kann sie übrigens von denselben auch durch wiederholtes Schießen leicht fernhalten. Im allgemeinen darf man sie keineswegs zu den schädlichen Vögeln zählen, denn der geringe Schaden, welchen sie der Fischerei verursacht, wird durch den beträchtlichen Nutzen, welchen wir aus ihren Eiern zu ziehen vermögen, mehr als aufgewogen. Dabei vertilgt sie auch noch manches schädliche oder lästige Geziefer und ist ein herrlicher Schmuck der von ihr bewohnten Gewässer, da sie sonst öde Gegenden zu beleben weiß wie kaum ein anderer Vogel. Außer Fischen verzehrt sie namentlich Kaulquappen, kleine Frösche, Libellen und Schwimmkäfer nebst deren Larven und nimmt auch vielfach Regenwürmer, Engerlinge, Heuschrecken und mancherlei andere Landinsekten in der bei Hydrochelidon nigra beschriebenen Weise auf. Ihr Wildpret taugt nichts, aber die Eier sind sehr wohlschmeckend, d. h. eigentlich nur das Dotter, denn das Weiße hat immer mehr oder weniger einen unverkennbaren fischigen Nachgeschmack, ist auch schwer verdaulich und wird deshalb

in der Regel und von Feinschmeckern nicht mit verzehrt. Ein rationelles Wegnehmen der ersten Eier schadet auch keineswegs dem Bestande. Wo die Seeschwalben wenig behelligt werden, sind sie von einem geübten Flugschützen im Vorüberstreichen leicht zu erlegen, aber durch öfteres Schießen werden diese Vögel, welche die Erinnerung daran jahrelang bewahren, rasch sehr scheu und kommen dann außerhalb des Brutplatzes nicht so leicht in den Bereich der Schußwaffe. Zu fangen sind sie mit Schlingen oder großen Leimruten auf ihren vorher ausgekundschafteten Lieblingsplätzen. Sie werden dann zwar sehr zahm, sind aber doch kaum auf die Dauer zu erhalten. Friderich empfiehlt für sie eine Fütterung mit rohen Fleischstückchen und zerstückelten Fischen, — sie können die Zerstückelung zu großer nicht selbst besorgen —, eine geräumige, tief mit Sand ausgelegte Behausung und ein großes, bis an den Rand im Sande eingegrabenes Wassergeschirr.

Die Paradies-Seeschwalbe (Sterna Dougalli *Mont.*)

(= Sterna paradisea *Brünn.*).

In der ornithologisch ziemlich armen Westhälfte Deutschlands ist wohl die Westküste Schleswig-Holsteins mit ihren Watten, Schlick- und Sandinseln die für uns interessanteste Gegend, in der sich noch immer ein überraschend reiches Vogelleben entfaltet, so sehr dasselbe auch schon in neuerer Zeit eingeschränkt worden ist. Im Interesse unserer schönen Wissenschaft ist es hoch erfreulich, daß dieser Landstrich in der Person des rührigen Herrn Professor Rohweder einen ebenso aufmerksamen wie scharf beobachtenden Vogelwirt gefunden hat, der schon so manche herrliche Beobachtung veröffentlichte und zum Nutzen der Ornithologie hoffentlich noch recht lange auf seinem Posten in Husum thätig sein wird. Zu seinen schönsten Entdeckungen gehören zweifelsohne die über das Brüten der Paradies-Seeschwalbe an jenen Küsten, einer bei uns sonst nirgends heimischen Art.

Sie ist kleiner und namentlich sehr viel zierlicher wie die Flußseeschwalbe, hat einen sehr zusammengedrückten, schwarzen Schnabel mit roter Basis, dunkelbraune Augen und gelbrote, in der Jugend fleischfarbige Füße. Im Sommerkleide sind Kopf und Nacken glänzend atlasschwarz; die Halsseiten, der Flügelrand und die ganze Unterseite weiß, letztere zart rosafarben angehaucht. Der ebenfalls weiße Schwanz ist bläulich aschgrau überflogen. Der Mantel zeigt das schöne Mövenblau. Die Stirn ist sowohl im Jugend- wie im Winterkleide weiß, im letzteren auch der Kopf und Nacken gefleckt; bei ersterem besitzen die Rücken- und Mantelfedern rostig gelbbraune Kanten.

Über das Verbreitungscentrum dieser schönen und eleganten Seeschwalbe ist man sich noch nicht recht im klaren; sie soll namentlich die Küsten des atlantischen und indischen Ozeans bewohnen und ist jedenfalls bei uns, vom westlichen Schleswig-Holstein abgesehen, eine äußerst seltene Erscheinung. Im Binnenlande kommt sie wohl überhaupt kaum vor, da sie an den Meeresstrand gebunden zu sein scheint. In ihren Bewegungen hat sie etwas ungemein Elegantes und Distinguiertes, ein Eindruck, der noch durch die schlanke Gestalt, die langen Schwanzspieße, die schöne Färbung und das ruhige Selbstbewußtsein ihres Wesens erhöht wird. Sie macht sich dadurch nach Rohweder namentlich im Fluge vor dem unruhigen, überhastigen und quecksilbernen Volk der übrigen Seeschwalben sofort kenntlich, ist auch viel schweigsamer wie diese. Die Stimme klingt auch wie „Kriiäh“, aber weniger rauh, viel gedehnter und gewissermaßen schleppend. Die Eier sind denen ihrer Verwandten täuschend ähnlich, aber im großen und ganzen von etwas tieferer Grundfarbe.

Die Brandseeschwalbe (Sterna cantiaca *Gm.*).

Zu denjenigen Wasservögeln, welche durch ihren Eierertrag für den menschlichen Haushalt eine nicht zu unterschätzende Bedeutung erlangt haben, gehört auch die Brandseeschwalbe, und wir dürfen ihr das erste Gelege mit um so ruhigerem Gewissen wegnehmen, als sie ein gieriger Fischräuber ist, also mit ihren Eiern nur den Schaden ersetzen muß, den sie uns zufügt. In Friesland bildet das Sammeln ihrer Eier einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig. Selbige stehen zwar an

Wohlgeschmack den Lachmöveneiern entschieden nach, eignen sich dagegen, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, ganz vorzüglich zur Bereitung feinen Backwerkes, und namentlich Konditoren möchte ich auf ihre hervorragenden Eigenschaften für die Herstelluug von Torten aufmerksam machen, zumal dies noch wenig bekannt zu sein scheint und sich die Seeschwalbeneier bei Bezug aus einer guten, direkten Quelle auch nicht viel teurer stellen wie Hühnereier.

Die Seeschwalbe hat dunkelbraune Augen, schwarze Füße und einen schwarzen Schnabel mit gelber Spitze. Sie ist eine der größeren Arten, denn ihre Länge beträgt ca. 36 und ihre Flugbreite ca. 90 cm. Im Sommerkleide sind Kopf und Nacken sammetschwarz, die übrige Oberseite nebst den Flügeln licht silbergrau, die Unterseite samt dem Schwanz rein weiß, auf der Brust mit einem ungemein zarten und duftigen, leicht wieder verschwindenden, rosafarbenen Anflug. Im Winter wird auch der Kopf weiß und der Nacken scheckig. Die 1. Schwinge hat in allen Kleidern eine weißgraue Fahne mit weißem Innenrande, und die Schwingenspitzen sind dunkel aschgrau. Im Jugendkleide zeigt der Kopf eine Schuppung von Schwarzgrau und schmutzigem Weiß. Auch die Grundfarbe des Rückens ist weiß geworden, worauf sich schwarzbraune Zickzackstreifen und Flecken sowie die gelblichen Endkanten der einzelnen Federn abheben. Die Dunenjungen haben eine hellgraue Oberseite mit dunklen, streifenartig angeordneten Flecken und eine rein weiße Unterseite. Ziemlich bunt sieht ihr Schnäbelchen aus, nämlich an der Wurzel rötlich, in der Mitte grau und an der Spitze weiß.

Die Brandseeschwalbe heißt auch Haffpicker, kantische, stübbersche und kapische Meeresschwalbe sowie Kirke. Sie gehört zu denjenigen Seevögeln, deren Bestand auf deutschem Boden in neuerer Zeit sehr schnell abgenommen hat. Von Kolonien, die nach hunderttausenden geschätzt werden müssen, wie sie noch Naumann auffand und so anschaulich beschreibt, kann heutzutage keine Rede mehr sein. Aber so selten, wie Friderich es in seinem Lehrbuche angiebt, ist der Vogel glücklicherweise denn doch noch keineswegs. In den Jahren 1888 bis 1892 schickte mir der inzwischen leider verstorbene ornithologische Sammler Pfannenschmid alljährlich mehrere hundert cantiaca-Eier, und er hätte mir seinen Versicherungen nach mit tausenden dienen können, wenn ich Verwendung dafür gehabt hätte. Auch heute noch bewohnt die Brandseeschwalbe in beträchtlicher Anzahl unsere Nordseeküsten wie auch die holländischen, nordfranzösischen und namentlich die südenglischen. Nach Norden

zu wird ihre Verbreitung durch den 57. Breitengrad abgegrenzt; sonst ist aber dieselbe eine sehr große, denn sie erstreckt sich nicht nur über Europa, sondern auch noch über viele amerikanische und afrikanische Küsten, wo sie bis zum Kap der guten Hoffnung herabgeht. Sehr bemerkenswert muß es erscheinen, daß sie an der Ostsee als Brutvogel gänzlich fehlt, womit wieder ein merkwürdiger Gegensatz zwischen der Ornis des baltischen Meeres und der Nordsee festgestellt ist, eine Erscheinung, auf die ich schon öfters hinzuweisen Gelegenheit hatte. Wahrscheinlich spielt das Vorhandensein resp. Fehlen von Ebbe und Flut dabei eine bedeutsame Rolle. Wie schon ihr Name besagt, ist die Brandseeschwalbe ein echter Meeresvogel, der ausschließlich am Seestrande lebt und brütet und kaum jemals ins Binnenland sich verfliegt. Auch auf ihren Wanderungen folgt sie immer dem Verlaufe der Küsten. Sie erscheint Ende April an ihren Brutplätzen und verläßt dieselben schon wieder mit Ausgang des August. Zwischen felsigen und sandigen, zwischen flachen und steilen, zwischen kahlen und bewachsenen Gestaden macht sie keinen Unterschied, liebt aber klares, seichtes, fischreiches Wasser, sowie namentlich die tosende Brandung an den Küsten vorgelagerten Riffen.

Ihr herrliches Flugvermögen ermöglicht es der Brandseeschwalbe, den ganzen Tag hindurch sich fast ununterbrochen kräftigen und lebhaften Fluges in der Luft herumzutummeln. Bald schießt sie reißend schnell in gerader Linie dahin, bald vollführt sie die jähesten und kühnsten Schwenkungen, bald streicht sie mit gesenktem Schnabel nach Fischen spähend langsam und niedrig über dem Wasser dahin, und nur selten empfindet sie das Bedürfnis nach Ruhe. Es sind lärmende, unruhige, lebhafte und necklustige Vögel, äußerst gesellig unter sich, aber voll Abneigung gegen andere Arten, tollkühn am Brutplatze, äußerst scheu und vorsichtig bei jeder anderen Gelegenheit gegen den Menschen, klug und mißtrauisch, dabei heftigen, jähzornigen und aufbrausenden Temperaments. Selten vermögen sie zu schweigen, fortwährend lassen sie ihr unangenehm kreischendes „Kirreck kirräike keikeike“ hören, auch wohl ein eigentümliches Krähen.

Einen Brutplatz der Brandseeschwalbe, auf dem sie sich gern allein hält und höchstens einige größere Möven oder

Austernfischer und Rotschenkel in der Nachbarschaft duldet, kenne ich aus eigener Anschauung leider nicht, aber ich kann mir nicht versagen, hier Naumanns begeisterte und malerische Schilderung auszugsweise wiederzugeben. Als derselbe sich 1819 der Nordseeinsel Norderoog näherte, erschien ihm dieselbe wie eine Schneeinsel, weil die Vögel den Strand so dicht bedeckten, daß alles schneeweiß aussah. Auf einem kleinen Teile der Insel war die ganze ungeheure Kolonie dicht zusammengedrängt, sodaß Vogel an Vogel, Nest an Nest gereiht war. „Tritt man unter sie, so umschwirrt die Masse ganz niedrig den Ruhestörer, und die zahllosen, flatternden Gestalten verfinstern die Luft, ihre durcheinander wirbelnden, kreischenden Stimmen verwirren die Sinne, während man nur ganz langsam und mit aller Vorsicht fortschreitet, um nicht Eier zu zertreten, weil oft die Nester so nahe beisammen sind, daß kaum der fortgesetzte Fuß Raum dazwischen findet, weshalb man die Augen nur auf den Boden gerichtet haben muß; so werden die Vögel so keck und umflattern den Sucher so nahe, daß sie mit ihren Flügelspitzen nicht selten an dessen Kopf oder Hut stoßen, übrigens aber noch obendrein ihren Unrat mehrfach auf ihn fallen lassen und ihm die Kleider so beklexen, daß sie nachher aussehen, als wären sie mit Kalk bespritzt. Die Vögel selbst fliegen dabei so dicht neben- und übereinander, daß sie häufig mit ihren Flügeln zusammenschlagen, was oft ein hörbares Klappen verursacht. Ein so tolles Wirren und Wimmeln, Schwirren und Toben vermag auch die lebendigste Schilderung nicht genügend zu versinnlichen, niemand, der sich nicht selbst dazwischen befand, kann sich einen richtigen Begriff machen von diesem Drängen und Treiben so ungeheurer Vogelmassen." Die 2—3 Eier liegen in napfförmigen Vertiefungen auf trockenen Sandbänken oder kurz begrasten Rasenflächen und werden 3 Wochen lang bebrütet, aber nur des Nachts und bei trübem, kühlem Wetter anhaltend, während an schönen Tagen auch die Sonne das ihrige thun muß. Man findet diese Eier erst Anfang Juni, wenn es schon hübsch warm geworden ist. Sie sind so groß wie solche von Zwerghühnern und zeigen auf weißlichem oder rostgelblichweißem, nie aber grünlichem Grunde aschgraue Schalen- und schwarz-, seltener rotbraune Zeichnungsflecken in bedeutender Anzahl. Gefiederte Nesterplünderer wissen

die Alten von dem Gelege meist durch mutvolle Angriffe fernzuhalten. Sie selbst vergreifen sich trotz ihres etwas gewaltthätigen Naturells nicht an den Bruten anderer Strand- und Seevögel.

Die Brandseeschwalbe lebt ausschließlich von kleinen Meeresfischen, wie Seestichlingen, Sprotten und jungen Heringen, die sie selbst bei Sturm und in der Brandung nach längerem Rütteln stoßtauchend mit unfehlbarer Sicherheit aus den hochgehenden Wogen herauszuholen versteht. Ihr Wildpret gilt als ungenießbar, dagegen sind die Eier recht wohlschmeckend und werfen den Pächtern oder Eigentümern der Brutinseln einen schönen Ertrag ab. Außerhalb des Brutplatzes ist die Brandseeschwalbe durchaus nicht leicht zu schießen, da sie von allen ihren Verwandten dem Menschen gegenüber am scheuesten und vorsichtigsten ist.

Die Lachseeschwalbe (Sterna nilotica *Hasselqu.*).

(= Sterna anglica *Mont.*).

Nichts vermag die freie Forschung empfindlicher zu schädigen und sicherer zu ersticken, als eine engherzige Bevormundung und Einschränkung durch eine kleinlich denkende Obrigkeit. Mein schöner Beobachtungsposten in Rossitten, den ich, wie ich mir schmeichle, nicht zum Nachteile der Ornithologie 4 Jahre hindurch inne hatte, ist mir durch eine solche so gründlich verleidet worden, daß ich mich zum gänzlichen Verlassen meines Vaterlandes und zur Auswanderung nach einem Lande entschlossen habe, wo der Forscher ohne Zwangsjacke und ohne hemmende Fesseln für seine Wissenschaft arbeiten darf. Ich hatte nicht weit zu gehen. Das nahe Ungarn, das Land ritterlicher Gastfreiheit und liberaler Denkungsart, bot mir alles das Gewünschte im reichsten Maße. Zudem besaß es durch seinen altberühmten Vogelreichtum für mich noch eine besondere Anziehungskraft. Mit so mancher mir bisher noch unbekannten Vogelart hoffe ich da im nächsten Frühjahr und Sommer zusammenzutreffen, sie in allen ihren Eigentümlichkeiten und Lebensgewohnheiten zu studieren. Wie freue ich mich

z. B. schon auf brütende Rotfußfalken und nicht am wenigsten auch auf die Lachseeschwalbe, welche an vielen Gewässern Ungarns zahlreich brütet, während sie bei uns in Deutschland nur ganz zerstreut vorkommt! Ein bekannter Brutplatz von ihr liegt auf den Sandinseln des Lech bei Augsburg; auch für Schleswig und Pommern wird sie angeführt, ist aber bei uns sonst eine äußerst seltene Erscheinung, der ich zu begegnen noch nie das Glück hatte.

Der merklich gebogene, verhältnismäßig kurze, starke und kräftige Schnabel der Lachseeschwalbe ist ebenso wie die Füße schwarz; in der Jugend beides mehr braun. Die Iris erscheint anfangs grau, später braun. Auch bei dieser Art sind im Hochzeitskleide Kopf und Nacken glänzend schwarz, die ganze Unterseite atlasweiß, der Rücken und Mantel mövenblau. Die Handschwingen haben weiße Schäfte und breite weiße Ränder sowie hellgraue Außen- und dunkel aschgraue Innenfahnen. Im Winterkleide sind Kopf und Nacken weißgrau, letzterer mit schwärzlicher Strichelung, wie sich auch durch die Augen ein dunkler Strich zieht. Im Jugendkleide haben die Federn der Oberseite braune, gezackte und gelblich-weiße Endkanten. Länge ca. 40, Flügelbreite ca. 80 cm.

Die Lachseeschwalbe ist einer der gefiederten Weltbürger, denn sie ist schon in allen 5 Erdteilen gefunden worden und fehlt eigentlich nur dem Norden. In Europa ist sie hauptsächlich im Süden und Südosten heimisch und namentlich in Griechenland sehr häufig, wo sie sowohl am Meere wie auch auf Binnengewässern lebt und brütet. Ihre Wanderungen, die sie sehr weit ausdehnt, entfallen im Herbste auf den September, im Frühjahr auf den April und Mai. Sie hält sich dabei weder an die Seeküsten noch an die Flußsysteme, sondern schweift querfeldein über große Ländermassen, erscheint dann sogar in den Steppengebieten des Südens und macht hier auf Heuschrecken Jagd. Sie unterscheidet sich also hierin wesentlich von ihren Verwandten und hat auch sonst in ihrem ganzen Gebaren viel eigentümliches. Sehr mit Recht bezeichnet A. Brehm sie ihrem Betragen und ihren Lebensgewohnheiten nach als ein Mittelglied zwischen Seeschwalben und Möven. Namentlich an die Lachmöven erinnert sie in mehr als einer Beziehung. Zur Brutzeit lebt sie ebenso wie im Winterquartiere am Wasser, sei es nun der Meeresstrand oder ein See oder ein Sumpf, aber ihre Nahrung sucht sie weitab von diesem über festem Lande. Fischchen verzehrt sie nämlich nur nebenbei

und ist in der Hauptsache Insektenfresserin, weshalb sie sich oft auch hinter dem Pfluge auf den Äckern blicken läßt, um die bloßgelegten Engerlinge und dergl. aufzunehmen. Sie fliegt auf der Nahrungssuche etwas langsam und schleppend und hält dazu den Schnabel nicht wie andere Seeschwalben nach unten gerichtet, sondern trägt ihn horizontal. Auch die räuberische Natur der Möven ist ihr eigen, denn sie plündert schonungslos die Brutplätze anderer Sumpf- und Wasservögel und verzehrt sowohl Eier wie Dunenjunge. Ihre Stimme klingt lachend wie „he he he“ und hat ihr ihren Namen verschafft. Außerdem heißt sie, da sie besonders gern Spinnen frißt, auch Spinnenseeschwalbe; ferner Ackerseeschwalbe und kleine Lachmöve. Weniger Eigentümlichkeiten als inbezug auf Aufenthalt und Nahrung hat sie hinsichtlich des Brutgeschäftes aufzuweisen. Ihre 2—3 Eier gleichen sehr denen der vorigen Art, haben aber stets eine mehr grünliche Grundfarbe. Sie brütet zwar auch kolonienweise, aber doch immer nur in kleineren Vereinigungen und nie in so großen Massen wie cantiaca.

Die Raubseeschwalbe (Sterna caspia *Pall.*).

Die Völker des Morgenlandes sind von jeher berühmt gewesen wegen ihrer sinnigen Naturauffassung; tief durchdachte Sagen veranschaulichen bei ihnen die Eigentümlichkeiten der Vogelwelt, und durch ungemein packende und treffende Vergleiche wissen sie dieselbe mit den menschlichen Zuständen in Beziehung zu bringen. Ein neuerliches, sehr hübsches Beispiel dafür berichtet v. Almássy aus der Dobrudscha. Dem bunten Völkergemisch dieses eigenartigen Landstrichs war vor nicht allzu langer Zeit an den Tscherkessen eine neue, nicht gerade willkommene oder segensreiche Bereicherung zu teil geworden. Durch ihre Wildheit und ihren Jähzorn, durch ihre Verwegenheit und ihre räuberischen Gelüste machten sich dieselben bald allgemein verhaßt und gefürchtet. Die reichhaltige Vogelwelt bot eine ähnliche Erscheinung dar. Unter den vielen Möven- und Seeschwalbenarten des Landes war dem Volke die Sterna caspia immer durch dieselben Eigenschaften aufgefallen, wie

jetzt in so unangenehmer Weise die unbändigen Tscherkessen, und da die dort allgemein übliche Bezeichnung für Möven und Seeschwalben „Martin“, lautet, so hat man die Raubseeschwalbe sehr bezeichnend „Tscherkess martin“ getauft.

Der ungemein kräftige Schnabel dieses wehrhaften Vogels ist korallenrot mit schwärzlicher Spitze, im Herbst und in der Jugend lichter; die Iris ist anfangs braungrau, später schwarzbraun; die Füße erscheinen zuerst braun und im Alter schwarz. Im Prachtkleide ist der ganze Oberkopf bis unter die Augen nebst Scheitel und Nacken glänzend schwarz; das übrige Gesicht, die ganze Unterseite, Flanken, Unterflügeldecken, Bürzel und Schwanz weiß, letztere beiden wie mit feinem Puder zart blaugrau überflogen. Hinter dem schwarzen Nacken steht nur sehr wenig reines Weiß, das nach dem Rücken zu sehr bald, aber nur allmählich in das übliche Mövenblau übergeht. Die Schäfte der Schwungfedern sind weiß, ihre Fahnen trüb silbergrau, bei den großen Schwingen auf der Innenseite trüb schwarzgrau und auf der Unterseite grauschwarz. Die Schulterpartie des Flügels ist so licht, daß sie fast weiß erscheint. Im Winter ist der Kopf schwarz und weiß gefleckt, in der Jugend das Gefieder der Oberseite bräunlich durchzackt. Diese Art ist die weitaus stattlichste unter unseren Seeschwalben, denn sie erreicht beinahe Kolkrabengröße, weshalb Naumann sie auch die „Königin unter den Seeschwalben“ nennt. Die Dunenjungen sind unten weiß, oben grau mit schwarzen Flecken.

Deutschland besitzt nur noch eine einzige Brutkolonie dieses interessanten Vogels und zwar auf der Nordspitze der Insel Sylt. Leider ist dieselbe infolge unausgesetzter Nachstellungen schon sehr zusammengeschrumpft und erscheint in ihrem Weiterbestande bedroht. Naumann traf daselbst 1819 ca. 300 brütende Paare, Leverkühn zählte 1886 nur noch 35! Der Vogel heißt dort auch Riesenseeschwalbe oder Wimmermöve. Im übrigen Deutschland ist er eine höchst seltene Erscheinung, gemein dagegen an dem griechischen Meere, am Schwarzen und Kaspischen Meere, an der tunesischen Küste u. s. w. Als Brutvogel giebt die Raubseeschwalbe der Meeresküste entschieden den Vorzug, auf dem Zuge aber geht sie flußaufwärts tief ins Innere der von ihr besuchten Länder. So fand Brehm sie noch im innersten Sudan. Sie liebt klares, seichtes Wasser und einen flachen Strand. Auf Sylt kommt sie in der zweiten Hälfte des April an und zieht im September wieder fort. Im Sitzen macht sie sich des dicken Kopfes und kurzen Schwanzes wegen ziemlich plump, und auch der Flug hat viel Gemächliches an sich. Außerhalb der Brutzeit sind die Raubseeschwalben

nicht gesellig, sondern führen meist ein einsames Leben, wozu der bei ihnen sehr ausgeprägte Futterneid nicht wenig beitragen mag. Dem Menschen gegenüber sind sie sehr schlau und mißtrauisch, dabei aber auch wieder so neugierig, daß sie der mit dieser Eigentümlichkeit bekannte Jäger doch unschwer erlegen kann. Ihre geistigen Eigenschaften habe ich schon oben charakterisiert. Die Nahrung besteht in erster Reihe aus Fischen, namentlich Heringen. Nächstdem sind aber diese großen Seeschwalben auch ganz gefährliche Nesträuber, die sich in ihrer Gier selbst an erwachsene, kleine Seevögel machen und alles verschlingen, was sie bewältigen können. Ihr mächtiger Schnabel ist eine furchtbare Waffe, vor der sich sogar der Jäger den Angeschossenen gegenüber in acht zu nehmen hat. Die Eier gelten als wohlschmeckend und werden deshalb für Küchenzwecke gesammelt. Sie sind so groß wie Enteneier, haben auch ungefähr dieselbe Form, eine glatte, glanzlose Schale und auf gelblich oder bräunlichweißem Grunde zu unterst aschgraue und darüber schwarzgraue Flecken, die hinsichtlich der Einzelheiten vielfach abändern.

Die Elfenbeinmöve (Gavia alba [*Gunn.*]).

(= Larus eburneus *Gm.*)

Fast bei allen Vogelfamilien, die Vertreter bis in den hohen Norden hinauf senden, finden wir bei diesen Weiß als Gefiederfarbe stark vertreten, häufig vorherrschend, nicht selten ganz allein dominierend. Nach Darwin'scher Hypothese läßt sich dies leicht und gewiß richtig mit der Anpassung an die in Eis und Schnee gehüllte Polarlandschaft erklären. Vielleicht ist dabei aber auch noch ein anderer Grund mit maßgebend, der mir bisher von den Ornithologen zu wenig beachtet zu sein scheint, auch in anderer Hinsicht. Es ist nämlich erwiesen, daß weiße Federn von allen die schlechtesten Wärmeleiter sind, daß also ein weißes Gefieder es dem Vogel am leichtesten macht, sich die nötige Körperwärme selbst bei sehr ungünstigen Umgebungsverhältnissen zu erhalten. Manche analoge Erscheinungen nicht nur in der Vogelwelt, sondern auch bei den

jetzt in so unangenehmer Weise die unbändigen Tscherkessen, und da die dort allgemein übliche Bezeichnung für Möven und Seeschwalben „Martin", lautet, so hat man die Raubseeschwalbe sehr bezeichnend „Tscherkess martin" getauft.

Der ungemein kräftige Schnabel dieses wehrhaften Vogels ist korallenrot mit schwärzlicher Spitze, im Herbst und in der Jugend lichter; die Iris ist anfangs braungrau, später schwarzbraun; die Füße erscheinen zuerst braun und im Alter schwarz. Im Prachtkleide ist der ganze Oberkopf bis unter die Augen nebst Scheitel und Nacken glänzend schwarz; das übrige Gesicht, die ganze Unterseite, Flanken, Unterflügeldecken, Bürzel und Schwanz weiß, letztere beiden wie mit feinem Puder zart blaugrau überflogen. Hinter dem schwarzen Nacken steht nur sehr wenig reines Weiß, das nach dem Rücken zu sehr bald, aber nur allmählich in das übliche Mövenblau übergeht. Die Schäfte der Schwungfedern sind weiß, ihre Fahnen trüb silbergrau, bei den großen Schwingen auf der Innenseite trüb schwarzgrau und auf der Unterseite grauschwarz. Die Schulterpartie des Flügels ist so licht, daß sie fast weiß erscheint. Im Winter ist der Kopf schwarz und weiß gefleckt, in der Jugend das Gefieder der Oberseite bräunlich durchzackt. Diese Art ist die weitaus stattlichste unter unseren Seeschwalben, denn sie erreicht beinahe Kolkrabengröße, weshalb Naumann sie auch die „Königin unter den Seeschwalben" nennt. Die Dunenjungen sind unten weiß, oben grau mit schwarzen Flecken.

Deutschland besitzt nur noch eine einzige Brutkolonie dieses interessanten Vogels und zwar auf der Nordspitze der Insel Sylt. Leider ist dieselbe infolge unausgesetzter Nachstellungen schon sehr zusammengeschrumpft und erscheint in ihrem Weiterbestande bedroht. Naumann traf daselbst 1819 ca. 300 brütende Paare, Leverkühn zählte 1886 nur noch 35! Der Vogel heißt dort auch Riesenseeschwalbe oder Wimmermöve. Im übrigen Deutschland ist er eine höchst seltene Erscheinung, gemein dagegen an dem griechischen Meere, am Schwarzen und Kaspischen Meere, an der tunesischen Küste u. s. w. Als Brutvogel giebt die Raubseeschwalbe der Meeresküste entschieden den Vorzug, auf dem Zuge aber geht sie flußaufwärts tief ins Innere der von ihr besuchten Länder. So fand Brehm sie noch im innersten Sudan. Sie liebt klares, seichtes Wasser und einen flachen Strand. Auf Sylt kommt sie in der zweiten Hälfte des April an und zieht im September wieder fort. Im Sitzen macht sie sich des dicken Kopfes und kurzen Schwanzes wegen ziemlich plump, und auch der Flug hat viel Gemächliches an sich. Außerhalb der Brutzeit sind die Raubseeschwalben

nicht gesellig, sondern führen meist ein einsames Leben, wozu der bei ihnen sehr ausgeprägte Futterneid nicht wenig beitragen mag. Dem Menschen gegenüber sind sie sehr schlau und mißtrauisch, dabei aber auch wieder so neugierig, daß sie der mit dieser Eigentümlichkeit bekannte Jäger doch unschwer erlegen kann. Ihre geistigen Eigenschaften habe ich schon oben charakterisiert. Die Nahrung besteht in erster Reihe aus Fischen, namentlich Heringen. Nächstdem sind aber diese großen Seeschwalben auch ganz gefährliche Nesträuber, die sich in ihrer Gier selbst an erwachsene, kleine Seevögel machen und alles verschlingen, was sie bewältigen können. Ihr mächtiger Schnabel ist eine furchtbare Waffe, vor der sich sogar der Jäger den Angeschossenen gegenüber in acht zu nehmen hat. Die Eier gelten als wohlschmeckend und werden deshalb für Küchenzwecke gesammelt. Sie sind so groß wie Enteneier, haben auch ungefähr dieselbe Form, eine glatte, glanzlose Schale und auf gelblich oder bräunlichweißem Grunde zu unterst aschgraue und darüber schwarzgraue Flecken, die hinsichtlich der Einzelheiten vielfach abändern.

Die Elfenbeinmöve (Gavia alba [*Gunn.*]).

(= Larus eburneus *Gm.*)

Fast bei allen Vogelfamilien, die Vertreter bis in den hohen Norden hinauf senden, finden wir bei diesen Weiß als Gefiederfarbe stark vertreten, häufig vorherrschend, nicht selten ganz allein dominierend. Nach Darwin'scher Hypothese läßt sich dies leicht und gewiß richtig mit der Anpassung an die in Eis und Schnee gehüllte Polarlandschaft erklären. Vielleicht ist dabei aber auch noch ein anderer Grund mit maßgebend, der mir bisher von den Ornithologen zu wenig beachtet zu sein scheint, auch in anderer Hinsicht. Es ist nämlich erwiesen, daß weiße Federn von allen die schlechtesten Wärmeleiter sind, daß also ein weißes Gefieder es dem Vogel am leichtesten macht, sich die nötige Körperwärme selbst bei sehr ungünstigen Umgebungsverhältnissen zu erhalten. Manche analoge Erscheinungen nicht nur in der Vogelwelt, sondern auch bei den

Säugetieren sprechen dafür. Ja, ich vermute sogar, daß die in der großen Mehrzahl der Fälle weiße Färbung der Bauchseite bei den Schwimmvögeln darin mit ihren Grund hat, indem sie naturgemäß bei der häufigen Berührung mit dem kalten Wasser auch am meisten erwärmt werden muß, worauf ja auch die pelzartige Beschaffenheit ihres Gefieders schließen läßt. Unter den Möven haben wir gleichfalls eine im hohen Norden heimische Art, bei der das Weiß zur fast alleinigen Farbe geworden ist: die Elfenbeinmöve. Sie ist inbezug auf die Färbung unter den Möven das, was die Schneeeule bei den Nachtraubvögeln ist.

Im Alterskleide ist die Farbe des Gefieders rein weiß, auf den großen Schwingen und Oberflügeldeckfedern zur Paarungszeit mit einem duftigen Anflug von Rosa. Die Füße sind schwarz. Das gelbe Auge ist von einem roten Ring umgeben. Der Schnabel ist in der Wurzelhälfte bläulich, in der Spitzenhälfte rotgelb, um die Nasenlöcher herum grünlichgelb. Bei jungen Vögeln sind die Spitzen der großen Schwingen, der Mantel- und Steuerfedern schwarz gefleckt, Kopf und Hals aber von grauer Farbe. Die Flügelspannung beträgt ungefähr 110 cm.

Ihres zarten Gefieders wegen heißt diese Art auch Schneemöve. „Die Weiße ihres Gefieders“, sagt Friderich, „übertrifft fast die Weiße des Schnees, was sich zeigt, wenn der Vogel auf dem Eise mit einer Gravität spazieren geht, die ihm den stolzen Namen „Ratsherr“ verschafft hat.“ Als ein äußerst seltener Irrling ist die Elfenbeinmöve schon in der Elbmündung, ja selbst auf dem Genfer See vorgekommen, denn sonst geht sie selbst in den strengsten Wintern nie soweit südlich herab, sondern hält sich immer möglichst innerhalb des Polarkreises. Sie liebt gerade die unwirtliche Zone des Packeises am allermeisten, weil sie sich nur auf dem Rande der Eisberge zum Ausruhen niederläßt und nicht auf dem Wasser. Besonders häufig scheint sie im nördlichen Grönland zu sein. Sie brütet in kleinen Vereinen, oft mit anderen Vögeln untermischt, auf schwer zugänglichen Felswänden und legt hier im Juli auf eine Unterlage von Tang und Flechten 2—3 kurz geformte, rauhschalige, auf grauweißem Grunde braungrau und olivenbraun gefleckte Eier. Sie ist ein echter Meeresvogel, gestählt im Kampfe mit Wind und Wetter und angepaßt an das eisigrauhe Klima ihrer Heimat. Sie wandert nur so weit, als sie gerade

muß. Hinsichtlich der Nahrung ist sie nicht wählerisch und darf es auch nicht sein. An Aas geht sie sehr gerne, und an den Luftlöchern der Walrosse und Seehunde lauert sie stundenlang, bis dieselben erscheinen und ihren Kot absetzen, worauf sie gierig über denselben herfällt. Dieses wenig saubere Handwerk steht freilich nicht im Einklang mit ihrer farbenduftigen Erscheinung, aber das ist ja oft so, auch bei uns Menschen. Wie die meisten gefiederten Kinder des hohen Nordens ist sie dem Menschen gegenüber ungemein arglos und vertrauensselig, weil sie eben das Raubtier im „Herrn der Schöpfung" in ihrer stillen und öden Heimat nicht kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Wenn man ihnen Stücke Speck vorwirft, vermag man sie so nahe heranzulocken, daß man mit den Händen nach ihnen greifen kann.

Eine andere sehr schöne und interessante Möve des hohen Nordens ist die Rosenmöve, Larus Rossi, welche einmal auf Helgoland erlegt wurde und seitdem die Hauptzierde der berühmten Gätke'schen Sammlung daselbst bildet. So weit menschliche Forschungsreisende nach dem Pole zu vorgedrungen sind, haben sie auch die Rosenmöve angetroffen, deren Nest noch kein menschliches Auge gesehen hat. Bisher waren überhaupt nur wenige Exemplare dieser rara avis bekannt. Nansen hat aber von seiner kühnen Nordpolfahrt allein 8 Stück mitgebracht, darunter auch solche im Jugendkleid.

Die Dreizehenmöve (Rissa tridactyla [*L.*]).

Zu den herrlichsten und großartigsten Schilderungen, die wir der unsterblichen Feder unseres allzu früh entschlafenen und zum Schaden der populären Wissenschaft in seiner genialen Eigenart leider nicht wieder ersetzten Alfred Brehm verdanken, gehört diejenige der weltberühmten Vogelberge des skandinavischen Nordens, die ihm durch die Liberalität der „Gartenlaube" aus eigener Anschauung kennen zu lernen vergönnt war. Die dort häufigste Möve ist unsere Rissa tridactyla, deren Beobachtung Brehm die eingehendste Aufmerksamkeit widmete, und deren Lebensbild er uns dann in so glänzender Form

mit gewohnter Meisterschaft entrollt hat. Er beginnt mit den Worten Faber's, die, so poetisch sie klingen, doch nur voll und ganz der Wirklichkeit entsprechen: „In Grimsö's Vogelbergen nisten sie in solcher Menge, daß sie die Sonne verdunkeln, wenn sie auffliegen, die Schären bedecken, wenn sie sitzen, die Ohren betäuben, wenn sie schreien, und den vom Löffelkraut grünen Felsen weiß färben, wenn sie brüten." „Das wahre Bild eines Vogelberges," fährt Brehm fort, „gewann ich an einem mir unvergeßlichen Tage, am 22. Juli, der mich nach dem Vorgebirge Svärholm, unweit des Nordkaps, vorüber führte; ich gewann es erst, nachdem mein liebenswürdiger Freund, der Führer des Postdampfschiffes, das mich trug, eines seiner Geschütze abgefeuert hatte, um die Möven aufzuscheuchen. Eine gewaltige Wand war mir erschienen wie eine riesenhafte, mit Millionen kleiner weißer Pünktchen bedeckte Schiefertafel; unmittelbar nach dem Donner des Schusses lösten sich diese Pünktchen teilweise ab vom dunklen Grunde, wurden lebendig, zu Vögeln, zu blendenden Möven, und senkten sich minutenlang auf das Meer hernieder, so dicht, in einer so ununterbrochenen Folge, daß ich meinte, ein unerwarteter Schneesturm sei losgebrochen und wirbele riesenhafte Flocken vom Himmel hernieder. Minutenlang schneite es Vögel, auf unabsehbare Ferne hin bedeckte sich das Meer mit ihnen, und noch erschien die Wand fast ebenso dicht betüpfelt wie früher."

Die Dreizehenmöve hat ein braunes Auge mit einem korallenroten Ring um dasselbe, einen zitronengelben Schnabel mit roten Mundwinkeln und rotbraune Füße, die in der Jugend fleischfarbig sind. Der alte Vogel ist in der Hauptsache blendend weiß; nur der Mantel ist von sattem Mövenblau. Die weißgrauen Schwingen haben schwarze Spitzen. Im Winter wird der Hinterhals blaugrau, und ein kleiner Flecken vor dem Auge sowie ein größerer in der Ohrgegend schwarzgrau. Das Jugendkleid zeigt auch noch auf dem unteren Nacken einen großen, halbmondförmigen, braunschwarzen Fleck. Die dunklen Mantelfedern haben schwärzliche Ränder. Der weiße Schwanz zeigt eine schwarze Endbinde. „Die 4 ersten Schwingen sind außen und an der Spitze schwarz, die 3 anderen mit kleiner werdenden schwarzen Spitzen und schwarzen Außenkanten; die übrigen weiß, nach außen mövenblau." (Friderich).

Die Dreizehenmöve, auch Stummelmöve und Kittiwaka genannt, heimatet im Norden, wo sie in Gesellschaft von Alken,

Larventauchern u. a. in ungeheuren Kolonien auf den sogenannten Vogelbergen nistet und hier die unteren und mittleren Etagen einnimmt. Im Winter ist sie eine regelmäßige, wenn auch sparsame Erscheinung an unseren Küsten, namentlich denen der Nordsee. Da sie bisweilen bis zum mittelländischen Meere herabwandert, kommt sie auch häufiger wie andere nordische Seevögel bei uns im Binnenlande vor, freilich noch selten genug und gewöhnlich in ermattetem Zustande, indem sie als echter Meeresvogel auch auf ihren Reisen so lange als möglich dem Verlaufe der Küsten folgt. Auf die Salzflut ist sie schon ohnehin angewiesen, da sie sich ausschließlich von Seefischen nährt, Süßwasserfische schon ungern und Insekten oder dergl. niemals aufnimmt. Schon im März trifft sie trotz des rauhen Klimas in ihrer Heimat ein und erst im November, wenn es der Winter gar zu ernst meint, entschließt sie sich zum Abzuge. Besonders gemein ist sie in Island, Grönland und dem nördlichen Norwegen, woselbst nach Hartwig der Svaerholtklubben als ihr besuchtester Brutplatz gilt; dort soll ihre Zahl wirklich nur nach Millionen zu schätzen sein. Sie liebt felsige Gestade mit tosender Brandung, nicht aber flache Ufer mit seichtem und stillem Wasser. Hier stößt sie nicht wie die Seeschwalben senkrecht, sondern in einem Bogen hernieder, durchfährt nur ganz wenig eintauchend den Kamm der Woge, ergreift dabei sehr sicher und gewandt den erspähten Fisch mit dem Schnabel und schwingt sich dann ebenfalls wieder in einem Bogen nach oben, wobei sie den Fisch gleich tot kneipt und ihn verschluckt, wenn er dazu nicht zu groß ist. In diesem Falle trägt sie ihn nach der nächsten Klippe, um ihn da in aller Gemütsruhe zu zerstückeln. Ihre Verwandten übertrifft die Stummelmöve nicht nur an Geselligkeit, sondern auch an Schreilust. Sehr wohllautend kann man die von ihr hervorgebrachten Töne freilich nicht nennen. Der gewöhnliche, kläglich klingende Ruf wird in der Regel mit „Käkedäi“ übersetzt. Außerdem lassen diese Vögel noch ein heiseres „Dack“ und einen anderen unschönen Ton vernehmen, der an den einer Kindertrompete erinnert. Das Nest ist ein großer, wirrer Tanghaufen, in dem Ende Mai 3 Eier liegen. Beide Gatten bebrüten dieselben ca. 22 Tage lang. Die Eier sind auf licht graugelblichem oder rostgelblichweißem Grunde sparsam mit

mit gewohnter Meisterschaft entrollt hat. Er beginnt mit den Worten Faber's, die, so poetisch sie klingen, doch nur voll und ganz der Wirklichkeit entsprechen: „In Grimsö's Vogelbergen nisten sie in solcher Menge, daß sie die Sonne verdunkeln, wenn sie auffliegen, die Schären bedecken, wenn sie sitzen, die Ohren betäuben, wenn sie schreien, und den vom Löffelkraut grünen Felsen weiß färben, wenn sie brüten." „Das wahre Bild eines Vogelberges," fährt Brehm fort, „gewann ich an einem mir unvergeßlichen Tage, am 22. Juli, der mich nach dem Vorgebirge Svärholm, unweit des Nordkaps, vorüber führte; ich gewann es erst, nachdem mein liebenswürdiger Freund, der Führer des Postdampfschiffes, das mich trug, eines seiner Geschütze abgefeuert hatte, um die Möven aufzuscheuchen. Eine gewaltige Wand war mir erschienen wie eine riesenhafte, mit Millionen kleiner weißer Pünktchen bedeckte Schiefertafel; unmittelbar nach dem Donner des Schusses lösten sich diese Pünktchen teilweise ab vom dunklen Grunde, wurden lebendig, zu Vögeln, zu blendenden Möven, und senkten sich minutenlang auf das Meer hernieder, so dicht, in einer so ununterbrochenen Folge, daß ich meinte, ein unerwarteter Schneesturm sei losgebrochen und wirbele riesenhafte Flocken vom Himmel hernieder. Minutenlang schneite es Vögel, auf unabsehbare Ferne hin bedeckte sich das Meer mit ihnen, und noch erschien die Wand fast ebenso dicht betüpfelt wie früher."

Die Dreizehenmöve hat ein braunes Auge mit einem korallenroten Ring um dasselbe, einen zitronengelben Schnabel mit roten Mundwinkeln und rotbraune Füße, die in der Jugend fleischfarbig sind. Der alte Vogel ist in der Hauptsache blendend weiß; nur der Mantel ist von sattem Mövenblau. Die weißgrauen Schwingen haben schwarze Spitzen. Im Winter wird der Hinterhals blaugrau, und ein kleiner Flecken vor dem Auge sowie ein größerer in der Ohrgegend schwarzgrau. Das Jugendkleid zeigt auch noch auf dem unteren Nacken einen großen, halbmondförmigen, braunschwarzen Fleck. Die dunklen Mantelfedern haben schwärzliche Ränder. Der weiße Schwanz zeigt eine schwarze Endbinde. „Die 4 ersten Schwingen sind außen und an der Spitze schwarz, die 3 anderen mit kleiner werdenden schwarzen Spitzen und schwarzen Außenkanten; die übrigen weiß, nach außen mövenblau." (Friderich).

Die Dreizehenmöve, auch Stummelmöve und Kittiwaka genannt, heimatet im Norden, wo sie in Gesellschaft von Alken,

Larventauchern u. a. in ungeheuren Kolonien auf den sogenannten Vogelbergen nistet und hier die unteren und mittleren Etagen einnimmt. Im Winter ist sie eine regelmäßige, wenn auch sparsame Erscheinung an unseren Küsten, namentlich denen der Nordsee. Da sie bisweilen bis zum mittelländischen Meere herabwandert, kommt sie auch häufiger wie andere nordische Seevögel bei uns im Binnenlande vor, freilich noch selten genug und gewöhnlich in ermattetem Zustande, indem sie als echter Meeresvogel auch auf ihren Reisen so lange als möglich dem Verlaufe der Küsten folgt. Auf die Salzflut ist sie schon ohnehin angewiesen, da sie sich ausschließlich von Seefischen nährt, Süßwasserfische schon ungern und Insekten oder dergl. niemals aufnimmt. Schon im März trifft sie trotz des rauhen Klimas in ihrer Heimat ein und erst im November, wenn es der Winter gar zu ernst meint, entschließt sie sich zum Abzuge. Besonders gemein ist sie in Island, Grönland und dem nördlichen Norwegen, woselbst nach Hartwig der Svaerholtklubben als ihr besuchtester Brutplatz gilt; dort soll ihre Zahl wirklich nur nach Millionen zu schätzen sein. Sie liebt felsige Gestade mit tosender Brandung, nicht aber flache Ufer mit seichtem und stillem Wasser. Hier stößt sie nicht wie die Seeschwalben senkrecht, sondern in einem Bogen hernieder, durchfährt nur ganz wenig eintauchend den Kamm der Woge, ergreift dabei sehr sicher und gewandt den erspähten Fisch mit dem Schnabel und schwingt sich dann ebenfalls wieder in einem Bogen nach oben, wobei sie den Fisch gleich tot kneipt und ihn verschluckt, wenn er dazu nicht zu groß ist. In diesem Falle trägt sie ihn nach der nächsten Klippe, um ihn da in aller Gemütsruhe zu zerstückeln. Ihre Verwandten übertrifft die Stummelmöve nicht nur an Geselligkeit, sondern auch an Schreilust. Sehr wohllautend kann man die von ihr hervorgebrachten Töne freilich nicht nennen. Der gewöhnliche, kläglich klingende Ruf wird in der Regel mit „Käkedäi“ übersetzt. Außerdem lassen diese Vögel noch ein heiseres „Dack“ und einen anderen unschönen Ton vernehmen, der an den einer Kindertrompete erinnert. Das Nest ist ein großer, wirrer Tanghaufen, in dem Ende Mai 3 Eier liegen. Beide Gatten bebrüten dieselben ca. 22 Tage lang. Die Eier sind auf licht graugelblichem oder rostgelblichweißem Grunde sparsam mit

violettgrauen und darüber mit dunkelbraunen Flecken gezeichnet. Die sozialen Tugenden der ebenso gesellig brütenden Alken und Lummen sind auch den Stummelmöven eigen. Zank und Streit fällt fast niemals vor, und verwaiste Junge finden stets liebevolle Pflegeeltern. Der ärgste Feind der Möven ist die Raubmöve, welche nicht nur den Bruten nachstellt, sondern auch den alten Vögeln so manchen gefangenen Fisch durch unablässige Verfolgung abjagt, um ihn dann selbst zu verzehren.

Die Schwalbenmöve (Chema Sabinei [*Leach*]).

Zu den allerseltensten Erscheinungen in der deutschen Vogelwelt gehört die im höchsten Norden heimische Schwalbenmöve, die im Jugendkleide auf Helgoland sowie am Rhein je einmal vorgekommen ist, während sie in England schon öfters erscheint. Das wenige, was wir bisher über ihre Naturgeschichte wissen, verdanken wir den Forschungsreisenden Sabine und v. Middendorf, von denen der erstere sie auf kleinen Felseninseln in der Davis-Straße und der letztere im Mündungsgebiete des Taimyr-Flusses brütend auffand.

Sie hat einen braunschwarzen Schnabel, einen roten Rachen und Augenkreis, sowie im Alter schwarze, vorher gelbliche Füße. Ausgezeichnet ist sie namentlich durch ihren schwach gegabelten Schwanz, dem sie auch ihren Namen verdankt. Gesamtlänge ca. 36 cm. Das Sommerkleid der alten Vögel wird durch einen grauschwarzen Kopf, einen schwarzen Halsring und einen aschgrauen Mantel gekennzeichnet. Die übrige Unterseite, der Schwanz, die Oberschwanzdeckfedern und der Hinterhals sind weiß; Bug und Rand des Flügels dagegen schwarz. Von den großen Schwingen haben die 5 ersten schwarze Schäfte und Fahnen, aber einen breiten weißen Streif auf der Innenseite, der auch über die Spitze sich erstreckt. Die folgenden großen Schwingen sind ebenso wie die kleinen mövenblau mit weißen Spitzen. Dem mittleren Kleide fehlt die Kopfkappe, auf welche nur ein grauer Fleck hinter dem Auge hinweist. Die weißen Steuerfedern haben eine breite, schwarze Endbinde. Dasselbe matte Schwarz bedeckt auch den Nacken und die Oberflügeldecken. Im Jugendkleide ist die Oberseite viel fahler, fast rauchfarbig mit lichteren Federrändern.

Die Schwalbenmöve gehört zu den am nördlichsten wohnenden Vögeln, denn unterhalb des 73. Breitengrades kommt sie brütend schon nicht mehr vor. Die Alten wandern auch nur

sehr wenig, denn es sind ausschließlich junge Vögel, welche bis ins mittlere Europa als Wintergäste herabgehen. Dem Gros dieser wetterharten Möve erscheint schon das unwirtliche Spitzbergen oder das südliche Grönland als ein angenehmes Winterquartier. Außerhalb der Brutzeit scheint die Schwalbenmöve fast ganz auf dem Meere zu leben, ohne jedoch ausschließlich oder selbst nur überwiegend Fischfresserin zu sein. In der Tundra lebt sie nach v. Middendorf von den dort unzähligen Mückenlarven, mit denen allein sie ihre Jungen groß füttert, und ihr Entdecker Sabine fand im Kropf und Magen der von ihm getöteten nur kleine Krebstierchen. Am Brutplatze, wo sie sich in der Besorgnis um ihre Nachkommenschaft sehr mutig zeigen, lassen diese Vögel ein Gegacker hören, welches an das Schackern des Krammetsvogels erinnern soll. Im Juli legen sie entweder auf den nackten Fels oder in eine Vertiefung im Moose der Tundra 2 auf trüb gelbgrünem Grunde bräunlich gefleckte Eier. Die Dunenjungen verstehen vortrefflich zu tauchen und sind unten grauweiß, oben rostgelb mit dichter schwarzer Fleckung gezeichnet.

Die Zwergmöve (Larus minutus *Pall.*).

Ein so überraschend reiches Vogelleben sich auch während der Zugzeit auf der Kurischen Nehrung entfaltet, so arm ist dieselbe verhältnismäßig an Brutvögeln. Alles Leben konzentriert sich dann um den Rossittener Bruch, auf dem zahlreiche Möven und Seeschwalben, Enten, Taucher und Wasserhühner in buntem Durcheinander nisten. Immerhin haben wir dort auch unter unseren Brutvögeln manche interessante Erscheinung, die dem übrigen Deutschland fehlt. So hatte bereits Lindner unter den hunderten von Lachmöven während der Brutzeit daselbst auch einige der für Deutschland so seltenen Zwergmöven beobachtet und ein allem Anscheine nach gepaartes Pärchen erlegt. Aber erst mehrere Jahre später glückte es mir, den vollgültigen Beweis für das Nisten dieser rara avis bei uns zu erbringen, indem ich ein von seinem Neste aufsteigendes Weibchen schoß und dem ersteren das bebrütete Gelege ent-

nahm. Immerhin brüten hier nur vereinzelte Paare. Da aber die Zwergmöven oft geradezu massenhaft auf dem Haff anzutreffen sind, auch bei Rossitten im Juli nach eben vollendeter Brutzeit bisweilen recht zahlreich aufzutreten pflegen, so liegt die Vermutung nahe, daß sich in der Nähe ein bedeutenderer, bisher noch unbekannter Brutplatz derselben befinden muß. Diese meine Ansicht fand 1896 noch eine erhebliche Verstärkung dadurch, daß Herr Baer bei einem Ausfluge nach der litthauischen Haffseite die zierlichen Zwergmöven im herrlichsten Hochzeitskleide geradezu massenhaft auf dem Minge-Flusse antraf; doch hat er den jedenfalls in dieser Gegend liegenden Brutplatz selbst nicht aufgefunden. Ich hoffe, der in ornithologischer Beziehung so hochinteressanten und dabei fast noch gar nicht erforschten litthauischen Niederung später noch einen längeren Besuch abstatten zu können und dann glücklicher zu sein.

Der ziemlich dünne und schwächliche Schnabel ist schwarzrot, die Iris dunkelbraun, die Füße hochrot; dies alles gilt aber nur für ausgefärbte Individuen, denn die jungen Vögel haben fleischfarbige Füße und Schnäbel. Sie ist die kleinste Möve, da ihr Rumpf nur dem einer starken Misteldrossel gleichkommt. Im Prachtkleide erscheint der ganze Kopf tief braunschwarz, und es ist noch strittig, ob diese Farbe durch Mauserung oder bloße Verfärbung hervorgebracht wird. Ich bin im Gegensatze zu fast allen neueren deutschen Ornithologen der ersteren Ansicht. Unterseite, Weichen, Unternacken, Oberrücken, Bürzel und Schwanz sind weiß. Bei letzterem haben die äußersten Federn spitzenwärts einen graubläulichen Anflug. Mittel- und Unterrücken sowie die Schultern zart mövenblau. Unterflügeldeckfedern satt schwarzgrau. Schwingenschäfte weiß. Große wie kleine Schwingen mövenblau mit weißen Spitzen, die ersteren sind dabei wesentlich dunkler, die 1. fast grauschwarz, welche Farbe auf der Unterseite der großen Schwingen allgemein ist. Die Brust zeigt einen sehr zarten und leicht wieder sich verflüchtigenden Anflug von Rosa. Derselbe fehlt dem Winterkleide ebenso wie die dunkle Kopffärbung gänzlich. Nur ein Ohrfleck sowie eine Partie auf Hinterkopf und Nacken sind schwärzlichgrau. Im Jugendkleide trägt außerdem der Schwanz eine schwarze Endbinde. Auf dem Oberflügel verläuft ein schwarzgrauer Streifen mit licht braunen Federrändern. Hinterhals und Mantel sind graubraun. Diese Möve ist erst im 3. Lebensjahre ausgefärbt. Die Dunenjungen sind entsprechend kleiner wie diejenigen der Lachmöve, denselben aber sonst vollkommen gleich.

Das Verbreitungscentrum der Zwergmöve liegt in Nordosteuropa und Nordwestasien, und die bei uns brütenden müssen als ihre äußersten westlichen Ausläufer angesehen werden.

Gemein ist sie auf dem Ladoga-See, geht von da aber nicht mehr viel weiter gen Norden. An der unteren Wolga, am Kaspi und in der Dobrudscha ist sie gleichfalls zu Hause. Im Winter erscheint sie im Gebiete des mittelländischen Meeres, namentlich auch in Nordafrika. Über die Wanderungen dieses Vogels liegen übrigens erst sehr wenig Beobachtungen vor, aus denen sich ein klares Bild noch nicht gewinnen läßt. Für Rossitten kann ich nur sagen, daß dort die Zwergmöven stets 10—14 Tage später ankamen wie die Lachmöven, auch entsprechend später zur Brut schritten und nach Beendigung derselben alsbald in der ganzen Gegend herumschwärmten, um dann ganz heimlich zu verschwinden. Der Geselligkeitstrieb scheint sich bei ihnen merkwürdiger Weise auf dem Zuge und im Winterquartiere weniger zu bethätigen wie während der Brutzeit. Am Kaspi sah ich sie meist einzeln, hier aber ebensowenig wie in Rossitten auf offenem Meere. In Rossitten brüteten sie auf dem Bruch in Gesellschaft von Sterna hirundo und Larus ridibundus und fischten ausschließlich auf dem Haff; am Seestrande selbst habe ich nie eine gesehen. Sie ist nicht nur die kleinste, sondern zweifelsohne auch die zierlichste, flinkste, anmutigste und liebenswürdigste Art ihrer Gattung. Ihrem Wesen nach stellt sie meiner Ansicht nach das unter den Möven dar, was die Sterna nilotica unter den Seeschwalben ist, d. h. sie vermittelt den Übergang zwischen beiden Gruppen und hat manche Züge mit den Sterniden gemein. Dahin gehört namentlich, daß sie fast den ganzen Tag über fliegt und nur selten sich aufs Wasser niederläßt; sie schwimmt übrigens auch wesentlich schlechter wie ihre Verwandten. Der Flug ist äußerst gewandt und hat viel Eigentümliches. Sie liebt es, dabei allerhand Gaukelspiele und fledermausartige, geknitterte Wendungen auszuführen, wodurch sie sich für den geübten Blick schon auf große Entfernung hin von anderen Möven unterscheidet. Die diesen Vögeln eigene Neugierde ist bei ihr wohl am allermeisten ausgeprägt. Die häßlich kreischende Stimme, die man übrigens nicht oft vernimmt, paßt wenig zu der sonst so lieblichen Erscheinung. Das Brutgeschäft gleicht dem der Lachmöve, die Eier ähneln zum Verwechseln denen der Flußseeschwalbe; doch haben sie ein schön orangefarbiges Dotter, während dasselbe

bei den Eiern von hirundo gelb ist, wodurch sie sich in frischem Zustande leicht unterscheiden lassen. Die Nahrung besteht sehr überwiegend aus Wasserinsekten und deren Larven, daneben auch Regenwürmern, Engerlingen, Landkäfern, Heuschrecken sowie Kaulquappen und wertlosen kleinen Fischchen. Schädlich wird dies reizende Geschöpf jedenfalls nicht, und wo es sich bei uns zum Brüten entschließt, was außer in Ostpreußen auch schon in Westpreußen und in der Mark der Fall gewesen ist, sollte man ihm die strengste Schonung zu teil werden lassen.

Die Schwarzkopfmöve (Larus melanocephalus *Natt.*).

Zu denjenigen europäischen Vögeln, über deren Naturgeschichte wir noch in einer fast beschämenden Weise im Unklaren sind, gehört auch die Schwarzkopf-, Hut-, Kappen- oder Kapuzinermöve. Obschon sie zu tausenden in der Dobrudscha brütet und obschon dieses interessante Land von jeher von ornithologischen Sammlern mit Vorliebe aufgesucht wurde, wissen wir über die Biologie dieser schönen Möve doch noch herzlich wenig, ein weiteres unverkennbares Zeichen dafür, daß die meisten der mit so vielen Reklamen angekündigten, so liberal unterstützten und solche Ströme von Vogelblut kostenden Sammelreisen nach der unteren Donau zwar die Taschen ihrer geschäftskundigen Unternehmer gefüllt und so manche Vogelkolonie zu grunde gerichtet, für die Wissenschaft aber recht wenig positive Ergebnisse geliefert haben. Jetzt hat glücklicherweise die rumänische Regierung den Federhändlern einen Riegel vorgeschoben, und andererseits einer der tüchtigsten ungarischen Forscher, v. Almásy, sich die wissenschaftliche Erforschung der reichhaltigen dortigen Ornis zur Aufgabe gemacht. Da dürfen wir wohl hoffen, bald manches Interessante auch über die Eigentümlichkeiten der Schwarzkopfmöve zu erfahren.

Dieselbe ist von der Größe der Lachmöve, hat dunkelbraune Augen, rote Füße und einen roten Schnabel. Dies wenigstens bei den alten Vögeln im Sommer; im Winter ist der Schnabel derselben mehr orangefarben mit hochgelber Spitze; bei den jungen Vögeln ist er dagegen vorn bräunlichschwarz, auch haben dieselben düster fleischfarbige

Füße. Im **Prachtkleide** ist der Kopf schön sammetschwarz. Die Unterseite nebst den Flanken, der Unternacken, die Unterflügeldecken, Flügelbug, Bürzel und Schwanz sind weiß; Rücken und Schultern sind mövenblau. Die Schwungfedern haben weiße Schäfte. Die Außenfahne der 1. ist mit Ausnahme der Spitze braunschwarz, sonst sind alle Schwingen weißbläulichgrau, die vordersten am hellsten. Auf dem schwarzen Kopfgefieder stehen oben und unten am Auge zwei kleine schneeweiße Flecken, die aber bisweilen auch zu fehlen scheinen. Im **Winterkleide** ist auch der Kopf weiß bis auf einen grauen Augenfleck bei den erst zweijährigen Individuen. Das **Jugendkleid** ist durch einen schwärzlichen Augenstreif und durch eine schwarze Endbinde am Schwanze ausgezeichnet. Die chokoladenbraunen Schulterfedern sind weiß gekantet, und die schwarzen vordersten Schwingen haben weiße Endsäume.

Diese in ihrem Prachtkleide sehr schön und sauber aussehende Möve ist in unserem Vaterlande noch seltener anzutreffen wie die vorige Art und dann nur als Irrling, nie brütend. Sie gehört dem Mittelmeergebiet sowie dem des Schwarzen Meeres an und ist vielleicht nirgends so häufig wie gerade in der Dobrudscha. Ihre Wanderungen bieten manches Merkwürdige, aber unsere Kenntnis derselben ist noch fast gleich Null. Die 3 kurzovalen, zartschaligen Eier sind auf olivengrünlichem oder -bräunlichem Grunde mit violettgrauen Schalen- und rot- oder schwarzbraunen Zeichnungsflecken versehen.

Die Lachmöve (Larus ridibundus *L.*).

Tafel XIII, Figur 1.

Ein Mövenei im Monat Mai
Schmeckt gut, doch besser zwei bis drei.
Auch setze man die Möveneier
In kaltem Wasser an das Feuer,
Denn wirft man sie mit einem Male
In heißes, so zerplatzt die Schale.
Dann koche man sie eine runde
Und vollgezählte Viertelstunde.
Dann werden sie erst richtig hart.
Und wenn man nicht die Butter spart
— So etwa auf ein Ei ein Lot —
Und dazu frisches, grobes Brot
Genießt, ein Schnäpschen hinterdrein,
— So schmecken sie ganz extra fein.

bei den Eiern von hirundo gelb ist, wodurch sie sich in frischem Zustande leicht unterscheiden lassen. Die Nahrung besteht sehr überwiegend aus Wasserinsekten und deren Larven, daneben auch Regenwürmern, Engerlingen, Landkäfern, Heuschrecken sowie Kaulquappen und wertlosen kleinen Fischchen. Schädlich wird dies reizende Geschöpf jedenfalls nicht, und wo es sich bei uns zum Brüten entschließt, was außer in Ostpreußen auch schon in Westpreußen und in der Mark der Fall gewesen ist, sollte man ihm die strengste Schonung zu teil werden lassen.

Die Schwarzkopfmöve (Larus melanocephalus *Natt.*).

Zu denjenigen europäischen Vögeln, über deren Naturgeschichte wir noch in einer fast beschämenden Weise im Unklaren sind, gehört auch die Schwarzkopf-, Hut-, Kappen- oder Kapuzinermöve. Obschon sie zu tausenden in der Dobrudscha brütet und obschon dieses interessante Land von jeher von ornithologischen Sammlern mit Vorliebe aufgesucht wurde, wissen wir über die Biologie dieser schönen Möve doch noch herzlich wenig, ein weiteres unverkennbares Zeichen dafür, daß die meisten der mit so vielen Reklamen angekündigten, so liberal unterstützten und solche Ströme von Vogelblut kostenden Sammelreisen nach der unteren Donau zwar die Taschen ihrer geschäftskundigen Unternehmer gefüllt und so manche Vogelkolonie zu grunde gerichtet, für die Wissenschaft aber recht wenig positive Ergebnisse geliefert haben. Jetzt hat glücklicherweise die rumänische Regierung den Federhändlern einen Riegel vorgeschoben, und andererseits einer der tüchtigsten ungarischen Forscher, v. Almássy, sich die wissenschaftliche Erforschung der reichhaltigen dortigen Ornis zur Aufgabe gemacht. Da dürfen wir wohl hoffen, bald manches Interessante auch über die Eigentümlichkeiten der Schwarzkopfmöve zu erfahren.

Dieselbe ist von der Größe der Lachmöve, hat dunkelbraune Augen, rote Füße und einen roten Schnabel. Dies wenigstens bei den alten Vögeln im Sommer; im Winter ist der Schnabel derselben mehr orangefarben mit hochgelber Spitze; bei den jungen Vögeln ist er dagegen vorn bräunlichschwarz, auch haben dieselben düster fleischfarbige

Füße. Im Prachtkleide ist der Kopf schön sammetschwarz. Die Unterseite nebst den Flanken, der Unternacken, die Unterflügeldecken, Flügelbug, Bürzel und Schwanz sind weiß; Rücken und Schultern sind mövenblau. Die Schwungfedern haben weiße Schäfte. Die Außenfahne der 1. ist mit Ausnahme der Spitze braunschwarz, sonst sind alle Schwingen weißbläulichgrau, die vordersten am hellsten. Auf dem schwarzen Kopfgefieder stehen oben und unten am Auge zwei kleine schneeweiße Flecken, die aber bisweilen auch zu fehlen scheinen. Im Winterkleide ist auch der Kopf weiß bis auf einen grauen Augenfleck bei den erst zweijährigen Individuen. Das Jugendkleid ist durch einen schwärzlichen Augenstreif und durch eine schwarze Endbinde am Schwanze ausgezeichnet. Die chokoladenbraunen Schulterfedern sind weiß gekantet, und die schwarzen vordersten Schwingen haben weiße Endsäume.

Diese in ihrem Prachtkleide sehr schön und sauber aussehende Möve ist in unserem Vaterlande noch seltener anzutreffen wie die vorige Art und dann nur als Irrling, nie brütend. Sie gehört dem Mittelmeergebiet sowie dem des Schwarzen Meeres an und ist vielleicht nirgends so häufig wie gerade in der Dobrudscha. Ihre Wanderungen bieten manches Merkwürdige, aber unsere Kenntnis derselben ist noch fast gleich Null. Die 3 kurzovalen, zartschaligen Eier sind auf olivengrünlichem oder -bräunlichem Grunde mit violettgrauen Schalen- und rot- oder schwarzbraunen Zeichnungsflecken versehen.

Die Lachmöve (Larus ridibundus *L.*).

Tafel XIII, Figur 1.

Ein Mövenei im Monat Mai
Schmeckt gut, doch besser zwei bis drei.
Auch setze man die Möveneier
In kaltem Wasser an das Feuer,
Denn wirft man sie mit einem Male
In heißes, so zerplatzt die Schale.
Dann koche man sie eine runde
Und vollgezählte Viertelstunde.
Dann werden sie erst richtig hart.
Und wenn man nicht die Butter spart
— So etwa auf ein Ei ein Lot —
Und dazu frisches, grobes Brot
Genießt, ein Schnäpschen hinterdrein,
— So schmecken sie ganz extra fein.

Nach obigem poetischem Kochrezept des Herrn Tiermaler **Krüger** in Rossitten haben wir dort die Möveneier behandelt, und ich kann versichern: probatum est. Ja, das war eine schöne Zeit, wo wir dort zwischen den kreischenden und lärmenden Möven in dem morschen, alten Kahne auf dem Bruche herumfuhren und mit einer Art von an eine lange Stange gebundenem Blechlöffel die sonst unzugänglichen Nester ausnahmen, oder wo wir die Eier schockweise zum Versandt nach der Großstadt verpackten, wobei manches derselben einen Knick — man behauptet, oft sogar absichtlich — erhielt, was jedesmal ein Freudengeschrei und das Herbeiholen der Marasquino-Flasche zur Folge hatte, um das also mißhandelte Mövenei schleunigst in das beliebte „Knickebein" umzuwandeln. Dazu eignet es sich nicht nur seines feinen Geschmacks halber vorzüglich, sondern sieht auch wegen der Orangefarbe des Dotters ganz besonders schön, appetitlich und verlockend aus. „Ei," wird man dann vielleicht sagen, „also der Herr Verfasser, der überall mit so scheinheiliger Wärme für den Vogelschutz eintritt und es liebt, über Aasjäger, -Schießer und Nesterplünderer herzuziehen, verzehrt in seinen Mußestunden selbst die Eier der unzweifelhaft nützlichen Lachmöven, ja er trinkt sie schändlicher Weise sogar als Knickebein!" Gemach, meine Herren! Ich vertrete im Gegensatz zu einer gewissen, übertrieben sentimentalen und gefühlsduseligen Richtung im Tierschutz immer die Ansicht, daß der Mensch voll berechtigt ist, zu seinem Vorteil die Tiere zu zehnten, da, wo er es dem harmonischen Ganzen in der Natur gegenüber verantworten kann. Wenn der Bestand einer Vogelart unter einer schonungsvoll und planmäßig betriebenen Eiersuche nachweislich nicht leidet, so dürfen wir dieselben meines Erachtens zu unserem Nutz und Frommen ausüben, andernfalls nicht. Deshalb verteidige ich die Möveneiersuche, bin aber ein heftiger Gegner der Kiebitzeiersuche, durch die viele unserer Sumpfvögel ganz verdrängt werden. Die Möven nisten gesellig, das Einsammeln der Eier geschieht rasch und ohne merkliche Störung, andere Vögel werden dabei nicht behelligt. Unbedingt nötig ist es aber, daß die Eiersuche rationell und nicht nach einem blinden Raubsysteme betrieben wird, wenn man sich nicht ins eigene Fleisch schneiden, die Zahl der Möven vermindern und sie

schließlich ganz vertreiben will. Bei uns in Rossitten beginnt das Einsammeln der Eier alljährlich am 7. Mai und wird 10 Tage hindurch, also bis zum 17. Mai fortgesetzt. Nach dieser Zeit darf nicht nur kein Ei mehr genommen werden, sondern werden die Möven überhaupt vor jeder Störung nach Möglichkeit geschützt. Jedes Weibchen verliert also durch das Eingreifen des Menschen höchstens seine ersten 2 Eier (Nester mit 3 Eiern werden nicht mehr berührt, schon um nicht angebrütete Stücke zu erhalten), kann diesen Verlust durch Nachlegen rasch wieder ersetzen und nun um so sicherer die Brut großbringen. Außerdem sollte man alljährlich einen bestimmten Teil des abzusammelnden Teiches oder Bruches ganz verschonen, was sich bald wieder einbringt. Wo sich einfarbig blaugrüne Eier in den Nestern zeigen, ist dies ein bedenkliches Zeichen dafür, daß die Wegnahme der Eier zu lange fortgesetzt wurde, und die Legekraft der Weibchen bald erschöpft sein wird. An unserem Rossittener Bruche ist noch niemals eine Abnahme der Möven zu verspüren gewesen. Ebenso verhält es sich mit dem bekannten Kunitzer Mövensee bei Liegnitz, der die meisten der in Berlin zum Verspeisen gelangenden Möveneier liefert. Wie einträglich und rentabel solche Mövenkolonien bei rationeller Behandlung sind, mögen einige Zahlen beweisen. Das Rossittener Bruch ist ca. 180 Morgen groß und bringt in den 10 Sammeltagen jährlich ca. 8000 Möveneier. Die Delikateßhändler in Königsberg (bei direktem Verkauf an Private würde sich ein viel höherer Gewinn erzielen lassen) bezahlen außer den Transport- und Verpackungsspesen 10 Pfg. für das Stück, was also die hübsche Jahresrente von 800 Mk. für ein sonst wüst und unbenutzbar daliegendes Terrain ergiebt. Welche Hausfrau könnte sich wohl so einträglicher Hühner rühmen, die außerdem nicht das geringste Futter kosten und keinerlei Abwartung verlangen? Rechnet man zu obigem nun noch den Ertrag, den der Bruch außerdem durch seine Rohrnutzung, seine Fischerei und die sehr ergiebige Jagd gewährt, so hat man ein hübsches Beispiel dafür, daß das jetzt allgemein üblich gewordene Trockenlegen der Brüche keineswegs immer dem materiellen Interesse des Landwirts entspricht, dem es doch eigentlich dienen soll. Die Lachmöve aber müssen wir in Berücksichtigung dessen, daß sie auch noch durch fleißiges Ver-

tilgen von allerhand schädlichem Ungeziefer sich sehr nützlich macht, unbedingt zu den in nationalökonomischer Hinsicht für den menschlichen Haushalt wichtigsten Vögeln zählen, und der grausame Sport des in manchen Gegenden üblichen „Mövenschießens", also des Wegknallens der armen Vögel vor den Augen der hungernden Brut, richtet sich danach von selbst als eine Aasjägerei schlimmster Sorte.

Die Rumpfgröße der Lachmöve entspricht etwa der einer starken Taube; doch sieht sie fliegend natürlich viel bedeutender aus. Die Farbe der nackten Teile ändert sich mit dem vorschreitenden Alter. So wandelt sich die der Iris aus dunkelbraun in karminrot, die des Schnabels und der Füße aus Fleischfarbe über Bräunlich und Orange in Blutrot. Die Geschlechter sind äußerlich nicht zu unterscheiden. Beschreibung des Prachtkleides: Der ganze Kopf nebst dem oberen Teil des Nackens und des Halses tief rotbraun; im übrigen die ganze Unterseite nebst den Flanken weiß; ebenso Bürzel und Schwanz. Auf der Oberseite findet sich zunächst dem dunklen Kopfe auch eine weiße Partie. Dann aber sind Rücken und Mantel mövenblau, ebenso die kleinen Schwungfedern; Unterflügeldeckfedern licht blaugrau. Die Schäfte der großen Schwingen sind weiß, nur an den Spitzen braunschwarz. Die 1. Schwinge hat eine braunschwarze Spitze und eine ebensolche spitzenwärts schmaler werdende Kante auf der Innenseite; noch dunkler ist die Außenkante, wo die Spitze jedoch weiß ist; das ganze übrige Mittelfeld der Feder ist weiß mit schwach bläulichem Anflug. Bei der 2. Schwinge ist nur noch in der Mitte ein schmaler braunschwarzer Außenstreifen auf der Außenfahne vorhanden; bei den nächsten verschwindet er ganz, und zieht sich nur die dunkle Spitze in dieser Richtung etwas aus. Umgekehrt nimmt auf der Außenfahne das Braune zu, und die lichte Partie wird mehr mövenblau. Neuerdings herrscht die Meinung, daß der Vogel seinen braunen Kopf im Frühjahr durch Verfärbung und nicht durch Mauser erhalte; ich persönlich vermag mich derselben aber nicht anzuschließen. Im übrigen ist die Lachmöve erst im 3. Frühjahr vollständig ausgefärbt. Im Winter sind auch Kopf und Oberhals weiß; ein kleiner grauschwarzer Fleck steht vor den Augen und ein größerer in der Ohrgegend. Im Jugendkleide ist der Oberkopf fahl graubräunlich, der Hinterkopf weiß, der Mantel hellbraun mit rostgelben und rostgrauen Federrändern, wozu auf dem Oberflügel auch noch blaugrau kommt. Die Enden der Schwung- und Steuerfedern sind schwarz. Das Dunenkleid ist auf der Oberseite licht gelblichbraun mit unregelmäßiger schwarzbrauner Fleckung, auf der Unterseite grauweiß. Dazu kommen bleifarbige Füße und ein rötlichweißes Schnäbelchen.

Trivialnamen für die Lachmöve sind u. a.: Hut-, Kapuziner-, See-, Kirr-, Haff-, Fisch- und Speckmöve, Rotschnabel und Rotbein, Braun- und Mohrenkopf, Seekrähe, Pfaff, Holbrod, Gyritz und Allenböck.

Obschon sie auch heute noch bei uns zu den allbekannten Vögeln zählt, so muß sie doch leider zu denjenigen gerechnet werden, die unter dem Einflusse der alles nivellierenden und ihnen einen der alten Brutplätze nach dem anderen entziehenden Kultur schon sehr erheblich in ihrem Bestande zurückgegangen sind und weiter zurückgehen. Auf dem Zuge indessen ist sie überall, wo es stehendes oder fließendes Wasser giebt, auch heute noch eine gewöhnliche Erscheinung. Sie bewohnt hauptsächlich den Erdgürtel zwischen dem 30. und 60. Breitengrade. Für unser Vaterland darf sie noch immer als die zahlreichste und verbreitetste Mövenart gelten. Sie ist bei uns Zug- oder Strich-, dagegen in Südeuropa Standvogel. Selbst auf unserer während der rauhen Jahreszeit so unwirtlichen kurischen Nehrung habe ich sie schon mitten im Winter erhalten, dann allerdings gewöhnlich in so ermattetem Zustande, daß sie sich teilweise mit Händen greifen ließen. An unseren größeren Flüssen und Strömen trifft man, so lange dieselben nicht zufrieren, im Winter stets einige an, oft sogar in unmittelbarer Nähe belebter Städte oder auch mitten in denselben, weil sie hier allerhand genießbare Abfälle im Winter finden. In Rossitten trafen die Möven nicht vor Mitte oder Ende April ein, waren 1—2 Tage mit großem Geschrei auf dem Brutplatze versammelt und verschwanden dann wieder von demselben, um erst unmittelbar vor dem Nestbau und Eierlegen wieder zurückzukehren. In milderen Gegenden Deutschlands aber erscheinen sie schon Ende März, spätestens Anfang April unter den ersten Frühlingsboten. Sie wandern am Tage, hoch in der Luft, in großen Gesellschaften und mit der Neigung zur Bildung von schrägen Reihen oder spitzwinkligen Flugfiguren, ohne diese jedoch strenge inne zu halten. Alte und junge Vögel ziehen durchaus getrennt, und erstere verlassen uns oft schon im August, letztere dagegen erst Ende September, die, welche aus verspäteten Bruten stammen, erst im Oktober. Einmal gelang es mir, den Abzug unserer Brutmöven in Rossitten zu beobachten, wobei eine nach der anderen ganz ballonmäßig zu bedeutender Höhe emporstieg, und dann erst sich mit den anderen vereinigte, worauf nach längerem Umherkreisen das ganze Heer in südwestlicher Richtung meinen Blicken entschwand. Wie es scheint, verfolgen sie fluviatile Zugstraßen. Am Meeresstrande habe ich nur verspätete Nach-

zügler gesehen; diese Art liebt die See überhaupt nicht, sondern ist ein Bewohner der Binnengewässer, wobei sie zur Brutzeit stehenden, zur Zugzeit fließenden den Vorzug giebt. Sie bewohnt am liebsten mittelgroße und große Teiche mit reichlichem Pflanzenwuchs, schlammigem Wasser und schilfbewachsenen Inselchen, wobei wenigstens nach ein oder zwei Seiten hin ein freier Ausblick auf Wiesen und Felder vorhanden sein muß, während sie auf den anderen auch Wald und Gebüsch duldet. Ähnlich beschaffene, wasserreiche Brücher und Sümpfe sind ihr ebenfalls recht, während sie große, offene Wasserspiegel auf freien Seen nur vorübergehend aufsucht. Die jungen, 2jährigen, noch nicht ausgefärbten und fortpflanzungsfähigen Vögel werden am Brutplatze nicht geduldet, sondern treiben sich vagabundierend in dessen Nähe im Lande herum. Überhaupt lieben die Lachmöven das Umherschwärmen sehr, besuchen fleißig alle anderen Gewässer der Gegend und nicht minder die Wiesen und Äcker. Sie halten dabei bestimmte Luftstraßen inne und fliegen immer sehr hoch, wo sie sich nicht völlig sicher wissen. Ihre Ruhe halten sie gewöhnlich schwimmend, seltener auf festem Boden oder auf Baumstümpfen.

In ihren Bewegungen verrät die Lachmöve ebenso viel Kraft wie Anmut. Sie steht auf ganz senkrechten Füßen mit vollkommen wagerecht gehaltenem Körper, eingezogenem Halse und nur wenig über dem Schwanze aufwärts gekreuzten Schwingen. Letzteres tritt mehr im Schwimmen hervor, zumal sie dann die Brust tiefer einsenkt und dadurch eine sehr charakteristische Figur macht. Alte Vögel habe ich auch in der äußersten Bedrängnis nie tauchen sehen, nur die Dunenjungen, und auch diese nicht sonderlich gut. Dagegen übertrifft die Lachmöve alle ihre Verwandten an Lauffähigkeit, denn sie geht fast wie eine Dohle, gut, anhaltend und so schnell, daß man Mühe hat, eine geflügelte einzuholen. Das Auffliegen wie das Niederlassen vollzieht sich äußerst elegant und fast geräuschlos sowohl auf dem Lande wie auf dem Wasser. Der Flug ist vorzüglich und kennzeichnet sich durch die langsamen, aber kräftigen Flügelschläge, wodurch er den Charakter einer selbstbewußten Gemächlichkeit erhält. Er ist dabei aber großer Schnelligkeit und schöner Wendungen fähig; namentlich versteht sich die Lachmöve auch auf das Schweben. Sie ist sehr gesellig,

obwohl von Futterneid gegen ihresgleichen keineswegs frei. Wenn fast alle Lehrbücher über ihre Unverträglichkeit anderem Wassergeflügel gegenüber klagen, so vermag ich dem nach meinen in Rossitten und anderwärts gemachten Beobachtungen keineswegs beizupflichten. Sie brütet bei uns in inniger Vermischung mit zahlreichen Seeschwalben und einzelnen Zwergmöven, aber nie habe ich ernstliche Zänkereien zwischen diesen 3 Arten bemerkt, häufig dagegen ein treues Zusammenhalten gegen etwaige Gefahren. Auch die Nester standen in buntem Durcheinander, und ein Zusammenlegen in ein- und dasselbe kam häufig vor. Auch beim Auffliegen sonderten sich die Lachmöven durchaus nicht für sich ab, wie Naumann und Friderich es angeben. Sie sind übrigens am Brutplatze nicht so mutig wie die Seeschwalben, vollführen zwar ein gräßliches Geschrei und umschwärmen den Menschen z. T. in engen Kreisen, stoßen aber nicht wie jene nach ihm, sondern höchstens nach dem ihren Jungen zu nahe kommenden Hunde. Noch weniger kann ich den Angaben beistimmen, wonach sie Taucher, Enten, Wasserhühner u. a. behelligen sollen; bei uns wenigstens nisten alle diese im tiefsten Frieden zwischen und unter ihnen. Dem Menschen gegenüber weiß die Lachmöve als ein kluger Vogel ihr Betragen ganz nach den jeweiligen Umständen einzurichten, läßt aber bei aller scheinbaren Zutraulichkeit ihre Sicherheit nie völlig außer acht und wird bei wiederholter Verfolgung sogar ungemein scheu und mißtrauisch. Sie unterscheidet übrigens sehr wohl zwischen dem ihr gefährlichen Jäger oder Eiersammler und zwischen dem Landmann, der sie gern hinter seinem Pfluge einher wandeln sieht und ihr so leicht nichts zu leide thun wird. Sie ist ungemein lebhaft und geweckt, in ständiger Unruhe und Bewegung und muß sich immer irgend etwas zu schaffen machen, erinnert also auch in dieser Beziehung sehr an eine Dohle. Das Unsympathischste an dem sonst so anmutigen Vogel ist jedenfalls seine Stimme, ein häßlich kreischendes „Kräih", das man sonst nicht eben häufig, am Brutplatze dagegen in so ausgiebigem Maße zu hören bekommt, daß es widerwärtig noch lange in den Ohren nachtönt, wenn man schon längst wieder außer Hörweite ist. Ich erinnere mich noch mit Entsetzen des wahrhaft infernalischen Höllenspektakels, der entstand, als ich einmal in der Nacht an unserem

Bruche einen Schuß abgegeben hatte. Außerdem schreien sie in der Aufregung schrill und hastig „Kerre käck käck käck." Ferner vernimmt man noch ein wunderlich heiseres „Kirrr" sowie von den Nestjungen ein klägliches Piepen.

Bei uns in Ostpreußen schreiten die Lachmöven erst im Mai zum Brutgeschäft, in Süd- und Mitteldeutschland dagegen bereits Ende April. Ein einzeln brütendes Paar findet man niemals, auch kleine Vereinigungen nur selten, sondern gewöhnlich große Kolonien, die nach hunderten und tausenden von Brutpaaren zählen und dann ein sehr lebendiges und eigenartiges Bild entrollen, auch der ganzen Landschaft einen besonderen Ausdruck verleihen. Die Nester stehen gruppenweise dicht bei einander an möglichst unzugänglichen Stellen und Winkeln des Sumpfes, am liebsten auf Stubben, alten Rohrstrünken, Schilfbüschcheln, kleinen Inselchen und schwimmendem Pflanzenwust, der stark genug ist, sie zu tragen. Um die besten Plätzchen entsteht viel Zank und Streit, der sich aber mehr in entsetzlichem Lärmen und Plärren als in Thätlichkeiten ausspricht. Für einen Schwimmvogel ist das geräumige Nest ein ziemlich sorgfältiger Bau aus Schilf, Rohr, Stroh und mancherlei zarteren Auskleidungsmaterialien. Beide Gatten, die gewöhnlich schon gepaart aus der Winterherberge ankamen, bauen, beide brüten, beide beteiligen sich mit gleichem Eifer und gleicher Sorgfalt an der Bewachung und Aufzucht der Jungen; sie teilen also alle Freuden und Leiden der Ehe redlich mit einander. Gewöhnlich besteht das Gelege aus 3, selten aus 2 oder 4 Eiern, die in Farbe und Zeichnung sehr abändern, immer aber im Verhältnis zu der Größe des Vogels sehr stattlich sind, denn sie messen durchschnittlich etwa 5,0 × 3,6 cm. Sie haben eine glanzlose, sehr zarte Schale (es ist mir ganz unerfindlich, wie Naumann und Friderich sie starkschalig nennen können), scheinen inwendig, gegen das Licht gehalten, grün durch und werden 18 Tage lang bebrütet, wobei aber an heiteren Tagen auch die Sonne viel mithelfen muß. Ihre Grundfarbe ist schmutzig grün, olivenbraun oder olivengelblich, die Fleckung zu unterst rötlich aschgrau, zu oberst dunkelbraungrau oder schwarzbraun. Die Jungen entwickeln sich rasch und verlegen schon nach einer Woche ihren Aufenthalt ins Wasser, wo sie munter umherschwimmen, sich gewandt zu ver-

stecken und im Notfall auch zu tauchen verstehen. Acht Tage später beginnen sie schon zu flattern, und im Alter von 4 Wochen sind sie schon ziemlich flugfähig. Die Alten zeigen sich sehr besorgt um ihre Nachkommenschaft und greifen sich derselben näherndes Raubgesindel vereint mit gräßlichem Geschrei an, um es gewöhnlich in die Flucht zu schlagen. Trotzdem fallen namentlich den Krähen, die sehr lüstern nach den Möveneiern sind, viele derselben zur Beute. Ich habe schon Krähennester mitten im Sumpfe ganz niedrig gefunden; zu dieser für sie so ungewöhnlichen Art des Nistens waren die Krähen jedenfalls nur durch die hier jederzeit überreich gedeckte Tafel bestimmt worden, denn die Umgebung ihrer Nester war jedesmal ganz bedeckt mit Eierschalen. Unser Wassergeflügel hat überhaupt meiner Meinung nach keine schlimmere Geißel als die Krähe, die darin selbst den Rohrweih noch übertrifft, und man sollte sie deshalb unnachsichtlich wegschießen, wo sie Miene macht, sich neben jenem häuslich niederzulassen.

Die Nahrung der Lachmöve besteht sehr überwiegend aus Insekten und deren Larven, und die Jungen werden ausschließlich mit solchen aufgefüttert, wie die sorgfältigen Untersuchungen des Forstmeisters Alex. Schmidt in Oberschlesien unwiderleglich dargethan und meine eigenen in Rossitten bestätigt haben. Wo gepflügt wird, ist die Lachmöve gewiß nach Saatkrähenart sofort bei der Hand, um die bloßgelegten Engerlinge, Regenwürmer, Maulwurfsgrillen u. dergl. aufzulesen, wobei sie noch größere Gewandtheit und Freßgier entwickelt wie die Saatkrähe. Auch die Wiesen streift sie gern nach Heuschrecken, Grillen und Käfern ab. Um die von Maikäfern besetzten Bäume flattert sie unabläßig herum und schnappt dabei einen dieser schädlichen Kerfe nach dem anderen hinweg, bis sie sich ganz mit ihnen vollgepfropft hat. Dabei ist sie noch ein geschickter Mäusejäger und geht auch an Aas. Aus dem Wasser nimmt sie namentlich Mückenlarven, Libellen, Wasserwanzen, Wasserkäfer und deren Larven, sowie seltener Kaulquappen und kleine Fischchen auf und zwar sowohl stoßtauchend wie schwimmend. Fische kann sie naturgemäß nur im seichten Wasser erhaschen; namentlich fängt sie solche aus Pfützen und Wiesenlachen heraus, wo sie ohnehin verloren sind und gewöhnlich auch wertlosen Arten angehören. Trotzdem hat man ihr daraus ein Kapitalverbrechen

Bruche einen Schuß abgegeben hatte. Außerdem schreien sie in der Aufregung schrill und hastig „Kerre käck käck käck.“ Ferner vernimmt man noch ein wunderlich heiseres „Kirrr“ sowie von den Nestjungen ein klägliches Piepen.

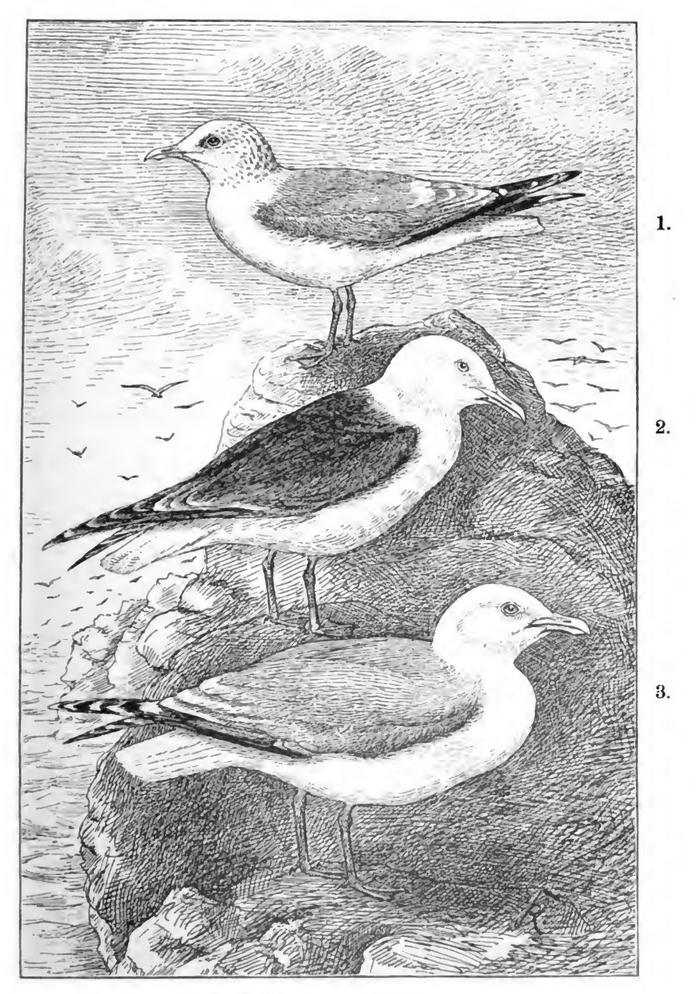
Bei uns in Ostpreußen schreiten die Lachmöven erst im Mai zum Brutgeschäft, in Süd- und Mitteldeutschland dagegen bereits Ende April. Ein einzeln brütendes Paar findet man niemals, auch kleine Vereinigungen nur selten, sondern gewöhnlich große Kolonien, die nach hunderten und tausenden von Brutpaaren zählen und dann ein sehr lebendiges und eigenartiges Bild entrollen, auch der ganzen Landschaft einen besonderen Ausdruck verleihen. Die Nester stehen gruppenweise dicht bei einander an möglichst unzugänglichen Stellen und Winkeln des Sumpfes, am liebsten auf Stubben, alten Rohrstrünken, Schilfbüscheln, kleinen Inselchen und schwimmendem Pflanzenwust, der stark genug ist, sie zu tragen. Um die besten Plätzchen entsteht viel Zank und Streit, der sich aber mehr in entsetzlichem Lärmen und Plärren als in Thätlichkeiten ausspricht. Für einen Schwimmvogel ist das geräumige Nest ein ziemlich sorgfältiger Bau aus Schilf, Rohr, Stroh und mancherlei zarteren Auskleidungsmaterialien. Beide Gatten, die gewöhnlich schon gepaart aus der Winterherberge ankamen, bauen, beide brüten, beide beteiligen sich mit gleichem Eifer und gleicher Sorgfalt an der Bewachung und Aufzucht der Jungen; sie teilen also alle Freuden und Leiden der Ehe redlich mit einander. Gewöhnlich besteht das Gelege aus 3, selten aus 2 oder 4 Eiern, die in Farbe und Zeichnung sehr abändern, immer aber im Verhältnis zu der Größe des Vogels sehr stattlich sind, denn sie messen durchschnittlich etwa 5,0 × 3,6 cm. Sie haben eine glanzlose, sehr zarte Schale (es ist mir ganz unerfindlich, wie Naumann und Friderich sie starkschalig nennen können), scheinen inwendig, gegen das Licht gehalten, grün durch und werden 18 Tage lang bebrütet, wobei aber an heiteren Tagen auch die Sonne viel mithelfen muß. Ihre Grundfarbe ist schmutzig grün, olivenbraun oder olivengelblich, die Fleckung zu unterst rötlich aschgrau, zu oberst dunkelbraungrau oder schwarzbraun. Die Jungen entwickeln sich rasch und verlegen schon nach einer Woche ihren Aufenthalt ins Wasser, wo sie munter umherschwimmen, sich gewandt zu ver-

stecken und im Notfall auch zu tauchen verstehen. Acht Tage später beginnen sie schon zu flattern, und im Alter von 4 Wochen sind sie schon ziemlich flugfähig. Die Alten zeigen sich sehr besorgt um ihre Nachkommenschaft und greifen sich derselben näherndes Raubgesindel vereint mit gräßlichem Geschrei an, um es gewöhnlich in die Flucht zu schlagen. Trotzdem fallen namentlich den Krähen, die sehr lüstern nach den Möveneiern sind, viele derselben zur Beute. Ich habe schon Krähennester mitten im Sumpfe ganz niedrig gefunden; zu dieser für sie so ungewöhnlichen Art des Nistens waren die Krähen jedenfalls nur durch die hier jederzeit überreich gedeckte Tafel bestimmt worden, denn die Umgebung ihrer Nester war jedesmal ganz bedeckt mit Eierschalen. Unser Wassergeflügel hat überhaupt meiner Meinung nach keine schlimmere Geißel als die Krähe, die darin selbst den Rohrweih noch übertrifft, und man sollte sie deshalb unnachsichtlich wegschießen, wo sie Miene macht, sich neben jenem häuslich niederzulassen.

Die Nahrung der Lachmöve besteht sehr überwiegend aus Insekten und deren Larven, und die Jungen werden ausschließlich mit solchen aufgefüttert, wie die sorgfältigen Untersuchungen des Forstmeisters Alex. Schmidt in Oberschlesien unwiderleglich dargethan und meine eigenen in Rossitten bestätigt haben. Wo gepflügt wird, ist die Lachmöve gewiß nach Saatkrähenart sofort bei der Hand, um die bloßgelegten Engerlinge, Regenwürmer, Maulwurfsgrillen u. dergl. aufzulesen, wobei sie noch größere Gewandtheit und Freßgier entwickelt wie die Saatkrähe. Auch die Wiesen streift sie gern nach Heuschrecken, Grillen und Käfern ab. Um die von Maikäfern besetzten Bäume flattert sie unablässig herum und schnappt dabei einen dieser schädlichen Kerfe nach dem anderen hinweg, bis sie sich ganz mit ihnen vollgepfropft hat. Dabei ist sie noch ein geschickter Mäusejäger und geht auch an Aas. Aus dem Wasser nimmt sie namentlich Mückenlarven, Libellen, Wasserwanzen, Wasserkäfer und deren Larven, sowie seltener Kaulquappen und kleine Fischchen auf und zwar sowohl stoßtauchend wie schwimmend. Fische kann sie naturgemäß nur im seichten Wasser erhaschen; namentlich fängt sie solche aus Pfützen und Wiesenlachen heraus, wo sie ohnehin verloren sind und gewöhnlich auch wertlosen Arten angehören. Trotzdem hat man ihr daraus ein Kapitalverbrechen

machen wollen, sie als einen großen Feind der Fischzucht ausposaunt und stellenweise einen wahren Vernichtungskrieg gegen sie eröffnet, sie massenweise am Brutplatze hingemordet, die Bruten in blinder Wut vernichtet u. s. w.: ein trauriges Zeichen für die Bestie im Menschen! Auf Strichteichen braucht man sie ja nicht zu dulden, aber ein paar daselbst gelegentlich angebrachte Schüsse genügen, um sie fernzuhalten. Brehm spricht mir so recht aus der Seele, wenn er sagt: „Die Lachmöven gehören nicht, wie man früher wohl hier und da glaubte, zu den schädlichen, sondern zu den nützlichen Vögeln, die, so lange sie leben, unseren Feldern nur Vorteil bringen. Die wenigen Fischchen, die sie wegfangen, kommen der zahllosen Menge vertilgter Kerbtiere gegenüber gar nicht inbetracht; man sollte sie also schonen, auch wenn man sich nicht zu der Anschauung erheben kann, daß sie eine wahre Zierde unserer ohnehin armen Gewässer bilden." Wasser ist den Lachmöven ein dringendes Bedürfnis (auch in der Gefangenschaft), da sie nach jeder Mahlzeit zu trinken und sich täglich ein- bis zweimal unter tüchtigem Schütteln des Gefieders zu baden pflegen. Die Jagd macht nur da Schwierigkeiten, wo die Möven durch öfteres Schießen scheu geworden sind, und wo sie dann allerdings dem Schützen von weitem ausweichen und nur auf dem Anstande erlegt werden können. In starken Fußschlingen fangen sie sich sehr leicht, und ich habe oft zu meinem Ärger in solchen, die ich für Schnepfenvögel aufgestellt hatte, Lachmöven gefunden. Das Fleisch der Lachmöven ist fast ungenießbar; dagegen lassen sich ihre Federn mit Vorteil zum Ausstopfen der Betten verwenden. Über ihr Betragen in der Gefangenschaft entnehme ich Brehm folgende anmutige Plauderei: „Gefangene Lachmöven sind allerliebst, namentlich, wenn man jung aus dem Neste gehobene in Pflege nimmt. Diese verlangen allerdings zu ihrer Ernährung Fleisch- und Fischkost, gewöhnen sich aber nebenbei auch an Brot, so daß ihre Erhaltung in Wirklichkeit nicht viel kostet. Beschäftigt man sich eingehend mit ihnen, so werden sie bald außerordentlich zahm, laufen dem Pfleger wie ein Hund auf dem Fuße nach, begrüßen ihn freudig, wenn er sich zeigt, und folgen ihm später fliegend durch das Gehöft und den Garten, auch wohl auf das Feld hinaus. Bis gegen den Spätherbst verlassen sie den Wohnplatz, den man ihnen an-

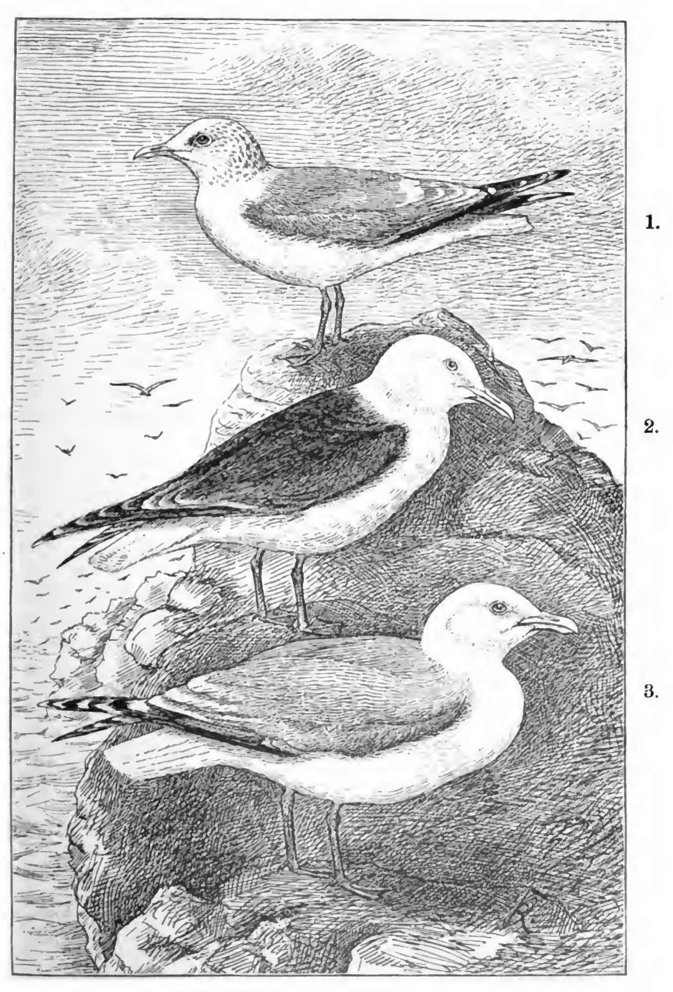
Tafel XII.



1. **Sturmmöve** (Larus canus).
2. **Heringsmöve** (Larus fuscus).
3. **Silbermöve** (Larus argentatus).

machen wollen, sie als einen großen Feind der Fischzucht ausposaunt und stellenweise einen wahren Vernichtungskrieg gegen sie eröffnet, sie massenweise am Brutplatze hingemordet, die Bruten in blinder Wut vernichtet u. s. w.: ein trauriges Zeichen für die Bestie im Menschen! Auf Strichteichen braucht man sie ja nicht zu dulden, aber ein paar daselbst gelegentlich angebrachte Schüsse genügen, um sie fernzuhalten. Brehm spricht mir so recht aus der Seele, wenn er sagt: „Die Lachmöven gehören nicht, wie man früher wohl hier und da glaubte, zu den schädlichen, sondern zu den nützlichen Vögeln, die, so lange sie leben, unseren Feldern nur Vorteil bringen. Die wenigen Fischchen, die sie wegfangen, kommen der zahllosen Menge vertilgter Kerbtiere gegenüber gar nicht inbetracht; man sollte sie also schonen, auch wenn man sich nicht zu der Anschauung erheben kann, daß sie eine wahre Zierde unserer ohnehin armen Gewässer bilden.“ Wasser ist den Lachmöven ein dringendes Bedürfnis (auch in der Gefangenschaft), da sie nach jeder Mahlzeit zu trinken und sich täglich ein- bis zweimal unter tüchtigem Schütteln des Gefieders zu baden pflegen. Die Jagd macht nur da Schwierigkeiten, wo die Möven durch öfteres Schießen scheu geworden sind, und wo sie dann allerdings dem Schützen von weitem ausweichen und nur auf dem Anstande erlegt werden können. In starken Fußschlingen fangen sie sich sehr leicht, und ich habe oft zu meinem Ärger in solchen, die ich für Schnepfenvögel aufgestellt hatte, Lachmöven gefunden. Das Fleisch der Lachmöven ist fast ungenießbar; dagegen lassen sich ihre Federn mit Vorteil zum Ausstopfen der Betten verwenden. Über ihr Betragen in der Gefangenschaft entnehme ich Brehm folgende anmutige Plauderei: „Gefangene Lachmöven sind allerliebst, namentlich, wenn man jung aus dem Neste gehobene in Pflege nimmt. Diese verlangen allerdings zu ihrer Ernährung Fleisch- und Fischkost, gewöhnen sich aber nebenbei auch an Brot, so daß ihre Erhaltung in Wirklichkeit nicht viel kostet. Beschäftigt man sich eingehend mit ihnen, so werden sie bald außerordentlich zahm, laufen dem Pfleger wie ein Hund auf dem Fuße nach, begrüßen ihn freudig, wenn er sich zeigt, und folgen ihm später fliegend durch das Gehöft und den Garten, auch wohl auf das Feld hinaus. Bis gegen den Spätherbst verlassen sie den Wohnplatz, den man ihnen an-

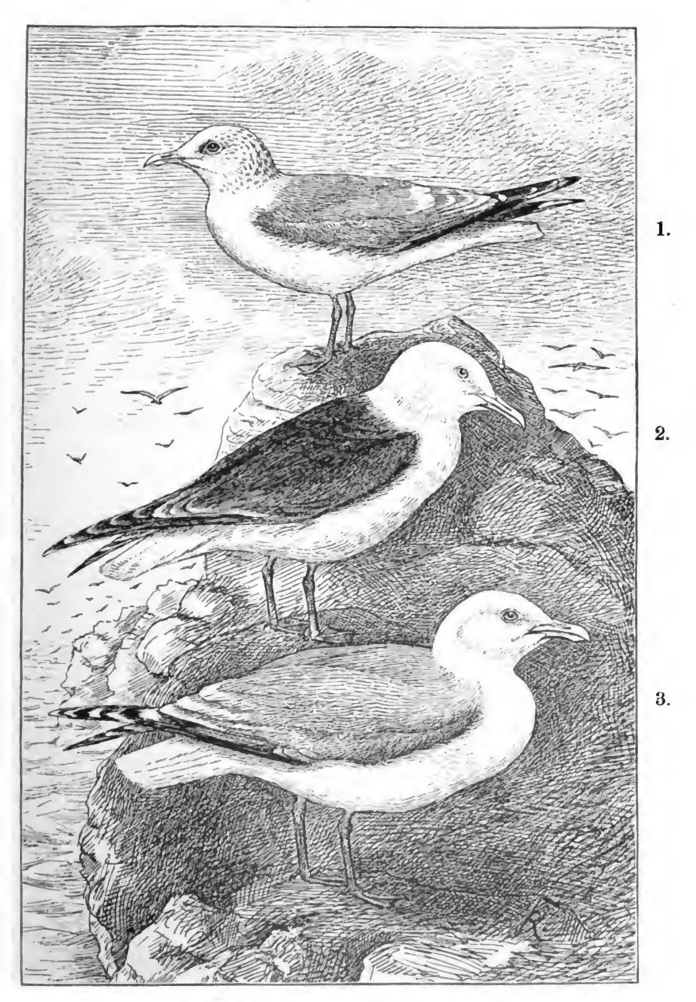
Tafel XII.



1. Sturmmöve (Larus canus).
2. Heringsmöve (Larus fuscus).
3. Silbermöve (Larus argentatus).

machen wollen, sie als einen großen Feind der Fischzucht ausposaunt und stellenweise einen wahren Vernichtungskrieg gegen sie eröffnet, sie massenweise am Brutplatze hingemordet, die Bruten in blinder Wut vernichtet u. s. w.: ein trauriges Zeichen für die Bestie im Menschen! Auf Strichteichen braucht man sie ja nicht zu dulden, aber ein paar daselbst gelegentlich angebrachte Schüsse genügen, um sie fernzuhalten. Brehm spricht mir so recht aus der Seele, wenn er sagt: „Die Lachmöven gehören nicht, wie man früher wohl hier und da glaubte, zu den schädlichen, sondern zu den nützlichen Vögeln, die, so lange sie leben, unseren Feldern nur Vorteil bringen. Die wenigen Fischchen, die sie wegfangen, kommen der zahllosen Menge vertilgter Kerbtiere gegenüber gar nicht inbetracht; man sollte sie also schonen, auch wenn man sich nicht zu der Anschauung erheben kann, daß sie eine wahre Zierde unserer ohnehin armen Gewässer bilden.“ Wasser ist den Lachmöven ein dringendes Bedürfnis (auch in der Gefangenschaft), da sie nach jeder Mahlzeit zu trinken und sich täglich ein- bis zweimal unter tüchtigem Schütteln des Gefieders zu baden pflegen. Die Jagd macht nur da Schwierigkeiten, wo die Möven durch öfteres Schießen scheu geworden sind, und wo sie dann allerdings dem Schützen von weitem ausweichen und nur auf dem Anstande erlegt werden können. In starken Fußschlingen fangen sie sich sehr leicht, und ich habe oft zu meinem Ärger in solchen, die ich für Schnepfenvögel aufgestellt hatte, Lachmöven gefunden. Das Fleisch der Lachmöven ist fast ungenießbar; dagegen lassen sich ihre Federn mit Vorteil zum Ausstopfen der Betten verwenden. Über ihr Betragen in der Gefangenschaft entnehme ich Brehm folgende anmutige Plauderei: „Gefangene Lachmöven sind allerliebst, namentlich, wenn man jung aus dem Neste gehobene in Pflege nimmt. Diese verlangen allerdings zu ihrer Ernährung Fleisch- und Fischkost, gewöhnen sich aber nebenbei auch an Brot, so daß ihre Erhaltung in Wirklichkeit nicht viel kostet. Beschäftigt man sich eingehend mit ihnen, so werden sie bald außerordentlich zahm, laufen dem Pfleger wie ein Hund auf dem Fuße nach, begrüßen ihn freudig, wenn er sich zeigt, und folgen ihm später fliegend durch das Gehöft und den Garten, auch wohl auf das Feld hinaus. Bis gegen den Spätherbst verlassen sie den Wohnplatz, den man ihnen an-

Tafel XII.



1.

2.

3.

1. **Sturmmöve** (Larus canus).
2. **Heringsmöve** (Larus fuscus).
3. **Silbermöve** (Larus argentatus).

gewiesen, nicht; sie entfernen sich wohl zeitweilig und treiben sich auch weit in der Umgegend umher, kehren aber immer wieder zur bestimmten Fütterungsstunde zurück. Finden sie unterwegs Artgenossen, so versuchen sie, diese mitzubringen und wissen in der Regel deren Mißtrauen so vollständig zu beseitigen, daß die Wildlinge scheinbar alle Scheu vor dem Menschen ablegen und sich wenigstens eine Zeitlang in dem Gehege ihrer gezähmten Schwestern aufhalten. Ungestört kehren sie dann gerne wieder zurück, und schließlich kann man, dank seinen Pfleglingen, tagtäglich so viele Besucher erhalten, daß besondere Vorkehrungen nötig werden, sie auch entsprechend zu bewirten." Eine zweckmäßig ausgestattete und reich mit Möven besetzte große Voliere in einem zoologischen Garten wird bei dem munteren Wesen ihrer Bewohner und deren klugem Gebaren stets einen Anziehungspunkt für die Besucher bilden.

Die Sturmmöve (Larus canus *L.*).

Tafel XII, Figur 1.

„Raben des Meeres" nennt Brehm die Möven, und ich wüßte nicht, wie man sie treffender bezeichnen könnte. Wie die Corvus-Arten zum Feldgehölz, zu Wiese und Acker, so gehören sie zur brausenden Salzflut, zum wellenbespülten Strande. Keine unserer Larus-Arten aber verdient wohl die obige Bezeichnung so sehr wie die Sturmmöve. Namentlich von unseren Nordseegestaden erscheint sie unzertrennlich, und es giebt kaum eine poetische Schilderung derselben, worin sie nicht eine mehr oder minder bedeutende Rolle spielte, kaum eine bildliche Darstellung, auf der nicht zugleich auch ihr charakteristisches Flugbild mit vorhanden wäre. Sie umkreist schreiend den einsamen Spaziergänger am Strande, sie begleitet das in die endlose Ferne segelnde Schiff bis weit ins Meer hinaus wie ein letzter Gruß von der entschwindenden Heimat, sie streicht kühn über die vom Sturme aufgewühlte, brausende Flut, als wollte sie das hart mit Wind und Wellen ringende Schiff warnen vor den nahen, verborgenen Riffen, an denen ein blinder Zufall, ein einziger kräftiger Ruck der grausig tobenden und brüllenden Brandung es im nächsten Augenblicke

hülflos zerschmettern kann. Kein Wunder, daß sie lebt und webt in allen Sagen und Geschichten der Schiffer und Fischer, daß denselben kaum irgend eine andere Erscheinung aus der Vogelwelt so bekannt und vertraut ist wie gerade sie.

Die Sturmmöve hat etwa Rabengröße und einen kräftigen, wenig gebogenen Schnabel. Derselbe ist bei alten Vögeln vorn gelb, hinten im Sommer grünlichgelb, im Herbste graublau; bei jungen Vögeln oben und an der Spitze schwärzlich, in der Wurzelhälfte hell hornfarbig. Der Fuß ist in der Jugend fleischfarbig, im Alter während des Sommers blaßrötlichgelb, während des Winters graubläulich. Das Auge hat eine dunkelbraune Iris und im Alter ein rotbraunes oder rotes Lid. Der Rachen ist rot. Erst im 4. Lebensjahre ist der Vogel vollkommen ausgefärbt, obschon er im 2. den ganz Alten bereits sehr ähnlich sieht. Bei den alten Vögeln im Sommer ist das ganze Kleingefieder bis auf den schön mövenblauen Mantel schneeweiß mit einem ungemein zarten Anflug von Rosa auf der Brust, der aber bald nach dem Tode verschwindet. Auch die Steuerfedern sind rein weiß. Bei den großen Schwingen sind die Schäfte oben braun, unten weiß; die Fahnen dunkelbraun mit weißlichen Spitzensäumen. Die kleinen Schwingen haben auf der Mitte der Außenfahnen einen bei den späteren an Ausdehnung und Intensität abnehmenden braunen Fleck, längs dem auch die sonst weißen Schäfte braun sind; im übrigen sind sie aschblaugrau, spitzenwärts am lichtesten. Das Winterkleid ist durch eine grauschwarze Fleckung auf Kopf und Hals ausgezeichnet; die Geschlechter hier ebenso wenig verschieden wie in den andern Kleidern. Im Jugendkleide trägt der Schwanz eine breite, schwarzbraune Endbinde. Der Kropf und die Seiten des Unterleibes sind graubraun gefleckt. Der Oberkörper erscheint dunkel braungrau. Die Dunenjungen sind in ein hellgraues Flaumkleid gehüllt, auf der Oberseite dunkel gefleckt und haben graue Füße und Schnäbel, letzterer mit schwach gelblicher Spitze.

Die Sturmmöve ist auch als Sturm- und Stromvogel sowie als graue oder Wintermöve bekannt. Ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich etwa vom 50. Breitengrade ab nordwärts bis in den Polarkreis hinein, sodaß unsere deutschen Küsten in den Bereich desselben fallen. Als Brutvogel ist sie aber weder an der Nord- noch an der Ostsee sehr häufig, während sich desto mehr jüngere, noch nicht fortpflanzungsfähige Individuen an unseren Gestaden herumtreiben. Dies muß besonders an den Küsten und auf den Marschen Frieslands der Fall sein, denn von Pfannenschmidt-Emden konnte man nicht leicht eine Sendung frisch geschossener Vögel bekommen, ohne daß derselben einige Sturmmöven beilagen. Auf der Kurischen Nehrung dagegen habe ich diese Art nur recht spärlich bemerkt. Dies mag damit zusammenhängen, daß ihr die sandige, wüsten-

artige Nehrung keine oder wenig Äcker im Hintergrunde bietet, was sie ungemein liebt. Sie ist Seevogel und verlangt einen kahlen Strand mit weiter Übersicht sowie seichtes und klares Wasser mit sandigem oder kiesigem Untergrunde. Sonst ist ihr die Beschaffenheit des Gestades, ob steil oder flach, ob sandig oder felsig, vollkommen gleichgültig. Für unsere Gegenden ein Strichvogel, zieht sie sich im Herbste zu mehr oder minder großen Gesellschaften zusammen und weicht der anrückenden Kälte im Verfolge der Küsten nach Westen oder Südwesten aus. Man sieht sie aber öfter als andere Seemöven auch im Binnenlande, so im Herbste bisweilen an großen, seichten und klaren, dabei von Rohr und Schilf ziemlich freien Seen und Teichen und im Winter auch an noch eisfrei gebliebenen Strömen und Flüssen, hier oft in Gesellschaft von Lachmöven. Baumwuchs meidet sie nicht, setzt sich sogar bisweilen auf dürre Baumäste. Wenn das Meer von Stürmen aufgewühlt und ihr dadurch die Nahrungssuche erschwert wird, zieht sie sich gern ein paar Meilen binnenwärts und wartet hier bessere Zeiten ab. Eine altbekannte Brutkolonie der Sturmmöve befindet sich auf der Insel Sylt.

Sie steht hochbeiniger als die Lachmöve und geht minder gut als diese, aber immer noch behende genug. Auch in allen anderen Bewegungen zeigt sie sich schwerfälliger wie jene, dafür aber gewandter wie die Silbermöve. Ihr Flug bietet bei aller Behäbigkeit ein schönes und wechselvolles Bild, obschon ihm etwas Unbestimmtes und Wankendes nicht abzusprechen ist. Auffliegen und Niedersetzen geschehen elegant und geräuschlos. Die Sturmmöve schwimmt vortrefflich, läßt sich aber eigentlich mehr zum Ausruhen auf dem Wasserspiegel nieder, als um fortzurudern. Ihrem ganzen Wesen ist etwas Ernstes und Phlegmatisches eigen. Sie ist gesellig, auch gegen andere Arten, und dem Menschen gegenüber nicht eben scheu, wo sie nicht durch üble Erfahrungen vorsichtiger und gewitzter gemacht wurde. „Ihre Stimme ist ein lautes „Skia“, dann hört man in der Aufregung ein rauhes „Skak“, in großer Besorgnis ein kreischendes „Skiri“. (Friderich.)

Außer unmittelbar am Seestrande brütet die Sturmmöve bisweilen auch an großen Landseen, wie dies z. B. von dem Peipus-See bekannt ist. Auch sie nistet meist in großen

Kolonien, an denen viel Lärm und Gekreische herrscht, oft mit anderen Seevögeln untermengt, zeigt sich um ihre Brut sehr besorgt, stößt mutig auf Hunde und dergl., hält sich aber doch dem Menschen gegenüber stets in respektvoller Entfernung. Im Mai werden die 2—3 grobkörnigen, wenig glänzenden Eier gelegt, welche etwa die Form und Größe von guten Hühnereiern besitzen, in Färbung und Zeichnung aber sehr abändern. Gewöhnlich ist die Grundfarbe ein trübes Olivengrün, oft mit einem Stich ins Rostgelbliche oder Rötliche; die rundliche und bisweilen am stumpfen Ende kranzartig angehäufte Fleckung ist gewöhnlich unten bräunlichaschgrau und an der Oberfläche rötlichschwarzbraun. Nur selten liegen die Eier dem bloßen Boden auf; zumeist wird aus dürren, mit Erde durchkneteten Pflanzenresten ein zwar liederliches, aber doch ziemlich festes, tief ausgemuldetes Nest gebaut. Diese Nester stehen bald in sumpfigem Terrain zwischen Binsen, bald am kahlen Gestade oder im Strandhafer der Dünen; man hat sie sogar schon im Getreide der der See benachbarten Felder gefunden. Die Jungen gehen nicht gleich aufs Wasser.

Die Sturmmöve frißt nicht nur lebende Fische, sondern auch die von der See auf den Strand gespülten toten, wie sie überhaupt gerne an Aas geht. Ferner sucht sie an der See fleißig nach kleinen Krebstieren, Muscheln und Uferwürmern. Wo Fischer mit dem Auslösen oder Reinigen ihres Fanges beschäftigt sind, ist sie stets bald bei der Hand; vergißt dann alle Scheu vor dem Menschen, umschwärmt die Boote und Netze auf das zudringlichste und gierigste und streitet sich unter häßlichem Geschrei mit ihresgleichen um die ihr gewöhnlich gern zugeworfenen Abfälle. Mit Vorliebe schwärmt sie auf die Felder und folgt hier wie die Lachmöve gern dem Pfluge, wobei sie aber nicht nur unzählige Engerlinge, Regenwürmer, Maulwurfsgrillen u. dergl. vertilgt, sondern sich namentlich auch als eine äußerst geschickte Mäusefängerin zeigt. Da die kleinen Seefischchen, welche sie verzehrt, wenig Wert haben, so muß man auch die Sturmmöve als überwiegend nützlich bezeichnen. Gefangene gingen bei mir ohne Umstände auch an Brot und gekochte Kartoffeln, obgleich beides ihrer Natur eigentlich ganz zuwider ist. Da die Sturmmöven bei ihren Streifereien bestimmte Luftstraßen einhalten, sind sie an den-

selben leicht zu erlauern und zu erlegen; die Jungen ziehen oft auch am Strande schußrecht über dem Jäger hin. Ihr Wildpret ist aber nichts nütze, während die Eier als sehr wohlschmeckend gerühmt werden.

Die Heringsmöve (Larus fuscus *L.*).

Tafel XII, Figur 2.

Die Heringsmöve war zwar bei Rossitten am Seestrande die weitaus häufigste Mövenart, aber keineswegs jederzeit daselbst anzutreffen, sondern nur bei ganz bestimmten Voraussetzungen bezüglich Wind und Wetter, dann allerdings zahlreich und in allen Alterskleidern. Das genauere Studium dieser merkwürdigen Verhältnisse eröffnete mir mancherlei interessante Gesichtspunkte, indessen ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen. Mit der größten Bestimmtheit konnte man auf das massenhafte Erscheinen dieser schönen Möven rechnen, wenn ein Weststurm gewütet hatte und nun im Einlullen begriffen war, sodaß die Flutmarke rasch wieder zurückging und auf dem trockenen Strande sowie in den entstandenen Lachen die verschiedenartigsten verunglückten Bewohner der Salzflut zurückließ. An solchen Tagen ritt ich dann gewöhnlich auf Meilen hin den Strand ab, um nach den von der See ausgespülten toten Vögeln zu sehen, und dabei zogen dann jedesmal unablässig kleinere und größere Trupps von Heringsmöven niedrig über mich hinweg oder ließen sich in meiner Nähe nieder, wenn sie etwas Genießbares erspäht hatten. Sie fraßen nicht nur die ausgeworfenen und abgestorbenen Fische, sondern auch solche Vögel, wie ich mehrmals deutlich beobachtet habe. Wo diese auch während der Brutzeit im herrlichsten Hochzeitskleide bei uns auftretenden Heringsmöven eigentlich brüteten, habe ich nicht herausbekommen können, vermute aber aus verschiedenen Anzeichen, daß sich ihre Niststellen auf einer der kleinen russischen Inseln befinden, welche dem Meerbusen von Riga vorgelagert sind.

Bei alten Heringsmöven ist der Schnabel schön gelb mit einem hochroten Eck am Unterschnabel und orangeroten Mundwinkeln, die Iris schwefelgelb, die Augenlider orangefarbig, die Füße hochgelb. Junge

Vögel dagegen haben fleischfarbige Schnäbel mit schwärzlicher Spitze, dunkelbraune Augen und rötlich-grauweiße Füße. Gesammtlänge ca. 60, Flügelbreite ca. 140 cm. Im Hochzeitskleide sieht diese Möve außerordentlich schmuck aus. Der ganze Kopf, Hals, Rumpf und Schwanz sind blendend weiß, der Mantel dagegen prächtig schieferschwarz. Letztere Farbe zeigen auch die Schwung- und Schulterfedern, sind aber mit weißen Spitzen versehen. Im Winterkleide weisen Kopf und Hinterhals eine graubraune Längsstrichelung auf, und vor dem Auge steht ein kleiner schwärzlicher Fleck. Beim Jugendkleide sind Vorderstirn, Kinn, Kehle, Gurgel und Oberhals rein weiß; der Unterhals mit großen verwaschenen, lichtgraubraunen Längsflecken besetzt. Gesicht und Oberkopf sind auf weißem Grunde mit einer graubraunen Längszeichnung versehen, die im Nacken größer, aber auch sparsamer und von dreieckiger Form ist. Unterseite im übrigen weiß, auf den Seiten mit großen verwaschenen graubraunen Flecken, die am Bauche zusammenlaufen. Unter- und Oberschwanzdecken weiß mit brauner Bänderung. Steuerfedern braunschwarz mit weißen Endsäumen. Rücken- und Mantelfedern braun mit weißen Kanten. Unterflügeldeckfedern in der Innenpartie weißlich, sonst bräunlich. Schäfte der großen Schwingen oben braunschwarz, unten weiß; Fahnen schwärzlich mit einer braunen Innenpartie.

Aus Deutschland ist mir keine Örtlichkeit bekannt, an der die Heringsmöve mit Sicherheit als Brutvogel festgestellt wäre. Doch nistet sie schon auf Gotland und sehr häufig an der norwegischen Küste und auf den finnischen Schären, wie sie überhaupt felsige Gestade den sandigen gegenüber unverkennbar bevorzugt. Im allgemeinen gehört auch sie den nordischen Meeren an. Obwohl man sie eigentlich nur Strichvogel nennen kann, dehnt sie ihre Herumschwärmereien doch weit aus und ist während des Winters zahlreich im Mittelmeere anzutreffen. Gelegentlich erscheinen auch kleinere Trupps im Innern unseres Vaterlandes. Unserer Strandbevölkerung ist sie auch als Korallen-, braunfleckige (Jugendkleid), gelbfüßige und große Haff-Möve und unter dem Namen kleiner Schwarzmantel (Alterskleid) bekannt.

In ihrem Hochzeitskleide sieht diese Möve trotz ihrer einfachen Farben sehr apart und sauber aus und ist dann wirklich eine Zierde des Seestrandes, an dem sie mit wenigen Flügelschlägen und auf weite Strecken hin nur schwebend auf und nieder streicht. Vor Sturm- und Wellenschlag scheut sie sich keineswegs so wie die vorige Art, sondern ist dann im Gegenteile besonders rührig und zieht fleißig die tosende Brandung entlang, weil sie aus Erfahrung weiß, daß es dann immer etwas zu holen giebt; denn freßgierig ist sie in hohem Grade

wie alle Möven. Ihre schlanke Gestalt mit den langen Flügeln macht sie dem Fachmanne schon aus großer Entfernung kenntlich. An Hafenplätzen hält sie sich sehr gern auf, weil diese immer viel Nahrung bieten, sitzt daselbst ausruhend auf den Molen oder begleitet in anmutigem Gaukelflug die ausgehenden und einkommenden Schiffe. An Anmut, Leichtigkeit und Gewandtheit im Fluge wird sie kaum von einer anderen größeren Mövenart übertroffen. Gewöhnlich zieht sie ziemlich niedrig über dem Erdboden oder der Wasserfläche dahin und nur, wo sie öfters beschossen wurde, erhebt sie sich höher oder weicht dem ihr begegnenden Menschen in einem weiten Bogen seewärts aus. Im Sitzen und Schwimmen dagegen läßt sie sich nicht leicht ankommen, obwohl man sie nicht gerade scheu nennen kann. Sie ist lebhaften Temperaments und mit einem guten Teil Neugierde begabt. Vereinzelte sieht man nicht häufig, denn sie lieben die Gesellschaft ihresgleichen, ohne sich aber unter andere Arten zu mischen. So gewaltige Kolonien wie die Dreizehenmöve u. a. bildet die Heringsmöve übrigens niemals. Ihre Stimme gleicht der der Mantelmöve, klingt aber höher. Sie sind indessen viel weniger schreilustig wie ihre Verwandten.

Das Nest baut sie aus getrocknetem Seetang, Meergräsern u. dergl. ziemlich flüchtig auf Klippen und Felsterrassen und belegt es erst im Juni mit 2—3 grobkörnigen, glanzlosen Eiern, die auf olivengrünlichem Grunde braungraue Schalen- und rötlich- oder schwarzbraune Zeichnungsflecken aufweisen, in den Einzelheiten aber sehr abändern. Sonst bietetet ihr Brutgeschäft nichts, wodurch sie sich besonders auszeichnet.

Auch hinsichtlich der Nahrung gleicht sie der vorigen Art, nur mögen Fische in ihrem Speisezettel mehr überwiegen. Sie nimmt gern auch tote und geht überhaupt an Aas jeder Art. Heringe liebt sie sehr, folgt scharenweise deren Wanderzügen und wütet mit wahrer Gier unter den armen Flossenträgern, deren sie oft 6—8 hinter einander verschlingt, um schon nach kurzer Verdauungsfrist heißhungrig nach neuer Beute auszuspähen. Auch der Sprottenfischerei macht sie manchen Schaden. Ihre Jagd bereitet keine Schwierigkeiten. Ich konnte sie stets in beliebiger Zahl erlegen, wenn ich mich auf der Düne lang in den Sand legte und von den über mich in Schrotschußweite dahinziehenden Vögeln die mir am begehrenswertesten erscheinen-

den in aller Gemächlichkeit herunterholte. Zu berücksichtigen ist nur, daß sie einen außerordentlich starken Schuß verträgt und angeschossen fast immer verloren geht, weil sie dann regelmäßig mit Aufgebot ihrer letzten Kräfte in die offene See hinaus steuert und weit vom Lande entfernt in die Wogen taumelt, um für immer zu verschwinden. Ihr Wildpret gilt zwar als ungenießbar, indessen kann ich versichern, daß die Brustmuskeln bei richtiger Zubereitung durchaus nicht übel schmecken. Die Eier werden als Delikatesse geschätzt. Gefangene benahmen sich bei mir in einem großen Flugkäfig sehr liebenswürdig, ließen aber doch erkennen, daß ihnen die weite See fehlte. Besser halten sie sich in zoologischen Gärten, wo man ihnen größere Teiche zur Verfügung stellen kann.

Die Mantelmöve (Larus marinus *L.*).

Tafel XIII, Figur 3.

Bekanntlich kommen neuerdings vielfach Schnee-, Reb-, Birk-, Hasel- und Auerhühner aus dem Innern Rußlands und aus Skandinavien im Winter in gefrorenem Zustande zu uns, um viele Wochen nach ihrer Erlegung als schmackhafte Braten in den Speisehäusern der Reichshauptstadt verzehrt zu werden. Das Gefrierenlassen ist aber auch ein treffliches Mittel, um im Winter seltene Vögel, die man an Ort und Stelle bald zu präparieren aus irgend welchen Gründen nicht vermag, doch noch für die Wissenschaft zu retten. Ein besonders frappantes Beispiel dafür, wie weit die Erhaltungsfähigkeit der Kälte in solchen Fällen gehen kann, will ich im folgenden erzählen. Im Dezember 1892 wurden mir aus Rossitten 2 von den Fischern gefangene und dann getötete Mantelmöven nach Marburg geschickt. Ich war aber in denselben Tagen selbst von Marburg nach Rossitten gereist, um dort behufs Beobachtung des winterlichen Vogellebens meine Weihnachtsferien zu verleben, kreuzte mich also mit der Sendung und konnte dieselbe bei ihrer Ankunft nicht in Empfang nehmen. Meine Aufwärterin legte das Packet in eine ungeheizte Bodenkammer und kümmerte sich weiter nicht darum. Bemerken muß ich aber noch, daß in jenen Tagen eine grimmige Kälte herrschte. Erst

Mitte Januar kehrte ich wieder nach Marburg zurück und hatte die armen Mantelmöven ganz vergessen, in der Voraussetzung, daß dieselben längst verfault seien. Wochen vergingen, bis meiner Aufwärterin die Sache einfiel und sie mir von dem Packet erzählte, worauf ich ihr Befehl gab, dasselbe auf den Müllhaufen zu werfen, weil ich eben den Inhalt für verwest hielt. Darüber wurde es Anfang März, Regen hatte sich eingestellt und die Frühlingssonne lachte zum ersten Male verschämt zwischen dem Wolkenvorhang hervor. Das schöne Wetter lockte mich in den Garten, wo mein Blick auf den Gemüllhaufen fiel; Regen und Wind hatten die Hülle des besprochenen Packetes schon größtenteils entfernt. Und was erblicke ich zu meinem größten Erstaunen? 2 tadellose Mantelmöven, die ganz frisch aussahen, noch steif gefroren waren und auch nicht eine Feder ließen. Nun wanderten sie natürlich sofort auf den Präpariertisch und gaben noch zwei herrliche Bälge für meine Sammlung ab. Nahezu ein Vierteljahr hatten die beiden großen Vögel in gefrorenem Zustande der Verwesung widerstanden.

Die Mantelmöve ist für unsere Gegenden der Riese in ihrer Familie, denn sie besitzt Gänsegröße. Der ungemein starke und kräftige Schnabel, der dem Vogel eine bedeutende Wehrhaftigkeit verleiht, ist im Alter gelb mit rotem Vordereck am Unterkiefer und roten Mundwinkeln; während der Jugendzeit geht er allmählich aus Schwarzgrau über Fleischfarbe ins Gelbliche über. Das gelbe, in der Jugend braune Auge, wird von einem orangeroten Lid umrandet. Die Füße sind fleischfarbig. Beschreibung des Sommerkleides der alten Vögel: Die ganze Unterseite, Kopf, Hals und Nacken sind weiß, ebenso Bürzel, Schwanz und Unterflügeldecken. Rücken und Mantel sind bleischwarz. Ein ebensolcher Fleck steht jederseits in den Flanken unter dem Flügel. Die Schäfte der großen Schwingen sind wurzelwärts schwarz, in der Mitte weiß und an der Spitze wieder schwarz. Ihre Fahnen sind in der Hauptsache schwarz. Bei der 1. Schwinge ist der Spitzenteil der Außenfahne weiß, der Innenfahne bis auf einen ebenfalls weißen Rand grau. Bei der 2. Schwinge ist ein Stück zwischen Spitze und Mitte weiß, die im übrigen schwarze Spitze hell gesäumt; die Innenfahne des Wurzelteiles ist grau. Dies letztere ist auch bei den nächsten Schwingen der Fall, die aber ganz weiße Spitzen haben. Die kleinen Schwingen sind graubraun mit breiten weißen Spitzen. Im Winter zeigen Oberkopf und Hinterhals eine graue Längsfleckung. Beim Jugendkleide ist außerdem auch noch der größte Teil des Unterleibes mit grauschwarzen Flecken bedeckt. Auf dem dunkelbraunen Mantel machen sich weißliche und licht rostgelbe Federkanten bemerkbar. Der Schwanz ist in der Wurzelhälfte weiß mit schwärzlichen, in der Endhälfte schwarz mit helleren Flecken. Diese Möve

ist erst im 4. Jahre ausgefärbt, und es giebt deshalb noch viele Zwischenkleider, auf die sämtlich hier einzugehen zu weit führen würde.

Erst nach vollendeter Ausfärbung ist die Mantelmöve fortpflanzungsfähig, und die jüngeren Stücke werden an den Brutplätzen nicht geduldet, weshalb sie das ganze Jahr hindurch an unseren Küsten anzutreffen sind, während die Alten nur im Spätherbst und Winter in ziemlicher Anzahl bei uns erscheinen. Trivialnamen: Große Seemöve, großer Schwarzmantel, Fisch-, Gänse-, Falken- und Riesenmöve, Wapel, Haffstrut und Oberbürgermeister. Ihre Brutplätze liegen in den nordischen Meeren, namentlich zwischen dem 60. und 70. Breitengrade. Zahlreich bewohnt sie das obere Norwegen, Island und die zwischen dem letzteren und Schottland gelegenen Inselgruppen. Im Winter streicht sie in kleinen Trupps weiter südwärts und erscheint dann regelmäßig, wenn auch keineswegs häufig im Mittelländischen Meere. Als ein echter Seevogel hält sie sich aber auch während der Wanderzeit ausschließlich an die Küsten, die ihr übrigens in jeder Beschaffenheit recht sind, und wird im Binnenlande immer nur als vereinzelter und versprengter Irrling angetroffen. So oft ich diese Art auch am Seestrande der Kurischen Nehrung sah, so habe ich sie doch nie am Kurischen Haff beobachtet, obwohl dasselbe ungemein reich an kleinen Fischen ist. Sie scheint also eine ausgesprochene Vorliebe für das Salzwasser und eine starke Abneigung gegen das Süßwasser zu haben.

Bei ihrer Größe und ihrem massigen Körperbau macht die Mantelmöve im Stehen einen etwas plumpen Eindruck, ist aber trotzdem in allen ihren mit einer gewissen Kraft ausgeführten Bewegungen recht gewandt, obschon dabei von überlegener Ruhe. Im Fluge sieht sie sehr stattlich und schön aus, schwebt oft ohne Flügelschlag und entwickelt große Ausdauer, auch bei stürmischem und windigem Wetter. Prächtig macht es sich, wenn sie auf offenem, wogendem Meere ganz niedrig dahinstreicht und dabei allen Hebungen und Senkungen der Wellenberge getreulich folgt, also eine ungeheure Schlangenlinie beschreibt. Gegen Stürme, Kälte und Verletzungen ist dieser harte Vogel sehr wenig empfindlich. In ihrem geistigen Wesen ist der typische Mövencharakter mit all seinen Vorzügen und Nachteilen am schärfsten und grellsten ausgeprägt. Nur ist sie

weniger gesellig wie die andern Arten, denn man sieht sie nie in so großen Massen wie diese, sondern immer nur in kleineren Vereinigungen, oft genug auch einzeln. Anderen, schwächeren Schwimmvögeln gegenüber ist sie boshaft, hämisch und oft geradezu räuberisch; nur für die Silbermöve bekundet sie eine gewisse Zuneigung und brütet oft mit ihr gemeinschaftlich. Auch untereinander sind die Mantelmöven sehr futterneidisch und streitsüchtig. Andererseits bekunden sie im Gefühle ihrer Wehrhaftigkeit vielen Mut, namentlich am Brutplatze, wo sie sich auch vor dem Menschen nicht scheuen, dem sie sonst stets vorsichtig aus dem Wege gehen. Überhaupt bekunden sie viel Anpassungsfähigkeit und müssen entschieden als kluge und begabte Vögel bezeichnet werden. Die gewöhnlichen Stimmlaute sind ein heiseres „Ag ag ag" und ein häßliches „Kjauvihs".

Trotz ihres zänkischen Wesens siedelt sich die Mantelmöve im Norden oft auf den Vogelbergen an, wo sie dann deren obere, mit Graswuchs versehene Abdachung einnimmt und hier ihr umfangreiches, aber kunstloses Nest errichtet. Die Brutvereinigungen sind der Zahl der Paare nach immer beschränkter wie bei den verwandten Arten, und nicht allzu selten trifft man auch einzeln brütende Pärchen an. Nicht immer stehen die Nester auf Felsen, sondern oft auch auf den moorigen Boden flacher Inseln. Ende Mai findet man die 2—3 etwas bauchigen, grobkörnigen, 7,3 cm langen und 5,3 cm breiten, in Färbung und Zeichnung sehr variierenden, immer aber denen anderer großer Larus-Arten hierin sehr ähnlichen Eier. Die Brutdauer währt 26—28 Tage, und zwar brüten die Weibchen mehr wie die Männchen. Brehm, der am Porsangerfjord einen Brutplatz der Mantelmöve besuchte, berichtet darüber: „Ein ungeheurer Aufruhr erhob sich, als ich die Insel betrat. Diejenigen, welche gerade mit Brüten beschäftigt waren, blieben sitzen und ließen mich bis auf wenige Schritte an sich herankommen, gleichsam als hofften sie, daß mich die Wachthabenden zurückschrecken würden. Letztere hatten sich unter lautem Geschrei erhoben, und umschwebten mich in geringer Entfernung, beständig von oben nach mir herabstoßend, dann sich wieder erhebend, kreisend und von neuem zum Angriffe übergehend. Mehrere Male flogen sie so dicht an meinem Kopfe vorüber

daß ich mit den Flügelspitzen berührt wurde; zu einem Angriffe mit dem scharfen Schnabel erdreisteten sie sich jedoch nicht. In mehreren Nestern befanden sich kleine Junge, die sich bei Annäherung sofort zwischen den Flechten und Grashalmen zu verbergen suchten und auch in der That vortrefflich verbargen." Übrigens hat Brehm die Mantelmöve sogar in der Gefangenschaft mit vollem Erfolge gezüchtet. Das betreffende Pärchen zeigte sich am Neste sehr böse und versetzte den sich demselben nähernden Menschen unter wütendem Geschrei empfindliche Bisse in die Beine. Den Raubtieren gegenüber haben die Mantelmöven bei ihrem Mut und ihrer Stärke wenig zu fürchten.

Der Umstand, daß mir die Mantelmöve verhältnismäßig recht häufig in Rossitten von den dortigen Krähenfängern lebend eingeliefert wurde, beweist, daß sie sehr gern an tote Fische geht, mit denen diese ihre Fangplätze zu ködern pflegen. Auf dem Aas von Walfischen, Seehunden und Walrossen ist sie eine regelmäßige Erscheinung. Im Fange lebender Fische zeigt sie sich entschieden schwerfälliger wie andere Möven und vermag flinkere Arten kaum zu erhaschen. Auch sonst nimmt sie ohne Wahl und ohne Besinnen alles, was die See und der Strand ihr Genießbares darbieten, so namentlich Krebs- und Muscheltiere, See- und Sandwürmer und dergl. Man hat beobachtet, daß sie von ersteren die größeren, gepanzerten Arten mit in die Lüfte hinauf trägt und sie dann auf spitzes Felsgestein herabfallen läßt und dieses Spiel so lange wiederholt, bis die harte Schale zerbricht und sie zu dem leckeren Inneren gelangen kann. Sie gleicht also darin dem Bartgeier, der es bekanntlich mit Schildkröten und großen Röhrenknochen ebenso macht. Leider ist die Mantelmöve auch eine arge Nesterplünderin und für die anderen gefiederten Bewohner der Vogelberge ein gar schlimmer Nachbar. Den wehrlosen Alken und Lummen säuft sie die Eier aus und würgt ihre noch in den Nestern sitzenden Jungen hinab. Selbst über erwachsene Vögel fällt sie bisweilen mörderisch her, namentlich wenn sich dieselben in krankem oder ermattetem Zustande befinden. Lemminge verschmäht sie auch nicht. Im ganzen überwiegt bei ihr entschieden der Schaden den Nutzen, obgleich ersterer in ihrer nordischen Heimat auch nicht sehr schwer ins Gewicht fällt. Zu schießen ist sie — vom Brutplatze abgesehen — von allen mir bekannten

Möven am schwersten. Angeschossen setzen sie sich oft grimmig zur Wehre, und man thut gut, sich vor ihrem kräftigen Hakenschnabel in acht zu nehmen. Die Brustmuskeln sind bei entsprechender Zubereitung eßbar, und die großen Eier werden im Norden allgemein für Küchenzwecke eingesammelt, obwohl sie einen nicht angenehmen, dumpfigen Beigeschmack haben.

Die Silbermöve (Larus argentatus *Brünn.*).

Tafel XII, Figur 3.

Das Dörfchen Kumbaschinsk am Südwestwinkel des Kaspi, in dem ich mich im Frühjahr 1896 aufhielt, besaß nicht nur durch seinen Vogel-, sondern auch durch seinen geradezu unglaublichen Fischreichtum eine große Anziehungskraft für den Naturforscher. Die Unmasse von großen Welsen z. B., die dort während des April an der Mündung des Kumbaschiflüßchens Tag für Tag gefangen wurde, spottete jeder Beschreibung. Sowie das große Netz des armenischen Fischereipächters von seinen Leuten ins Wasser geworfen war, wurde es auch sofort wieder herausgezogen und wimmelte stets von riesenhaften Welsen. Die Fischer in ihren Kähnen hielten sich dicht daneben und schlugen den armen Gefangenen die Harpunen in den zitternden Leib, um sie dann sofort in ein größeres Boot behufs Transport nach dem Schlachtplatze hinüber zu werfen. Manchmal mußten 2, 3 Mann zuspringen, um einen besonders alten und kräftig um sich schlagenden Burschen zu bewältigen. Während so die Menschen mit unheimlicher Ruhe ihrem grausigen Henkerhandwerke oblagen, vollführten ringsum ihre gefiederten Mitbewerber beim Erhaschen der Abfälle einen um so größeren Lärm. Eine förmliche Wolke von Silbermöven umsegelte, umschwebte und umgaukelte unablässig das Schlachtfeld, oft mit einigen Zwerg-, Lach- und Adlermöven untermischt. Betäubend, verwirrend, fast unheimlich, wie höhnisches, schadenfrohes Gelächter gellten die schreienden, zankenden Stimmen der ersteren. „Äi, häi, ha, ha, ha, ha, ha, ha, häi“ tönt es einem in wirrem Durcheinander immerfort in den Ohren, bis ein plötzlich um die Rohrwand biegender und zwischen den

daß ich mit den Flügelspitzen berührt wurde; zu einem Angriffe mit dem scharfen Schnabel erdreisteten sie sich jedoch nicht. In mehreren Nestern befanden sich kleine Junge, die sich bei Annäherung sofort zwischen den Flechten und Grashalmen zu verbergen suchten und auch in der That vortrefflich verbargen." Übrigens hat Brehm die Mantelmöve sogar in der Gefangenschaft mit vollem Erfolge gezüchtet. Das betreffende Pärchen zeigte sich am Neste sehr böse und versetzte den sich demselben nähernden Menschen unter wütendem Geschrei empfindliche Bisse in die Beine. Den Raubtieren gegenüber haben die Mantelmöven bei ihrem Mut und ihrer Stärke wenig zu fürchten.

Der Umstand, daß mir die Mantelmöve verhältnismäßig recht häufig in Rossitten von den dortigen Krähenfängern lebend eingeliefert wurde, beweist, daß sie sehr gern an tote Fische geht, mit denen diese ihre Fangplätze zu ködern pflegen. Auf dem Aas von Walfischen, Seehunden und Walrossen ist sie eine regelmäßige Erscheinung. Im Fange lebender Fische zeigt sie sich entschieden schwerfälliger wie andere Möven und vermag flinkere Arten kaum zu erhaschen. Auch sonst nimmt sie ohne Wahl und ohne Besinnen alles, was die See und der Strand ihr Genießbares darbieten, so namentlich Krebs- und Muscheltiere, See- und Sandwürmer und dergl. Man hat beobachtet, daß sie von ersteren die größeren, gepanzerten Arten mit in die Lüfte hinauf trägt und sie dann auf spitzes Felsgestein herabfallen läßt und dieses Spiel so lange wiederholt, bis die harte Schale zerbricht und sie zu dem leckeren Inneren gelangen kann. Sie gleicht also darin dem Bartgeier, der es bekanntlich mit Schildkröten und großen Röhrenknochen ebenso macht. Leider ist die Mantelmöve auch eine arge Nesterplünderin und für die anderen gefiederten Bewohner der Vogelberge ein gar schlimmer Nachbar. Den wehrlosen Alken und Lummen säuft sie die Eier aus und würgt ihre noch in den Nestern sitzenden Jungen hinab. Selbst über erwachsene Vögel fällt sie bisweilen mörderisch her, namentlich wenn sich dieselben in krankem oder ermattetem Zustande befinden. Lemminge verschmäht sie auch nicht. Im ganzen überwiegt bei ihr entschieden der Schaden den Nutzen, obgleich ersterer in ihrer nordischen Heimat auch nicht sehr schwer ins Gewicht fällt. Zu schießen ist sie — vom Brutplatze abgesehen — von allen mir bekannten

Möven am schwersten. Angeschossen setzen sie sich oft grimmig zur Wehre, und man thut gut, sich vor ihrem kräftigen Hakenschnabel in acht zu nehmen. Die Brustmuskeln sind bei entsprechender Zubereitung eßbar, und die großen Eier werden im Norden allgemein für Küchenzwecke eingesammelt, obwohl sie einen nicht angenehmen, dumpfigen Beigeschmack haben.

Die Silbermöve (Larus argentatus *Brünn.*).

Tafel XII, Figur 3.

Das Dörfchen Kumbaschinsk am Südwestwinkel des Kaspi, in dem ich mich im Frühjahr 1896 aufhielt, besaß nicht nur durch seinen Vogel-, sondern auch durch seinen geradezu unglaublichen Fischreichtum eine große Anziehungskraft für den Naturforscher. Die Unmasse von großen Welsen z. B., die dort während des April an der Mündung des Kumbaschiflüßchens Tag für Tag gefangen wurde, spottete jeder Beschreibung. Sowie das große Netz des armenischen Fischereipächters von seinen Leuten ins Wasser geworfen war, wurde es auch sofort wieder herausgezogen und wimmelte stets von riesenhaften Welsen. Die Fischer in ihren Kähnen hielten sich dicht daneben und schlugen den armen Gefangenen die Harpunen in den zitternden Leib, um sie dann sofort in ein größeres Boot behufs Transport nach dem Schlachtplatze hinüber zu werfen. Manchmal mußten 2, 3 Mann zuspringen, um einen besonders alten und kräftig um sich schlagenden Burschen zu bewältigen. Während so die Menschen mit unheimlicher Ruhe ihrem grausigen Henkerhandwerke oblagen, vollführten ringsum ihre gefiederten Mitbewerber beim Erhaschen der Abfälle einen um so größeren Lärm. Eine förmliche Wolke von Silbermöven umsegelte, umschwebte und umgaukelte unablässig das Schlachtfeld, oft mit einigen Zwerg-, Lach- und Adlermöven untermischt. Betäubend, verwirrend, fast unheimlich, wie höhnisches, schadenfrohes Gelächter gellten die schreienden, zankenden Stimmen der ersteren. „Äi, häi, ha, ha, ha, ha, ha, ha, häi" tönt es einem in wirrem Durcheinander immerfort in den Ohren, bis ein plötzlich um die Rohrwand biegender und zwischen den

geschickt auseinander stiebenden Schwarm stoßender Seeadler für einige Augenblicke Ruhe schafft, die aber nach dem Abziehen des gefiederten Räubers einem um so ärgeren Kreischen Platz macht. Man wird diese eigenartigen Töne im Ohre gar nicht wieder los, auch wenn man schon längst die Stätte dieses Tumultes verlassen hat.

Die Silbermöve besitzt die Rumpfgröße eines starken Kolkraben. Der hakig übergebogene Schnabel ist gelb mit einem roten Vordereck auf der Unterseite. Das Auge hat eine hellgelbe Iris mit orangerotem Lid. Die Füße sind fleischfarbig. Bei jungen Vögeln sind letztere bleifarbig, das Auge braun, der Schnabel fleischfarben mit schwärzlicher Spitze. Beschreibung des ausgefärbten Sommerkleides: Die ganze Unterseite sowie Kopf und Nacken sind schneeweiß; Rücken, Schultern und Oberflügeldecken zart mövenblau; Flügelbug weiß; Schäfte der ersten Schwingen bleischwarz; bei den folgenden findet sich im letzten Drittel eine weiße Partie, die successive und rasch an Ausdehnung zunimmt; Afterschwinge sehr hell blaugrau. Die erste Schwinge ist an der Spitze ganz weiß und auf der Außenfahne schwärzlich; dieses Schwarz greift in der Mittelpartie auch auf die Innenfahne hinüber und nimmt selbige vor der weißen Spitze ganz ein; weiter aufwärts ist die Innenfahne erst weißlich, dann licht bleigrau. Die anderen großen Schwingen sind ähnlich gefärbt, nur daß bei ihnen die weiße Spitze viel weniger umfangreich, die schwarze Partie dagegen ausgedehnter und die blaugraue um eine Nüance dunkler ist. Die kleinen Schwingen sind mövenblau mit weißen Spitzen. Unterflügeldeckfedern, Bürzel und Schwanz sind weiß, letzterer bis auf die äußersten Federn, welche licht blaugrau überlaufen sind. Die Geschlechter sind ganz gleich, übrigens erst im 3. Jahre völlig ausgefärbt; dagegen sind die Schwankungen in den Größenverhältnissen bei dieser Art wirklich auffallend. Im Winter tragen Kopf und Hals eine graubraune Längsfleckung. Ganz anders sieht das Jugendkleid aus, bei dem der weiße Unterleib durch Grau getrübt und namentlich an den Seiten braungrau gefleckt ist. Der Schwanz zeigt ein braunschwarzes Endband und vorher eben solche Zickzackflecken. Der graubraune Mantel erscheint rostigweiß gezeichnet. Die vordersten großen Schwingen sind ganz braunschwarz. Das Flaumkleid ist oben silbern braungrau, auf Stirn, Flanken und Scheitel mit braunschwarzen Flecken versehen, wovon ein besonders deutlicher über der Schnabelwurzel steht; Aftergegend silbergrau, Brust und Bauch weiß. Schnabel horngrau mit gelber Spitze; Ständer grau. Die am Mittelländischen, Schwarzen und Kaspischen Meere heimischen Silbermöven ändern durch den düsterer gefärbten Mantel und die ockergelben Ruder ständig ab und stellen eine gute Subspezies dar. (L. arg. Michahellesi Bruch = L. arg. leucophaeus Licht.)

In ihren verschiedenen Abänderungen bewohnt die Silbermöve, bei uns auch Blaumantel oder Raukallenbeck genannt, alle Meere des nördlichen und gemäßigten Erdgürtels. An unseren Nordsee-Gestaden ist sie ein zahlreicher, seiner Eier wegen

geschätzter Brutvogel, dagegen als solcher meines Wissens selten an unserer Ostseeküste. Im Winter streicht sie in großen Scharen südwärts und läßt sich dann auch vereinzelt und gewöhnlich im Jugendkleide im Binnenlande blicken, während sie sonst ein ausgesprochener Seevogel ist. Sandigem und kiesigem Strande giebt sie schlammigem und felsigem gegenüber den Vorzug.

Der Gang der Silbermöve ist krähenartig, der Flug anscheinend langsam, matt und behäbig, dabei aber in Wirklichkeit doch schnell fördernd, gewandt und kraftvoll. Ihr Geselligkeitstrieb ist sehr ausgeprägt, ihre Verträglichkeit auch anderen Arten gegenüber groß, wenngleich es an gelegentlichen Raufereien um einen guten Bissen niemals fehlt. Dem Menschen weicht sie für gewöhnlich vorsichtig aus, wird aber unter Umständen auch sehr vertraut und aus Freßgier geradezu dummdreist. Die schon oben charakterisierte Stimme erinnert wirklich an hämisches Menschengelächter; jedenfalls würde diese Art die Bezeichnung „Lach“-Möve viel eher verdienen wie ridibundus, bei der schon viel Phantasie dazu gehört, um die Beziehung herauszufinden. Außerdem läßt die Silbermöve auch noch ein klägliches Miauen hören. In ihrem Temperament hat sie etwas Schlappes und Phlegmatisches, denn die Heißblütigkeit der Seeschwalben geht ihr noch mehr ab wie anderen Möven.

Einen Brutplatz dieser Möve besuchte ich Mitte April 1896 auf der Insel Sari im Kaspi. Derselbe befand sich auf einer lang gestreckten, schmalen, sandigen, mit schütterem Gestrüpp bedeckten Landzunge. Die Eier lagen teils ganz frei in seichten Sandmulden, teils in der Deckung des Buschwerkes, teils auf einer dürftigen Unterlage von ein paar trockenen Grashalmen. Das Brutgeschäft schienen die Vögel bei der schönen Witterung größtenteils der Sonne zu überlassen. Sie zeigten sich wenig genug um ihre Eier besorgt (es war allerdings noch zu Beginn der Brutzeit) und stießen nicht nur nicht nach uns, sondern hielten sich auch vorsichtig außer Schußweite. Übrigens besitzen diese Möven bezüglich der Anlage ihrer Nester eine hohe Anpassungsfähigkeit an die gegebenen Verhältnisse. Audubon hat bei der amerikanischen Silbermöve sogar die sehr bemerkenswerte Beobachtung gemacht, daß sie nach wiederholten Störungen ihre Nester selbst in bedeutender Höhe auf Baumwipfeln anlegt.

In den Vogelbergen nimmt der stets gesellig brütende Vogel in der Regel die oberste Etage ein, die sich aber doch noch unter dem eigentlichen, von Larventauchern und Mantelmöven bewohnten Plateau befindet. Bei uns findet man die 2—3 Eier nicht vor Ende Mai. Sie sind so groß wie Gänseeier, schlank, stark- und rauhschalig, grobkörnig, großporig, glanzlos und auf olivengrünlichem Grunde grau und schwarzbraun gefleckt. Ist die Legekraft der Weibchen infolge fortgesetzten Wegnehmens der Eier erschöpft, so legen sie solche von einfach blaugrüner Farbe, wie ich sie oft aus Friesland erhielt.

Die Nahrung der Silbermöve stimmt mit der der vorigen Art überein. Wie diese ist sie im Fischfang nicht sehr geschickt, wie diese raubt sie Eier und Dunenjunge aus den Nestern anderer Schwimmvögel. Ganz so räuberisch wie die Mantelmöve ist sie aber doch wohl nicht, schon weil sie nicht so mutig und stark ist. Man sammelt an der Nordsee ihre Eier für Küchenzwecke fleißig ein, und gut besetzte Brutplätze werfen ihren Besitzern oder Pächtern eine schöne Rente ab, obgleich der Ertrag neuerdings als natürliche Folge zu schonungsloser Ausbeutung vielfach sehr zurückgegangen ist. Die Federn lassen sich gut zum Ausfüllen von Betten verwerten. Dem mit ihren Sitten Vertrauten wird es nicht schwer fallen, die Silbermöve zu erlegen. Das köstlich-naive Jagdrezept Friderich's hat mir aber doch ein Lächeln abgenötigt, und ich will es deshalb meinen Lesern nicht vorenthalten. Also: „Um sie zu schießen, streckt sich der Schütze auf dem Boden hin, um die Neugierde der Möve zu erregen; sobald diese nun herbeifliegt und ihr „hahahaha“ über ihm ertönen läßt, braucht er sich nur umzudrehen, um den Schuß anzubringen.“

Die Eismöve. (Larus glaucus *Brünn.*).

Dem Anfänger in unserer edlen Wissenschaft wird es oft genug passieren (nach dem bekannten Sprüchwort von den dümmsten Bauern und den größten Kartoffeln), daß er durch einen Glückszufall einen seltenen und begehrenswerten Vogel erbeutet, ohne daß er denselben erkennt und demgemäß würdigt.

Wohl jeder Ornithologe könnte in dieser Beziehung ein Geschichtchen oder eine Jugendeselei erzählen, wenn — er wollte, aber die meisten — wollen nicht. Ich will ehrlich sein und beichten, daß es mir mit der hochnordischen und an unseren Gestaden seltenen Eismöve so ergangen ist. Als ich das erste Mal im Winter nach der Kurischen Nehrung kam, war meine Kenntnis der Seevögel, da ich bisher ausschließlich im Binnenlande gelebt hatte, leider noch eine sehr beschränkte und lückenhafte, so daß ich auch eine von mir dort am Strande erlegte junge Eismöve für eine Mantelmöve im Jugendkleide hielt und nicht viel beachtete. Erst als mir später einmal bei einer Revision meiner Vogelbälge das Stück wieder in die Hände fiel, erkannte ich es richtig und murmelte beschämt: „Alma mater Ornithologia, verzeih' deinem reuigen Jünger!"

In der Größe kommt glaucus in der That der Mantelmöve fast gleich. Auch die Totalfärbung des Jugendkleides ist für den ungeschulten Blick eine ähnliche. Grauweiß bildet die Grundfarbe und ist mit Graubraun gefleckt und gespritzt. Vor dem Auge steht ein schwarzer, kleiner Fleck. Am dunkelsten sieht der Oberkopf aus, während seine Seiten trüb weiß sind. Die Schwingen haben bräunlichweiße Endkanten. Die stämmigen Füße sind fleischfarbig, das Auge braun, der Schnabel schwärzlich. Im Alter werden die Füße gelblich, die Iris schwefelgelb, das Lid orangefarbig und der Schnabel wachsgelb mit hochrotem Untereck. Während des Sommers ist der Mantel sehr zart und licht aschblau, der ganze Rumpf dagegen nebst Kopf, Hals und Schwanz rein weiß. Die Schwingenspitzen sind weiß. Im Winter stellt sich auf Kopf und Hals eine schwache, grauliche Fleckung ein.

Die Eis-, Tauch- oder Bürgermeistermöve gehört den Meeren des hohen Nordens an und streicht nur im Winter nach mittleren Gegenden. Obgleich einzelne dabei bis an den Nordrand Afrikas gelangen, bleiben die meisten doch auch während der rauhen Jahreszeit so weit nördlich, daß sie schon an unseren Küsten zu den Seltenheiten zählen. An der Nordsee erscheint sie noch eher wie an der Ostsee, aber ins Binnenland geht sie freiwillig niemals, sondern erweist sich immer und überall als ein echter Meeresvogel, der auch weit in die offene See hinausfliegt und in Ermangelung von Felsklippen auf den treibenden Eisschollen ruht und nächtigt. Sie liebt felsige Gestade und nistet auf dem oberen Rande derselben in kleinen Kolonien. Nach v. Middendorf wird sie erst vom 75. Breitengrade ab häufiger. Ende Mai legt sie 2—3 Eier, die im Typus denen

der verwandten Arten gleichen, aber gewöhnlich sparsamer gefleckt erscheinen. In ihrer Freßgier soll sie sogar an die Exkremente der Seehunde und Walrosse gehen; sonst ist ihre Nahrung wie bei der Mantelmöve. Die gewöhnliche Stimme klingt rabenartig, die beim Nest zu vernehmende dagegen miauend und heulend. Gegen den Jäger zeigt sich diese imposante und schöne Möve immer sehr vorsichtig.

Die Polarmöve (Larus leucopterus *Faber*).

Meine Zugbeobachtungen in Rossitten haben mich zu einem Anhänger der Zugstraßenlehre und zu einem Gegner der Frontwanderungstheorie gemacht. Namentlich als ich auch an anderen Punkten Ostpreußens Beobachter gefunden hatte, trat die Lage Rossittens beim Vergleich der verschiedenen Notizen als Kreuzungspunkt zweier Zugstraßen und seine Bedeutung als Rast- und Futterstation immer schärfer hervor. Auch daß die Vögel gewöhnlich in kleinen Absätzen ziehen und keineswegs ganze Erdteile auf einmal überfliegen, wie Gätke meint, ergab sich namentlich im Herbste mit großer Sicherheit. Irgendwie fixirte Vogelscharen, insbesondere solche selten erscheinender, daher leichter zu verfolgender Arten, waren einen Tag, nachdem sie Rossitten verlassen hatten, gewöhnlich in der Gegend von Pillau und 2 Tage später auf der frischen Nehrung anzutreffen. Am deutlichsten und frappantesten konnte ich dies mehrfach bei dem zierlichen Rotfußfalken feststellen. Aber auch die distinguierte Erscheinung der Polarmöve gehört hierher. Nur einmal erschien sie in kleinen Trupps durchziehend im Spätherbst an unserer Küste, und wurde ein Belegexemplar geschossen. Tags darauf kamen die seltenen Gäste nach Pillau, und ich erhielt von da 3 Stück zugeschickt. Auch dort waren sie, wie mir gemeldet wurde, gleich weiter gezogen, und abermals einen Tag später wurde richtig noch ein Exemplar bei Kahlberg auf der frischen Nehrung geschossen.

Ihrer äußeren Erscheinung nach paßt diese Möve dem Namen entsprechend so recht in die Polarlandschaft hinein. Sie ist etwas kleiner als die Silbermöve. Die Färbung des Schnabels und der Augen ist den verschiedenen Altersstadien entsprechend ganz ähnlich wie bei der vorigen Art. Die Füße sind rötlich fleischfarben mit gelblichem Schimmer in den Gelenken. Im Sommerkleide ist der ganze Vogel bis auf

den zart aschblauen Mantel blendend weiß; sogar die großen Schwingen zeigen diese Farbe; die hinteren Schwung- und die längsten Schulterfedern wenigstens weiße Kanten. Im **Winter** stellt sich auf Kopf und Hals eine trüb braungraue, wenig ausgeprägte Längsfleckung ein. Bei **jungen** Vögeln zeigt außerdem die weißgraue Oberseite eine eben solche matte Querfleckung und der Schwanz eine bänderartige Zeichnung. Die Schwingen sind bläulichgrau überlaufen und haben ein dunkles Mondfleckchen vor der weißen Endkante.

Die Polar- oder Weißschwingenmöve gehört ebenfalls dem hohen Norden an und kommt noch seltener bis in unsere Breiten hinab wie die vorige Art. Dagegen ist sie den Walfischfängern, denen sie scharenweise auf ihren Fahrten folgt, eine wohlbekannte Erscheinung. Besonders häufig soll sie an den Küsten des nördlichen Grönland brüten, von wo auch die Herrenhuter Missionare ihre Eier in den Handel gebracht haben. Selbige gleichen denen der Silbermöve, sind aber ein wenig kleiner. In ihren Bewegungen ist die Polarmöve sehr viel gewandter wie die vorausgegangenen Arten, dabei auch lebhafteren und heitereren Temperaments, immer wohlgemut, stets in Bewegung und ständig kampfeslustig. Im Fischfang zeigt sie große Geschicklichkeit und nährt sich deshalb fast ausschließlich von lebenden Fischen, die sie durch Stoßtauchen dem feuchten Elemente entreißt. **Faber** übersetzt ihre kreischende Stimme mit „Jck knirrr" und den Paarungsruf mit „Giruv". Derselbe Forscher giebt an, daß sie scharenweise mit vielem Geschrei den Zügen der Walfische und Robben folge, um die von diesen aus der Tiefe heraufgejagten kleinen Fische zu erbeuten, und daß sie dadurch ihrerseits wieder die menschlichen Jäger auf das nahende Wild aufmerksam mache, die ihr dann aus Dankbarkeit gern die Abfälle der erlegten Tiere überließen.

Die lanzettschwänzige Raubmöve (Stercorarius longicauda *Vieill.*)

(= Stercorarius crepidatus [*Gm.*] = St. Buffoni [*Boie*]).

Die oft genug durch bloße Autoreneitelkeit verursachte Verwirrung in der Nomenklatur, der man jetzt endlich definitiv ein Ende machen zu wollen scheint, hat zur Klarstellung

den in aller Gemächlichkeit herunterholte. Zu berücksichtigen ist nur, daß sie einen außerordentlich starken Schuß verträgt und angeschossen fast immer verloren geht, weil sie dann regelmäßig mit Aufgebot ihrer letzten Kräfte in die offene See hinaus steuert und weit vom Lande entfernt in die Wogen taumelt, um für immer zu verschwinden. Ihr Wildpret gilt zwar als ungenießbar, indessen kann ich versichern, daß die Brustmuskeln bei richtiger Zubereitung durchaus nicht übel schmecken. Die Eier werden als Delikatesse geschätzt. Gefangene benahmen sich bei mir in einem großen Flugkäfig sehr liebenswürdig, ließen aber doch erkennen, daß ihnen die weite See fehlte. Besser halten sie sich in zoologischen Gärten, wo man ihnen größere Teiche zur Verfügung stellen kann.

Die Mantelmöve (Larus marinus *L.*).

Tafel XIII, Figur 3.

Bekanntlich kommen neuerdings vielfach Schnee-, Reb-, Birk-, Hasel- und Auerhühner aus dem Innern Rußlands und aus Skandinavien im Winter in gefrorenem Zustande zu uns, um viele Wochen nach ihrer Erlegung als schmackhafte Braten in den Speisehäusern der Reichshauptstadt verzehrt zu werden. Das Gefrierenlassen ist aber auch ein treffliches Mittel, um im Winter seltene Vögel, die man an Ort und Stelle bald zu präparieren aus irgend welchen Gründen nicht vermag, doch noch für die Wissenschaft zu retten. Ein besonders frappantes Beispiel dafür, wie weit die Erhaltungsfähigkeit der Kälte in solchen Fällen gehen kann, will ich im folgenden erzählen. Im Dezember 1892 wurden mir aus Rossitten 2 von den Fischern gefangene und dann getötete Mantelmöven nach Marburg geschickt. Ich war aber in denselben Tagen selbst von Marburg nach Rossitten gereist, um dort behufs Beobachtung des winterlichen Vogellebens meine Weihnachtsferien zu verleben, kreuzte mich also mit der Sendung und konnte dieselbe bei ihrer Ankunft nicht in Empfang nehmen. Meine Aufwärterin legte das Packet in eine ungeheizte Bodenkammer und kümmerte sich weiter nicht darum. Bemerken muß ich aber noch, daß in jenen Tagen eine grimmige Kälte herrschte. Erst

Mitte Januar kehrte ich wieder nach Marburg zurück und hatte die armen Mantelmöven ganz vergessen, in der Voraussetzung, daß dieselben längst verfault seien. Wochen vergingen, bis meiner Aufwärterin die Sache einfiel und sie mir von dem Packet erzählte, worauf ich ihr Befehl gab, dasselbe auf den Müllhaufen zu werfen, weil ich eben den Inhalt für verwest hielt. Darüber wurde es Anfang März, Regen hatte sich eingestellt und die Frühlingssonne lachte zum ersten Male verschämt zwischen dem Wolkenvorhang hervor. Das schöne Wetter lockte mich in den Garten, wo mein Blick auf den Gemüllhaufen fiel; Regen und Wind hatten die Hülle des besprochenen Packetes schon größtenteils entfernt. Und was erblicke ich zu meinem größten Erstaunen? 2 tadellose Mantelmöven, die ganz frisch aussahen, noch steif gefroren waren und auch nicht eine Feder ließen. Nun wanderten sie natürlich sofort auf den Präpariertisch und gaben noch zwei herrliche Bälge für meine Sammlung ab. Nahezu ein Vierteljahr hatten die beiden großen Vögel in gefrorenem Zustande der Verwesung widerstanden.

Die Mantelmöve ist für unsere Gegenden der Riese in ihrer Familie, denn sie besitzt Gänsegröße. Der ungemein starke und kräftige Schnabel, der dem Vogel eine bedeutende Wehrhaftigkeit verleiht, ist im Alter gelb mit rotem Vordereck am Unterkiefer und roten Mundwinkeln; während der Jugendzeit geht er allmählich aus Schwarzgrau über Fleischfarbe ins Gelbliche über. Das gelbe, in der Jugend braune Auge, wird von einem orangeroten Lid umrandet. Die Füße sind fleischfarbig. Beschreibung des Sommerkleides der alten Vögel: Die ganze Unterseite, Kopf, Hals und Nacken sind weiß, ebenso Bürzel, Schwanz und Unterflügeldecken. Rücken und Mantel sind bleischwarz. Ein ebensolcher Fleck steht jederseits in den Flanken unter dem Flügel. Die Schäfte der großen Schwingen sind wurzelwärts schwarz, in der Mitte weiß und an der Spitze wieder schwarz. Ihre Fahnen sind in der Hauptsache schwarz. Bei der 1. Schwinge ist der Spitzenteil der Außenfahne weiß, der Innenfahne bis auf einen ebenfalls weißen Rand grau. Bei der 2. Schwinge ist ein Stück zwischen Spitze und Mitte weiß, die im übrigen schwarze Spitze hell gesäumt; die Innenfahne des Wurzelteiles ist grau. Dies letztere ist auch bei den nächsten Schwingen der Fall, die aber ganz weiße Spitzen haben. Die kleinen Schwingen sind graubraun mit breiten weißen Spitzen. Im Winter zeigen Oberkopf und Hinterhals eine graue Längsfleckung. Beim Jugendkleide ist außerdem auch noch der größte Teil des Unterleibes mit grauschwarzen Flecken bedeckt. Auf dem dunkelbraunen Mantel machen sich weißliche und licht rostgelbe Federkanten bemerkbar. Der Schwanz ist in der Wurzelhälfte weiß mit schwärzlichen, in der Endhälfte schwarz mit helleren Flecken. Diese Möve

ist erst im 4. Jahre ausgefärbt, und es giebt deshalb noch viele Zwischenkleider, auf die sämtlich hier einzugehen zu weit führen würde.

Erst nach vollendeter Ausfärbung ist die Mantelmöve fortpflanzungsfähig, und die jüngeren Stücke werden an den Brutplätzen nicht geduldet, weshalb sie das ganze Jahr hindurch an unseren Küsten anzutreffen sind, während die Alten nur im Spätherbst und Winter in ziemlicher Anzahl bei uns erscheinen. Trivialnamen: Große Seemöve, großer Schwarzmantel, Fisch-, Gänse-, Falken- und Riesenmöve, Wapel, Haffstrut und Oberbürgermeister. Ihre Brutplätze liegen in den nordischen Meeren, namentlich zwischen dem 60. und 70. Breitengrade. Zahlreich bewohnt sie das obere Norwegen, Island und die zwischen dem letzteren und Schottland gelegenen Inselgruppen. Im Winter streicht sie in kleinen Trupps weiter südwärts und erscheint dann regelmäßig, wenn auch keineswegs häufig im Mittelländischen Meere. Als ein echter Seevogel hält sie sich aber auch während der Wanderzeit ausschließlich an die Küsten, die ihr übrigens in jeder Beschaffenheit recht sind, und wird im Binnenlande immer nur als vereinzelter und versprengter Irrling angetroffen. So oft ich diese Art auch am Seestrande der Kurischen Nehrung sah, so habe ich sie doch nie am Kurischen Haff beobachtet, obwohl dasselbe ungemein reich an kleinen Fischen ist. Sie scheint also eine ausgesprochene Vorliebe für das Salzwasser und eine starke Abneigung gegen das Süßwasser zu haben.

Bei ihrer Größe und ihrem massigen Körperbau macht die Mantelmöve im Stehen einen etwas plumpen Eindruck, ist aber trotzdem in allen ihren mit einer gewissen Kraft ausgeführten Bewegungen recht gewandt, obschon dabei von überlegener Ruhe. Im Fluge sieht sie sehr stattlich und schön aus, schwebt oft ohne Flügelschlag und entwickelt große Ausdauer, auch bei stürmischem und windigem Wetter. Prächtig macht es sich, wenn sie auf offenem, wogendem Meere ganz niedrig dahinstreicht und dabei allen Hebungen und Senkungen der Wellenberge getreulich folgt, also eine ungeheure Schlangenlinie beschreibt. Gegen Stürme, Kälte nud Verletzungen ist dieser harte Vogel sehr wenig empfindlich. In ihrem geistigen Wesen ist der typische Mövencharakter mit all seinen Vorzügen und Nachteilen am schärfsten und grellsten ausgeprägt. Nur ist sie

weniger gesellig wie die andern Arten, denn man sieht sie nie in so großen Massen wie diese, sondern immer nur in kleineren Vereinigungen, oft genug auch einzeln. Anderen, schwächeren Schwimmvögeln gegenüber ist sie boshaft, hämisch und oft geradezu räuberisch; nur für die Silbermöve bekundet sie eine gewisse Zuneigung und brütet oft mit ihr gemeinschaftlich. Auch untereinander sind die Mantelmöven sehr futterneidisch und streitsüchtig. Andererseits bekunden sie im Gefühle ihrer Wehrhaftigkeit vielen Mut, namentlich am Brutplatze, wo sie sich auch vor dem Menschen nicht scheuen, dem sie sonst stets vorsichtig aus dem Wege gehen. Überhaupt bekunden sie viel Anpassungsfähigkeit und müssen entschieden als kluge und begabte Vögel bezeichnet werden. Die gewöhnlichen Stimmlaute sind ein heiseres „Ag ag ag“ und ein häßliches „Kjauvihs“.

Trotz ihres zänkischen Wesens siedelt sich die Mantelmöve im Norden oft auf den Vogelbergen an, wo sie dann deren obere, mit Graswuchs versehene Abdachung einnimmt und hier ihr umfangreiches, aber kunstloses Nest errichtet. Die Brutvereinigungen sind der Zahl der Paare nach immer beschränkter wie bei den verwandten Arten, und nicht allzu selten trifft man auch einzeln brütende Pärchen an. Nicht immer stehen die Nester auf Felsen, sondern oft auch auf den moorigen Boden flacher Inseln. Ende Mai findet man die 2—3 etwas bauchigen, grobkörnigen, 7,3 cm langen und 5,3 cm breiten, in Färbung und Zeichnung sehr variierenden, immer aber denen anderer großer Larus-Arten hierin sehr ähnlichen Eier. Die Brutdauer währt 26—28 Tage, und zwar brüten die Weibchen mehr wie die Männchen. Brehm, der am Porsangerfjord einen Brutplatz der Mantelmöve besuchte, berichtet darüber: „Ein ungeheurer Aufruhr erhob sich, als ich die Insel betrat. Diejenigen, welche gerade mit Brüten beschäftigt waren, blieben sitzen und ließen mich bis auf wenige Schritte an sich herankommen, gleichsam als hofften sie, daß mich die Wachthabenden zurückschrecken würden. Letztere hatten sich unter lautem Geschrei erhoben, und umschwebten mich in geringer Entfernung, beständig von oben nach mir herabstoßend, dann sich wieder erhebend, kreisend und von neuem zum Angriffe übergehend. Mehrere Male flogen sie so dicht an meinem Kopfe vorüber

daß ich mit den Flügelspitzen berührt wurde; zu einem Angriffe mit dem scharfen Schnabel erdreisteten sie sich jedoch nicht. In mehreren Nestern befanden sich kleine Junge, die sich bei Annäherung sofort zwischen den Flechten und Grashalmen zu verbergen suchten und auch in der That vortrefflich verbargen." Übrigens hat Brehm die Mantelmöve sogar in der Gefangenschaft mit vollem Erfolge gezüchtet. Das betreffende Pärchen zeigte sich am Neste sehr böse und versetzte den sich demselben nähernden Menschen unter wütendem Geschrei empfindliche Bisse in die Beine. Den Raubtieren gegenüber haben die Mantelmöven bei ihrem Mut und ihrer Stärke wenig zu fürchten.

Der Umstand, daß mir die Mantelmöve verhältnismäßig recht häufig in Rossitten von den dortigen Krähenfängern lebend eingeliefert wurde, beweist, daß sie sehr gern an tote Fische geht, mit denen diese ihre Fangplätze zu ködern pflegen. Auf dem Aas von Walfischen, Seehunden und Walrossen ist sie eine regelmäßige Erscheinung. Im Fange lebender Fische zeigt sie sich entschieden schwerfälliger wie andere Möven und vermag flinkere Arten kaum zu erhaschen. Auch sonst nimmt sie ohne Wahl und ohne Besinnen alles, was die See und der Strand ihr Genießbares darbieten, so namentlich Krebs- und Muscheltiere, See- und Sandwürmer und dergl. Man hat beobachtet, daß sie von ersteren die größeren, gepanzerten Arten mit in die Lüfte hinauf trägt und sie dann auf spitzes Felsgestein herabfallen läßt und dieses Spiel so lange wiederholt, bis die harte Schale zerbricht und sie zu dem leckeren Inneren gelangen kann. Sie gleicht also darin dem Bartgeier, der es bekanntlich mit Schildkröten und großen Röhrenknochen ebenso macht. Leider ist die Mantelmöve auch eine arge Nesterplünderin und für die anderen gefiederten Bewohner der Vogelberge ein gar schlimmer Nachbar. Den wehrlosen Alken und Lummen säuft sie die Eier aus und würgt ihre noch in den Nestern sitzenden Jungen hinab. Selbst über erwachsene Vögel fällt sie bisweilen mörderisch her, namentlich wenn sich dieselben in krankem oder ermattetem Zustande befinden. Lemminge verschmäht sie auch nicht. Im ganzen überwiegt bei ihr entschieden der Schaden den Nutzen, obgleich ersterer in ihrer nordischen Heimat auch nicht sehr schwer ins Gewicht fällt. Zu schießen ist sie — vom Brutplatze abgesehen — von allen mir bekannten

Möven am schwersten. Angeschossen setzen sie sich oft grimmig zur Wehre, und man thut gut, sich vor ihrem kräftigen Hakenschnabel in acht zu nehmen. Die Brustmuskeln sind bei entsprechender Zubereitung eßbar, und die großen Eier werden im Norden allgemein für Küchenzwecke eingesammelt, obwohl sie einen nicht angenehmen, dumpfigen Beigeschmack haben.

Die Silbermöve (Larus argentatus *Brünn.*).

Tafel XII, Figur 3.

Das Dörfchen Kumbaschinsk am Südwestwinkel des Kaspi, in dem ich mich im Frühjahr 1896 aufhielt, besaß nicht nur durch seinen Vogel-, sondern auch durch seinen geradezu unglaublichen Fischreichtum eine große Anziehungskraft für den Naturforscher. Die Unmasse von großen Welsen z. B., die dort während des April an der Mündung des Kumbaschiflüßchens Tag für Tag gefangen wurde, spottete jeder Beschreibung. Sowie das große Netz des armenischen Fischereipächters von seinen Leuten ins Wasser geworfen war, wurde es auch sofort wieder herausgezogen und wimmelte stets von riesenhaften Welsen. Die Fischer in ihren Kähnen hielten sich dicht daneben und schlugen den armen Gefangenen die Harpunen in den zitternden Leib, um sie dann sofort in ein größeres Boot behufs Transport nach dem Schlachtplatze hinüber zu werfen. Manchmal mußten 2, 3 Mann zuspringen, um einen besonders alten und kräftig um sich schlagenden Burschen zu bewältigen. Während so die Menschen mit unheimlicher Ruhe ihrem grausigen Henkerhandwerke oblagen, vollführten ringsum ihre gefiederten Mitbewerber beim Erhaschen der Abfälle einen um so größeren Lärm. Eine förmliche Wolke von Silbermöven umsegelte, umschwebte und umgaukelte unabläßig das Schlachtfeld, oft mit einigen Zwerg-, Lach- und Adlermöven untermischt. Betäubend, verwirrend, fast unheimlich, wie höhnisches, schadenfrohes Gelächter gellten die schreienden, zankenden Stimmen der ersteren. „Äi, häi, ha, ha, ha, ha, ha, ha, häi" tönt es einem in wirrem Durcheinander immerfort in den Ohren, bis ein plötzlich um die Rohrwand biegender und zwischen den

geschickt auseinander stiebenden Schwarm stoßender Seeadler für einige Augenblicke Ruhe schafft, die aber nach dem Abziehen des gefiederten Räubers einem um so ärgeren Kreischen Platz macht. Man wird diese eigenartigen Töne im Ohre gar nicht wieder los, auch wenn man schon längst die Stätte dieses Tumultes verlassen hat.

Die Silbermöve besitzt die Rumpfgröße eines starken Kolkraben. Der hakig übergebogene Schnabel ist gelb mit einem roten Vordereck auf der Unterseite. Das Auge hat eine hellgelbe Iris mit orangerotem Lid. Die Füße sind fleischfarbig. Bei jungen Vögeln sind letztere bleifarbig, das Auge braun, der Schnabel fleischfarben mit schwärzlicher Spitze. Beschreibung des ausgefärbten Sommerkleides: Die ganze Unterseite sowie Kopf und Nacken sind schneeweiß; Rücken, Schultern und Oberflügeldecken zart mövenblau; Flügelbug weiß; Schäfte der ersten Schwingen bleischwarz; bei den folgenden findet sich im letzten Drittel eine weiße Partie, die successive und rasch an Ausdehnung zunimmt; Afterschwinge sehr hell blaugrau. Die erste Schwinge ist an der Spitze ganz weiß und auf der Außenfahne schwärzlich; dieses Schwarz greift in der Mittelpartie auch auf die Innenfahne hinüber und nimmt selbige vor der weißen Spitze ganz ein; weiter aufwärts ist die Innenfahne erst weißlich, dann licht bleigrau. Die anderen großen Schwingen sind ähnlich gefärbt, nur daß bei ihnen die weiße Spitze viel weniger umfangreich, die schwarze Partie dagegen ausgedehnter und die blaugraue um eine Nüance dunkler ist. Die kleinen Schwingen sind mövenblau mit weißen Spitzen. Unterflügeldeckfedern, Bürzel und Schwanz sind weiß, letzterer bis auf die äußersten Federn, welche licht blaugrau überlaufen sind. Die Geschlechter sind ganz gleich, übrigens erst im 3. Jahre völlig ausgefärbt; dagegen sind die Schwankungen in den Größenverhältnissen bei dieser Art wirklich auffallend. Im Winter tragen Kopf und Hals eine graubraune Längsfleckung. Ganz anders sieht das Jugendkleid aus, bei dem der weiße Unterleib durch Grau getrübt und namentlich an den Seiten braungrau gefleckt ist. Der Schwanz zeigt ein braunschwarzes Endband und vorher eben solche Zickzackflecken. Der graubraune Mantel erscheint rostigweiß gezeichnet. Die vordersten großen Schwingen sind ganz braunschwarz. Das Flaumkleid ist oben silbern braungrau, auf Stirn, Flanken und Scheitel mit braunschwarzen Flecken versehen, wovon ein besonders deutlicher über der Schnabelwurzel steht; Aftergegend silbergrau, Brust und Bauch weiß. Schnabel horngrau mit gelber Spitze; Ständer grau. Die am Mittelländischen, Schwarzen und Kaspischen Meere heimischen Silbermöven ändern durch den düsterer gefärbten Mantel und die ockergelben Ruder ständig ab und stellen eine gute Subspezies dar. (L. arg. Michahellesi Bruch = L. arg. leucophaeus Licht.)

In ihren verschiedenen Abänderungen bewohnt die Silbermöve, bei uns auch Blaumantel oder Raukallenbeck genannt, alle Meere des nördlichen und gemäßigten Erdgürtels. An unseren Nordsee-Gestaden ist sie ein zahlreicher, seiner Eier wegen

geschätzter Brutvogel, dagegen als solcher meines Wissens selten an unserer Ostseeküste. Im Winter streicht sie in großen Scharen südwärts und läßt sich dann auch vereinzelt und gewöhnlich im Jugendkleide im Binnenlande blicken, während sie sonst ein ausgesprochener Seevogel ist. Sandigem und kiesigem Strande giebt sie schlammigem und felsigem gegenüber den Vorzug.

Der Gang der Silbermöve ist krähenartig, der Flug anscheinend langsam, matt und behäbig, dabei aber in Wirklichkeit doch schnell fördernd, gewandt und kraftvoll. Ihr Geselligkeitstrieb ist sehr ausgeprägt, ihre Verträglichkeit auch anderen Arten gegenüber groß, wenngleich es an gelegentlichen Raufereien um einen guten Bissen niemals fehlt. Dem Menschen weicht sie für gewöhnlich vorsichtig aus, wird aber unter Umständen auch sehr vertraut und aus Freßgier geradezu dummdreist. Die schon oben charakterisierte Stimme erinnert wirklich an hämisches Menschengelächter; jedenfalls würde diese Art die Bezeichnung „Lach"-Möve viel eher verdienen wie ridibundus, bei der schon viel Phantasie dazu gehört, um die Beziehung herauszufinden. Außerdem läßt die Silbermöve auch noch ein klägliches Miauen hören. In ihrem Temperament hat sie etwas Schlappes und Phlegmatisches, denn die Heißblütigkeit der Seeschwalben geht ihr noch mehr ab wie anderen Möven.

Einen Brutplatz dieser Möve besuchte ich Mitte April 1896 auf der Insel Sari im Kaspi. Derselbe befand sich auf einer lang gestreckten, schmalen, sandigen, mit schütterem Gestrüpp bedeckten Landzunge. Die Eier lagen teils ganz frei in seichten Sandmulden, teils in der Deckung des Buschwerkes, teils auf einer dürftigen Unterlage von ein paar trockenen Grashalmen. Das Brutgeschäft schienen die Vögel bei der schönen Witterung größtenteils der Sonne zu überlassen. Sie zeigten sich wenig genug um ihre Eier besorgt (es war allerdings noch zu Beginn der Brutzeit) und stießen nicht nur nicht nach uns, sondern hielten sich auch vorsichtig außer Schußweite. Übrigens besitzen diese Möven bezüglich der Anlage ihrer Nester eine hohe Anpassungsfähigkeit an die gegebenen Verhältnisse. Audubon hat bei der amerikanischen Silbermöve sogar die sehr bemerkenswerte Beobachtung gemacht, daß sie nach wiederholten Störungen ihre Nester selbst in bedeutender Höhe auf Baumwipfeln anlegt.

In den Vogelbergen nimmt der stets gesellig brütende Vogel in der Regel die oberste Etage ein, die sich aber doch noch unter dem eigentlichen, von Larventauchern und Mantelmöven bewohnten Plateau befindet. Bei uns findet man die 2—3 Eier nicht vor Ende Mai. Sie sind so groß wie Gänseeier, schlank, stark- und rauhschalig, grobkörnig, großporig, glanzlos und auf olivengrünlichem Grunde grau und schwarzbraun gefleckt. Ist die Legekraft der Weibchen infolge fortgesetzten Wegnehmens der Eier erschöpft, so legen sie solche von einfach blaugrüner Farbe, wie ich sie oft aus Friesland erhielt.

Die Nahrung der Silbermöve stimmt mit der der vorigen Art überein. Wie diese ist sie im Fischfang nicht sehr geschickt, wie diese raubt sie Eier und Dunenjunge aus den Nestern anderer Schwimmvögel. Ganz so räuberisch wie die Mantelmöve ist sie aber doch wohl nicht, schon weil sie nicht so mutig und stark ist. Man sammelt an der Nordsee ihre Eier für Küchenzwecke fleißig ein, und gut besetzte Brutplätze werfen ihren Besitzern oder Pächtern eine schöne Rente ab, obgleich der Ertrag neuerdings als natürliche Folge zu schonungsloser Ausbeutung vielfach sehr zurückgegangen ist. Die Federn lassen sich gut zum Ausfüllen von Betten verwerten. Dem mit ihren Sitten Vertrauten wird es nicht schwer fallen, die Silbermöve zu erlegen. Das köstlich-naive Jagdrezept Friderich's hat mir aber doch ein Lächeln abgenötigt, und ich will es deshalb meinen Lesern nicht vorenthalten. Also: „Um sie zu schießen, streckt sich der Schütze auf dem Boden hin, um die Neugierde der Möve zu erregen; sobald diese nun herbeifliegt und ihr „hahahaha" über ihm ertönen läßt, braucht er sich nur umzudrehen, um den Schuß anzubringen."

Die Eismöve. (Larus glaucus *Brünn.*).

Dem Anfänger in unserer edlen Wissenschaft wird es oft genug passieren (nach dem bekannten Sprüchwort von den dümmsten Bauern und den größten Kartoffeln), daß er durch einen Glückszufall einen seltenen und begehrenswerten Vogel erbeutet, ohne daß er denselben erkennt und demgemäß würdigt.

Wohl jeder Ornithologe könnte in dieser Beziehung ein Geschichtchen oder eine Jugendeselei erzählen, wenn — er wollte, aber die meisten — wollen nicht. Ich will ehrlich sein und beichten, daß es mir mit der hochnordischen und an unseren Gestaden seltenen Eismöve so ergangen ist. Als ich das erste Mal im Winter nach der Kurischen Nehrung kam, war meine Kenntnis der Seevögel, da ich bisher ausschließlich im Binnenlande gelebt hatte, leider noch eine sehr beschränkte und lückenhafte, so daß ich auch eine von mir dort am Strande erlegte junge Eismöve für eine Mantelmöve im Jugendkleide hielt und nicht viel beachtete. Erst als mir später einmal bei einer Revision meiner Vogelbälge das Stück wieder in die Hände fiel, erkannte ich es richtig und murmelte beschämt: „Alma mater Ornithologia, verzeih' deinem reuigen Jünger!"

In der Größe kommt glaucus in der That der Mantelmöve fast gleich. Auch die Totalfärbung des Jugendkleides ist für den ungeschulten Blick eine ähnliche. Grauweiß bildet die Grundfarbe und ist mit Graubraun gefleckt und gespritzt. Vor dem Auge steht ein schwarzer, kleiner Fleck. Am dunkelsten sieht der Oberkopf aus, während seine Seiten trüb weiß sind. Die Schwingen haben bräunlichweiße Endkanten. Die stämmigen Füße sind fleischfarbig, das Auge braun, der Schnabel schwärzlich. Im Alter werden die Füße gelblich, die Iris schwefelgelb, das Lid orangefarbig und der Schnabel wachsgelb mit hochrotem Untereck. Während des Sommers ist der Mantel sehr zart und licht aschblau, der ganze Rumpf dagegen nebst Kopf, Hals und Schwanz rein weiß. Die Schwingenspitzen sind weiß. Im Winter stellt sich auf Kopf und Hals eine schwache, grauliche Fleckung ein.

Die Eis-, Tauch- oder Bürgermeistermöve gehört den Meeren des hohen Nordens an und streicht nur im Winter nach mittleren Gegenden. Obgleich einzelne dabei bis an den Nordrand Afrikas gelangen, bleiben die meisten doch auch während der rauhen Jahreszeit so weit nördlich, daß sie schon an unseren Küsten zu den Seltenheiten zählen. An der Nordsee erscheint sie noch eher wie an der Ostsee, aber ins Binnenland geht sie freiwillig niemals, sondern erweist sich immer und überall als ein echter Meeresvogel, der auch weit in die offene See hinausfliegt und in Ermangelung von Felsklippen auf den treibenden Eisschollen ruht und nächtigt. Sie liebt felsige Gestade und nistet auf dem oberen Rande derselben in kleinen Kolonien. Nach v. Middendorf wird sie erst vom 75. Breitengrade ab häufiger. Ende Mai legt sie 2—3 Eier, die im Typus denen

der verwandten Arten gleichen, aber gewöhnlich sparsamer gefleckt erscheinen. In ihrer Freßgier soll sie sogar an die Exkremente der Seehunde und Walrosse gehen; sonst ist ihre Nahrung wie bei der Mantelmöve. Die gewöhnliche Stimme klingt rabenartig, die beim Nest zu vernehmende dagegen miauend und heulend. Gegen den Jäger zeigt sich diese imposante und schöne Möve immer sehr vorsichtig.

Die Polarmöve (Larus leucopterus *Faber*).

Meine Zugbeobachtungen in Rossitten haben mich zu einem Anhänger der Zugstraßenlehre und zu einem Gegner der Frontwanderungstheorie gemacht. Namentlich als ich auch an anderen Punkten Ostpreußens Beobachter gefunden hatte, trat die Lage Rossittens beim Vergleich der verschiedenen Notizen als Kreuzungspunkt zweier Zugstraßen und seine Bedeutung als Rast- und Futterstation immer schärfer hervor. Auch daß die Vögel gewöhnlich in kleinen Absätzen ziehen und keineswegs ganze Erdteile auf einmal überfliegen, wie Gätke meint, ergab sich namentlich im Herbste mit großer Sicherheit. Irgendwie fixirte Vogelscharen, insbesondere solche selten erscheinender, daher leichter zu verfolgender Arten, waren einen Tag, nachdem sie Rossitten verlassen hatten, gewöhnlich in der Gegend von Pillau und 2 Tage später auf der frischen Nehrung anzutreffen. Am deutlichsten und frappantesten konnte ich dies mehrfach bei dem zierlichen Rotfußfalken feststellen. Aber auch die distinguierte Erscheinung der Polarmöve gehört hierher. Nur einmal erschien sie in kleinen Trupps durchziehend im Spätherbst an unserer Küste, und wurde ein Belegexemplar geschossen. Tags darauf kamen die seltenen Gäste nach Pillau, und ich erhielt von da 3 Stück zugeschickt. Auch dort waren sie, wie mir gemeldet wurde, gleich weiter gezogen, und abermals einen Tag später wurde richtig noch ein Exemplar bei Kahlberg auf der frischen Nehrung geschossen.

Ihrer äußeren Erscheinung nach paßt diese Möve dem Namen entsprechend so recht in die Polarlandschaft hinein. Sie ist etwas kleiner als die Silbermöve. Die Färbung des Schnabels und der Augen ist den verschiedenen Altersstadien entsprechend ganz ähnlich wie bei der vorigen Art. Die Füße sind rötlich fleischfarben mit gelblichem Schimmer in den Gelenken. Im Sommerkleide ist der ganze Vogel bis auf

den zart aschblauen Mantel blendend weiß; sogar die großen Schwingen zeigen diese Farbe; die hinteren Schwung- und die längsten Schulterfedern wenigstens weiße Kanten. Im Winter stellt sich auf Kopf und Hals eine trüb braungraue, wenig ausgeprägte Längsfleckung ein. Bei jungen Vögeln zeigt außerdem die weißgraue Oberseite eine eben solche matte Querfleckung und der Schwanz eine bänderartige Zeichnung. Die Schwingen sind bläulichgrau überlaufen und haben ein dunkles Mondfleckchen vor der weißen Endkante.

Die Polar- oder Weißschwingenmöve gehört ebenfalls dem hohen Norden an und kommt noch seltener bis in unsere Breiten hinab wie die vorige Art. Dagegen ist sie den Walfischfängern, denen sie scharenweise auf ihren Fahrten folgt, eine wohlbekannte Erscheinung. Besonders häufig soll sie an den Küsten des nördlichen Grönland brüten, von wo auch die Herrenhuter Missionare ihre Eier in den Handel gebracht haben. Selbige gleichen denen der Silbermöve, sind aber ein wenig kleiner. In ihren Bewegungen ist die Polarmöve sehr viel gewandter wie die vorausgegangenen Arten, dabei auch lebhafteren und heitereren Temperaments, immer wohlgemut, stets in Bewegung und ständig kampfeslustig. Im Fischfang zeigt sie große Geschicklichkeit und nährt sich deshalb fast ausschließlich von lebenden Fischen, die sie durch Stoßtauchen dem feuchten Elemente entreißt. Faber übersetzt ihre kreischende Stimme mit „Jck knirrr" und den Paarungsruf mit „Giruv". Derselbe Forscher giebt an, daß sie scharenweise mit vielem Geschrei den Zügen der Walfische und Robben folge, um die von diesen aus der Tiefe heraufgejagten kleinen Fische zu erbeuten, und daß sie dadurch ihrerseits wieder die menschlichen Jäger auf das nahende Wild aufmerksam mache, die ihr dann aus Dankbarkeit gern die Abfälle der erlegten Tiere überließen.

Die lanzettschwänzige Raubmöve (Stercorarius longicauda *Vieill.*)

(= Stercorarius crepidatus [*Gm.*] = St. Buffoni [*Boie*]).

Die oft genug durch bloße Autoreneitelkeit verursachte Verwirrung in der Nomenklatur, der man jetzt endlich definitiv ein Ende machen zu wollen scheint, hat zur Klarstellung

der verwandten Arten gleichen, aber gewöhnlich sparsamer gefleckt erscheinen. In ihrer Freßgier soll sie sogar an die Exkremente der Seehunde und Walrosse gehen; sonst ist ihre Nahrung wie bei der Mantelmöve. Die gewöhnliche Stimme klingt rabenartig, die beim Nest zu vernehmende dagegen miauend und heulend. Gegen den Jäger zeigt sich diese imposante und schöne Möve immer sehr vorsichtig.

Die Polarmöve (Larus leucopterus *Faber*).

Meine Zugbeobachtungen in Rossitten haben mich zu einem Anhänger der Zugstraßenlehre und zu einem Gegner der Frontwanderungstheorie gemacht. Namentlich als ich auch an anderen Punkten Ostpreußens Beobachter gefunden hatte, trat die Lage Rossittens beim Vergleich der verschiedenen Notizen als Kreuzungspunkt zweier Zugstraßen und seine Bedeutung als Rast- und Futterstation immer schärfer hervor. Auch daß die Vögel gewöhnlich in kleinen Absätzen ziehen und keineswegs ganze Erdteile auf einmal überfliegen, wie Gätke meint, ergab sich namentlich im Herbste mit großer Sicherheit. Irgendwie fixirte Vogelscharen, insbesondere solche selten erscheinender, daher leichter zu verfolgender Arten, waren einen Tag, nachdem sie Rossitten verlassen hatten, gewöhnlich in der Gegend von Pillau und 2 Tage später auf der frischen Nehrung anzutreffen. Am deutlichsten und frappantesten konnte ich dies mehrfach bei dem zierlichen Rotfußfalken feststellen. Aber auch die distinguierte Erscheinung der Polarmöve gehört hierher. Nur einmal erschien sie in kleinen Trupps durchziehend im Spätherbst an unserer Küste, und wurde ein Belegexemplar geschossen. Tags darauf kamen die seltenen Gäste nach Pillau, und ich erhielt von da 3 Stück zugeschickt. Auch dort waren sie, wie mir gemeldet wurde, gleich weiter gezogen, und abermals einen Tag später wurde richtig noch ein Exemplar bei Kahlberg auf der frischen Nehrung geschossen.

Ihrer äußeren Erscheinung nach paßt diese Möve dem Namen entsprechend so recht in die Polarlandschaft hinein. Sie ist etwas kleiner als die Silbermöve. Die Färbung des Schnabels und der Augen ist den verschiedenen Altersstadien entsprechend ganz ähnlich wie bei der vorigen Art. Die Füße sind rötlich fleischfarben mit gelblichem Schimmer in den Gelenken. Im Sommerkleide ist der ganze Vogel bis auf

den zart aschblauen Mantel blendend weiß; sogar die großen Schwingen zeigen diese Farbe; die hinteren Schwung- und die längsten Schulterfedern wenigstens weiße Kanten. Im Winter stellt sich auf Kopf und Hals eine trüb braungraue, wenig ausgeprägte Längsfleckung ein. Bei jungen Vögeln zeigt außerdem die weißgraue Oberseite eine eben solche matte Querfleckung und der Schwanz eine bänderartige Zeichnung. Die Schwingen sind bläulichgrau überlaufen und haben ein dunkles Mondfleckchen vor der weißen Endkante.

Die Polar- oder Weißschwingenmöve gehört ebenfalls dem hohen Norden an und kommt noch seltener bis in unsere Breiten hinab wie die vorige Art. Dagegen ist sie den Walfischfängern, denen sie scharenweise auf ihren Fahrten folgt, eine wohlbekannte Erscheinung. Besonders häufig soll sie an den Küsten des nördlichen Grönland brüten, von wo auch die Herrenhuter Missionare ihre Eier in den Handel gebracht haben. Selbige gleichen denen der Silbermöve, sind aber ein wenig kleiner. In ihren Bewegungen ist die Polarmöve sehr viel gewandter wie die vorausgegangenen Arten, dabei auch lebhafteren und heitereren Temperaments, immer wohlgemut, stets in Bewegung und ständig kampfeslustig. Im Fischfang zeigt sie große Geschicklichkeit und nährt sich deshalb fast ausschließlich von lebenden Fischen, die sie durch Stoßtauchen dem feuchten Elemente entreißt. Faber übersetzt ihre kreischende Stimme mit „Ick knirrr“ und den Paarungsruf mit „Giruv“. Derselbe Forscher giebt an, daß sie scharenweise mit vielem Geschrei den Zügen der Walfische und Robben folge, um die von diesen aus der Tiefe heraufgejagten kleinen Fische zu erbeuten, und daß sie dadurch ihrerseits wieder die menschlichen Jäger auf das nahende Wild aufmerksam mache, die ihr dann aus Dankbarkeit gern die Abfälle der erlegten Tiere überließen.

Die lanzettschwänzige Raubmöve (Stercorarius longicauda *Vieill.*)

(= Stercorarius crepidatus [*Gm.*] = St. Buffoni [*Boie*]).

Die oft genug durch bloße Autoreneitelkeit verursachte Verwirrung in der Nomenklatur, der man jetzt endlich definitiv ein Ende machen zu wollen scheint, hat zur Klarstellung

der verwandten Arten gleichen, aber gewöhnlich sparsamer gefleckt erscheinen. In ihrer Freßgier soll sie sogar an die Exkremente der Seehunde und Walrosse gehen; sonst ist ihre Nahrung wie bei der Mantelmöve. Die gewöhnliche Stimme klingt rabenartig, die beim Nest zu vernehmende dagegen miauend und heulend. Gegen den Jäger zeigt sich diese imposante und schöne Möve immer sehr vorsichtig.

Die Polarmöve (Larus leucopterus *Faber*).

Meine Zugbeobachtungen in Rossitten haben mich zu einem Anhänger der Zugstraßenlehre und zu einem Gegner der Frontwanderungstheorie gemacht. Namentlich als ich auch an anderen Punkten Ostpreußens Beobachter gefunden hatte, trat die Lage Rossittens beim Vergleich der verschiedenen Notizen als Kreuzungspunkt zweier Zugstraßen und seine Bedeutung als Rast- und Futterstation immer schärfer hervor. Auch daß die Vögel gewöhnlich in kleinen Absätzen ziehen und keineswegs ganze Erdteile auf einmal überfliegen, wie Gätke meint, ergab sich namentlich im Herbste mit großer Sicherheit. Irgendwie fixirte Vogelscharen, insbesondere solche selten erscheinender, daher leichter zu verfolgender Arten, waren einen Tag, nachdem sie Rossitten verlassen hatten, gewöhnlich in der Gegend von Pillau und 2 Tage später auf der frischen Nehrung anzutreffen. Am deutlichsten und frappantesten konnte ich dies mehrfach bei dem zierlichen Rotfußfalken feststellen. Aber auch die distinguierte Erscheinung der Polarmöve gehört hierher. Nur einmal erschien sie in kleinen Trupps durchziehend im Spätherbst an unserer Küste, und wurde ein Belegexemplar geschossen. Tags darauf kamen die seltenen Gäste nach Pillau, und ich erhielt von da 3 Stück zugeschickt. Auch dort waren sie, wie mir gemeldet wurde, gleich weiter gezogen, und abermals einen Tag später wurde richtig noch ein Exemplar bei Kahlberg auf der frischen Nehrung geschossen.

Ihrer äußeren Erscheinung nach paßt diese Möve dem Namen entsprechend so recht in die Polarlandschaft hinein. Sie ist etwas kleiner als die Silbermöve. Die Färbung des Schnabels und der Augen ist den verschiedenen Altersstadien entsprechend ganz ähnlich wie bei der vorigen Art. Die Füße sind rötlich fleischfarben mit gelblichem Schimmer in den Gelenken. Im Sommerkleide ist der ganze Vogel bis auf

den zart aschblauen Mantel blendend weiß; sogar die großen Schwingen zeigen diese Farbe; die hinteren Schwung- und die längsten Schulterfedern wenigstens weiße Kanten. Im Winter stellt sich auf Kopf und Hals eine trüb braungraue, wenig ausgeprägte Längsfleckung ein. Bei jungen Vögeln zeigt außerdem die weißgraue Oberseite eine eben solche matte Querfleckung und der Schwanz eine bänderartige Zeichnung. Die Schwingen sind bläulichgrau überlaufen und haben ein dunkles Mondfleckchen vor der weißen Endkante.

Die Polar- oder Weißschwingenmöve gehört ebenfalls dem hohen Norden an und kommt noch seltener bis in unsere Breiten hinab wie die vorige Art. Dagegen ist sie den Walfischfängern, denen sie scharenweise auf ihren Fahrten folgt, eine wohlbekannte Erscheinung. Besonders häufig soll sie an den Küsten des nördlichen Grönland brüten, von wo auch die Herrenhuter Missionare ihre Eier in den Handel gebracht haben. Selbige gleichen denen der Silbermöve, sind aber ein wenig kleiner. In ihren Bewegungen ist die Polarmöve sehr viel gewandter wie die vorausgegangenen Arten, dabei auch lebhafteren und heitereren Temperaments, immer wohlgemut, stets in Bewegung und ständig kampfeslustig. Im Fischfang zeigt sie große Geschicklichkeit und nährt sich deshalb fast ausschließlich von lebenden Fischen, die sie durch Stoßtauchen dem feuchten Elemente entreißt. Faber übersetzt ihre kreischende Stimme mit „Ick knirrr" und den Paarungsruf mit „Giruv". Derselbe Forscher giebt an, daß sie scharenweise mit vielem Geschrei den Zügen der Walfische und Robben folge, um die von diesen aus der Tiefe heraufgejagten kleinen Fische zu erbeuten, und daß sie dadurch ihrerseits wieder die menschlichen Jäger auf das nahende Wild aufmerksam mache, die ihr dann aus Dankbarkeit gern die Abfälle der erlegten Tiere überließen.

Die lanzettschwänzige Raubmöve (Stercorarius longicauda *Vieill.*)

(= Stercorarius crepidatus [*Gm.*] = St. Buffoni [*Boie*]).

Die oft genug durch bloße Autoreneitelkeit verursachte Verwirrung in der Nomenklatur, der man jetzt endlich definitiv ein Ende machen zu wollen scheint, hat zur Klarstellung

der verwandten Arten gleichen, aber gewöhnlich sparsamer gefleckt erscheinen. In ihrer Freßgier soll sie sogar an die Exkremente der Seehunde und Walrosse gehen; sonst ist ihre Nahrung wie bei der Mantelmöve. Die gewöhnliche Stimme klingt rabenartig, die beim Nest zu vernehmende dagegen miauend und heulend. Gegen den Jäger zeigt sich diese imposante und schöne Möve immer sehr vorsichtig.

Die Polarmöve (Larus leucopterus *Faber*).

Meine Zugbeobachtungen in Rossitten haben mich zu einem Anhänger der Zugstraßenlehre und zu einem Gegner der Frontwanderungstheorie gemacht. Namentlich als ich auch an anderen Punkten Ostpreußens Beobachter gefunden hatte, trat die Lage Rossittens beim Vergleich der verschiedenen Notizen als Kreuzungspunkt zweier Zugstraßen und seine Bedeutung als Rast- und Futterstation immer schärfer hervor. Auch daß die Vögel gewöhnlich in kleinen Absätzen ziehen und keineswegs ganze Erdteile auf einmal überfliegen, wie Gätke meint, ergab sich namentlich im Herbste mit großer Sicherheit. Irgendwie fixirte Vogelscharen, insbesondere solche selten erscheinender, daher leichter zu verfolgender Arten, waren einen Tag, nachdem sie Rossitten verlassen hatten, gewöhnlich in der Gegend von Pillau und 2 Tage später auf der frischen Nehrung anzutreffen. Am deutlichsten und frappantesten konnte ich dies mehrfach bei dem zierlichen Rotfußfalken feststellen. Aber auch die distinguierte Erscheinung der Polarmöve gehört hierher. Nur einmal erschien sie in kleinen Trupps durchziehend im Spätherbst an unserer Küste, und wurde ein Belegexemplar geschossen. Tags darauf kamen die seltenen Gäste nach Pillau, und ich erhielt von da 3 Stück zugeschickt. Auch dort waren sie, wie mir gemeldet wurde, gleich weiter gezogen, und abermals einen Tag später wurde richtig noch ein Exemplar bei Kahlberg auf der frischen Nehrung geschossen.

Ihrer äußeren Erscheinung nach paßt diese Möve dem Namen entsprechend so recht in die Polarlandschaft hinein. Sie ist etwas kleiner als die Silbermöve. Die Färbung des Schnabels und der Augen ist den verschiedenen Altersstadien entsprechend ganz ähnlich wie bei der vorigen Art. Die Füße sind rötlich fleischfarben mit gelblichem Schimmer in den Gelenken. Im Sommerkleide ist der ganze Vogel bis auf

den zart aschblauen Mantel blendend weiß; sogar die großen Schwingen zeigen diese Farbe; die hinteren Schwung- und die längsten Schulterfedern wenigstens weiße Kanten. Im Winter stellt sich auf Kopf und Hals eine trüb braungraue, wenig ausgeprägte Längsfleckung ein. Bei jungen Vögeln zeigt außerdem die weißgraue Oberseite eine eben solche matte Querfleckung und der Schwanz eine bänderartige Zeichnung. Die Schwingen sind bläulichgrau überlaufen und haben ein dunkles Mondfleckchen vor der weißen Endkante.

Die Polar- oder Weißschwingenmöve gehört ebenfalls dem hohen Norden an und kommt noch seltener bis in unsere Breiten hinab wie die vorige Art. Dagegen ist sie den Walfischfängern, denen sie scharenweise auf ihren Fahrten folgt, eine wohlbekannte Erscheinung. Besonders häufig soll sie an den Küsten des nördlichen Grönland brüten, von wo auch die Herrenhuter Missionare ihre Eier in den Handel gebracht haben. Selbige gleichen denen der Silbermöve, sind aber ein wenig kleiner. In ihren Bewegungen ist die Polarmöve sehr viel gewandter wie die vorausgegangenen Arten, dabei auch lebhafteren und heitereren Temperaments, immer wohlgemut, stets in Bewegung und ständig kampfeslustig. Im Fischfang zeigt sie große Geschicklichkeit und nährt sich deshalb fast ausschließlich von lebenden Fischen, die sie durch Stoßtauchen dem feuchten Elemente entreißt. Faber übersetzt ihre kreischende Stimme mit „Jck knirrr" und den Paarungsruf mit „Giruv". Derselbe Forscher giebt an, daß sie scharenweise mit vielem Geschrei den Zügen der Walfische und Robben folge, um die von diesen aus der Tiefe heraufgejagten kleinen Fische zu erbeuten, und daß sie dadurch ihrerseits wieder die menschlichen Jäger auf das nahende Wild aufmerksam mache, die ihr dann aus Dankbarkeit gern die Abfälle der erlegten Tiere überließen.

Die lanzettschwänzige Raubmöve (Stercorarius longicauda *Vieill.*)

(= Stercorarius crepidatus [*Gm.*] = St. Buffoni [*Boie*]).

Die oft genug durch bloße Autoreneitelkeit verursachte Verwirrung in der Nomenklatur, der man jetzt endlich definitiv ein Ende machen zu wollen scheint, hat zur Klarstellung

schwieriger und heikler Vogelgruppen wahrlich nicht beigetragen, das Bild bei manchen vielmehr derartig getrübt, daß es selbst dem Fachmanne Mühe bereitet, sich zurecht zu finden, um wie viel mehr also naturgemäß dem Laien. Unter den Schwimmvögeln giebt es keine Gattung, auf die sich der obige Ausspruch mit solcher Berechtigung anwenden ließe, wie die der Raubmöven. Es ist mit diesen so weit gekommen, daß unter demselben Namen von dem einen Forscher oder in dem einen Lande diese, von dem anderen die folgende Art verstanden wird, und da beide sich in ihren Jugendkleidern unglücklicherweise auch noch so ähnlich sind, daß Verwechselungen bei nicht genügend scharfer Untersuchung sehr oft vorkommen, so war das Tohuwabowu fertig. Selbst in dem sonst so vortrefflichen Handbuche von Friderich ist die als einzig sicheres Kennzeichen beider Arten festgestellte charakteristische Färbung der Schwingenschäfte gerade verwechselt, weshalb Interessenten gebeten sind, recht auf diese zu achten.

Bei longicauda sind die Schäfte der 5 ersten Schwingen bis auf die Spitzen weiß! Beim alten Vogel sind die beiden mittelsten Steuerfedern außerordentlich verlängert und gereichen ihm sehr zur Zierde, da sie spießförmig an 15 cm über die anderen Schwanzfedern hinausragen. Die ganze Oberseite ist nebst Schultern und Mantel dunkel olivenbraun. Um die Wurzel des Schnabels verläuft ein schmales, weißliches Band. Gurgel und Kehle sind düster gelbgrau, die Wangen braun, die Ohrendecken weißlichgelb, der Oberkopf olivenschwarzbraun. Das Gelbliche der Ohrdecken greift auf den Hinterhals über, so daß nur dessen Mitte braun bleibt. Die Oberbrust ist schwarzgelblichgrau; Flanken, Weichen, After, Unterschwanz- und Unterflügeldecken dunkelbraun; der Rest der Unterseite weißlich; Schwung- und Steuerfedern braunschwarz; Schnabel schwarz mit olivengrünlicher Wachshaut; Auge dunkelbraun; Füße schwärzlich. Die Geschlechter sind gleich gefärbt. Die Rumpfgröße entspricht der einer Dohle. Im Winter sind die Federn des Unterkörpers weiß gesäumt. Junge Vögel sind namentlich durch die absonderliche Pantoffelfärbung ihrer Füße ausgezeichnet, an denen die Läufe bleiblau sind, und die Zehen nnd Schwimmhäute in ihrem vorderen Teile grünlichschwarz, in ihrer hinteren Hälfte dagegen weißlich. Der Schnabel ist bleifarbig. Die Schwanzspieße erscheinen erst wenig verlängert. Das Gefieder hat sehr düstere Farben. Der Mantel ist tief graubraun mit weißlichen Mondkanten. Kopf und Gesicht sind auf etwas lichterer Grundfarbe mit dunkleren Schaftflecken versehen. Die Unterseite ist weißlich mit dunkelgrauer Fleckung auf der Brust und bräunlichgelben, dunkel braungrau gebänderten Seiten.

Außer ihrem offiziellen, etwas umständlichen deutschen Namen führt diese Art u. a. auch noch folgende Bezeichnungen:

Kreischraubmöve, Pantoffel- oder Falkenmöve, Strandfalke, kleiner Strunt- oder Strandjäger und kleiner Labbe. Sie gehört dem eisigen Meere des hohen Nordens an und erscheint nur im Winter vereinzelt an unseren Küsten, noch seltener im Binnenlande. Von allen Raubmöven geht sie am weitesten polwärts und brütet insbesondere im oberen Norwegen, auf Spitzbergen, Franz-Josefsland, Kamtschatka, Labrador, Grönland und Island. In ihrer ganzen Lebensweise und namentlich hinsichtlich des Nistgeschäfts gleicht sie den anderen Raubmöven, unter denen sie die schönste, flinkste und zierlichste Art darstellt. Der Flug, in welchem der Vogel seiner schmalen Flügel und langen Schwanzspieße wegen eine sehr charakteristische Erscheinung abgiebt, ist sonderbar hüpfend und schlangenartig gewunden. Die sich ins Binnenland verirrenden Stücke sind aber gewöhnlich schon so ermattet, daß man davon nichts merkt, sondern sie mit Händen greifen kann. Sonst weiß sie sich auch auf dem Erdboden gewandt genug zu bewegen, und ihr Lauf ist sogar überraschend gut.

Die Schmarotzer-Raubmöve (Stercorarius parasiticus [*L.*]).

Tafel XIII, Figur 2.

Nichts berührt den anständig denkenden Menschen widerwärtiger und abstoßender als das Schmarotzertum, und für den, welcher gewohnt ist, die Natur mit offenen Augen zu betrachten und unsere eigenen Zustände und Verhältnisse in ihrer niemals trügenden Beleuchtung zu sehen, wird sich diese Abneigung leicht und wie von selbst auch auf das Tierreich übertragen, wo die schmutzige Blüte des Schmarotzerwesens stellenweise ebenso geil wuchert und sich ebenso unverschämt und aufdringlich breit macht wie bei uns Menschen. Wohl vermögen wir die zu ihrem traurigen Gewerbe so zweckmäßige Ausrüstung der Raubmöven zu bewundern, aber sympathisch und lieb wird uns der Charakter dieser Vögel niemals werden. — Wir stehen am Strande des Meeres und haben mit Vergnügen

einer munteren Sturmmöve zugesehen, die endlich nach manchen Bemühungen einen Fisch gefangen hat und nun mit demselben dem Lande zufliegt, um ihn hier zu zerstückeln und zu verzehren. Auf diesen Augenblick hat der düster gefärbte Vogel nur gewartet, der bis dahin faul am Strande herumlungerte. Jetzt erhebt er sich, und an seinem wunderlichen Fluge erkennen wir sofort in ihm eine Schmarotzer-Raubmöve. Ihr Erscheinen erschreckt und ängstigt, das Unbestimmte ihres Fluges verwirrt die Sturmmöve. Im Nu ist der Räuber bei ihr, stößt auf sie, zwickt und peinigt sie mit seinem scharfen Schnabel so lange, bis sie den Fisch fallen läßt, worauf er denselben sofort gewandt auffängt, ehe er noch die Wasserfläche erreicht, und triumphierend von dannen trägt. Unter Umständen können wir sehen, wie die arme Sturmmöve noch 2, 3 Fische fangen und sie jedesmal dem Schmarotzer überlassen muß, bis dieser endlich für eine Weile gesättigt ist, und sie nun ein Fischchen für sich behalten darf.

In der Größe ist diese Art etwas stärker wie die vorige. Die Färbung der nackten Teile ist ganz wie bei dieser, und die jungen Stücke haben ebenfalls die absonderlichen Pantoffelfüße. Die mittleren Schwanzfedern sind auch stark verlängert, überragen ihre Nachbarn aber doch nicht so gewaltig wie bei der lanzettschwänzigen Raubmöve. Bei alten Vögeln im Sommer ist der Oberkopf nebst einem Nackenzopf und den Wangen schwarz; das Kinn weißlich; der Hals und die Ohrdecken weißgelb; die Oberbrust weißgelblich grau; die übrige Unterseite dunkel aschgrau, nach hinten zu immer düsterer, am After schließlich schwärzlichgrau, in den Weichen braungrau. Schwingen, Schwanz und Unterflügeldecken sind braunschwarz, Rücken und Mantel graubraun. Nur die Schäfte der ersten beiden Schwingen sind weiß, die der 3. bis 5. braun. Im Jugendkleide, in welchem der Vogel viel öfter bei uns erscheint, ist die Oberseite schwarzgraubraun mit gelbbraunen, am Hinterhalse gelblichweißen Federrändern. Die Spieße stehen erst sehr wenig vor und sind ebenso wie die übrigen Steuerfedern und die Schwingenspitzen schwarz. Der weißgraue Unterkörper ist graubraun gefleckt und gebändert.

Die Erscheinung und das Wesen dieses Vogels sind selbst für den gemeinen Mann so auffallend, daß jener trotz seines relativ seltenen Vorkommens bei uns doch eine Menge volkstümlicher Bezeichnungen erhalten hat, wie z. B. Strunt- und Strandjäger, großer Labbe, Jodieb, Mövenbüttel, Scheißvogel und andere mehr oder minder drastische, die sich alle auf sein unsympathisches Gewerbe beziehen. Von allen Arten der

Gattung kommt diese übrigens auch noch am allerhäufigsten zu uns, und vereinzelte junge, noch nicht fortpflanzungsfähige Stücke kann man auch während des Sommers immer an unseren Küsten sehen. Im Spätherbst und Winter rücken sie zahlreicher ein, verirren sich auch nicht eben selten ins Binnenland und dehnen ihre Wanderungen bis zum afrikanischen Gestade aus. Die Brutplätze liegen in der Gegend des Polarkreises, wo sie in kleinen Kolonien auf Strandfelsen sowohl wie in der moorigen Tundra nisten und Ende Mai 2—3 bauchige, feinkörnige, glänzende Eier legen, die auf olivengrünlichem Grunde aschgrau und darüber braunschwarz gezeichnet sind. Diese Vögel laufen behend wie die Kiebitze und haben einen ganz eigentümlichen Flug, betreffs dessen ich der Schilderung Naumann's folgendes entnehme: „Oft fliegt sie längere Zeit wie ein Falke dahin, bald langsam die Flügel bewegend, bald wieder auf weitere Strecken hin schwebend, bald wiederum mit ziemlich steil aufgerichtetem Leibe nach Art eines Turmfalken rüttelnd, so daß man sie von Ferne gesehen wohl mit einem Weih verwechseln kann; plötzlich aber zittert und wedelt sie ungemein hastig mit den Flügeln, stürzt sich in einem Bogen hernieder, steigt wieder aufwärts, bildet eine schlängelnde Linie, die aus größeren und kleineren Bogen zusammengesetzt wird, schießt mit rasender Eile nach unten, fliegt langsam wieder nach oben, erscheint in dem einen Augenblicke matt und schlaff, in dem andern wie vom bösen Geiste besessen, dreht und wendet sich, zappelt und flattert, kurz, führt die wechselvollsten und mannigfachsten Bewegungen aus." Geselligkeit ist ihr nur in sehr beschränktem Maße eigen. Dem Herrn der Schöpfung weicht sie für gewöhnlich vorsichtig aus. Sie brandschatzt hauptsächlich die kleineren Mövenarten, Seeschwalben, Alken und Lummen, mag auch manches Nest derselben plündern. Ist sie genötigt, selbst zu jagen, so ist sie namentlich hinter Lemmingen, Kerbtieren und Seegewürm her. Ihre häßliche Stimme klingt wie Pfauengeschrei. Trotzdem versucht sie sich in der Paarungszeit in einer sonderbaren Art von Minnegesang.

---

einer munteren Sturmmöve zugesehen, die endlich nach manchen Bemühungen einen Fisch gefangen hat und nun mit demselben dem Lande zufliegt, um ihn hier zu zerstückeln und zu verzehren. Auf diesen Augenblick hat der düster gefärbte Vogel nur gewartet, der bis dahin faul am Strande herumlungerte. Jetzt erhebt er sich, und an seinem wunderlichen Fluge erkennen wir sofort in ihm eine Schmarotzer-Raubmöve. Ihr Erscheinen erschreckt und ängstigt, das Unbestimmte ihres Fluges verwirrt die Sturmmöve. Im Nu ist der Räuber bei ihr, stößt auf sie, zwickt und peinigt sie mit seinem scharfen Schnabel so lange, bis sie den Fisch fallen läßt, worauf er denselben sofort gewandt auffängt, ehe er noch die Wasserfläche erreicht, und triumphierend von dannen trägt. Unter Umständen können wir sehen, wie die arme Sturmmöve noch 2, 3 Fische fangen und sie jedesmal dem Schmarotzer überlassen muß, bis dieser endlich für eine Weile gesättigt ist, und sie nun ein Fischchen für sich behalten darf.

In der Größe ist diese Art etwas stärker wie die vorige. Die Färbung der nackten Teile ist ganz wie bei dieser, und die jungen Stücke haben ebenfalls die absonderlichen Pantoffelfüße. Die mittleren Schwanzfedern sind auch stark verlängert, überragen ihre Nachbarn aber doch nicht so gewaltig wie bei der lanzettschwänzigen Raubmöve. Bei alten Vögeln im Sommer ist der Oberkopf nebst einem Nackenzopf und den Wangen schwarz; das Kinn weißlich; der Hals und die Ohrdecken weißgelb; die Oberbrust weißgelblich grau; die übrige Unterseite dunkel aschgrau, nach hinten zu immer düsterer, am After schließlich schwärzlichgrau, in den Weichen braungrau. Schwingen, Schwanz und Unterflügeldecken sind braunschwarz, Rücken und Mantel graubraun. Nur die Schäfte der ersten beiden Schwingen sind weiß, die der 3. bis 5. braun. Im Jugendkleide, in welchem der Vogel viel öfter bei uns erscheint, ist die Oberseite schwarzgraubraun mit gelbbraunen, am Hinterhalse gelblichweißen Federrändern. Die Spieße stehen erst sehr wenig vor und sind ebenso wie die übrigen Steuerfedern und die Schwingenspitzen schwarz. Der weißgraue Unterkörper ist graubraun gefleckt und gebändert.

Die Erscheinung und das Wesen dieses Vogels sind selbst für den gemeinen Mann so auffallend, daß jener trotz seines relativ seltenen Vorkommens bei uns doch eine Menge volkstümlicher Bezeichnungen erhalten hat, wie z. B. Strunt- und Strandjäger, großer Labbe, Jodieb, Mövenbüttel, Scheißvogel und andere mehr oder minder drastische, die sich alle auf sein unsympathisches Gewerbe beziehen. Von allen Arten der

Gattung kommt diese übrigens auch noch am allerhäufigsten zu uns, und vereinzelte junge, noch nicht fortpflanzungsfähige Stücke kann man auch während des Sommers immer an unseren Küsten sehen. Im Spätherbst und Winter rücken sie zahlreicher ein, verirren sich auch nicht eben selten ins Binnenland und dehnen ihre Wanderungen bis zum afrikanischen Gestade aus. Die Brutplätze liegen in der Gegend des Polarkreises, wo sie in kleinen Kolonien auf Strandfelsen sowohl wie in der moorigen Tundra nisten und Ende Mai 2—3 bauchige, feinkörnige, glänzende Eier legen, die auf olivengrünlichem Grunde aschgrau und darüber braunschwarz gezeichnet sind. Diese Vögel laufen behend wie die Kiebitze und haben einen ganz eigentümlichen Flug, betreffs dessen ich der Schilderung Naumann's folgendes entnehme: „Oft fliegt sie längere Zeit wie ein Falke dahin, bald langsam die Flügel bewegend, bald wieder auf weitere Strecken hin schwebend, bald wiederum mit ziemlich steil aufgerichtetem Leibe nach Art eines Turmfalken rüttelnd, so daß man sie von Ferne gesehen wohl mit einem Weih verwechseln kann; plötzlich aber zittert und wedelt sie ungemein hastig mit den Flügeln, stürzt sich in einem Bogen hernieder, steigt wieder aufwärts, bildet eine schlängelnde Linie, die aus größeren und kleineren Bogen zusammengesetzt wird, schießt mit rasender Eile nach unten, fliegt langsam wieder nach oben, erscheint in dem einen Augenblicke matt und schlaff, in dem andern wie vom bösen Geiste besessen, dreht und wendet sich, zappelt und flattert, kurz, führt die wechselvollsten und mannigfachsten Bewegungen aus.“ Geselligkeit ist ihr nur in sehr beschränktem Maße eigen. Dem Herrn der Schöpfung weicht sie für gewöhnlich vorsichtig aus. Sie brandschatzt hauptsächlich die kleineren Mövenarten, Seeschwalben, Alken und Lummen, mag auch manches Nest derselben plündern. Ist sie genötigt, selbst zu jagen, so ist sie namentlich hinter Lemmingen, Kerbtieren und Seegewürm her. Ihre häßliche Stimme klingt wie Pfauengeschrei. Trotzdem versucht sie sich in der Paarungszeit in einer sonderbaren Art von Minnegesang.

---

einer munteren Sturmmöve zugesehen, die endlich nach manchen Bemühungen einen Fisch gefangen hat und nun mit demselben dem Lande zufliegt, um ihn hier zu zerstückeln und zu verzehren. Auf diesen Augenblick hat der düster gefärbte Vogel nur gewartet, der bis dahin faul am Strande herumlungerte. Jetzt erhebt er sich, und an seinem wunderlichen Fluge erkennen wir sofort in ihm eine Schmarotzer-Raubmöve. Ihr Erscheinen erschreckt und ängstigt, das Unbestimmte ihres Fluges verwirrt die Sturmmöve. Im Nu ist der Räuber bei ihr, stößt auf sie, zwickt und peinigt sie mit seinem scharfen Schnabel so lange, bis sie den Fisch fallen läßt, worauf er denselben sofort gewandt auffängt, ehe er noch die Wasserfläche erreicht, und triumphierend von dannen trägt. Unter Umständen können wir sehen, wie die arme Sturmmöve noch 2, 3 Fische fangen und sie jedesmal dem Schmarotzer überlassen muß, bis dieser endlich für eine Weile gesättigt ist, und sie nun ein Fischchen für sich behalten darf.

In der Größe ist diese Art etwas stärker wie die vorige. Die Färbung der nackten Teile ist ganz wie bei dieser, und die jungen Stücke haben ebenfalls die absonderlichen Pantoffelfüße. Die mittleren Schwanzfedern sind auch stark verlängert, überragen ihre Nachbarn aber doch nicht so gewaltig wie bei der lanzettschwänzigen Raubmöve. Bei alten Vögeln im Sommer ist der Oberkopf nebst einem Nackenzopf und den Wangen schwarz; das Kinn weißlich; der Hals und die Ohrdecken weißgelb; die Oberbrust weißgelblich grau; die übrige Unterseite dunkel aschgrau, nach hinten zu immer düsterer, am After schließlich schwärzlichgrau, in den Weichen braungrau. Schwingen, Schwanz und Unterflügeldecken sind braunschwarz, Rücken und Mantel graubraun. Nur die Schäfte der ersten beiden Schwingen sind weiß, die der 3. bis 5. braun. Im Jugendkleide, in welchem der Vogel viel öfter bei uns erscheint, ist die Oberseite schwarzgraubraun mit gelbbraunen, am Hinterhalse gelblichweißen Federrändern. Die Spieße stehen erst sehr wenig vor und sind ebenso wie die übrigen Steuerfedern und die Schwingenspitzen schwarz. Der weißgraue Unterkörper ist graubraun gefleckt und gebändert.

Die Erscheinung und das Wesen dieses Vogels sind selbst für den gemeinen Mann so auffallend, daß jener trotz seines relativ seltenen Vorkommens bei uns doch eine Menge volkstümlicher Bezeichnungen erhalten hat, wie z. B. Strunt- und Strandjäger, großer Labbe, Jodieb, Mövenbüttel, Scheißvogel und andere mehr oder minder drastische, die sich alle auf sein unsympathisches Gewerbe beziehen. Von allen Arten der

Gattung kommt diese übrigens auch noch am allerhäufigsten zu uns, und vereinzelte junge, noch nicht fortpflanzungsfähige Stücke kann man auch während des Sommers immer an unseren Küsten sehen. Im Spätherbst und Winter rücken sie zahlreicher ein, verirren sich auch nicht eben selten ins Binnenland und dehnen ihre Wanderungen bis zum afrikanischen Gestade aus. Die Brutplätze liegen in der Gegend des Polarkreises, wo sie in kleinen Kolonien auf Strandfelsen sowohl wie in der moorigen Tundra nisten und Ende Mai 2—3 bauchige, feinkörnige, glänzende Eier legen, die auf olivengrünlichem Grunde aschgrau und darüber braunschwarz gezeichnet sind. Diese Vögel laufen behend wie die Kiebitze und haben einen ganz eigentümlichen Flug, betreffs dessen ich der Schilderung Naumann's folgendes entnehme: „Oft fliegt sie längere Zeit wie ein Falke dahin, bald langsam die Flügel bewegend, bald wieder auf weitere Strecken hin schwebend, bald wiederum mit ziemlich steil aufgerichtetem Leibe nach Art eines Turmfalken rüttelnd, so daß man sie von Ferne gesehen wohl mit einem Weih verwechseln kann; plötzlich aber zittert und wedelt sie ungemein hastig mit den Flügeln, stürzt sich in einem Bogen hernieder, steigt wieder aufwärts, bildet eine schlängelnde Linie, die aus größeren und kleineren Bogen zusammengesetzt wird, schießt mit rasender Eile nach unten, fliegt langsam wieder nach oben, erscheint in dem einen Augenblicke matt und schlaff, in dem andern wie vom bösen Geiste besessen, dreht und wendet sich, zappelt und flattert, kurz, führt die wechselvollsten und mannigfachsten Bewegungen aus.“ Geselligkeit ist ihr nur in sehr beschränktem Maße eigen. Dem Herrn der Schöpfung weicht sie für gewöhnlich vorsichtig aus. Sie brandschatzt hauptsächlich die kleineren Mövenarten, Seeschwalben, Alken und Lummen, mag auch manches Nest derselben plündern. Ist sie genötigt, selbst zu jagen, so ist sie namentlich hinter Lemmingen, Kerbtieren und Seegewürm her. Ihre häßliche Stimme klingt wie Pfauengeschrei. Trotzdem versucht sie sich in der Paarungszeit in einer sonderbaren Art von Minnegesang.

Die mittlere Raubmöve (Stercorarius pomatorhinus *(Tem.)*).

Es muß auffallen, daß man so oft von der Erlegung von Raubmöven tief im Binnenlande hört und liest, während sie doch selbst an unseren Küsten keineswegs häufig sind, wo z. B. Mövenarten massenhaft auftreten, deren Vorkommen im Inneren des Landes ungleich weniger oft festgestellt wurde als das der seltenen Raubmöven. Die Gründe dieser Erscheinung liegen vorläufig noch im Dunklen, denn daß die Raubmöven eine größere Vorliebe für Land und Süßwasser haben sollten, wird wohl niemand behaupten wollen, der sie selbst in freier Natur beobachtet hat. Der Abscheu gegen Süßwasser ist bei diesen echten Meeresvögeln vielmehr so groß, daß sie sich fast nie auf demselben niederlassen, sondern lieber auf den Wiesen und Brachfeldern herumlaufen, um sich daselbst Insekten zu fangen.

Die mittlere Raubmöve hat ungefähr Rabengröße und die mittelsten Schwanzfedern nur wenig verlängert und zwar nicht so spießförmig, sondern in sich gleich bleibender Breite. Die Füße sind lichtblau mit schwarzen Schwimmhäuten; in der ersten Jugend an Hinterzehe und Ballen weiß. Der bleifarbige Schnabel hat eine schwarze Spitze; das Auge eine tief braune Iris. Die ganze Oberseite nebst Flügeln und Schwanz ist bei alten Vögeln düster schwarzbraun; die Unterseite in der Hauptsache viel heller mit einem lehmgelben Anflug an den Halsseiten und einem bräunlichen Querband am Kropfe. Die Handschwingen haben weiße Schäfte und an den Wurzeln weiße Fahnen. Zwischen diesem Kleid und dem Gefieder ganz junger Vögel giebt es eine Menge Übergänge. Im eigentlichen Jugendkleid sind die mittleren Schwanzfedern kaum merklich verlängert, die Gesamtfärbung noch düsterer, der dunklere Mantel mit rostgelblichen und die Unterseite sehr reichlich mit rostgrauen Federrändern versehen.

Diese Art heißt auch breit- oder kugelschwänzige, pommersche oder Spatelraubmöve sowie großer Struntjäger. Sie bewohnt die nordischen Tundren und Meere, unternimmt aber so weite Streifzüge, daß sie gelegentlich fast in allen Teilen der Erde angetroffen wird. An unseren Küsten erscheint sie zwar sparsam, aber doch ziemlich regelmäßig; mehr zufällig, wenn auch nicht allzu selten im Binnenlande. v. Middendorf fand sie am Taimyr zahlreich brütend. Vor ihren Verwandten zeichnet sie sich durch den gedrungeneren Körperbau

und den stetigeren, weniger launenhaften und unregelmäßigen Flug aus, gleicht denselben aber hinsichtlich ihrer Lebensweise vollkommen. Am Brutplatze läßt sie kläffende Laute vernehmen; die gewöhnliche Stimme hat man durch ein zweisilbiges „j ä, j ä“ wiederzugeben gesucht.

Die große Raubmöve (Stercorarius catarrhactes [*L.*]).

Was ein an der richtigen Stelle eingeleiteter, thatkräftiger und zielbewußter Vogelschutz selbst bei Arten, die an sich weder nützlich, noch besonders sympathisch und eigentlich nur durch ihre Seltenheit wertvoll sind, vermag, das hat neuerdings die Geschichte der großen Raubmöve oder Skua, wie sie dort allgemein genannt wird, in England deutlich bewiesen. Den Lesern der deutschen ornithologischen Zeitschriften ist die Sache durch Leverkühn mit der ausführlichsten Breite übermittelt worden. Als ein Konsortium von spekulierenden Eierhändlern und -sammlern die wenigen, auf europäischem und speziell englischem Boden noch vorhandenen Brutplätze dieser riesigen Raubmöve mit Vernichtung bedrohte, da ging es wie ein Entrüstungsschrei durch die Kreise der englischen Interessenten, und von sachverständiger Seite wurde unter großem Beifall sofort eine Bill im Parlamente durchgesetzt, welche die bedrängten Vögel vor allen weiteren Verfolgungen genügend zu bewahren geeignet schien. Infolge dessen fiel der geplante Plünderungszug der Eiersammler ins Wasser. Glückliches England! Im deutschen Reichstag würde man spotten und faule Witze reißen (cfr. die 1888er Verhandlungen über unser so untaugliches Vogelschutzgesetz!) über einen solchen Gesetzesvorschlag, statt sich den Kopf zerbrechen — um eines Vogels willen!

Die Skua ist der Riese unter den Raubmöven, denn sie klaftert über 140 cm. Ihr mächtiger Schnabel ist schwarz, an der Wurzel mehr bläulich; die Iris braun. Die schwarzen, in der Jugend bleifarbenen Füße sind mit wahrhaften Raubvogelkrallen bewehrt. Die Hauptfarbe ist ein düsteres Erdbraun. Im Jugendkleide ist dasselbe besonders düster, nur an Brust und Hals durch lichtere Schaftstriche etwas gehoben. Alte Vögel haben vielfach satt rostfarbene Flecken. Das Wurzel-Dritteil der Vorderschwingen ist weiß, wodurch ein großer, viereckiger Fleck ge-

bildet wird. Die mittleren Schwanzfedern sind nur wenig verlängert und gerade abgeschnitten, nicht zugerundet wie bei der vorigen Art.

In der Hauptsache bewohnt die Skua den Gürtel zwischen dem 60. und 70. Breitengrade, ist aber nirgends sehr häufig. An unserer Nordseeküste erscheint sie sparsam, an der Ostseeküste und im Binnenlande äußerst selten, und zwar fast ausschließlich im Jugendkleide, da die ausgefärbten, alten Vögel sich auch während der rauhen Jahreszeit immer weiter nördlich aufhalten. Sie versteht vortrefflich zu laufen und zu schwimmen, und der Flug ist reich an jähen und unerwarteten Wendungen. Die Stimme klingt tief und rauh. Für gewöhnlich sind diese streitsüchtigen Vögel nicht gesellig und schlagen sich nur zur Brutzeit zu kleinen Kolonien zusammen, ohne sich dabei unter andere Vögel zu mischen, die ohnehin angstvoll vor ihnen entfliehen würden. Sie nisten Ende Mai oder Anfang Juni auf rasigen Bergrücken mit steilen Hängen in der Nähe des Meeres, bebrüten 4 Wochen lang abwechselnd die 2 ölgrünen, grau und braun gefleckten, ziemlich glänzenden Eier, füttern die in braunen Flaum gehüllten Jungen anfangs mit Mollusken, Vogeleiern und Würmern aus dem Kropfe und speien ihnen später die Nahrung auf den Rand des großen, kunstlosen Nestes vor. Ihr Mut und ihre Kühnheit am Brutplatze sind wirklich bewundernswert. Ein Hund wird ohne weiteres durch grimmige Schnabelhiebe in die Flucht gejagt, und selbst vor dem Menschen fürchten sie sich nicht. Graba erzählt, daß die Färinger beim Ausnehmen der Eier ein Messer über ihren Kopf hielten, an dem die hastig herabstoßenden Vögel sich verwundeten oder gar spießten. Angeschossene werfen sich auf den Rücken und setzen sich wütend zur Wehre, wobei sie mit Klauen und Schnabel geradezu gefährliche Verletzungen beizubringen vermögen. Vielleicht giebt es keinen Vogel von dieser Größe, der eine solche Verwegenheit, Raublust und Mordgier besitzt, wie die Skua. Viel größeren Arten, selbst den gewaltigen Albatrossen jagt sie durch unablässige Quälereien die gefangenen Fische ab, kleineren und selbst mittelgroßen Vögeln zerhackt sie den Kopf und frißt sie auf. Lemminge tötet sie massenhaft, und Nesteier und Dunenjunge scheinen ihre Lieblingsspeise zu sein. Mit Recht nennt man sie die Geißel der nordischen Vogelberge. „Ein allgemeines Angstgeschrei,“

schildert Naumann, „entsteht, wenn sich dieser kühne Räuber einem solchen Nistplatze nähert; jedoch wagt es keiner der Geängstigten, seinem bösen Vorhaben sich ernstlich zu widersetzen. Er packt das erste beste Junge, und dieses windet sich im Schnabel des Forteilenden, während die unglückliche Mutter schreiend, aber ohne weiteren Erfolg ihm ein Stück nachfliegt. Sobald er sich ungestört sieht, läßt er sich auf das Wasser hinab, tötet die Beute und verschlingt sie, fliegt dann seinen Jungen zu und würgt sie diesen vor.“ In auffälligem Widerspruche zu diesem häßlichen Betragen steht es, daß gefangene Skuas nach Brehm nicht nur sehr zahm und anhänglich werden, sondern sich auch wirklich liebenswürdig und anderen Vögeln gegenüber durchaus friedfertig oder wenigstens gleichgültig zeigen.

Die kleine Sturmschwalbe (Thalassidroma pelagica *[L.]*).

Düster dräuend steht die finstere, unheilschwangere Wolkenbank am Horizonte. Kein Hauch regt sich in den schwülen Lüften, schlaff hängen die Segel an den Masten: die Ruhe vor dem Sturm. Die Reisenden ahnen, die Mannschaften wissen, daß das Unwetter in wenigen Minuten losbrechen wird mit furchtbarer Heftigkeit, daß das schwanke Fahrzeug schwer zu kämpfen und zu ringen haben wird gegen tosende Wirbelwinde und haushohe Wellen. Wird es als Sieger hervorgehen aus dem harten Kampfe? Niemand weiß es. Bange Sorge und Ungewißheit lastet bleiern auf aller Herzen. Da erscheinen plötzlich zwischen dem Wellengewoge wie hergezaubert wunderbare, rußfarbige Vögelchen mit blendend weißem Bürzel. Sie laufen, sie tanzen förmlich über die Fluten, durch deren Thäler, als wären sie wesenlose Geister, schrankenlos erhaben über den Bereich der Elemente. Verdrossen blickt der Abergläubische nach ihnen, der nur Unglücksverkünder in ihnen sieht; wir aber freuen uns der lieblichen Vögel, die uns im Gegenteil wie ein Hoffnungsstrahl erscheinen, wie ein Gruß vom sicheren Lande, wie ein Beweis für die Lebens-

fähigkeit warmblütiger Wesen auf dem Weltmeere, wie ein Zeichen sicherer Rettung.

Dies ist der kleinste Schwimmvogel, da er noch nicht einmal eine Mauerschwalbe an Größe erreicht. Schnabel und Füße sind schwarz, das Auge nußbraun, der Rachen rötlich. Das Gefieder ist in der Hauptsache von einem rußigen Schwarz, nur Bürzel und Unterschwanzdecken blendend weiß. Ferner zieht sich ein weißer Strich über den Flügel, und die 3 äußersten Schwanzfederpaare haben weiße Wurzelteile.

Der weite Ozean ist die Heimat dieses winzigen Schwimmers, der über eine erstaunliche Flugkraft verfügen muß, da er tagelang das Land nicht zu betreten scheint. Bei den Seeleuten heißt er allgemein kleiner Petrell oder Petersvogel. An den deutschen Küsten läßt er sich nur selten blicken, und ins Binnenland, wo der sonst so gewandte Bursche eine höchst traurige Rolle spielt, wird nur höchst ausnahmsweise einmal einer durch Zufall verschlagen. Ihre Nester findet man in gut gewählten und versteckten Höhlungen und Ritzen im Steingeröll der Felsengestade mancher Inselgruppen der nordischen Meere zwischen dem 40. und 60. Breitengrade. Er legt nur ein einziges weißes Ei und verteidigt dasselbe durch Ausspeien seines übel riechenden Thrans. Die kleine Sturmschwalbe ist mehr Nacht- und Dämmerungs- als Tagvogel. Namentlich um Sonnenuntergang hört man auf dem Meere ihre feine Stimme. Ihr herrlicher Flug erinnert an den der Segler. Die Nahrung besteht aus sehr zarten und öligen Substanzen, wie das Meer sie ihm gerade bietet, und er wird so fett davon, daß die Nordländer ihm einen Docht durch den Leib ziehen und ihn dann als Lampe benutzen.

Die gabelschwänzige Sturmschwalbe (Thalassidroma leucorrhoa [*Vieill.*]).

Vor mehreren Jahrzehnten wurde mitten in der Stadt Breslau eine irgendwie dorthin verschlagene Sturmschwalbe von einem Fuhrmann mit dem Peitschenstiel auf der Straße erschlagen. Das Exemplar befindet sich ausgestopft im dortigen Museum, und seitdem figuriert Thalassidroma in den schlesischen Avifaunen noch als „Irrgast“. Gegen das letztere

Wort aber hat sich, seitdem E. F. v. Homeyer in seiner kaustischen Weise sich gegen dasselbe ereifert hat, ein solcher Widerspruch erhoben, daß man es heutzutage kaum noch gebrauchen darf, ohne in ein Wespennest zu greifen und von allen Seiten den schärfsten Widerspruch zu erfahren. Meines Erachtens sehr mit Unrecht. Ich gebe rückhaltlos zu, daß manche Vogelarten, die bei uns früher als Irrgäste galten, durch sorgfältigere Beobachtungen als regelmäßige Durchzügler festzustellen sein werden, wie dies ja v. Chernel bereits mehrfach für Ungarn und mir selbst z. B. bezüglich des Mornell, des Wassertreters, des Sumpfläufers, des Rotkehlpiepers, des Rotfußfalken u. a. für die Kurische Nehrung geglückt ist. Damit wird aber der Begriff verirrter Vögel doch keineswegs aus der Welt geschafft. Solche hat es von jeher gegeben, und wird es immer geben. Oder will vielleicht jemand behaupten, daß so ausgesprochene Meeresvögel wie die Sturmschwalben regelmäßig ihre Wanderungen durch die gute Stadt Breslau machten und bisher nur der Beobachtung entgangen wären? Wollte man sich auf den schroffen Standpunkt v. Homeyer's stellen, so müßten ja die Vögel geradezu unfehlbar sein, also über dem Menschen stehen!

Leucorrhoa ist größer wie **pelagica** und durch den stark gegabelten Schwanz zur Genüge gekennzeichnet. Die Färbung des Gefieders wie der nackten Teile ist fast ebenso, die Flügelbinde aber nicht weiß, sondern fahlgrau. Die unteren Schwanzdecken sind nur an den Seiten weiß. Nackte Teile wie bei der vorigen Art. **Trivialnamen:** Sturmsegler, großer Petrell, Mutter Kareys Henne.

Bei uns gehört der Sturmsegler zu den ausnahmsweisen Erscheinungen, ist aber erst ganz neuerdings wieder zweimal bei Danzig vorgekommen. Er bewohnt den großen und den Atlantischen Ozean und brütet u. a. auf Grönland, Labrador und den Hebriden. Sein einziges Ei ist ebenfalls weiß, aber bisweilen am stumpfen Ende schwach rostrot gefleckt. In seiner Lebensweise gleicht er ganz der vorigen Art, ist ein ungemein ausdauernder Flieger, geht aber schlecht und schwimmt selten und nimmt seine aus Weichtieren bestehende Nahrung, halb fliegend und halb auf dem Wasser laufend durch Picken von der Meeresfläche auf. Alle Sturmschwalben sind sehr friedfertig, harmlos, zutraulich und verträglich.

Der Eissturmvogel (Procellaria glacialis *L.*)

Nur wenige Vögel giebt es, die ihrer Verbreitung nach beiden Polen der Erde gemeinsam sind. Gewöhnlich vertreten sich hier verwandte Arten. Zu den ersteren aber gehört der Eissturmvogel, welcher beide Polarregionen bewohnt, in unserem Erdteile für gewöhnlich erst vom 80. Breitengrade an gefunden wird und nur ausnahmsweise im Winter bis zu unserer Nordseeküste herabkommt.

Es ist ein stattlicher Vogel von Rabengröße und über 1 m Flügelspannung. Sein Schnabel ist gelb mit schieferblauer Nasenröhre; das Auge in der Jugend braun, im Alter gelb. Die Füße sind fleischfarbig mit gelblich durchschimmernden Gelenken. Im Alter sind Kopf, Hinterhals und Unterkörper weiß, der Oberkörper silbergrau, die Schwingenspitzen schwarzgrau. Im Jugendkleide ist das ganze Gefieder aschgrau mit dunkelgrüner Wölkung auf der Unter- und mit graubrauner auf der Oberseite.

Über die Verbreitung ist schon oben das Nötigste gesagt. Im Sitzen kauert sich der dicke Gesell gewöhnlich nieder und sieht dann recht plump aus. Der Gang ist ebenfalls unbeholfen, der Flug dagegen ausgezeichnet. Auch dieser Vogel gehört dem weiten Meere an und nähert sich dem Festlande außerhalb der Brutzeit nur ungern; lieber ruht er auf Eisschollen oder schwimmend aus. Schon im oberen Norwegen giebt es auf starren Felsklippen Brutkolonien dieses merkwürdigen Vogels, bald für sich, bald mit denen anderer Seevögel vermischt. Das Weibchen legt auf den nackten Boden nur ein einziges, längliches, grobkörniges Ei von rein weißer Farbe, das von beiden Gatten mit der größten Hingebung, man möchte fast sagen Hartnäckigkeit, bebrütet wird. Die Jungen werden von den Nordländern zu tausenden gesammelt und trotz ihres widerwärtigen Thrangeschmacks und üblen Geruchs als Nahrungsmittel eingesalzen. Die Stimme klingt gackernd, im Zorne knarrend. Faber kennt außer diesem keinen andern Vogel, welcher Medusen verzehrt. Auch sonst schnappt er alles Genießbare von der Oberfläche des Meeres weg, sucht den Walen das Ungeziefer vom Leibe, folgt den Schiffen, um deren Abfälle zu ergattern, und geht mit Vorliebe auf Aas. Dem Menschen gegenüber benimmt er sich sehr dummdreist.

Der Wasserscherer (Puffinus anglorum *[Tem.]*).

Eine der merkwürdigsten und in mehr als einer Hinsicht interessanten Vogelgruppen, von der wir auf der Nordsee aber wiederum nur einen Vertreter und auch diesen in spärlicher Anzahl haben, ist die der Sturmtaucher, bei uns repräsentiert durch den Wasserscherer.

Derselbe besitzt gut Taubengröße, braune Augen und einen schwarzen Schnabel. Die Füße sind auf der Außenseite bleischwarz, auf der Innenseite fleischfarbig oder gelblich. Das Alterskleid ist oben bräunlichschwarz, unten weiß, an den Halsseiten grau geschuppt, auf der Außenseite der Schenkel braunschwarz gefleckt. Bei jungen Vögeln ist die Gesamtfarbe schmutziger und trüber.

Als hochnordischen Vogel kann man den Wasserscherer nicht bezeichnen, da er mehr in den gemäßigten Teilen des Atlantischen Meeres zu Hause ist. Zwischen Island und Schottland tritt er zahlreich auf. Bei uns kommt er viel seltener in die Ost- als in die Nordsee und brütet nie auf deutschem Boden. Er schwimmt vortrefflich, und oft sieht man ihn mit etwas gelüfteten Flügeln heftig auf dem Meere dahinrudern, um Fische oder Mollusken einzufangen. Der Flug ist sehr wechselvoll und wunderlich, an den des Seglers erinnernd. Er brütet gesellschaftlich auf den Vogelbergen, wo er sich Niströhren in den Rasen gräbt und im Juni ein einziges bauchiges, weißgefärbtes Ei legt. Seine Stimme ist ein rauhes, mövenartiges Kreischen; doch bekommt man dieselbe nur selten zu hören. Bei all seiner Vertrautheit hat die Jagd auf ihn doch wegen der ihn charakterisirenden, unsteten Rastlosigkeit seines Wesens ihre nicht geringen Schwierigkeiten.

Der Zwergtaucher (Colymbus fluviatilis *Tunst.*).

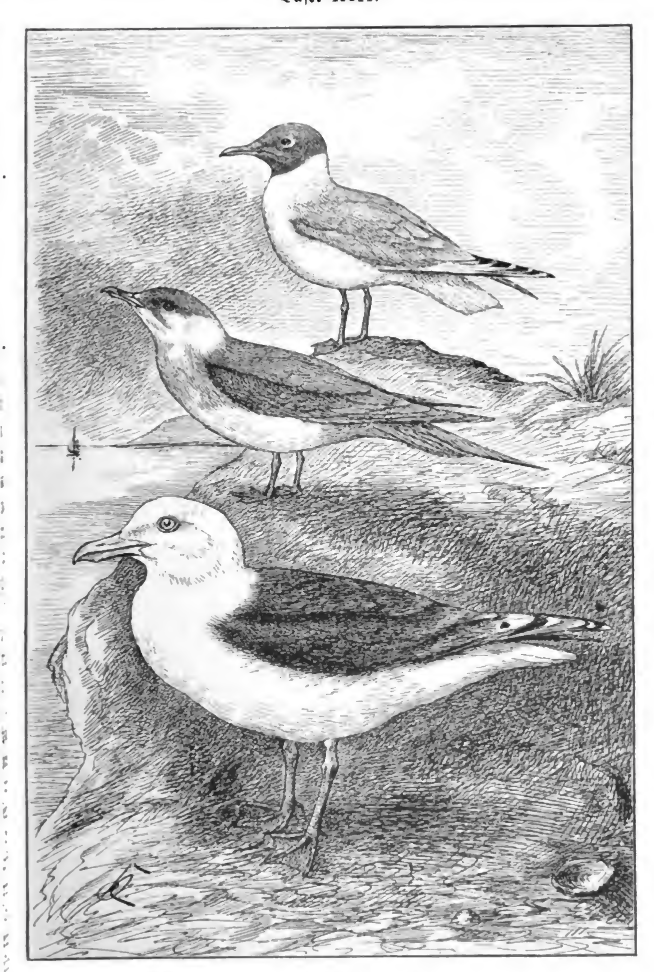
(= Colymbus minor *Gm.*)

Tafel XIV, Figur 4.

Schon während meiner Gymnasiastenjahre hatte ich ein lebhaftes Interesse für die Vogelwelt, das durch mancherlei zufällige Vorkommnisse rege gehalten und noch gesteigert wurde. Hierher gehört auch das folgende kleine Erlebnis. Ich besuchte

damals die Sekunda des Naumburger Domgymnasiums und schlenderte eben in aller Gemächlichkeit an einem kalten, aber klaren Wintertage von dem üblichen Nachmittagsspaziergange wieder meiner „Bude“ zu, als an der Saalebrücke ein ungewöhnlicher Menschenauflauf meine Aufmerksamkeit erregte. Neugierig trat ich näher. Die Saale war größtenteils zugefroren, und nur in der Mitte floß noch ein schmaler Streifen eiskalten Wassers reißend dahin, auf dem größere und kleinere Eisschollen abwärts trieben oder sich an manchen Punkten gestaut hatten und nun hier polternd gegen einander geworfen wurden. An einer solchen Stelle nun erblickte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung gerade vor der Brücke einen kleinen, allerliebsten Schwimmvogel, der sich aber im Zustande höchster Ermattung zu befinden und nicht mehr der für ihn so unerquicklichen Lage in dem erstarrenden Elemente gewachsen zu sein schien. Seine Bewegungen wurden immer schwächer, sein Anblick zu dem der rührendsten Hülflosigkeit. Ein paar waghalsige Buben kletterten endlich über das Eis und fingen das nur schwache Fluchtversuche machende arme Tierchen auch wirklich mit den Händen. Für wenige Nickelmünzen ging es alsbald in meinen Besitz über, und überglücklich eilte ich mit meinem Schatze nach Hause, wo mich das Nachschlagen in Brehm's „Tierleben“ sofort überzeugte, daß ein leibhaftiger Zwergtaucher mein eigen sei. Mit liebevollem Eifer ging ich daran, meinem kleinen Gaste, der inzwischen ruhig in der Stubenecke saß, ein möglichst behagliches Heim einzurichten. Meine Pensionsmutter mußte nach vielem Drängen mit ihrem größten Waschbottich herausrücken, der mit Wasser gefüllt und in der Mitte künstlich mit einem flachen Inselchen versehen wurde. Wie schlug mir das Herz vor reiner Freude, als das reizende Taucherchen zierlich in diesem improvisierten Bassin herumschwamm und mir die ihm vorgehaltenen Mehlwürmer zutraulich zwischen den Fingern herauspickte. Aber lange sollte der Jubel nicht dauern, zu meinem großen Schreck und gewiß zur inneren Befriedigung meiner alten Wirtin, welche über diese neue „Verrücktheit“ ihres Pflegebefohlenen bedenklich den haubengeschmückten Kopf geschüttelt hatte. Der Taucher war offenbar durch die ausgestandene Not schon zu schwach geworden, als daß er sich noch den veränderten Verhältnissen des Gefangen-

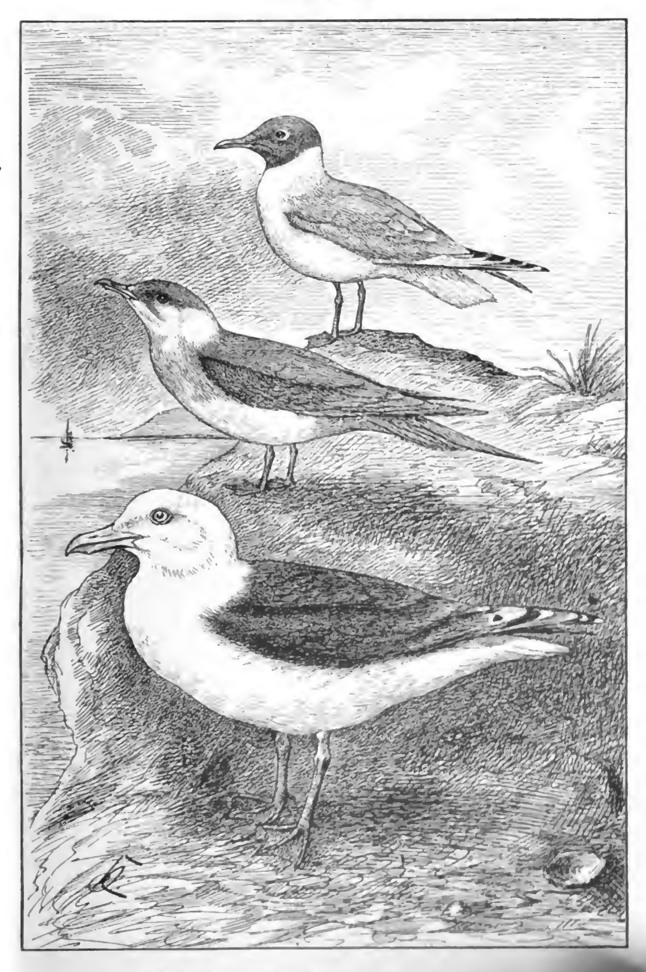
Tafel XIII.



1. **Lachmöve** (Larus ridibundus).
2. **Schmarotzermöve** (Stercorarius parasiticus).
3. **Mantelmöve** (Larus marinus).

damals die Sekunda des Naumburger Domgymnasiums und schlenderte eben in aller Gemächlichkeit an einem kalten, aber klaren Wintertage von dem üblichen Nachmittagsspaziergange wieder meiner „Bude“ zu, als an der Saalebrücke ein ungewöhnlicher Menschenauflauf meine Aufmerksamkeit erregte. Neugierig trat ich näher. Die Saale war größtenteils zugefroren, und nur in der Mitte floß noch ein schmaler Streifen eiskalten Wassers reißend dahin, auf dem größere und kleinere Eisschollen abwärts trieben oder sich an manchen Punkten gestaut hatten und nun hier polternd gegen einander geworfen wurden. An einer solchen Stelle nun erblickte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung gerade vor der Brücke einen kleinen, allerliebsten Schwimmvogel, der sich aber im Zustande höchster Ermattung zu befinden und nicht mehr der für ihn so unerquicklichen Lage in dem erstarrenden Elemente gewachsen zu sein schien. Seine Bewegungen wurden immer schwächer, sein Anblick zu dem der rührendsten Hülflosigkeit. Ein paar waghalsige Buben kletterten endlich über das Eis und fingen das nur schwache Fluchtversuche machende arme Tierchen auch wirklich mit den Händen. Für wenige Nickelmünzen ging es alsbald in meinen Besitz über, und überglücklich eilte ich mit meinem Schatze nach Hause, wo mich das Nachschlagen in Brehm's „Tierleben“ sofort überzeugte, daß ein leibhaftiger Zwergtaucher mein eigen sei. Mit liebevollem Eifer ging ich daran, meinem kleinen Gaste, der inzwischen ruhig in der Stubenecke saß, ein möglichst behagliches Heim einzurichten. Meine Pensionsmutter mußte nach vielem Drängen mit ihrem größten Waschbottich herausrücken, der mit Wasser gefüllt und in der Mitte künstlich mit einem flachen Inselchen versehen wurde. Wie schlug mir das Herz vor reiner Freude, als das reizende Taucherchen zierlich in diesem improvisierten Bassin herumschwamm und mir die ihm vorgehaltenen Mehlwürmer zutraulich zwischen den Fingern herauspickte. Aber lange sollte der Jubel nicht dauern, zu meinem großen Schreck und gewiß zur inneren Befriedigung meiner alten Wirtin, welche über diese neue „Verrücktheit“ ihres Pflegebefohlenen bedenklich den haubengeschmückten Kopf geschüttelt hatte. Der Taucher war offenbar durch die ausgestandene Not schon zu schwach geworden, als daß er sich noch den veränderten Verhältnissen des Gefangen-

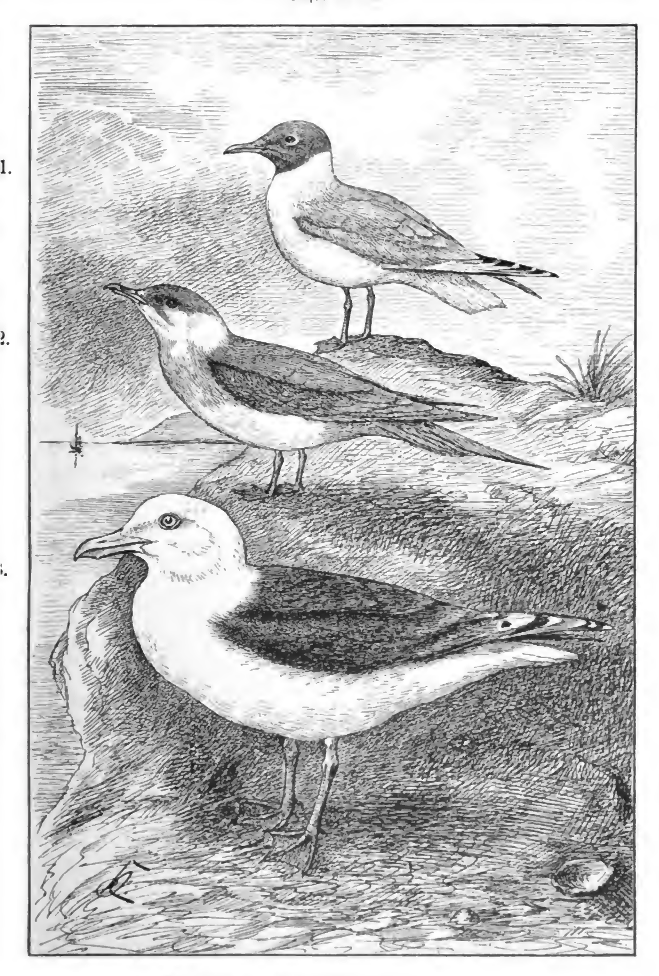
Tafel XIII.



1. **Lachmöve** (Larus ridibundus).
2. **Schmarotzermöve** (Stercorarius parasiticu
3. **Mantelmöve** (Larus marinus).

damals die Sekunda des Naumburger Domgymnasiums und schlenderte eben in aller Gemächlichkeit an einem kalten, aber klaren Wintertage von dem üblichen Nachmittagsspaziergange wieder meiner „Bude“ zu, als an der Saalebrücke ein ungewöhnlicher Menschenauflauf meine Aufmerksamkeit erregte. Neugierig trat ich näher. Die Saale war größtenteils zugefroren, und nur in der Mitte floß noch ein schmaler Streifen eiskalten Wassers reißend dahin, auf dem größere und kleinere Eisschollen abwärts trieben oder sich an manchen Punkten gestaut hatten und nun hier polternd gegen einander geworfen wurden. An einer solchen Stelle nun erblickte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung gerade vor der Brücke einen kleinen, allerliebsten Schwimmvogel, der sich aber im Zustande höchster Ermattung zu befinden und nicht mehr der für ihn so unerquicklichen Lage in dem erstarrenden Elemente gewachsen zu sein schien. Seine Bewegungen wurden immer schwächer, sein Anblick zu dem der rührendsten Hülflosigkeit. Ein paar waghalsige Buben kletterten endlich über das Eis und fingen das nur schwache Fluchtversuche machende arme Tierchen auch wirklich mit den Händen. Für wenige Nickelmünzen ging es alsbald in meinen Besitz über, und überglücklich eilte ich mit meinem Schatze nach Hause, wo mich das Nachschlagen in Brehm's „Tierleben“ sofort überzeugte, daß ein leibhaftiger Zwergtaucher mein eigen sei. Mit liebevollem Eifer ging ich daran, meinem kleinen Gaste, der inzwischen ruhig in der Stubenecke saß, ein möglichst behagliches Heim einzurichten. Meine Pensionsmutter mußte nach vielem Drängen mit ihrem größten Waschbottich herausrücken, der mit Wasser gefüllt und in der Mitte künstlich mit einem flachen Inselchen versehen wurde. Wie schlug mir das Herz vor reiner Freude, als das reizende Taucherchen zierlich in diesem improvisierten Bassin herumschwamm und mir die ihm vorgehaltenen Mehlwürmer zutraulich zwischen den Fingern herauspickte. Aber lange sollte der Jubel nicht dauern, zu meinem großen Schreck und gewiß zur inneren Befriedigung meiner alten Wirtin, welche über diese neue „Verrücktheit“ ihres Pflegebefohlenen bedenklich den haubengeschmückten Kopf geschüttelt hatte. Der Taucher war offenbar durch die ausgestandene Not schon zu schwach geworden, als daß er sich noch den veränderten Verhältnissen des Gefangen-

Tafel XIII.



1. **Lachmöve** (Larus ridibundus).
2. **Schmarotzermöve** (Stercorarius parasiticus).
3. **Mantelmöve** (Larus marinus).

lebens hätte anpassen können, sein Gefieder war nicht mehr imstande, die Nässe abzuhalten, und zwei Tage später hielt ich eine kleine Leiche in den Händen. Über das Aussehen des Vogels finde ich in dem ornithologischen Tagebuche, welches ich schon damals führte, folgende Aufzeichnungen:

„Schnabel schwärzlich, oben etwas dunkler und an der Spitze lichter; Füße trüb olivenschwarzgrün. Iris rotbraun. Kinn und Kehle weiß, Gesicht hellbraun, Oberkopf dunkelbraun, ebenso der Hinterhals, während der Vorderhals licht roströtlich gefärbt ist. Unterseite weiß, After- und Flankengegend braungraulich. Bürzel weiß, Weichen rostrot; Rücken, Mantel und Flügel dunkelbraun, letztere ohne Querbinde. Bug braun, Unterflügeldeckfedern weiß, große Schwingen graubraun.“ Spätere Studien belehrten mich, daß ich damit das aus der Herbstmauser hervorgehende Winterkleid des alten Zwergtauchers vor mir gehabt hatte. Diesem sehr ähnlich ist aber auch das Jugendkleid, welches sich in der Hauptsache dadurch von ihm unterscheidet, daß auf weißem Grunde streifenartige schwarze Flecke über Schläfen und Wangen verlaufen. Auch ist der Schnabel der jungen Vögel stets heller gefärbt, mehr grünlichbraungrau. Viel schöner nimmt sich das Hochzeitskleid der alten Vögel im Frühjahr aus. In diesem ist der Schnabel ganz schwarz mit einer scharf abgesetzten weißlichen Spitze, namentlich am Unterkiefer. Die Schnabelwinkel und der nackte Zügel sind gelbgrünlich. Die platt gedrückten Füße sind auf der Außenseite grünlichschwarz, auf der Innenseite dagegen viel lichter, mehr hornfarbig. Die Farbe der Iris ist braunrot. Ein seidenartig glänzendes Schwarz nimmt fast die ganze Oberseite ein, das am Mantel mehr in Braunschwarz übergeht, welch' letzteres auch der Kehle eigentümlich ist. Ganz allmählich geht das tiefe Schwarz an den Körperseiten in die Farbe des Unterrumpfes über, welche sich in der Bauchmitte als ein in ganz eigentümlicher Weise mit Schwarzgrau gewölktes Silberweiß von besonderem Glanze darstellt und je nach der Beleuchtung verschieden aussieht, indem es bald scheinbar ganz unter der Farbe des übrigen Körpers verschwindet, bald wie ein blinkender Schild sich aus derselben heraushebt. Sehr zum Schmucke gereicht dem Vogel ferner eine prächtig kastanienbraunrote Farbe, welche die Wangen, die Gurgel und die vorderen und seitlichen Partien des Oberhalses einnimmt. Die grauweißen Weichen sind rostfarbig, gestrichelt, die kurzen Pinselfedern, welche die Stelle des fehlenden Schwanzes vertreten, oben schwarzbraun und unten weißlichgrau. Der Flügel, an welchem im Gegensatze zu anderen Tauchern der Mangel eines Spiegels sofort auffällt, ist braunschwarz. Mit Ausnahme der pelzigen Unterseite ist das Gefieder sehr zart, weit und zerschlissen, stellenweise haarartig. Auf dem Oberkopfe und Hinterhalse sind die hier sehr dicht stehenden Federn zwar etwas verlängert und können in gesträubtem Zustande dem Vogel ein recht dickköpfiges Aussehen geben, aber von einer Schopf- oder Halskrausenbildung ist keine Spur. Je älter der Vogel, um so tiefer und glänzender das Schwarz, um so schärfer und schöner das Kastanienrot. Die Geschlechter sind nur dadurch verschieden, daß die Männchen in der Regel etwas

lebens hätte anpassen können, sein Gefieder war nicht mehr imstande, die Nässe abzuhalten, und zwei Tage später hielt ich eine kleine Leiche in den Händen. Über das Aussehen des Vogels finde ich in dem ornithologischen Tagebuche, welches ich schon damals führte, folgende Aufzeichnungen:

„Schnabel schwärzlich, oben etwas dunkler und an der Spitze lichter; Füße trüb olivenschwarzgrün. Iris rotbraun. Kinn und Kehle weiß, Gesicht hellbraun, Oberkopf dunkelbraun, ebenso der Hinterhals, während der Vorderhals licht roströtlich gefärbt ist. Unterseite weiß, After- und Flankengegend braungraulich. Bürzel weiß, Weichen rostrot; Rücken, Mantel und Flügel dunkelbraun, letztere ohne Querbinde. Bug braun, Unterflügeldeckfedern weiß, große Schwingen graubraun.“ Spätere Studien belehrten mich, daß ich damit das aus der Herbstmauser hervorgehende Winterkleid des alten Zwergtauchers vor mir gehabt hatte. Diesem sehr ähnlich ist aber auch das Jugendkleid, welches sich in der Hauptsache dadurch von ihm unterscheidet, daß auf weißem Grunde streifenartige schwarze Flecke über Schläfen und Wangen verlaufen. Auch ist der Schnabel der jungen Vögel stets heller gefärbt, mehr grünlichbraungrau. Viel schöner nimmt sich das Hochzeitskleid der alten Vögel im Frühjahr aus. In diesem ist der Schnabel ganz schwarz mit einer scharf abgesetzten weißlichen Spitze, namentlich am Unterkiefer. Die Schnabelwinkel und der nackte Zügel sind gelbgrünlich. Die platt gedrückten Füße sind auf der Außenseite grünlichschwarz, auf der Innenseite dagegen viel lichter, mehr hornfarbig. Die Farbe der Iris ist braunrot. Ein seidenartig glänzendes Schwarz nimmt fast die ganze Oberseite ein, das am Mantel mehr in Braunschwarz übergeht, welch' letzteres auch der Kehle eigentümlich ist. Ganz allmählich geht das tiefe Schwarz an den Körperseiten in die Farbe des Unterrumpfes über, welche sich in der Bauchmitte als ein in ganz eigentümlicher Weise mit Schwarzgrau gewölktes Silberweiß von besonderem Glanze darstellt und je nach der Beleuchtung verschieden aussieht, indem es bald scheinbar ganz unter der Farbe des übrigen Körpers verschwindet, bald wie ein blinkender Schild sich aus derselben heraushebt. Sehr zum Schmucke gereicht dem Vogel ferner eine prächtig kastanienbraunrote Farbe, welche die Wangen, die Gurgel und die vorderen und seitlichen Partien des Oberhalses einnimmt. Die grauweißen Weichen sind rostfarbig, gestrichelt, die kurzen Pinselfedern, welche die Stelle des fehlenden Schwanzes vertreten, oben schwarzbraun und unten weißlichgrau. Der Flügel, an welchem im Gegensatze zu anderen Tauchern der Mangel eines Spiegels sofort auffällt, ist braunschwarz. Mit Ausnahme der pelzigen Unterseite ist das Gefieder sehr zart, weit und zerschlissen, stellenweise haarartig. Auf dem Oberkopfe und Hinterhalse sind die hier sehr dicht stehenden Federn zwar etwas verlängert und können in gesträubtem Zustande dem Vogel ein recht dickköpfiges Aussehen geben, aber von einer Schopf- oder Halskrausenbildung ist keine Spur. Je älter der Vogel, um so tiefer und glänzender das Schwarz, um so schärfer und schöner das Kastanienrot. Die Geschlechter sind nur dadurch verschieden, daß die Männchen in der Regel etwas

lebens hätte anpassen können, sein Gefieder war nicht mehr imstande, die Nässe abzuhalten, und zwei Tage später hielt ich eine kleine Leiche in den Händen. Über das Aussehen des Vogels finde ich in dem ornithologischen Tagebuche, welches ich schon damals führte, folgende Aufzeichnungen:

„Schnabel schwärzlich, oben etwas dunkler und an der Spitze lichter; Füße trüb olivenschwarzgrün. Iris rotbraun. Kinn und Kehle weiß, Gesicht hellbraun, Oberkopf dunkelbraun, ebenso der Hinterhals, während der Vorderhals licht roströtlich gefärbt ist. Unterseite weiß, After- und Flankengegend braungraulich. Bürzel weiß, Weichen rostrot; Rücken, Mantel und Flügel dunkelbraun, letztere ohne Querbinde. Bug braun, Unterflügeldeckfedern weiß, große Schwingen graubraun." Spätere Studien belehrten mich, daß ich damit das aus der Herbstmauser hervorgehende Winterkleid des alten Zwergtauchers vor mir gehabt hatte. Diesem sehr ähnlich ist aber auch das Jugendkleid, welches sich in der Hauptsache dadurch von ihm unterscheidet, daß auf weißem Grunde streifenartige schwarze Flecke über Schläfen und Wangen verlaufen. Auch ist der Schnabel der jungen Vögel stets heller gefärbt, mehr grünlichbraungrau. Viel schöner nimmt sich das Hochzeitskleid der alten Vögel im Frühjahr aus. In diesem ist der Schnabel ganz schwarz mit einer scharf abgesetzten weißlichen Spitze, namentlich am Unterkiefer. Die Schnabelwinkel und der nackte Zügel sind gelbgrünlich. Die platt gedrückten Füße sind auf der Außenseite grünlichschwarz, auf der Innenseite dagegen viel lichter, mehr hornfarbig. Die Farbe der Iris ist braunrot. Ein seidenartig glänzendes Schwarz nimmt fast die ganze Oberseite ein, das am Mantel mehr in Braunschwarz übergeht, welch' letzteres auch der Kehle eigentümlich ist. Ganz allmählich geht das tiefe Schwarz an den Körperseiten in die Farbe des Unterrumpfes über, welche sich in der Bauchmitte als ein in ganz eigentümlicher Weise mit Schwarzgrau gewölktes Silberweiß von besonderem Glanze darstellt und je nach der Beleuchtung verschieden aussieht, indem es bald scheinbar ganz unter der Farbe des übrigen Körpers verschwindet, bald wie ein blinkender Schild sich aus derselben heraushebt. Sehr zum Schmucke gereicht dem Vogel ferner eine prächtig kastanienbraunrote Farbe, welche die Wangen, die Gurgel und die vorderen und seitlichen Partien des Oberhalses einnimmt. Die grauweißen Weichen sind rostfarbig, gestrichelt, die kurzen Pinselfedern, welche die Stelle des fehlenden Schwanzes vertreten, oben schwarzbraun und unten weißlichgrau. Der Flügel, an welchem im Gegensatze zu anderen Tauchern der Mangel eines Spiegels sofort auffällt, ist braunschwarz. Mit Ausnahme der pelzigen Unterseite ist das Gefieder sehr zart, weit und zerschlissen, stellenweise haarartig. Auf dem Oberkopfe und Hinterhalse sind die hier sehr dicht stehenden Federn zwar etwas verlängert und können in gesträubtem Zustande dem Vogel ein recht dickköpfiges Aussehen geben, aber von einer Schopf- oder Halskrausenbildung ist keine Spur. Je älter der Vogel, um so tiefer und glänzender das Schwarz, um so schärfer und schöner das Kastanienrot. Die Geschlechter sind nur dadurch verschieden, daß die Männchen in der Regel etwas

größer sind und schönere Farben im Gefieder haben, indem bei den Weibchen namentlich das Schwarz der Oberseite mehr ins Bräunliche zieht. Die Zwergtaucher machen eine doppelte Mauser durch, wobei jedoch die Schwungfedern nur von der je nach der Beendigung des Brutgeschäftes früher oder später einsetzenden Herbstmauser betroffen werden und dann so rasch ausfallen, daß die Vögel einige Wochen hindurch ganz flugunfähig sind. Da Herbst- und Hochzeitskleid so sehr von einander abweichen, findet man während der beiden Mauserperioden oft ganz buntscheckige Übergangsexemplare. Ganz allerliebst sehen auch die Dunenjungen aus, welche unter denen aller Taucher die dunkelsten sind. Die Hauptfarbe der Oberseite ist mit Ausnahme der silbergrauen Stirn ebenfalls ein tiefes Schwarz, von dem sich eine Anzahl scharf gezeichneter rotbrauner Streifen auf das prächtigste abhebt. Je ein solcher steht in kürzerer Strichform über dem Scheitel und über beiden Augen; zwei längere verlaufen auf dem Hinterhals und zwei weitere an den Halsseiten und über dem Rücken, wobei sie nach hinten zu an Breite zunehmen. Weniger lebhaft gefärbte und mehr verwaschene Streifen befinden sich auch in der Weichengegend. Die ganze Unterseite ist weiß, der Schnabel ist fleischfarbig mit grauer Firste, die Füße rötlichgrau mit gelblichem Anflug, die Iris perlgrau. Die nackten Teile verfärben sich aber rasch, während das Dunenkleid selbst ziemlich lange bestehen bleibt. Ausgewachsene Zwergtaucher messen in der Länge ca. 25 und in der Flugbreite 42—44 cm. Nach Osten hin scheinen diese Vögel kleiner, kurzschnäbliger und kurzzehiger zu werden (pygmaea Br.).

Der Verbreitungsbezirk des Zwergtauchers erstreckt sich über alle gemäßigten Gegenden von Europa, weniger Westasien, während er nach Südosten hin wieder häufiger wird. Nach Norden zu geht er nicht weit hinauf, ist schon im mittleren Schweden selten und selbst in Dänemark nur sparsam vertreten. Besonders gemein ist er in allen Landen der europäischen und asiatischen Türkei. Für Deutschland ist er, von den gebirgigen Gegenden abgesehen, ein überall verbreiteter Vogel, der aber doch in den nordöstlichen Provinzen schon viel sparsamer auftritt wie in den mittleren und südlichen. Obwohl er die Einsamkeit liebt und sich vor dem Menschen nach Möglichkeit verborgen hält, ist er doch auch dem gemeinen Manne wohl bekannt und hat deshalb eine Menge volkstümlicher Bezeichnungen erhalten, deren größten Teil er seinem bewunderungswürdigen Geschick in allerlei Tauchkünsten verdankt; so heißt er auch Zwergsteißfuß, kleiner Taucher, Tauchentlein, Kastanien-, Fluß-, Sumpf- und schwarzer Taucher, Haarentchen, Käferentchen, Ducker, Plümple, Tunkentli, Müderli und Grundruch. Sein wissenschaftlicher Name sowie die Bezeichnung „Flußtaucher" sind schlecht gewählt, denn in Wirklichkeit liebt er das rasch fließende Wasser durchaus

nicht und sucht stille, pflanzenbewachsene Winkel der Flüsse nur im Notfalle auf dem Zuge auf, am ehesten noch dann, wenn er sich von plötzlich hereinbrechender Kälte überraschen ließ, welche die Teiche mit einer Eisdecke überzog und ihm so die Möglichkeit raubte, auf denselben seiner Nahrung nachzugehen. Den Seestrand und das offene Meer vermeidet diese Art gänzlich. Auch ausgedehnte und deshalb größtenteils freie Süßwasserseen liebt er nicht und sucht sie nur auf dem Zuge auf, wie er überhaupt kleinere Teiche entschieden vor den großen bevorzugt. Er stellt an dieselben zwei Hauptbedingungen: sie müssen ruhig und einsam liegen und schlammigen Boden haben, denn ersteres ist ihm für seine Sicherheit und letzteres für seinen Nahrungserwerb notwendig; alles andere ist Nebensache. Gern hat er es, wenn das Wasser von untergetaucht wachsenden Pflanzen durchwuchert ist, aber doch dazwischen wieder freiere Stellen und kleinere Inselchen aufweist, wenn der Teich nicht kahl liegt, sondern von niedrigem Gebüsch umkränzt und von Schilf- und Rohrwänden durchzogen und in kleinere Reviere zerlegt wird. Waldteiche oder freie Feldteiche besucht er nur auf dem Zuge, vorausgesetzt, daß sie ihm die nötige Ruhe bieten. Dann wirft er sich wohl auch vorübergehend in Wassergräben oder in die den Enten und Gänsen zum Tummelplatz dienenden Dorfteiche, hält sich daselbst dann aber so versteckt und still, daß man ihn meistens gar nicht gewahr wird. In größeren Sümpfen und Brüchen findet er bisweilen auch ihm zusagende Aufenthaltsorte. Solche Gewässer aber, deren Oberfläche mit Nymphaea-Blättern überdeckt oder von Wasserlinsen und Algen erfüllt ist, sind ihm zuwider, weil ihn dies beim Tauchen belästigt, auch wohl das Wasser verdunkeln mag. — Für das nördliche Deutschland ist der Zwergtaucher ein Zugvogel, der aber als ein wetterharter Geselle meist schon Ende März, spätestens Anfang April bei uns eintrifft und im Herbste so lange als möglich in der Heimat ausharrt, d. h. bis seine Lieblingsgewässer zuzufrieren beginnen, was gemeiniglich erst im November der Fall zu sein pflegt. Schon im mittleren Deutschland versuchen manche zu überwintern, was sie in strengen Jahren freilich nicht selten mit dem Leben bezahlen müssen, indem sie vor Hunger und Kälte elendiglich zugrunde gehen. Sie halten sich dann regelmäßig an den Gewässern auf, welche am längsten

offen bleiben. In Süddeutschland bringen sie sich schon häufiger und besser durch den Winter. Weit geht die Wanderung dieser schwachen Flieger überhaupt nicht, denn das Gros bleibt schon in Südeuropa und Kleinasien, und nur wenige setzen nach Afrika hinüber. Sie wandern hoch in den Lüften und ausschließlich nachts, im Frühjahr einzeln oder paarweise, im Herbste dagegen mit Vorliebe in kleinen Gesellschaften von 5—15 Individuen, die aber nur locker zusammen halten.

Der Zwergtaucher ist ebenso wie seine Verwandten ein echter Schwimmvogel, der im und auf dem Wasser äußerst gewandt erscheint, aber sonderbar plump und unbehilflich, sobald er dasselbe verlassen hat. Sein ganzes Leben bringt er deshalb auch auf dem Wasser zu, nur zur Zugzeit erhebt er sich freiwillig in die Lüfte, und nur zum Zwecke des Brütens betritt er das feste Land. Sonst steigt er nur ganz gelegentlich und vorübergehend einmal auf kleine Schlamminselchen. Auch der Ruhe und dem Schlafe giebt er sich gewöhnlich schwimmend hin, wobei der Körper nur ganz flach wie ein Kork dem Wasserspiegel aufliegt, die Füße aus dem feuchten Elemente genommen und unter die Tragfedern gelegt, Kopf und Hals aber rückwärts gebogen und unter dem Flügel verborgen werden. Will sich der Vogel auf dem Lande ausruhen, so legt er sich platt auf Brust und Bauch und streckt die Füße breit gespreizt nach hinten aus. Richtet er sich empor, so steht der Körper wegen der zu weit hinten eingelenkten Füße ganz frei in der Luft, fast senkrecht, nur mit einer geringen Neigung nach vorn, wobei der Hals stark S-förmig zusammengedrückt und möglichst weit nach hinten gehalten wird. In dieser Stellung vermag er auch schußweise ziemlich schnell zu rennen, aber immer nur eine kurze Strecke weit, worauf er sich sofort sichtlich erschöpft wieder platt niederfallen läßt. Schon das bloße Aufrechtstehen scheint ihn eine gewisse Anstrengung zu kosten. Desto besser nimmt sich der Vogel aber schwimmend aus, wobei er bei jedem Ruderschlage gar anmutig mit dem listig drein blickenden Köpfchen nickt. Ist er im Gefühle vollster Sicherheit und Behaglichkeit, so ruht der schwimmende Körper nur ganz flach auf dem Wasser, sinkt aber um so tiefer, je mehr der Taucher in Aufregung gerät oder sich gefährdet glaubt, bis zuletzt nur noch ein schmaler Rückenstreif über die Wasser-

fläche hervorragt. Es hängt vollständig von der Willenskraft des Vogels ab, dies zu regulieren. Das Untertauchen selbst geschieht mit einem plötzlichen Ruck und unter einem leise plumpenden Geräusch, im Momente der Gefahr aber stets blitzschnell. Das Schwimmen unter dem Wasser vollzieht sich bei lang ausgestrecktem Körper und hurtig und stoßweise vollführten Fußbewegungen außerordentlich rasch, und glaube ich, daß dabei auch noch die Flügel als Ruder mit zu Hilfe genommen werden. Ein am Ufer nebenher laufender Mensch vermag nicht, mit dem unter Wasser schwimmenden Taucher gleichen Schritt zu halten! Gewöhnlich kommt der Vogel 75—100 Schritte weiter wieder zum Vorschein, welche Entfernung er aber auf das doppelte zu vergrößern vermag, wenn er sich bedroht glaubt. Länger als 1 ½ bis höchstens 2 Minuten vermag er übrigens nicht unter dem Wasser auszuhalten und muß dann wenigstens den Kopf für einen Augenblick hervor strecken, um frischen Atem zu schöpfen. In den verschmitztesten Tauchkünsten und dem geschicktesten Versteckspielen übertrifft dieser kleine Taucher alle seine größeren Verwandten. Merkt er nämlich, daß der Mensch ihm eine unliebsame Aufmerksamkeit zuwendet, so weiß er sich zum Auftauchen mit unglaublichem Geschick in möglichst weiter Entfernung stets ein solches Plätzchen auszusuchen, daß er hier spähenden Blicken möglichst verborgen bleibt, also eine Stelle, wo etwas Pflanzenwuchs sich findet oder Treibholz auf der Oberfläche schwimmt u. s. w. Es gehört schon ein außerordentlich scharfes Auge dazu, den zum Atemholen für einen Augenblick zwischen alten Rohrstoppeln hervor gestreckten Schnabel oder den Vogel selbst zu sehen, wie er in langgereckter Stellung steif und regungslos neben einem schwimmenden alten Aste blos mit Hals und Rücken heraus ragt. Bisweilen drückt er sich so auch am Ufer selbst und verändert seine trefflich gewählte Stellung erst, wenn man ihm ganz nahe auf den Leib rückt. Ganz absonderliche Stellungen nimmt unser Vogel auch dann an, wenn er sein Gefieder einölt, was bei seiner Lebensweise natürlich sehr oft und sehr gründlich nötig ist; bisweilen richtet er dabei den Körper ganz aus dem Wasser heraus, so daß nur die Füße in demselben verbleiben; lange kann er sich aber in einer solchen Positur natürlich nicht halten. Will er vom Wasserspiegel auffliegen, so läuft er gewissermaßen eine

Strecke über denselben hin, stößt sich kräftig mit den Füßen ab, richtet den Leib schräg empor, reckt den Hals lang aus und schlägt heftig mit den Flügeln. Endlich bekommt er Luft unter dieselben und steigt nun schief aufwärts in die Lüfte. Hat er erst einmal eine gewisse Höhe erreicht, so geht der Flug geradeaus mit überraschender Geschwindigkeit von statten, aber man sieht es den ungemein hastig und mit fast beängstigender Anstrengung bewegten Flügeln doch gleich an, wie viel Kraftaufwand dies den Vogel kostet. Jähe Schwenkungen vermag er nicht auszuführen, noch viel weniger zu schweben, sondern der ganze Flug hat etwas Unbeholfenes und Schwirrendes an sich, was lebhaft an die unvollkommenen Flugbewegungen gewisser Insekten erinnert. Das Niederlassen ist ein plattes Auffallen auf den Wasserspiegel, das mit ziemlichem Geräusche verbunden ist. Der Zwergtaucher steht an Flugfähigkeit seinen Gattungsverwandten entschieden noch nach und ist sich dieser Schwäche auch wohl bewußt, da er nur sehr schwer zum Auffliegen zu bringen ist, am ehesten noch gegen Abend zur Zugzeit auf von ihm nur vorübergehend aufgesuchten Teichen, fast gar nicht am Brutplatze. Vom Erdboden aus vermag er sich überhaupt nicht in die Luft zu erheben, und man kann deshalb bisweilen solche Stücke, welche auf dem Zuge durch irgend welchen Zufall auf festes Land verschlagen wurden, daselbst mit den Händen ergreifen. Namentlich da, wo die Teiche öfters beunruhigt werden, ist der Zwergtaucher mehr Nacht- als Tagvogel und während der Abenddämmerung am regsten, während er die Mittagsstunden über sich der Ruhe hingiebt. Wo er sich aber vollkommen sicher und unbehelligt weiß, geht er auch tagsüber ruhig seinen Geschäften nach. Seine Sinne sind vorzüglich entwickelt, und namentlich müssen Gesicht und Gehör als vortrefflich gelten. Sein Naturell ist gutmütig und behaglich; er ist mit sich selbst zufrieden und vermeidet überflüssige Gesellschaft. Desto treuer und inniger hängen die Gatten der einzelnen Paare an einander, während sie sonst ihresgleichen meiden und höchstens auf dem Herbstzuge sich zu kleinen Gesellschaften zusammenschlagen. Um die übrigen gefiederten Teichbewohner, selbst wenn sie in seiner nächsten Nachbarschaft hausen und eine annähernd gleiche Lebensweise führen, bekümmert sich der Zwergtaucher gar nicht, thut aber

auch keinem nur das geringste zu leide. Der Mensch mit seinem geräuschvollen Thun und Treiben ist ihm verhaßt, und er geht ihm deshalb nach Möglichkeit aus dem Wege. Als ein kluger, geistig begabter und mit den Umständen rechnender Vogel weiß er aber bei allem einen Unterschied zu machen und sich selbst an stille Dorfteiche in unmittelbarer Nähe menschlicher Behausungen zu gewöhnen, wenn ihn jahrelange Erfahrung gelehrt hat, daß er hier nichts zu fürchten braucht. Umgekehrt hält er sich da, wo das Gegenteil der Fall ist, tagsüber so ruhig und versteckt, daß selbst der aufmerksame Jäger und Beobachter keine Ahnung von seiner nahen Gegenwart hat. Die Stimme des Zwergtauchers ist für einen Wasservogel eine recht sanfte und angenehme und stellt sich dar als ein zwar an und für sich nicht lautes, aber doch in stillen Nächten weithin vernehmbares Pfeifen, das wie „Bib, bib, bib" klingt. Im allgemeinen wird dasselbe nur selten vernommen, am ehesten noch, wenn sie sich im Frühjahre während der Abenddämmerung plätschernd auf den Teichen herum jagen oder im Herbste gegenseitig zum Antritt der großen Wanderung auffordern. Als Paarungsruf wird dieser Laut oftmals und rasch hinter einander wiederholt, was einen hell und angenehm tönenden Triller ergiebt. Die Dunenjungen lassen leise piepende Töne vernehmen.

Die Fortpflanzungsperiode des Zwergtauchers erleidet dadurch oft wesentliche Verschiebungen, daß gerade diese kleine und schwache Art vielfach um ihre ersten Gelege kommt, in welchem Falle sie 3 und selbst 4 mal nisten, bis es ihnen endlich doch gelingt, eine Brut glücklich aufzubringen. Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß man gar nicht selten noch im August brütende Zwergtaucher beobachtet, während sich die ersten Eier schon Ende April vorzufinden pflegen. Es scheint aber nicht, als ob diese Vögel im glücklichen Falle 2 Bruten machen, obwohl ich darüber keine völlig sicheren Erfahrungen besitze. In merkwürdigem Widerspruch zu dem sonst so überaus mißtrauischen und vorsichtigen Naturell des Vogels steht es, daß die Nester keineswegs sehr versteckt angelegt werden, sondern vielmehr so frei, daß sie häufig schon von weitem sichtbar sind. Als Nistplatz wird am liebsten eine ziemlich weit vom Ufer entfernte Stelle mit spärlichem Wasserpflanzenwuchs in der unmittelbaren Nachbarschaft einer größeren Blänke ausgewählt,

Strecke über denselben hin, stößt sich kräftig mit den Füßen ab, richtet den Leib schräg empor, reckt den Hals lang aus und schlägt heftig mit den Flügeln. Endlich bekommt er Luft unter dieselben und steigt nun schief aufwärts in die Lüfte. Hat er erst einmal eine gewisse Höhe erreicht, so geht der Flug geradeaus mit überraschender Geschwindigkeit von statten, aber man sieht es den ungemein hastig und mit fast beängstigender Anstrengung bewegten Flügeln doch gleich an, wie viel Kraftaufwand dies den Vogel kostet. Jähe Schwenkungen vermag er nicht auszuführen, noch viel weniger zu schweben, sondern der ganze Flug hat etwas Unbeholfenes und Schwirrendes an sich, was lebhaft an die unvollkommenen Flugbewegungen gewisser Insekten erinnert. Das Niederlassen ist ein plattes Auffallen auf den Wasserspiegel, das mit ziemlichem Geräusche verbunden ist. Der Zwergtaucher steht an Flugfähigkeit seinen Gattungsverwandten entschieden noch nach und ist sich dieser Schwäche auch wohl bewußt, da er nur sehr schwer zum Auffliegen zu bringen ist, am ehesten noch gegen Abend zur Zugzeit auf von ihm nur vorübergehend aufgesuchten Teichen, fast gar nicht am Brutplatze. Vom Erdboden aus vermag er sich überhaupt nicht in die Luft zu erheben, und man kann deshalb bisweilen solche Stücke, welche auf dem Zuge durch irgend welchen Zufall auf festes Land verschlagen wurden, daselbst mit den Händen ergreifen. Namentlich da, wo die Teiche öfters beunruhigt werden, ist der Zwergtaucher mehr Nacht- als Tagvogel und während der Abenddämmerung am regsten, während er die Mittagsstunden über sich der Ruhe hingiebt. Wo er sich aber vollkommen sicher und unbehelligt weiß, geht er auch tagsüber ruhig seinen Geschäften nach. Seine Sinne sind vorzüglich entwickelt, und namentlich müssen Gesicht und Gehör als vortrefflich gelten. Sein Naturell ist gutmütig und behaglich; er ist mit sich selbst zufrieden und vermeidet überflüssige Gesellschaft. Desto treuer und inniger hängen die Gatten der einzelnen Paare an einander, während sie sonst ihresgleichen meiden und höchstens auf dem Herbstzuge sich zu kleinen Gesellschaften zusammenschlagen. Um die übrigen gefiederten Teichbewohner, selbst wenn sie in seiner nächsten Nachbarschaft hausen und eine annähernd gleiche Lebensweise führen, bekümmert sich der Zwergtaucher gar nicht, thut aber

auch keinem nur das geringste zu leide. Der Mensch mit seinem geräuschvollen Thun und Treiben ist ihm verhaßt, und er geht ihm deshalb nach Möglichkeit aus dem Wege. Als ein kluger, geistig begabter und mit den Umständen rechnender Vogel weiß er aber bei allem einen Unterschied zu machen und sich selbst an stille Dorfteiche in unmittelbarer Nähe menschlicher Behausungen zu gewöhnen, wenn ihn jahrelange Erfahrung gelehrt hat, daß er hier nichts zu fürchten braucht. Umgekehrt hält er sich da, wo das Gegenteil der Fall ist, tagsüber so ruhig und versteckt, daß selbst der aufmerksame Jäger und Beobachter keine Ahnung von seiner nahen Gegenwart hat. Die Stimme des Zwergtauchers ist für einen Wasservogel eine recht sanfte und angenehme und stellt sich dar als ein zwar an und für sich nicht lautes, aber doch in stillen Nächten weithin vernehmbares Pfeifen, das wie „Bib, bib, bib“ klingt. Im allgemeinen wird dasselbe nur selten vernommen, am ehesten noch, wenn sie sich im Frühjahre während der Abenddämmerung plätschernd auf den Teichen herum jagen oder im Herbste gegenseitig zum Antritt der großen Wanderung auffordern. Als Paarungsruf wird dieser Laut oftmals und rasch hinter einander wiederholt, was einen hell und angenehm tönenden Triller ergiebt. Die Dunenjungen lassen leise piepende Töne vernehmen.

Die Fortpflanzungsperiode des Zwergtauchers erleidet dadurch oft wesentliche Verschiebungen, daß gerade diese kleine
und schwache Art vielfach um ihre ersten Gelege kommt, in
welchem Falle sie 3 und selbst 4 mal nisten, bis es ihnen end-
lich doch gelingt, eine Brut glücklich aufzubringen. Unter diesen
Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß man gar nicht
selten noch im August brütende Zwergtaucher beobachtet, während
sich die ersten Eier schon Ende April vorzufinden pflegen. Es
scheint aber nicht, als ob diese Vögel im glücklichen Falle 2
Bruten machen, obwohl ich darüber keine völlig sich... Er-
fahrungen besitze. In merkwürdigem Widerspruch zu ...
überaus mißtrauischen und vorsichtigen Naturell de...
es, daß die Nester keineswegs sehr versteckt angelegt w...
vielmehr so frei, daß sie häufig schon von weite...
Als Nistplatz wird am liebsten eine ziemlich ...
entfernte Stelle mit spärlichem Wasserpflanzen...
unmittelbaren Nachbarschaft einer größeren Blänk...

Strecke über denselben hin, stößt sich kräftig mit den Füßen ab, richtet den Leib schräg empor, reckt den Hals lang aus und schlägt heftig mit den Flügeln. Endlich bekommt er Luft unter dieselben und steigt nun schief aufwärts in die Lüfte. Hat er erst einmal eine gewisse Höhe erreicht, so geht der Flug geradeaus mit überraschender Geschwindigkeit von statten, aber man sieht es den ungemein hastig und mit fast beängstigender Anstrengung bewegten Flügeln doch gleich an, wie viel Kraftaufwand dies den Vogel kostet. Jähe Schwenkungen vermag er nicht auszuführen, noch viel weniger zu schweben, sondern der ganze Flug hat etwas Unbeholfenes und Schwirrendes an sich, was lebhaft an die unvollkommenen Flugbewegungen gewisser Insekten erinnert. Das Niederlassen ist ein plattes Auffallen auf den Wasserspiegel, das mit ziemlichem Geräusche verbunden ist. Der Zwergtaucher steht an Flugfähigkeit seinen Gattungsverwandten entschieden noch nach und ist sich dieser Schwäche auch wohl bewußt, da er nur sehr schwer zum Auffliegen zu bringen ist, am ehesten noch gegen Abend zur Zugzeit auf von ihm nur vorübergehend aufgesuchten Teichen, fast gar nicht am Brutplatze. Vom Erdboden aus vermag er sich überhaupt nicht in die Luft zu erheben, und man kann deshalb bisweilen solche Stücke, welche auf dem Zuge durch irgend welchen Zufall auf festes Land verschlagen wurden, daselbst mit den Händen ergreifen. Namentlich da, wo die Teiche öfters beunruhigt werden, ist der Zwergtaucher mehr Nacht- als Tagvogel und während der Abenddämmerung am regsten, während er die Mittagsstunden über sich der Ruhe hingiebt. Wo er sich aber vollkommen sicher und unbehelligt weiß, geht er auch tagsüber ruhig seinen Geschäften nach. Seine Sinne sind vorzüglich entwickelt, und namentlich müssen Gesicht und Gehör als vortrefflich gelten. Sein Naturell ist gutmütig und behaglich; er ist mit sich selbst zufrieden und vermeidet überflüssige Gesellschaft. Desto treuer und inniger hängen die Gatten der einzelnen Paare an einander, während sie sonst ihresgleichen meiden und höchstens auf dem Herbstzuge sich zu kleinen Gesellschaften zusammenschlagen. Um die übrigen gefiederten Teichbewohner, selbst wenn sie in seiner nächsten Nachbarschaft hausen und eine annähernd gleiche Lebensweise führen, bekümmert sich der Zwergtaucher gar nicht, thut aber

auch keinem nur das geringste zu leide. Der Mensch mit seinem geräuschvollen Thun und Treiben ist ihm verhaßt, und er geht ihm deshalb nach Möglichkeit aus dem Wege. Als ein kluger, geistig begabter und mit den Umständen rechnender Vogel weiß er aber bei allem einen Unterschied zu machen und sich selbst an stille Dorfteiche in unmittelbarer Nähe menschlicher Behausungen zu gewöhnen, wenn ihn jahrelange Erfahrung gelehrt hat, daß er hier nichts zu fürchten braucht. Umgekehrt hält er sich da, wo das Gegenteil der Fall ist, tagsüber so ruhig und versteckt, daß selbst der aufmerksame Jäger und Beobachter keine Ahnung von seiner nahen Gegenwart hat. Die Stimme des Zwergtauchers ist für einen Wasservogel eine recht sanfte und angenehme und stellt sich dar als ein zwar an und für sich nicht lautes, aber doch in stillen Nächten weithin vernehmbares Pfeifen, das wie „Bib, bib, bib" klingt. Im allgemeinen wird dasselbe nur selten vernommen, am ehesten noch, wenn sie sich im Frühjahre während der Abenddämmerung plätschernd auf den Teichen herum jagen oder im Herbste gegenseitig zum Antritt der großen Wanderung auffordern. Als Paarungsruf wird dieser Laut oftmals und rasch hinter einander wiederholt, was einen hell und angenehm tönenden Triller ergiebt. Die Dunenjungen lassen leise piepende Töne vernehmen.

Die Fortpflanzungsperiode des Zwergtauchers erleidet dadurch oft wesentliche Verschiebungen, daß gerade diese kleine und schwache Art vielfach um ihre ersten Gelege kommt, in welchem Falle sie 3 und selbst 4 mal nisten, bis es ihnen endlich doch gelingt, eine Brut glücklich aufzubringen. Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß man gar nicht selten noch im August brütende Zwergtaucher beobachtet, während sich die ersten Eier schon Ende April vorzufinden pflegen. Es scheint aber nicht, als ob diese Vögel im glücklichen Falle 2 Bruten machen, obwohl ich darüber keine völlig sicheren Erfahrungen besitze. In merkwürdigem Widerspruch zu dem sonst so überaus mißtrauischen und vorsichtigen Naturell des Vogels steht es, daß die Nester keineswegs sehr versteckt angelegt werden, sondern vielmehr so frei, daß sie häufig schon von weitem sichtbar sind. Als Nistplatz wird am liebsten eine ziemlich weit vom Ufer entfernte Stelle mit spärlichem Wasserpflanzenwuchs in der unmittelbaren Nachbarschaft einer größeren Blänke ausgewählt,

Strecke über denselben hin, stößt sich kräftig mit den Füßen ab, richtet den Leib schräg empor, reckt den Hals lang aus und schlägt heftig mit den Flügeln. Endlich bekommt er Luft unter dieselben und steigt nun schief aufwärts in die Lüfte. Hat er erst einmal eine gewisse Höhe erreicht, so geht der Flug geradeaus mit überraschender Geschwindigkeit von statten, aber man sieht es den ungemein hastig und mit fast beängstigender Anstrengung bewegten Flügeln doch gleich an, wie viel Kraftaufwand dies den Vogel kostet. Jähe Schwenkungen vermag er nicht auszuführen, noch viel weniger zu schweben, sondern der ganze Flug hat etwas Unbeholfenes und Schwirrendes an sich, was lebhaft an die unvollkommenen Flugbewegungen gewisser Insekten erinnert. Das Niederlassen ist ein plattes Auffallen auf den Wasserspiegel, das mit ziemlichem Geräusche verbunden ist. Der Zwergtaucher steht an Flugfähigkeit seinen Gattungsverwandten entschieden noch nach und ist sich dieser Schwäche auch wohl bewußt, da er nur sehr schwer zum Auffliegen zu bringen ist, am ehesten noch gegen Abend zur Zugzeit auf von ihm nur vorübergehend aufgesuchten Teichen, fast gar nicht am Brutplatze. Vom Erdboden aus vermag er sich überhaupt nicht in die Luft zu erheben, und man kann deshalb bisweilen solche Stücke, welche auf dem Zuge durch irgend welchen Zufall auf festes Land verschlagen wurden, daselbst mit den Händen ergreifen. Namentlich da, wo die Teiche öfters beunruhigt werden, ist der Zwergtaucher mehr Nacht- als Tagvogel und während der Abenddämmerung am regsten, während er die Mittagsstunden über sich der Ruhe hingiebt. Wo er sich aber vollkommen sicher und unbehelligt weiß, geht er auch tagsüber ruhig seinen Geschäften nach. Seine Sinne sind vorzüglich entwickelt, und namentlich müssen Gesicht und Gehör als vortrefflich gelten. Sein Naturell ist gutmütig und behaglich; er ist mit sich selbst zufrieden und vermeidet überflüssige Gesellschaft. Desto treuer und inniger hängen die Gatten der einzelnen Paare an einander, während sie sonst ihresgleichen meiden und höchstens auf dem Herbstzuge sich zu kleinen Gesellschaften zusammenschlagen. Um die übrigen gefiederten Teichbewohner, selbst wenn sie in seiner nächsten Nachbarschaft hausen und eine annähernd gleiche Lebensweise führen, bekümmert sich der Zwergtaucher gar nicht, thut aber

auch keinem nur das geringste zu leide. Der Mensch mit seinem geräuschvollen Thun und Treiben ist ihm verhaßt, und er geht ihm deshalb nach Möglichkeit aus dem Wege. Als ein kluger, geistig begabter und mit den Umständen rechnender Vogel weiß er aber bei allem einen Unterschied zu machen und sich selbst an stille Dorfteiche in unmittelbarer Nähe menschlicher Behausungen zu gewöhnen, wenn ihn jahrelange Erfahrung gelehrt hat, daß er hier nichts zu fürchten braucht. Umgekehrt hält er sich da, wo das Gegenteil der Fall ist, tagsüber so ruhig und versteckt, daß selbst der aufmerksame Jäger und Beobachter keine Ahnung von seiner nahen Gegenwart hat. Die Stimme des Zwergtauchers ist für einen Wasservogel eine recht sanfte und angenehme und stellt sich dar als ein zwar an und für sich nicht lautes, aber doch in stillen Nächten weithin vernehmbares Pfeifen, das wie „Bib, bib, bib" klingt. Im allgemeinen wird dasselbe nur selten vernommen, am ehesten noch, wenn sie sich im Frühjahre während der Abenddämmerung plätschernd auf den Teichen herum jagen oder im Herbste gegenseitig zum Antritt der großen Wanderung auffordern. Als Paarungsruf wird dieser Laut oftmals und rasch hinter einander wiederholt, was einen hell und angenehm tönenden Triller ergiebt. Die Dunenjungen lassen leise piepende Töne vernehmen.

Die Fortpflanzungsperiode des Zwergtauchers erleidet dadurch oft wesentliche Verschiebungen, daß gerade diese kleine und schwache Art vielfach um ihre ersten Gelege kommt, in welchem Falle sie 3 und selbst 4 mal nisten, bis es ihnen endlich doch gelingt, eine Brut glücklich aufzubringen. Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß man gar nicht selten noch im August brütende Zwergtaucher beobachtet, während sich die ersten Eier schon Ende April vorzufinden pflegen. Es scheint aber nicht, als ob diese Vögel im glücklichen Falle 2 Bruten machen, obwohl ich darüber keine völlig sicheren Erfahrungen besitze. In merkwürdigem Widerspruch zu dem sonst so überaus mißtrauischen und vorsichtigen Naturell des Vogels steht es, daß die Nester keineswegs sehr versteckt angelegt werden, sondern vielmehr so frei, daß sie häufig schon von weitem sichtbar sind. Als Nistplatz wird am liebsten eine ziemlich weit vom Ufer entfernte Stelle mit spärlichem Wasserpflanzenwuchs in der unmittelbaren Nachbarschaft einer größeren Blänke ausgewählt,

Strecke über denselben hin, stößt sich kräftig mit den Füßen ab, richtet den Leib schräg empor, reckt den Hals lang aus und schlägt heftig mit den Flügeln. Endlich bekommt er Luft unter dieselben und steigt nun schief aufwärts in die Lüfte. Hat er erst einmal eine gewisse Höhe erreicht, so geht der Flug geradeaus mit überraschender Geschwindigkeit von statten, aber man sieht es den ungemein hastig und mit fast beängstigender Anstrengung bewegten Flügeln doch gleich an, wie viel Kraftaufwand dies den Vogel kostet. Jähe Schwenkungen vermag er nicht auszuführen, noch viel weniger zu schweben, sondern der ganze Flug hat etwas Unbeholfenes und Schwirrendes an sich, was lebhaft an die unvollkommenen Flugbewegungen gewisser Insekten erinnert. Das Niederlassen ist ein plattes Auffallen auf den Wasserspiegel, das mit ziemlichem Geräusche verbunden ist. Der Zwergtaucher steht an Flugfähigkeit seinen Gattungsverwandten entschieden noch nach und ist sich dieser Schwäche auch wohl bewußt, da er nur sehr schwer zum Auffliegen zu bringen ist, am ehesten noch gegen Abend zur Zugzeit auf von ihm nur vorübergehend aufgesuchten Teichen, fast gar nicht am Brutplatze. Vom Erdboden aus vermag er sich überhaupt nicht in die Luft zu erheben, und man kann deshalb bisweilen solche Stücke, welche auf dem Zuge durch irgend welchen Zufall auf festes Land verschlagen wurden, daselbst mit den Händen ergreifen. Namentlich da, wo die Teiche öfters beunruhigt werden, ist der Zwergtaucher mehr Nacht- als Tagvogel und während der Abenddämmerung am regsten, während er die Mittagsstunden über sich der Ruhe hingiebt. Wo er sich aber vollkommen sicher und unbehelligt weiß, geht er auch tagsüber ruhig seinen Geschäften nach. Seine Sinne sind vorzüglich entwickelt, und namentlich müssen Gesicht und Gehör als vortrefflich gelten. Sein Naturell ist gutmütig und behaglich; er ist mit sich selbst zufrieden und vermeidet überflüssige Gesellschaft. Desto treuer und inniger hängen die Gatten der einzelnen Paare an einander, während sie sonst ihresgleichen meiden und höchstens auf dem Herbstzuge sich zu kleinen Gesellschaften zusammenschlagen. Um die übrigen gefiederten Teichbewohner, selbst wenn sie in seiner nächsten Nachbarschaft hausen und eine annähernd gleiche Lebensweise führen, bekümmert sich der Zwergtaucher gar nicht, thut aber

auch keinem nur das geringste zu leide. Der Mensch mit seinem geräuschvollen Thun und Treiben ist ihm verhaßt, und er geht ihm deshalb nach Möglichkeit aus dem Wege. Als ein kluger, geistig begabter und mit den Umständen rechnender Vogel weiß er aber bei allem einen Unterschied zu machen und sich selbst an stille Dorfteiche in unmittelbarer Nähe menschlicher Behausungen zu gewöhnen, wenn ihn jahrelange Erfahrung gelehrt hat, daß er hier nichts zu fürchten braucht. Umgekehrt hält er sich da, wo das Gegenteil der Fall ist, tagsüber so ruhig und versteckt, daß selbst der aufmerksame Jäger und Beobachter keine Ahnung von seiner nahen Gegenwart hat. Die Stimme des Zwergtauchers ist für einen Wasservogel eine recht sanfte und angenehme und stellt sich dar als ein zwar an und für sich nicht lautes, aber doch in stillen Nächten weithin vernehmbares Pfeifen, das wie „Bib, bib, bib" klingt. Im allgemeinen wird dasselbe nur selten vernommen, am ehesten noch, wenn sie sich im Frühjahre während der Abenddämmerung plätschernd auf den Teichen herum jagen oder im Herbste gegenseitig zum Antritt der großen Wanderung auffordern. Als Paarungsruf wird dieser Laut oftmals und rasch hinter einander wiederholt, was einen hell und angenehm tönenden Triller ergiebt. Die Dunenjungen lassen leise piepende Töne vernehmen.

Die Fortpflanzungsperiode des Zwergtauchers erleidet dadurch oft wesentliche Verschiebungen, daß gerade diese kleine und schwache Art vielfach um ihre ersten Gelege kommt, in welchem Falle sie 3 und selbst 4 mal nisten, bis es ihnen endlich doch gelingt, eine Brut glücklich aufzubringen. Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß man gar nicht selten noch im August brütende Zwergtaucher beobachtet, während sich die ersten Eier schon Ende April vorzufinden pflegen. Es scheint aber nicht, als ob diese Vögel im glücklichen Falle 2 Bruten machen, obwohl ich darüber keine völlig sicheren Erfahrungen besitze. In merkwürdigem Widerspruch zu dem sonst so überaus mißtrauischen und vorsichtigen Naturell des Vogels steht es, daß die Nester keineswegs sehr versteckt angelegt werden, sondern vielmehr so frei, daß sie häufig schon von weitem sichtbar sind. Als Nistplatz wird am liebsten eine ziemlich weit vom Ufer entfernte Stelle mit spärlichem Wasserpflanzenwuchs in der unmittelbaren Nachbarschaft einer größeren Blänke ausgewählt,

lebens hätte anpassen können, sein Gefieder war nicht mehr imstande, die Nässe abzuhalten, und zwei Tage später hielt ich eine kleine Leiche in den Händen. Über das Aussehen des Vogels finde ich in dem ornithologischen Tagebuche, welches ich schon damals führte, folgende Aufzeichnungen:

„Schnabel schwärzlich, oben etwas dunkler und an der Spitze lichter; Füße trüb olivenschwarzgrün. Iris rotbraun. Kinn und Kehle weiß, Gesicht hellbraun, Oberkopf dunkelbraun, ebenso der Hinterhals, während der Vorderhals licht roströtlich gefärbt ist. Unterseite weiß, After- und Flankengegend braungraulich. Bürzel weiß, Weichen rostrot; Rücken, Mantel und Flügel dunkelbraun, letztere ohne Querbinde. Bug braun, Unterflügeldeckfedern weiß, große Schwingen graubraun." Spätere Studien belehrten mich, daß ich damit das aus der Herbstmauser hervorgehende Winterkleid des alten Zwergtauchers vor mir gehabt hatte. Diesem sehr ähnlich ist aber auch das Jugendkleid, welches sich in der Hauptsache dadurch von ihm unterscheidet, daß auf weißem Grunde streifenartige schwarze Flecke über Schläfen und Wangen verlaufen. Auch ist der Schnabel der jungen Vögel stets heller gefärbt, mehr grünlichbraungrau. Viel schöner nimmt sich das Hochzeitskleid der alten Vögel im Frühjahr aus. In diesem ist der Schnabel ganz schwarz mit einer scharf abgesetzten weißlichen Spitze, namentlich am Unterkiefer. Die Schnabelwinkel und der nackte Zügel sind gelbgrünlich. Die platt gedrückten Füße sind auf der Außenseite grünlichschwarz, auf der Innenseite dagegen viel lichter, mehr hornfarbig. Die Farbe der Iris ist braunrot. Ein seidenartig glänzendes Schwarz nimmt fast die ganze Oberseite ein, das am Mantel mehr in Braunschwarz übergeht, welch' letzteres auch der Kehle eigentümlich ist. Ganz allmählich geht das tiefe Schwarz an den Körperseiten in die Farbe des Unterrumpfes über, welche sich in der Bauchmitte als ein in ganz eigentümlicher Weise mit Schwarzgrau gewölktes Silberweiß von besonderem Glanze darstellt und je nach der Beleuchtung verschieden aussieht, indem es bald scheinbar ganz unter der Farbe des übrigen Körpers verschwindet, bald wie ein blinkender Schild sich aus derselben heraushebt. Sehr zum Schmucke gereicht dem Vogel ferner eine prächtig kastanienbraunrote Farbe, welche die Wangen, die Gurgel und die vorderen und seitlichen Partien des Oberhalses einnimmt. Die grauweißen Weichen sind rostfarbig, gestrichelt, die kurzen Pinselfedern, welche die Stelle des fehlenden Schwanzes vertreten, oben schwarzbraun und unten weißlichgrau. Der Flügel, an welchem im Gegensatze zu anderen Tauchern der Mangel eines Spiegels sofort auffällt, ist braunschwarz. Mit Ausnahme der pelzigen Unterseite ist das Gefieder sehr zart, weit und zerschlissen, stellenweise haarartig. Auf dem Oberkopfe und Hinterhalse sind die hier sehr dicht stehenden Federn zwar etwas verlängert und können in gesträubtem Zustande dem Vogel ein recht dickköpfiges Aussehen geben, aber von einer Schopf- oder Halskrausenbildung ist keine Spur. Je älter der Vogel, um so tiefer und glänzender das Schwarz, um so schärfer und schöner das Kastanienrot. Die Geschlechter sind nur dadurch verschieden, daß die Männchen in der Regel etwas

größer sind und schönere Farben im Gefieder haben, indem bei den Weibchen namentlich das Schwarz der Oberseite mehr ins Bräunliche zieht. Die Zwergtaucher machen eine doppelte Mauser durch, wobei jedoch die Schwungfedern nur von der je nach der Beendigung des Brutgeschäftes früher oder später einsetzenden Herbstmauser betroffen werden und dann so rasch ausfallen, daß die Vögel einige Wochen hindurch ganz flugunfähig sind. Da Herbst- und Hochzeitskleid so sehr von einander abweichen, findet man während der beiden Mauserperioden oft ganz buntscheckige Übergangsexemplare. Ganz allerliebst sehen auch die Dunenjungen aus, welche unter denen aller Taucher die dunkelsten sind. Die Hauptfarbe der Oberseite ist mit Ausnahme der silbergrauen Stirn ebenfalls ein tiefes Schwarz, von dem sich eine Anzahl scharf gezeichneter rotbrauner Streifen auf das prächtigste abhebt. Je ein solcher steht in kürzerer Strichform über dem Scheitel und über beiden Augen; zwei längere verlaufen auf dem Hinterhals und zwei weitere an den Halsseiten und über dem Rücken, wobei sie nach hinten zu an Breite zunehmen. Weniger lebhaft gefärbte und mehr verwaschene Streifen befinden sich auch in der Weichengegend. Die ganze Unterseite ist weiß, der Schnabel ist fleischfarbig mit grauer Firste, die Füße rötlichgrau mit gelblichem Anflug, die Iris perlgrau. Die nackten Teile verfärben sich aber rasch, während das Dunenkleid selbst ziemlich lange bestehen bleibt. Ausgewachsene Zwergtaucher messen in der Länge ca. 25 und in der Flugbreite 42—44 cm. Nach Osten hin scheinen diese Vögel kleiner, kurzschnäbliger und kurzzehiger zu werden (pygmaea Br.).

Der Verbreitungsbezirk des Zwergtauchers erstreckt sich über alle gemäßigten Gegenden von Europa, weniger Westasien, während er nach Südosten hin wieder häufiger wird. Nach Norden zu geht er nicht weit hinauf, ist schon im mittleren Schweden selten und selbst in Dänemark nur sparsam vertreten. Besonders gemein ist er in allen Landen der europäischen und asiatischen Türkei. Für Deutschland ist er, von den gebirgigen Gegenden abgesehen, ein überall verbreiteter Vogel, der aber doch in den nordöstlichen Provinzen schon viel sparsamer auftritt wie in den mittleren und südlichen. Obwohl er die Einsamkeit liebt und sich vor dem Menschen nach Möglichkeit verborgen hält, ist er doch auch dem gemeinen Manne wohl bekannt und hat deshalb eine Menge volkstümlicher Bezeichnungen erhalten, deren größten Teil er seinem bewunderungswürdigen Geschick in allerlei Tauchkünsten verdankt; so heißt er auch Zwergsteißfuß, kleiner Taucher, Tauchentlein, Kastanien-, Fluß-, Sumpf- und schwarzer Taucher, Haarentchen, Käferentchen, Ducker, Plümple, Tunkentli, Müderli und Grundruch. Sein wissenschaftlicher Name sowie die Bezeichnung „Flußtaucher" sind schlecht gewählt, denn in Wirklichkeit liebt er das rasch fließende Wasser durchaus

nicht und sucht stille, pflanzenbewachsene Winkel der Flüsse nur im Notfalle auf dem Zuge auf, am ehesten noch dann, wenn er sich von plötzlich hereinbrechender Kälte überraschen ließ, welche die Teiche mit einer Eisdecke überzog und ihm so die Möglichkeit raubte, auf denselben seiner Nahrung nachzugehen. Den Seestrand und das offene Meer vermeidet diese Art gänzlich. Auch ausgedehnte und deshalb größtenteils freie Süßwasserseen liebt er nicht und sucht sie nur auf dem Zuge auf, wie er überhaupt kleinere Teiche entschieden vor den großen bevorzugt. Er stellt an dieselben zwei Hauptbedingungen: sie müssen ruhig und einsam liegen und schlammigen Boden haben, denn ersteres ist ihm für seine Sicherheit und letzteres für seinen Nahrungserwerb notwendig; alles andere ist Nebensache. Gern hat er es, wenn das Wasser von untergetaucht wachsenden Pflanzen durchwuchert ist, aber doch dazwischen wieder freiere Stellen und kleinere Inselchen aufweist, wenn der Teich nicht kahl liegt, sondern von niedrigem Gebüsch umkränzt und von Schilf- und Rohrwänden durchzogen und in kleinere Reviere zerlegt wird. Waldteiche oder freie Feldteiche besucht er nur auf dem Zuge, vorausgesetzt, daß sie ihm die nötige Ruhe bieten. Dann wirft er sich wohl auch vorübergehend in Wassergräben oder in die den Enten und Gänsen zum Tummelplatz dienenden Dorfteiche, hält sich daselbst dann aber so versteckt und still, daß man ihn meistens gar nicht gewahr wird. In größeren Sümpfen und Brüchen findet er bisweilen auch ihm zusagende Aufenthaltsorte. Solche Gewässer aber, deren Oberfläche mit Nymphaea-Blättern überdeckt oder von Wasserlinsen und Algen erfüllt ist, sind ihm zuwider, weil ihn dies beim Tauchen belästigt, auch wohl das Wasser verdunkeln mag. — Für das nördliche Deutschland ist der Zwergtaucher ein Zugvogel, der aber als ein wetterharter Geselle meist schon Ende März, spätestens Anfang April bei uns eintrifft und im Herbste so lange als möglich in der Heimat ausharrt, d. h. bis seine Lieblingsgewässer zuzufrieren beginnen, was gemeiniglich erst im November der Fall zu sein pflegt. Schon im mittleren Deutschland versuchen manche zu überwintern, was sie in strengen Jahren freilich nicht selten mit dem Leben bezahlen müssen, indem sie vor Hunger und Kälte elendiglich zugrunde gehen. Sie halten sich dann regelmäßig an den Gewässern auf, welche am längsten

offen bleiben. In Süddeutschland bringen sie sich schon häufiger und besser durch den Winter. Weit geht die Wanderung dieser schwachen Flieger überhaupt nicht, denn das Gros bleibt schon in Südeuropa und Kleinasien, und nur wenige setzen nach Afrika hinüber. Sie wandern hoch in den Lüften und ausschließlich nachts, im Frühjahr einzeln oder paarweise, im Herbste dagegen mit Vorliebe in kleinen Gesellschaften von 5—15 Individuen, die aber nur locker zusammen halten.

Der Zwergtaucher ist ebenso wie seine Verwandten ein echter Schwimmvogel, der im und auf dem Wasser äußerst gewandt erscheint, aber sonderbar plump und unbehilflich, sobald er dasselbe verlassen hat. Sein ganzes Leben bringt er deshalb auch auf dem Wasser zu, nur zur Zugzeit erhebt er sich freiwillig in die Lüfte, und nur zum Zwecke des Brütens betritt er das feste Land. Sonst steigt er nur ganz gelegentlich und vorübergehend einmal auf kleine Schlamminselchen. Auch der Ruhe und dem Schlafe giebt er sich gewöhnlich schwimmend hin, wobei der Körper nur ganz flach wie ein Kork dem Wasserspiegel aufliegt, die Füße aus dem feuchten Elemente genommen und unter die Tragfedern gelegt, Kopf und Hals aber rückwärts gebogen und unter dem Flügel verborgen werden. Will sich der Vogel auf dem Lande ausruhen, so legt er sich platt auf Brust und Bauch und streckt die Füße breit gespreizt nach hinten aus. Richtet er sich empor, so steht der Körper wegen der zu weit hinten eingelenkten Füße ganz frei in der Luft, fast senkrecht, nur mit einer geringen Neigung nach vorn, wobei der Hals stark S-förmig zusammengedrückt und möglichst weit nach hinten gehalten wird. In dieser Stellung vermag er auch schußweise ziemlich schnell zu rennen, aber immer nur eine kurze Strecke weit, worauf er sich sofort sichtlich erschöpft wieder platt niederfallen läßt. Schon das bloße Aufrechtstehen scheint ihn eine gewisse Anstrengung zu kosten. Desto besser nimmt sich der Vogel aber schwimmend aus, wobei er bei jedem Ruderschlage gar anmutig mit dem listig drein blickenden Köpfchen nickt. Ist er im Gefühle vollster Sicherheit und Behaglichkeit, so ruht der schwimmende Körper nur ganz flach auf dem Wasser, sinkt aber um so tiefer, je mehr der Taucher in Aufregung gerät oder sich gefährdet glaubt, bis zuletzt nur noch ein schmaler Rückenstreif über die Wasser-

fläche hervorragt. Es hängt vollständig von der Willenskraft des Vogels ab, dies zu regulieren. Das Untertauchen selbst geschieht mit einem plötzlichen Ruck und unter einem leise plumpenden Geräusch, im Momente der Gefahr aber stets blitzschnell. Das Schwimmen unter dem Wasser vollzieht sich bei lang ausgestrecktem Körper und hurtig und stoßweise vollführten Fußbewegungen außerordentlich rasch, und glaube ich, daß dabei auch noch die Flügel als Ruder mit zu Hilfe genommen werden. Ein am Ufer nebenher laufender Mensch vermag nicht, mit dem unter Wasser schwimmenden Taucher gleichen Schritt zu halten! Gewöhnlich kommt der Vogel 75—100 Schritte weiter wieder zum Vorschein, welche Entfernung er aber auf das doppelte zu vergrößern vermag, wenn er sich bedroht glaubt. Länger als 1 $^1/_2$ bis höchstens 2 Minuten vermag er übrigens nicht unter dem Wasser auszuhalten und muß dann wenigstens den Kopf für einen Augenblick hervor strecken, um frischen Atem zu schöpfen. In den verschmitztesten Tauchkünsten und dem geschicktesten Versteckspielen übertrifft dieser kleine Taucher alle seine größeren Verwandten. Merkt er nämlich, daß der Mensch ihm eine unliebsame Aufmerksamkeit zuwendet, so weiß er sich zum Auftauchen mit unglaublichem Geschick in möglichst weiter Entfernung stets ein solches Plätzchen auszusuchen, daß er hier spähenden Blicken möglichst verborgen bleibt, also eine Stelle, wo etwas Pflanzenwuchs sich findet oder Treibholz auf der Oberfläche schwimmt u. s. w. Es gehört schon ein außerordentlich scharfes Auge dazu, den zum Atemholen für einen Augenblick zwischen alten Rohrstoppeln hervor gestreckten Schnabel oder den Vogel selbst zu sehen, wie er in langgereckter Stellung steif und regungslos neben einem schwimmenden alten Aste blos mit Hals und Rücken heraus ragt. Bisweilen drückt er sich so auch am Ufer selbst und verändert seine trefflich gewählte Stellung erst, wenn man ihm ganz nahe auf den Leib rückt. Ganz absonderliche Stellungen nimmt unser Vogel auch dann an, wenn er sein Gefieder einölt, was bei seiner Lebensweise natürlich sehr oft und sehr gründlich nötig ist; bisweilen richtet er dabei den Körper ganz aus dem Wasser heraus, so daß nur die Füße in demselben verbleiben; lange kann er sich aber in einer solchen Positur natürlich nicht halten. Will er vom Wasserspiegel auffliegen, so läuft er gewissermaßen eine

Strecke über denselben hin, stößt sich kräftig mit den Füßen ab, richtet den Leib schräg empor, reckt den Hals lang aus und schlägt heftig mit den Flügeln. Endlich bekommt er Luft unter dieselben und steigt nun schief aufwärts in die Lüfte. Hat er erst einmal eine gewisse Höhe erreicht, so geht der Flug geradeaus mit überraschender Geschwindigkeit von statten, aber man sieht es den ungemein hastig und mit fast beängstigender Anstrengung bewegten Flügeln doch gleich an, wie viel Kraftaufwand dies den Vogel kostet. Jähe Schwenkungen vermag er nicht auszuführen, noch viel weniger zu schweben, sondern der ganze Flug hat etwas Unbeholfenes und Schwirrendes an sich, was lebhaft an die unvollkommenen Flugbewegungen gewisser Insekten erinnert. Das Niederlassen ist ein plattes Auffallen auf den Wasserspiegel, das mit ziemlichem Geräusche verbunden ist. Der Zwergtaucher steht an Flugfähigkeit seinen Gattungsverwandten entschieden noch nach und ist sich dieser Schwäche auch wohl bewußt, da er nur sehr schwer zum Auffliegen zu bringen ist, am ehesten noch gegen Abend zur Zugzeit auf von ihm nur vorübergehend aufgesuchten Teichen, fast gar nicht am Brutplatze. Vom Erdboden aus vermag er sich überhaupt nicht in die Luft zu erheben, und man kann deshalb bisweilen solche Stücke, welche auf dem Zuge durch irgend welchen Zufall auf festes Land verschlagen wurden, daselbst mit den Händen ergreifen. Namentlich da, wo die Teiche öfters beunruhigt werden, ist der Zwergtaucher mehr Nacht- als Tagvogel und während der Abenddämmerung am regsten, während er die Mittagsstunden über sich der Ruhe hingiebt. Wo er sich aber vollkommen sicher und unbehelligt weiß, geht er auch tagsüber ruhig seinen Geschäften nach. Seine Sinne sind vorzüglich entwickelt, und namentlich müssen Gesicht und Gehör als vortrefflich gelten. Sein Naturell ist gutmütig und behaglich; er ist mit sich selbst zufrieden und vermeidet überflüssige Gesellschaft. Desto treuer und inniger hängen die Gatten der einzelnen Paare an einander, während sie sonst ihresgleichen meiden und höchstens auf dem Herbstzuge sich zu kleinen Gesellschaften zusammenschlagen. Um die übrigen gefiederten Teichbewohner, selbst wenn sie in seiner nächsten Nachbarschaft hausen und eine annähernd gleiche Lebensweise führen, bekümmert sich der Zwergtaucher gar nicht, thut aber

auch keinem nur das geringste zu leide. Der Mensch mit seinem geräuschvollen Thun und Treiben ist ihm verhaßt, und er geht ihm deshalb nach Möglichkeit aus dem Wege. Als ein kluger, geistig begabter und mit den Umständen rechnender Vogel weiß er aber bei allem einen Unterschied zu machen und sich selbst an stille Dorfteiche in unmittelbarer Nähe menschlicher Behausungen zu gewöhnen, wenn ihn jahrelange Erfahrung gelehrt hat, daß er hier nichts zu fürchten braucht. Umgekehrt hält er sich da, wo das Gegenteil der Fall ist, tagsüber so ruhig und versteckt, daß selbst der aufmerksame Jäger und Beobachter keine Ahnung von seiner nahen Gegenwart hat. Die Stimme des Zwergtauchers ist für einen Wasservogel eine recht sanfte und angenehme und stellt sich dar als ein zwar an und für sich nicht lautes, aber doch in stillen Nächten weithin vernehmbares Pfeifen, das wie „Bib, bib, bib“ klingt. Im allgemeinen wird dasselbe nur selten vernommen, am ehesten noch, wenn sie sich im Frühjahre während der Abenddämmerung plätschernd auf den Teichen herum jagen oder im Herbste gegenseitig zum Antritt der großen Wanderung auffordern. Als Paarungsruf wird dieser Laut oftmals und rasch hinter einander wiederholt, was einen hell und angenehm tönenden Triller ergiebt. Die Dunenjungen lassen leise piepende Töne vernehmen.

Die Fortpflanzungsperiode des Zwergtauchers erleidet dadurch oft wesentliche Verschiebungen, daß gerade diese kleine und schwache Art vielfach um ihre ersten Gelege kommt, in welchem Falle sie 3 und selbst 4 mal nisten, bis es ihnen endlich doch gelingt, eine Brut glücklich aufzubringen. Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß man gar nicht selten noch im August brütende Zwergtaucher beobachtet, während sich die ersten Eier schon Ende April vorzufinden pflegen. Es scheint aber nicht, als ob diese Vögel im glücklichen Falle 2 Bruten machen, obwohl ich darüber keine völlig sicheren Erfahrungen besitze. In merkwürdigem Widerspruch zu dem sonst so überaus mißtrauischen und vorsichtigen Naturell des Vogels steht es, daß die Nester keineswegs sehr versteckt angelegt werden, sondern vielmehr so frei, daß sie häufig schon von weitem sichtbar sind. Als Nistplatz wird am liebsten eine ziemlich weit vom Ufer entfernte Stelle mit spärlichem Wasserpflanzenwuchs in der unmittelbaren Nachbarschaft einer größeren Blänke ausgewählt,

woselbst das flottierende Nest entweder an einigen Halmen befestigt wird oder auch ganz frei zwischen solchen auf den Wellen schaukelt. Das Nest selbst ist weiter nichts als wie ein verhältnismäßig großer, mehr zusammen getragener wie geflochtener Haufen von allerlei moderndem Pflanzenwust, oben mit einer seichten Mulde, in welche die 3—6 Eier zu liegen kommen. Je früher das Gelege, desto größer die Eierzahl. Die Eier selbst sind von länglicher Form, messen ca. 36 mm in der Länge und 25 mm in der Breite, haben einen kalkigen Überzug und sehen ursprünglich weißlich aus mit einem Stich in's Grüngelbliche; durch die fortwährende Berührung mit den feuchten und faulenden Pflanzenstoffen erhalten sie aber nach und nach einen mehr bräunlichen Grundton oder grünbraune Marmelflecken. Sie werden 3 Wochen lang von beiden Alten abwechselnd und mit gleicher Hingebung bebrütet, welche dabei eine sehr hohe Brutwärme entwickeln müssen, da sich die Gelege immer warm anfühlen, obschon sie so feucht liegen und das Wasser oft durch die liederlich gebauten Nester von unten hindurchdringt. Wenn diese Vögel ihre Eier zu irgend welchen Zwecken auf kürzere oder längere Zeit verlassen, sind sie stets bemüht, dieselben währenddem den Augen des lüsternen Raubzeuges nach Möglichkeit zu entziehen und erreichen dies dadurch, daß sie faulende Pflanzenteile dem Rande des Nestes oder tauchend dem Grunde des Teiches entnehmen und selbige über das Gelege decken. Sie versäumen diese Vorsicht, welche ihnen viele Eier erhalten mag, selbst dann nicht, wenn sie durch irgend einen vermutlichen Feind rasch und plötzlich aufgescheucht werden. Die einzelnen Nistbezirke sind sehr klein, werden aber eifersüchtig gegen das Eindringen anderer Artsgenossen verteidigt. Übrigens liegt Rauflust nicht im Charakter dieser harmlosen Vögel, und hat deshalb am liebsten jedes Pärchen einen wenn auch noch so kleinen Teich für sich, wo es nicht mit anderen in Berührung zu kommen braucht. Die ausschlüpfenden Dunenjungen verstehen gleich vom ersten Tage an vortrefflich zu schwimmen, aber nicht zu tauchen, was sie erst nach Ablauf einer Woche nach und nach unter der Anleitung der Alten lernen. Letztere zeigen sich sehr um ihre Nachkommenschaft besorgt, wie denn überhaupt das Familienleben der Taucher ein sehr inniges ist. Über das Besteigen der alten Vögel durch

die Jungen und über den Transport derselben beim Tauchen unter den Flügeln werden wir bei den folgenden Arten Näheres erfahren.

Als Nahrung werden den Dunenjungen in der ersten Zeit hauptsächlich Mückenlarven auf der Schnabelspitze, dann auf der Oberfläche des Wassers dargeboten, schließlich durch Wassertreten in demselben herum gewirbelt, bis sie dieselben schwimmend und tauchend selbstständig erhaschen lernen. Es ist längst mit hinlänglicher Sicherheit festgestellt, daß die Nahrung des Zwergtauchers fast ausschließlich aus Insekten und deren Larven besteht, wobei er auch allerlei Pflanzengrün mit verschluckt. Er liest dieselbe teils schwimmend von der Oberfläche des Wassers auf, teils holt er sie sich tauchend von dem modrigen Boden, teils nimmt er sie von den Wasserpflanzen weg, wobei er bisweilen nach an denselben sitzenden Fliegen u. dergl. förmlich in die Höhe springt. Auf Kaulquappen und kleine Fröschchen macht er ebenfalls gerne Jagd, während große Exemplare dieser Gattung für ihn schon zu gewaltige Tiere sind. Winzige Fischchen fängt er sich nur im Notfalle, im Spätherbst und Nachwinter, wenn es ihm an anderer Nahrung gebricht. Kieselsteinchen findet man nur selten in seinem Magen, desto häufiger aber Federn aus seinem eigenen Brustpelz, die er sich selbst ausrauft und zur Beförderung der Verdauung und zum Schutze seiner schwachen Magenwände mit hinunterwürgt. Aus alledem geht hervor, daß er dem Menschen und insbesondere der Fischerei keinen nur irgendwie nennenswerten Schaden verursacht, der letzteren im Gegenteil durch Vertilgung vieler die Fischbrut behelligenden Insektenlarven erheblichen Nutzen schafft. Da er außerdem für die von ihm bewohnten Teiche eine höchst eigenartige Zierde bildet, verdient er seitens des denkenden Naturfreundes die strengste Schonung und Schutz vor den gehässigen Verfolgungen einseitiger Fanatiker. Seinen Feinden aus dem Tierreich versteht er sich schon selbst zu entziehen, dank seiner stillen Lebensweise, seinen versteckten Aufenthaltsorten und seinen unübertrefflichen Tauchkünsten. Freilich gehen desto mehr von seinen Bruten durch die Nachstellung der Weihen, Krähen und Ratten sowie durch elementare Naturereignisse zu grunde. Da außerdem die Zahl der als Aufenthaltsorte für ihn geeigneten Teiche infolge unserer modernen

Kulturverhältnisse naturgemäß von Jahr zu Jahr abnimmt, ist sein Bestand leider fast überall mehr im Ab- als im Zunehmen begriffen. Sein thraniges Wildpret zeichnet sich durch einen widerlichen Bisamgeruch aus und ist deshalb nur bei besonders sorgfältiger Zubereitung einigermaßen genießbar. Sein Pelzwerk ist zu klein und zu wenig blendend in der Farbe, als daß es bisher die Habgier des Menschen hätte wachrufen können. Dagegen werden die Eier als sehr wohlschmeckend gerühmt, welche in gekochtem Zustande ein grünliches Eiweiß und ein hochrotes Dotter besitzen.

Die Jagd auf den Zwergtaucher, welche eigentlich nur für wissenschaftliche Zwecke Berechtigung hat, ist keineswegs leicht, denn sobald sich der ohnehin schon so vorsichtige Vogel verfolgt sieht, wird er ungemein scheu und mißtrauisch und vermag dann mit seinen schon geschilderten Tauchkünsten und Versteckspielen auch den gewitzigsten Jäger zu ermüden und zu täuschen. Besondere Fangmethoden für ihn kennt man kaum, doch kommt er zufällig oft genug in die Hände des Liebhabers, sei es, daß er sich auf einem abgelassenen Teiche verspätete oder auf dem Zuge irgendwie verunglückte. Friderich giebt für die Pflege in der Gefangenschaft folgende beherzigenswerte Ratschläge: „Anfangs stopfte ich sie mit klein geschnittenem Rinderherz, bis sie ihre Scheu abgelegt hatten, dann machte ich den Versuch, sie mit aufgequellten dürren Ameiseneiern und Mehlwürmern an Mischfutter zu gewöhnen, was auch gewöhnlich nicht lange anstand. Erhält man aber einen Zwergtaucher zur Sommerzeit, so setzt man in ein Wassergeschirr kleine Fischchen, Regenwürmer, kleine Frösche, Wasserinsekten, frische Ameiseneier und Mehlwürmer, welche sie ohne Scheu verzehren. Ist die Kufe tief genug, so taucht er bis zum Boden, wo man dann ganz deutlich sieht, daß er bloß mit den Füßen in großen Stößen rudert und die Augen offen hält. Dadurch kann man ihn auch zum Fressen bringen, ohne ihn zu stopfen. Das Wassergeschirr umgiebt man mit einer grünen Gardine, damit sich der Vogel etwas verbergen kann, was seiner Gewohnheit entspricht. Dann schreitet man zur Angewöhnung an künstliches Futter: zerriebenes Milchbrot, vermischt mit Herz und zerstückeltem Fischfleisch. Zu längerem Aufenthalt giebt man eine große Badekufe, mit Wasser ungefähr 35 cm aufgefüllt.

Sie verlangten nicht aus dem Wasser, putzten und fetteten sich behaglich ein, tauchten, wenn sie kein Futter holten, wenig und nur, wenn man an die Wanne trat. Im Zimmer waren sie ungeschickt, sprangen schußweise, ganz aufrecht, von einer Ecke in die andere, wo sie sich dann ruhig auf den Bauch legten und ergreifen ließen. Einen Ton hörte ich von den Gefangenen nicht. Eine Hauptsache ist es, das Futtergeschirr richtig anzubringen. Bei mir war es ein irdenes, grünes, ziemlich tiefes Schüsselchen, welches ich mit Draht oben an der Kufe befestigte, daß es etwa 2,5—3,0 cm über den Wasserspiegel hervorragte, der untere Teil aber ins Wasser hing. Hier konnten sie ganz bequem fressen, und dieses geschah, nachdem sie eingewöhnt waren, in reichlichem Maße. Ein an der Seite der Badekufe angebrachtes Brettchen, etwa 2 cm über dem Wasserspiegel, diente dazu, um Gelegenheit zum Aussteigen zu geben. Diese niedlichen Tierchen gewährten manche Unterhaltung und machen, nachdem die Einrichtung einmal getroffen ist, keine weiteren Unbequemlichkeiten. Vielleicht ließen sich auf einem Hofe in einem geräumigen und ziemlich tiefen Wasserbecken auch noch größere Arten dieser merkwürdigen Familie auf ähnliche Weise erhalten, was für die Liebhaber gewiß nicht ohne Interesse wäre. Kleine lebendige Fischchen und zerstückeltes Fischfleisch, den anderen Nahrungsmitteln beigesellt, wären dann jedenfalls am Platze. Noch muß ich bemerken, daß die kleinen Tauchentchen nicht eigentlich scheu, sondern gleich heimisch waren, nur wollten sie einige Tage nicht gutwillig fressen. Zum Fliegen machten sie im Zimmer keinen Versuch; sie plumpten vom Tisch herab wie ein Stein, ohne nur die Flügel zu öffnen; doch gebietet die Vorsicht, auf freiem Hofe die Flügelfedern zu beschneiden, weil sie wahrscheinlich bei Nacht sich nicht so gutwillig ihrer Flugwerkzeuge begeben möchten." Ich halte dies doch für überflüssig, da sie sich ja vom Erdboden aus nicht zu erheben vermögen und man ihnen so große Wasserbassins, daß es ihnen von da aus möglich wäre, doch nicht wird zur Verfügung stellen.

---

offen bleiben. In Süddeutschland bringen sie sich schon häufiger und besser durch den Winter. Weit geht die Wanderung dieser schwachen Flieger überhaupt nicht, denn das Gros bleibt schon in Südeuropa und Kleinasien, und nur wenige setzen nach Afrika hinüber. Sie wandern hoch in den Lüften und ausschließlich nachts, im Frühjahr einzeln oder paarweise, im Herbste dagegen mit Vorliebe in kleinen Gesellschaften von 5—15 Individuen, die aber nur locker zusammen halten.

Der Zwergtaucher ist ebenso wie seine Verwandten ein echter Schwimmvogel, der im und auf dem Wasser äußerst gewandt erscheint, aber sonderbar plump und unbehilflich, sobald er dasselbe verlassen hat. Sein ganzes Leben bringt er deshalb auch auf dem Wasser zu, nur zur Zugzeit erhebt er sich freiwillig in die Lüfte, und nur zum Zwecke des Brütens betritt er das feste Land. Sonst steigt er nur ganz gelegentlich und vorübergehend einmal auf kleine Schlamminselchen. Auch der Ruhe und dem Schlafe giebt er sich gewöhnlich schwimmend hin, wobei der Körper nur ganz flach wie ein Kork dem Wasserspiegel aufliegt, die Füße aus dem feuchten Elemente genommen und unter die Tragfedern gelegt, Kopf und Hals aber rückwärts gebogen und unter dem Flügel verborgen werden. Will sich der Vogel auf dem Lande ausruhen, so legt er sich platt auf Brust und Bauch und streckt die Füße breit gespreizt nach hinten aus. Richtet er sich empor, so steht der Körper wegen der zu weit hinten eingelenkten Füße ganz frei in der Luft, fast senkrecht, nur mit einer geringen Neigung nach vorn, wobei der Hals stark S-förmig zusammengedrückt und möglichst weit nach hinten gehalten wird. In dieser Stellung vermag er auch schußweise ziemlich schnell zu rennen, aber immer nur eine kurze Strecke weit, worauf er sich sofort sichtlich erschöpft wieder platt niederfallen läßt. Schon das bloße Aufrechtstehen scheint ihn eine gewisse Anstrengung zu kosten. Desto besser nimmt sich der Vogel aber schwimmend aus, wobei er bei jedem Ruderschlage gar anmutig mit dem listig drein blickenden Köpfchen nickt. Ist er im Gefühle vollster Sicherheit und Behaglichkeit, so ruht der schwimmende Körper nur ganz flach auf dem Wasser, sinkt aber um so tiefer, je mehr der Taucher in Aufregung gerät oder sich gefährdet glaubt, bis zuletzt nur noch ein schmaler Rückenstreif über die Wasser-

fläche hervorragt. Es hängt vollständig von der Willenskraft des Vogels ab, dies zu regulieren. Das Untertauchen selbst geschieht mit einem plötzlichen Ruck und unter einem leise plumpenden Geräusch, im Momente der Gefahr aber stets blitzschnell. Das Schwimmen unter dem Wasser vollzieht sich bei lang ausgestrecktem Körper und hurtig und stoßweise vollführten Fußbewegungen außerordentlich rasch, und glaube ich, daß dabei auch noch die Flügel als Ruder mit zu Hilfe genommen werden. Ein am Ufer nebenher laufender Mensch vermag nicht, mit dem unter Wasser schwimmenden Taucher gleichen Schritt zu halten! Gewöhnlich kommt der Vogel 75—100 Schritte weiter wieder zum Vorschein, welche Entfernung er aber auf das doppelte zu vergrößern vermag, wenn er sich bedroht glaubt. Länger als 1 1/2 bis höchstens 2 Minuten vermag er übrigens nicht unter dem Wasser auszuhalten und muß dann wenigstens den Kopf für einen Augenblick hervor strecken, um frischen Atem zu schöpfen. In den verschmitztesten Tauchkünsten und dem geschicktesten Versteckspielen übertrifft dieser kleine Taucher alle seine größeren Verwandten. Merkt er nämlich, daß der Mensch ihm eine unliebsame Aufmerksamkeit zuwendet, so weiß er sich zum Auftauchen mit unglaublichem Geschick in möglichst weiter Entfernung stets ein solches Plätzchen auszusuchen, daß er hier spähenden Blicken möglichst verborgen bleibt, also eine Stelle, wo etwas Pflanzenwuchs sich findet oder Treibholz auf der Oberfläche schwimmt u. s. w. Es gehört schon ein außerordentlich scharfes Auge dazu, den zum Atemholen für einen Augenblick zwischen alten Rohrstoppeln hervor gestreckten Schnabel oder den Vogel selbst zu sehen, wie er in langgereckter Stellung steif und regungslos neben einem schwimmenden alten Aste blos mit Hals und Rücken heraus ragt. Bisweilen drückt er sich so auch am Ufer selbst und verändert seine trefflich gewählte Stellung erst, wenn man ihm ganz nahe auf den Leib rückt. Ganz absonderliche Stellungen nimmt unser Vogel auch dann an, wenn er sein Gefieder einölt, was bei seiner Lebensweise natürlich sehr oft und sehr gründlich nötig ist; bisweilen richtet er dabei den Körper ganz aus dem Wasser heraus, so daß nur die Füße in demselben verbleiben; lange kann er sich aber in einer solchen Positur natürlich nicht halten. Will er vom Wasserspiegel auffliegen, so läuft er gewissermaßen eine

offen bleiben. In Süddeutschland bringen sie sich schon häufiger und besser durch den Winter. Weit geht die Wanderung dieser schwachen Flieger überhaupt nicht, denn das Gros bleibt schon in Südeuropa und Kleinasien, und nur wenige setzen nach Afrika hinüber. Sie wandern hoch in den Lüften und ausschließlich nachts, im Frühjahr einzeln oder paarweise, im Herbste dagegen mit Vorliebe in kleinen Gesellschaften von 5—15 Individuen, die aber nur locker zusammen halten.

Der Zwergtaucher ist ebenso wie seine Verwandten ein echter Schwimmvogel, der im und auf dem Wasser äußerst gewandt erscheint, aber sonderbar plump und unbehilflich, sobald er dasselbe verlassen hat. Sein ganzes Leben bringt er deshalb auch auf dem Wasser zu, nur zur Zugzeit erhebt er sich freiwillig in die Lüfte, und nur zum Zwecke des Brütens betritt er das feste Land. Sonst steigt er nur ganz gelegentlich und vorübergehend einmal auf kleine Schlamminselchen. Auch der Ruhe und dem Schlafe giebt er sich gewöhnlich schwimmend hin, wobei der Körper nur ganz flach wie ein Kork dem Wasserspiegel aufliegt, die Füße aus dem feuchten Elemente genommen und unter die Tragfedern gelegt, Kopf und Hals aber rückwärts gebogen und unter dem Flügel verborgen werden. Will sich der Vogel auf dem Lande ausruhen, so legt er sich platt auf Brust und Bauch und streckt die Füße breit gespreizt nach hinten aus. Richtet er sich empor, so steht der Körper wegen der zu weit hinten eingelenkten Füße ganz frei in der Luft, fast senkrecht, nur mit einer geringen Neigung nach vorn, wobei der Hals stark S-förmig zusammengedrückt und möglichst weit nach hinten gehalten wird. In dieser Stellung vermag er auch schußweise ziemlich schnell zu rennen, aber immer nur eine kurze Strecke weit, worauf er sich sofort sichtlich erschöpft wieder platt niederfallen läßt. Schon das bloße Aufrechtstehen scheint ihn eine gewisse Anstrengung zu kosten. Desto besser nimmt sich der Vogel aber schwimmend aus, wobei er bei jedem Ruderschlage gar anmutig mit dem listig drein blickenden Köpfchen nickt. Ist er im Gefühle vollster Sicherheit und Behaglichkeit, so ruht der schwimmende Körper nur ganz flach auf dem Wasser, sinkt aber um so tiefer, je mehr der Taucher in Aufregung gerät oder sich gefährdet glaubt, bis zuletzt nur noch ein schmaler Rückenstreif über die Wasser-

fläche hervorragt. Es hängt vollständig von der Willenskraft des Vogels ab, dies zu regulieren. Das Untertauchen selbst geschieht mit einem plötzlichen Ruck und unter einem leise plumpenden Geräusch, im Momente der Gefahr aber stets blitzschnell. Das Schwimmen unter dem Wasser vollzieht sich bei lang ausgestrecktem Körper und hurtig und stoßweise vollführten Fußbewegungen außerordentlich rasch, und glaube ich, daß dabei auch noch die Flügel als Ruder mit zu Hilfe genommen werden. Ein am Ufer nebenher laufender Mensch vermag nicht, mit dem unter Wasser schwimmenden Taucher gleichen Schritt zu halten! Gewöhnlich kommt der Vogel 75—100 Schritte weiter wieder zum Vorschein, welche Entfernung er aber auf das doppelte zu vergrößern vermag, wenn er sich bedroht glaubt. Länger als 1 ½ bis höchstens 2 Minuten vermag er übrigens nicht unter dem Wasser auszuhalten und muß dann wenigstens den Kopf für einen Augenblick hervor strecken, um frischen Atem zu schöpfen. In den verschmitztesten Tauchkünsten und dem geschicktesten Versteckspielen übertrifft dieser kleine Taucher alle seine größeren Verwandten. Merkt er nämlich, daß der Mensch ihm eine unliebsame Aufmerksamkeit zuwendet, so weiß er sich zum Auftauchen mit unglaublichem Geschick in möglichst weiter Entfernung stets ein solches Plätzchen auszusuchen, daß er hier spähenden Blicken möglichst verborgen bleibt, also eine Stelle, wo etwas Pflanzenwuchs sich findet oder Treibholz auf der Oberfläche schwimmt u. s. w. Es gehört schon ein außerordentlich scharfes Auge dazu, den zum Atemholen für einen Augenblick zwischen alten Rohrstoppeln hervor gestreckten Schnabel oder den Vogel selbst zu sehen, wie er in langgereckter Stellung steif und regungslos neben einem schwimmenden alten Aste blos mit Hals und Rücken heraus ragt. Bisweilen drückt er sich so auch am Ufer selbst und verändert seine trefflich gewählte Stellung erst, wenn man ihm ganz nahe auf den Leib rückt. Ganz absonderliche Stellungen nimmt unser Vogel auch dann an, wenn er sein Gefieder einölt, was bei seiner Lebensweise natürlich sehr oft und sehr gründlich nötig ist; bisweilen richtet er dabei den Körper ganz aus dem Wasser heraus, so daß nur die Füße in demselben verbleiben; lange kann er sich aber in einer solchen Positur natürlich nicht halten. Will er vom Wasserspiegel auffliegen, so läuft er gewissermaßen eine

Strecke über denselben hin, stößt sich kräftig mit den Füßen ab, richtet den Leib schräg empor, reckt den Hals lang aus und schlägt heftig mit den Flügeln. Endlich bekommt er Luft unter dieselben und steigt nun schief aufwärts in die Lüfte. Hat er erst einmal eine gewisse Höhe erreicht, so geht der Flug geradeaus mit überraschender Geschwindigkeit von statten, aber man sieht es den ungemein hastig und mit fast beängstigender Anstrengung bewegten Flügeln doch gleich an, wie viel Kraftaufwand dies den Vogel kostet. Jähe Schwenkungen vermag er nicht auszuführen, noch viel weniger zu schweben, sondern der ganze Flug hat etwas Unbeholfenes und Schwirrendes an sich, was lebhaft an die unvollkommenen Flugbewegungen gewisser Insekten erinnert. Das Niederlassen ist ein plattes Auffallen auf den Wasserspiegel, das mit ziemlichem Geräusche verbunden ist. Der Zwergtaucher steht an Flugfähigkeit seinen Gattungsverwandten entschieden noch nach und ist sich dieser Schwäche auch wohl bewußt, da er nur sehr schwer zum Auffliegen zu bringen ist, am ehesten noch gegen Abend zur Zugzeit auf von ihm nur vorübergehend aufgesuchten Teichen, fast gar nicht am Brutplatze. Vom Erdboden aus vermag er sich überhaupt nicht in die Luft zu erheben, und man kann deshalb bisweilen solche Stücke, welche auf dem Zuge durch irgend welchen Zufall auf festes Land verschlagen wurden, daselbst mit den Händen ergreifen. Namentlich da, wo die Teiche öfters beunruhigt werden, ist der Zwergtaucher mehr Nacht- als Tagvogel und während der Abenddämmerung am regsten, während er die Mittagsstunden über sich der Ruhe hingiebt. Wo er sich aber vollkommen sicher und unbehelligt weiß, geht er auch tagsüber ruhig seinen Geschäften nach. Seine Sinne sind vorzüglich entwickelt, und namentlich müssen Gesicht und Gehör als vortrefflich gelten. Sein Naturell ist gutmütig und behaglich; er ist mit sich selbst zufrieden und vermeidet überflüssige Gesellschaft. Desto treuer und inniger hängen die Gatten der einzelnen Paare an einander, während sie sonst ihresgleichen meiden und höchstens auf dem Herbstzuge sich zu kleinen Gesellschaften zusammenschlagen. Um die übrigen gefiederten Teichbewohner, selbst wenn sie in seiner nächsten Nachbarschaft hausen und eine annähernd gleiche Lebensweise führen, bekümmert sich der Zwergtaucher gar nicht, thut aber

auch keinem nur das geringste zu leide. Der Mensch mit seinem geräuschvollen Thun und Treiben ist ihm verhaßt, und er geht ihm deshalb nach Möglichkeit aus dem Wege. Als ein kluger, geistig begabter und mit den Umständen rechnender Vogel weiß er aber bei allem einen Unterschied zu machen und sich selbst an stille Dorfteiche in unmittelbarer Nähe menschlicher Behausungen zu gewöhnen, wenn ihn jahrelange Erfahrung gelehrt hat, daß er hier nichts zu fürchten braucht. Umgekehrt hält er sich da, wo das Gegenteil der Fall ist, tagsüber so ruhig und versteckt, daß selbst der aufmerksame Jäger und Beobachter keine Ahnung von seiner nahen Gegenwart hat. Die Stimme des Zwergtauchers ist für einen Wasservogel eine recht sanfte und angenehme und stellt sich dar als ein zwar an und für sich nicht lautes, aber doch in stillen Nächten weithin vernehmbares Pfeifen, das wie „Bib, bib, bib“ klingt. Im allgemeinen wird dasselbe nur selten vernommen, am ehesten noch, wenn sie sich im Frühjahre während der Abenddämmerung plätschernd auf den Teichen herum jagen oder im Herbste gegenseitig zum Antritt der großen Wanderung auffordern. Als Paarungsruf wird dieser Laut oftmals und rasch hinter einander wiederholt, was einen hell und angenehm tönenden Triller ergiebt. Die Dunenjungen lassen leise piepende Töne vernehmen.

Die Fortpflanzungsperiode des Zwergtauchers erleidet dadurch oft wesentliche Verschiebungen, daß gerade diese kleine und schwache Art vielfach um ihre ersten Gelege kommt, in welchem Falle sie 3 und selbst 4 mal nisten, bis es ihnen endlich doch gelingt, eine Brut glücklich aufzubringen. Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß man gar nicht selten noch im August brütende Zwergtaucher beobachtet, während sich die ersten Eier schon Ende April vorzufinden pflegen. Es scheint aber nicht, als ob diese Vögel im glücklichen Falle 2 Bruten machen, obwohl ich darüber keine völlig sicheren Erfahrungen besitze. In merkwürdigem Widerspruch zu dem sonst so überaus mißtrauischen und vorsichtigen Naturell des Vogels steht es, daß die Nester keineswegs sehr versteckt angelegt werden, sondern vielmehr so frei, daß sie häufig schon von weitem sichtbar sind. Als Nistplatz wird am liebsten eine ziemlich weit vom Ufer entfernte Stelle mit spärlichem Wasserpflanzenwuchs in der unmittelbaren Nachbarschaft einer größeren Blänke ausgewählt,

woselbst das flottierende Nest entweder an einigen Halmen befestigt wird oder auch ganz frei zwischen solchen auf den Wellen schaukelt. Das Nest selbst ist weiter nichts als wie ein verhältnismäßig großer, mehr zusammen getragener wie geflochtener Haufen von allerlei moderndem Pflanzenwust, oben mit einer seichten Mulde, in welche die 3—6 Eier zu liegen kommen. Je früher das Gelege, desto größer die Eierzahl. Die Eier selbst sind von länglicher Form, messen ca. 36 mm in der Länge und 25 mm in der Breite, haben einen kalkigen Überzug und sehen ursprünglich weißlich aus mit einem Stich in's Grüngelbliche; durch die fortwährende Berührung mit den feuchten und faulenden Pflanzenstoffen erhalten sie aber nach und nach einen mehr bräunlichen Grundton oder grünbraune Marmelflecken. Sie werden 3 Wochen lang von beiden Alten abwechselnd und mit gleicher Hingebung bebrütet, welche dabei eine sehr hohe Brutwärme entwickeln müssen, da sich die Gelege immer warm anfühlen, obschon sie so feucht liegen und das Wasser oft durch die liederlich gebauten Nester von unten hindurchdringt. Wenn diese Vögel ihre Eier zu irgend welchen Zwecken auf kürzere oder längere Zeit verlassen, sind sie stets bemüht, dieselben währenddem den Augen des lüsternen Raubzeuges nach Möglichkeit zu entziehen und erreichen dies dadurch, daß sie faulende Pflanzenteile dem Rande des Nestes oder tauchend dem Grunde des Teiches entnehmen und selbige über das Gelege decken. Sie versäumen diese Vorsicht, welche ihnen viele Eier erhalten mag, selbst dann nicht, wenn sie durch irgend einen vermutlichen Feind rasch und plötzlich aufgescheucht werden. Die einzelnen Nistbezirke sind sehr klein, werden aber eifersüchtig gegen das Eindringen anderer Artsgenossen verteidigt. Übrigens liegt Rauflust nicht im Charakter dieser harmlosen Vögel, und hat deshalb am liebsten jedes Pärchen einen wenn auch noch so kleinen Teich für sich, wo es nicht mit anderen in Berührung zu kommen braucht. Die ausschlüpfenden Dunenjungen verstehen gleich vom ersten Tage an vortrefflich zu schwimmen, aber nicht zu tauchen, was sie erst nach Ablauf einer Woche nach und nach unter der Anleitung der Alten lernen. Letztere zeigen sich sehr um ihre Nachkommenschaft besorgt, wie denn überhaupt das Familienleben der Taucher ein sehr inniges ist. Über das Besteigen der alten Vögel durch

die Jungen und über den Transport derselben beim Tauchen unter den Flügeln werden wir bei den folgenden Arten Näheres erfahren.

Als Nahrung werden den Dunenjungen in der ersten Zeit hauptsächlich Mückenlarven auf der Schnabelspitze, dann auf der Oberfläche des Wassers dargeboten, schließlich durch Wassertreten in demselben herum gewirbelt, bis sie dieselben schwimmend und tauchend selbstständig erhaschen lernen. Es ist längst mit hinlänglicher Sicherheit festgestellt, daß die Nahrung des Zwergtauchers fast ausschließlich aus Insekten und deren Larven besteht, wobei er auch allerlei Pflanzengrün mit verschluckt. Er liest dieselbe teils schwimmend von der Oberfläche des Wassers auf, teils holt er sie sich tauchend von dem modrigen Boden, teils nimmt er sie von den Wasserpflanzen weg, wobei er bisweilen nach an denselben sitzenden Fliegen u. dergl. förmlich in die Höhe springt. Auf Kaulquappen und kleine Fröschchen macht er ebenfalls gerne Jagd, während große Exemplare dieser Gattung für ihn schon zu gewaltige Tiere sind. Winzige Fischchen fängt er sich nur im Notfalle, im Spätherbst und Nachwinter, wenn es ihm an anderer Nahrung gebricht. Kieselsteinchen findet man nur selten in seinem Magen, desto häufiger aber Federn aus seinem eigenen Brustpelz, die er sich selbst ausrauft und zur Beförderung der Verdauung und zum Schutze seiner schwachen Magenwände mit hinunterwürgt. Aus alledem geht hervor, daß er dem Menschen und insbesondere der Fischerei keinen nur irgendwie nennenswerten Schaden verursacht, der letzteren im Gegenteil durch Vertilgung vieler die Fischbrut behelligenden Insektenlarven erheblichen Nutzen schafft. Da er außerdem für die von ihm bewohnten Teiche eine höchst eigenartige Zierde bildet, verdient er seitens des denkenden Naturfreundes die strengste Schonung und Schutz vor den gehässigen Verfolgungen einseitiger Fanatiker. Seinen Feinden aus dem Tierreich versteht er sich schon selbst zu entziehen, dank seiner stillen Lebensweise, seinen versteckten Aufenthaltsorten und seinen unübertrefflichen Tauchkünsten. Freilich gehen desto mehr von seinen Bruten durch die Nachstellung der Weihen, Krähen und Ratten sowie durch elementare Naturereignisse zu grunde. Da außerdem die Zahl der als Aufenthaltsorte für ihn geeigneten Teiche infolge unserer modernen

Kulturverhältnisse naturgemäß von Jahr zu Jahr abnimmt, ist sein Bestand leider fast überall mehr im Ab- als im Zunehmen begriffen. Sein thraniges Wildpret zeichnet sich durch einen widerlichen Bisamgeruch aus und ist deshalb nur bei besonders sorgfältiger Zubereitung einigermaßen genießbar. Sein Pelzwerk ist zu klein und zu wenig blendend in der Farbe, als daß es bisher die Habgier des Menschen hätte wachrufen können. Dagegen werden die Eier als sehr wohlschmeckend gerühmt, welche in gekochtem Zustande ein grünliches Eiweiß und ein hochrotes Dotter besitzen.

Die Jagd auf den Zwergtaucher, welche eigentlich nur für wissenschaftliche Zwecke Berechtigung hat, ist keineswegs leicht, denn sobald sich der ohnehin schon so vorsichtige Vogel verfolgt sieht, wird er ungemein scheu und mißtrauisch und vermag dann mit seinen schon geschilderten Tauchkünsten und Versteckspielen auch den gewitzigsten Jäger zu ermüden und zu täuschen. Besondere Fangmethoden für ihn kennt man kaum, doch kommt er zufällig oft genug in die Hände des Liebhabers, sei es, daß er sich auf einem abgelassenen Teiche verspätete oder auf dem Zuge irgendwie verunglückte. Friderich giebt für die Pflege in der Gefangenschaft folgende beherzigenswerte Ratschläge: „Anfangs stopfte ich sie mit klein geschnittenem Rinderherz, bis sie ihre Scheu abgelegt hatten, dann machte ich den Versuch, sie mit aufgequellten dürren Ameiseneiern und Mehlwürmern an Mischfutter zu gewöhnen, was auch gewöhnlich nicht lange anstand. Erhält man aber einen Zwergtaucher zur Sommerzeit, so setzt man in ein Wassergeschirr kleine Fischchen, Regenwürmer, kleine Frösche, Wasserinsekten, frische Ameiseneier und Mehlwürmer, welche sie ohne Scheu verzehren. Ist die Kufe tief genug, so taucht er bis zum Boden, wo man dann ganz deutlich sieht, daß er bloß mit den Füßen in großen Stößen rudert und die Augen offen hält. Dadurch kann man ihn auch zum Fressen bringen, ohne ihn zu stopfen. Das Wassergeschirr umgiebt man mit einer grünen Gardine, damit sich der Vogel etwas verbergen kann, was seiner Gewohnheit entspricht. Dann schreitet man zur Angewöhnung an künstliches Futter: zerriebenes Milchbrot, vermischt mit Herz und zerstückeltem Fischfleisch. Zu längerem Aufenthalt giebt man eine große Badekufe, mit Wasser ungefähr 35 cm aufgefüllt.

Sie verlangten nicht aus dem Wasser, putzten und fetteten sich behaglich ein, tauchten, wenn sie kein Futter holten, wenig und nur, wenn man an die Wanne trat. Im Zimmer waren sie ungeschickt, sprangen schußweise, ganz aufrecht, von einer Ecke in die andere, wo sie sich dann ruhig auf den Bauch legten und ergreifen ließen. Einen Ton hörte ich von den Gefangenen nicht. Eine Hauptsache ist es, das Futtergeschirr richtig anzubringen. Bei mir war es ein irdenes, grünes, ziemlich tiefes Schüsselchen, welches ich mit Draht oben an der Kufe befestigte, daß es etwa 2,5—3,0 cm über den Wasserspiegel hervorragte, der untere Teil aber ins Wasser hing. Hier konnten sie ganz bequem fressen, und dieses geschah, nachdem sie eingewöhnt waren, in reichlichem Maße. Ein an der Seite der Badekufe angebrachtes Brettchen, etwa 2 cm über dem Wasserspiegel, diente dazu, um Gelegenheit zum Aussteigen zu geben. Diese niedlichen Tierchen gewährten manche Unterhaltung und machen, nachdem die Einrichtung einmal getroffen ist, keine weiteren Unbequemlichkeiten. Vielleicht ließen sich auf einem Hofe in einem geräumigen und ziemlich tiefen Wasserbecken auch noch größere Arten dieser merkwürdigen Familie auf ähnliche Weise erhalten, was für die Liebhaber gewiß nicht ohne Interesse wäre. Kleine lebendige Fischchen und zerstückeltes Fischfleisch, den anderen Nahrungsmitteln beigesellt, wären dann jedenfalls am Platze. Noch muß ich bemerken, daß die kleinen Tauchentchen nicht eigentlich scheu, sondern gleich heimisch waren, nur wollten sie einige Tage nicht gutwillig fressen. Zum Fliegen machten sie im Zimmer keinen Versuch; sie plumpten vom Tisch herab wie ein Stein, ohne nur die Flügel zu öffnen; doch gebietet die Vorsicht, auf freiem Hofe die Flügelfedern zu beschneiden, weil sie wahrscheinlich bei Nacht sich nicht so gutwillig ihrer Flugwerkzeuge begeben möchten.“ Ich halte dies doch für überflüssig, da sie sich ja vom Erdboden aus nicht zu erheben vermögen und man ihnen so große Wasserbassins, daß es ihnen von da aus möglich wäre, doch nicht wird zur Verfügung stellen.

Der Schwarzhalstaucher (Colymbus nigricollis [*Brehm*]).

(= C. auritus *Gm.*)

Tafel XIV, Figur 2.

Wie wir schon bei der vorhergehenden Art gesehen haben, bekunden die Taucher ihrer Nachkommenschaft gegenüber eine wahrhaft rührende Elternliebe und unterrichten dieselbe ganz planmäßig in allen Künsten, welche für einen Taucher zum Fortkommen durchs irdische Dasein nötig sind. Lange war man im Zweifel darüber, wie sie den anfangs gar keine Neigung dazu bekundenden Jungen wohl das Tauchen beibringen, wie sie ihnen die dazu nötige Vertrautheit mit dem feuchten Elemente wohl aufzwingen mögen. Es ist mir vergönnt gewesen, darüber eine positive Beobachtung zu machen. Als ich nämlich im Frühsommer 1890 an den so überaus vogelreichen Teichen der Bartschniederung beobachtete und sammelte, waren daselbst die in großen Kolonien brütenden Schwarzhalstaucher zu meiner Freude überaus zahlreich und umschwammen fortwährend meinen Kahn. Ich wollte ein recht schönes, altes Exemplar für meine Sammlung erlegen, wählte mir aus der Menge ein geeignet erscheinendes Stück aus und machte nun auf dasselbe Jagd. Sowie sich der Vogel verfolgt sah, verschwand er blitzschnell unter dem Wasserspiegel und tauchte in weiter Entfernung wieder empor. Ich war ihm aber mit dem Kahne in der richtigen Richtung gefolgt und gab im Moment des Auftauchens sofort einen erfolgreichen Schuß auf ihn ab. Als ich nun meine Beute aufhob, fand ich auf dem Vogel zu meiner nicht geringen Überraschung mehrere Dunenjunge, eines im Rückengefieder eingenestelt, und die andern noch molliger unter den Flügeln. Sehr wider Willen hatte ich so die liebreizenden Dingerchen der sorgenden Mutter beraubt. Jedenfalls aber geht hieraus unzweifelhaft hervor, daß die Taucher ihre Jungen beim Tauchen mit in die Tiefe hinab nehmen, wobei selbige zumeist zwischen Flügel und Körper festgehalten werden und so, anfangs gewiß nicht freiwillig, die nasse Reise mitmachen müssen, bis sie selbst die nötige Vertrautheit mit dem Wasser erlangt haben.

Beschreibung des Hochzeitskleides: der schwächliche, vorn etwas aufwärts gebogene Schnabel ist schwarz; die Füße sind auf der Außenseite olivengrünschwarz, auf der Innenseite lichter mit einem Stich ins Gelbliche; die Iris ist brennend rot. Der ganze Kopf, wo die Scheitelfedern ein wenig bürstenartig verlängert sind, Hals und Rücken sind tiefschwarz mit schwach grünlichem Seidenglanze. Hinter den Augen entspringt jederseits ein sich über die Ohrdecken legender Büschel fein zerschlissener, ca. 3½ cm langer Federn, die in der Wurzelhälfte goldbraun, spitzenwärts aber prächtig goldgelb gefärbt sind und dem Vogel zur höchsten Zierde gereichen. Ein glänzendes Atlasweiß nimmt die ganze Unterseite ein. In den Weichen und an den Schultern stehen einige rotbraune Federn. Aftergegend und Flanken graulich gewölkt. Durch den im übrigen braunen Flügel zieht sich eine rein weiße Binde, welche dadurch entsteht, daß nur die 5 ersten Schwingen 1. Ordnung ganz schwarzbraun sind, während die folgenden an Ausdehnung zunehmende, weiße Partien auf den Innenfahnen haben, und diejenigen 2. Ordnung ganz weiß sind. Die Weibchen gleichen im wesentlichen den Männchen, nur sind sie in der Regel um ein geringes kleiner, haben weniger schöne und weniger lange Goldohren und ein weniger intensives und glänzendes Schwarz auf der Oberseite. Viel schlichter sieht das Jugendkleid aus. Der Oberkopf ist dann bis unter die Augen einfach graubraun, das Gesicht darunter nebst Kehle und Gurgel weiß. Unterhals vorn graulich, oben schwärzlich; Rücken schwarzbraun mit einigen fahlbraunen, hell gesäumten Federn im Unterrücken; sonst wie oben. Doch ist die Unterkinnlade des im übrigen ebenfalls schwarzen Schnabels bei den jungen Herbstvögeln rötlichgrau angelaufen. Ferner gehören zu diesem Kleide außen olivengraugrüne, innen schmutzig olivengelbe Füße sowie eine hellbraune Iris. Das Herbstkleid der alten Vögel sieht dem oben beschriebenen Jugendkleide sehr ähnlich, doch unterscheiden sich solche Vögel stets sofort durch die abweichende Färbung der nackten Teile, durch mehr Rostfarbe in der Schläfengegend und durch ein viel tieferes Schwarz auf der Oberseite. Die Dunenjungen haben ein fleischfarbiges Schnäbelchen mit grauer Firste, außen bleifarbige und innen gelblichfleischfarbene Füße und eine weißgraue Iris. Die ganze Unterseite ist rein weiß, während auf der Oberseite grauschwarze und weißlich graue Bandstreifen mit einander abwechseln. Auf dem rostgrauen Hinterhals stehen schwarze, auf dem schwarzen Köpfchen weißgraue Streifchen. — An Körpermasse kommt diese Art etwa einem Rebhuhn gleich, ist aber natürlich viel flacher und glatter gebaut.

Von Trivialnamen sind mir für diese Art bekannt geworden: Goldohr, Ohrentaucher und Ohrensteißfuß, Schwarztaucherle, Dach-, Duch- und Käferentle.

Im allgemeinen ist diese Art für uns ein mehr östlicher Vogel, der im mittleren Sibirien sein Verbreitungscentrum haben dürfte und in Ungarn sowie im südlichen Rußland besonders gemein ist. Nach Norden zu geht er nur bis zum

südlichen Schweden hinauf, fehlt übrigens kaum in irgend einem Lande des gemäßigten Eurasien völlig. Im mittleren Deutschland ist er nur spärlich vertreten, im südlichen und westlichen sogar selten, in Brandenburg und Pommern schon häufiger, in Ostpreußen aber und ganz besonders in Schlesien sehr zahlreich. Hier ist er z. B. auf den vielen Teichen der Bartschniederung entschieden die dominierende Taucherart. Den Meeresstrand sowie das Gebirge vermeidet er gänzlich, und am fließenden Wasser stellt er sich nur gelegentlich einmal da ein, wo still und ruhig dahinfließende Ströme mit schlammigem Untergrunde abgelegene und durch vielen Pflanzenwuchs lauschig gemachte Buchten bilden. Seine wahre Heimat aber sind die größeren Teiche und kleineren Seen mit Moorboden oder auch entsprechend tiefe und wasserreiche Partien in ausgedehnteren Brüchern. Zu seicht und zu klein dürfen die von ihm zu bewohnenden Teiche nicht sein, und in bloße Wassergräben, in die sich der Zwergtaucher nicht allzu selten wirft, geht er auch auf dem Zuge nicht. Inbezug auf den Pflanzenwuchs stellt er ungefähr dieselben Anforderungen wie sein kleiner Vetter. Eine dichte Decke von Wasserlinsen oder ausgedehnte Schilf- und Rohrwälder liebt er also nicht, wohl aber üppigen Wuchs von untergetauchten Pflanzen, zwischen denen sich wiederum größere und kleinere Strecken ganz freien Wassers befinden müssen. Auch er erscheint schon Ende März oder Anfang April an seinen Wohnorten und verläßt dieselben erst Ende Oktober oder Anfang November wieder. Einzelne versuchen hin und wieder, den Winter über bei uns auszuhalten, viele überwintern schon an den Schweizer Seen, die meisten in Südeuropa. Auf dem Herbstzuge sind sie ziemlich gesellig; alle Goldohren aus einer Gegend ziehen sich dann nach und nach auf einem größeren Teiche zusammen, vollführen hier an stillen Abenden viel Geschrei und Geplantsche und machen fleißig Flugübungen, bis sie dann endlich eines schönen Tages gänzlich verschwunden sind.

In allen wesentlichen Eigenschaften bekundet das Goldohr seine nahe Verwandtschaft zum Zwergtaucher. Wie dieser steht er schräg aufrecht mit weit auseinander gespreizten und in den Gelenken gar nicht eingebogenen Beinen. Laufen kann er aber noch viel schlechter und noch weniger anhaltend wie der Zwerg-

taucher. Er ist sich seiner großen Unbehülflichkeit auf festem Lande auch wohl bewußt und sucht deshalb dieses freiwillig niemals auf, außer wenn er zum Zwecke des Brütens sein Nest besteigt. Sonst verbringt er sein ganzes Leben auf seinem wahren Elemente, dem Wasser. Es scheint übrigens, als ob seine Lebensweise noch recht wenig wirklich beobachtet worden wäre, denn ich finde in der mir darüber zugänglichen Litteratur eine Menge falscher Angaben, von denen sogar Naumann, Brehm und Friderich nicht ganz frei sind. So ist unser Taucher durchaus kein überwiegender Nachtvogel, als welchen ihn die genannten Autoren übereinstimmend schildern, denn ich habe unzählige beobachtet und gefunden, daß sie den ganzen Tag über ihr munteres Wesen trieben, selbst während der heißen Mittagsstunden damit nicht aussetzten, also notgedrungen in der Nacht ihre Ruhe halten mußten. Jene irrtümliche Auffassung ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß diese Taucher allerdings im Frühjahr und Herbst während der Zugzeit sehr unruhig sind und dann in stillen Nächten viel auffallenden Lärm machen, was sie sich am Tage nicht recht getrauen. Sobald sie aber mit dem Brutgeschäft begonnen haben, giebt sich das völlig. Wandern thun sie übrigens ausschließlich des Nachts. Auch kann ich nicht recht begreifen, warum das Goldohr immer als gar so menschenscheu und mißtrauisch geschildert wird, denn in der Bartschniederung ist er dies von sämtlichen Tauchern sicherlich am allerwenigsten. Einen gewissen Abstand weiß er auch hier stets zwischen sich und dem Menschen zu halten, aber er entfaltet im übrigen doch ganz vertraut und ungescheut vor den Augen des letzteren all die bestechende Lieblichkeit seines Wesens. Dumm ist er keineswegs, und sein Gesicht und Gehör sind außerordentlich scharf; wo er sich vielen Verfolgungen ausgesetzt sieht, wird er deshalb auch bald vorsichtig und beweist dann seinen Feinden, daß er sich auf die abgefeimtesten Taucher- und Versteckkunststückchen fast ebenso gut versteht wie der Zwergtaucher. In einem übertrifft er denselben sogar noch, nämlich in der Hurtigkeit des Untertauchens, was mit einer gewissen Eleganz geschieht und deshalb fast gar kein Geräusch verursacht. Schwimmend hält er den dünnen Hals mehr gerade wie jener und ist daran gewöhnlich schon von weitem zu erkennen. Der charakteristische

weiße Flügelspiegel wird dagegen nur im Fluge sichtbar, also zur Brutzeit selten genug. Der Flug ist zwar um etwas besser wie der des Zwergtauchers, aber aufzufliegen vermag auch der schwarzhalsige Taucher nur vom Wasserspiegel aus und nicht vom Lande. Harmlos, friedfertig und gemütlich wie fluviatilis ist auch er, aber weit geselliger als dieser, ja als überhaupt eine andere Taucherart. Und dieser Geselligkeitstrieb kommt nicht nur zur Zugzeit, sondern selbst während der Brutperiode zum Ausdruck, indem unsere Vögel sogar kolonienweise nisten, was ich ausdrücklich hervorheben möchte, da ich es in der ornithologischen Litteratur nirgends erwähnt oder wenigstens nicht genügend betont finde. Die Stimme ist hell pfeifend und derjenigen des Zwergtauchers ähnlich, aber zweisilbig und kräftiger und ist ebenfalls am meisten während der Abenddämmerung zu Beginn der Zugzeit oder der Fortpflanzungsperiode zu vernehmen. In der letzteren wird sie durch häufige und schnelle Wiederholung zu einer Art von Triller gesteigert, der ganz angenehm klingt, zumal wenn ihn beide Gatten gleichzeitig vernehmen lassen, was sie sonderbarerweise stets nach dem im Wasser vollzogenen Coitus thun, gleich als ob sie aller Welt dies wichtige Ereignis laut verkündigen wollten.

So oft und so zahlreich ich das Goldohr auch schon am Brutplatze beobachtet habe, so habe ich es doch nie anders nistend gefunden als wie in ziemlich großen und eng zusammen gedrängten Kolonien, und es wundert mich deshalb nicht wenig, daß dieses Umstandes nirgends in den ornithologischen Lehrbüchern Erwähnung gethan wird. Ganz im Gegenteil betont Naumann (und mit ihm seine vielen Nachschreiber) ausdrücklich, daß der Nestbezirk zwar nicht groß sei, da oft mehrere Pärchen auf einem Teiche brüten, aber um so eifersüchtiger und hartnäckiger gegen fremde Eindringlinge der eigenen Art verteidigt würde. Da ich kein Recht habe, die Angaben unseres großen Altmeisters zu bezweifeln, so bleibt nur die Annahme übrig, daß die Goldohren in dieser Beziehung ihre Lebensgewohnheiten geändert haben, zumal sich ja neuerdings auch beim Haubentaucher etwas Ähnliches bemerkbar macht, oder daß sie eben nur in Schlesien und Ostpreußen kolonienweise brüten und anderwärts nicht. Weitere Beobachtungen über diesen Punkt sind jedenfalls sehr wünschenswert. In der

Bartschniederung z. B. fand ich zumeist Kolonien von 50—60 Nestern, die aber so eng bei einander standen, daß es nicht möglich war, mit dem schmalen Kahne an eines derselben heranzufahren, ohne eine ganze Anzahl anderer zu beschädigen. In einer Möven- oder Seeschwalbenkolonie hätten die Nester nicht dichter stehen können! Auch über die Angabe Naumann's und Friderich's habe ich mich gewundert, daß die Nester viel mehr als bei anderen Tauchern in Schilf und hinter Gräsern versteckt sein sollen. Alle, welche ich sah, standen im Gegenteil völlig frei und waren schon von weitem sichtbar, mehr noch wie die der anderen Taucher. Hinsichtlich Bauart und Befestigung gleichen diese Nester ganz denen des Zwergtauchers, sind aber größer und noch loser und unordentlicher zusammengehäuft, so daß es nichts seltenes ist, daß die Eier halb im Wasser schwimmen, wie auch manche beim hastigen Verlassen des Nestes durch den alten Vogel herunter rollen. Wie beim Zwergtaucher erfährt das Brutgeschäft und im unausbleiblichen Zusammenhange damit auch wieder die Mauserung durch allerlei Zufälligkeiten erhebliche Verschiebungen, so daß man die Eier von Ende April bis Anfang August finden kann. Ungestört brütet das Goldohr nur einmal im Jahre, da die Jungen ziemlich lange der Pflege und Führung ihrer Eltern bedürfen. Die Eier sind länglich, mit einem kalkigen Überzug versehen, anfangs weißlich mit einem Stich ins Grünlichgelbe, werden nach und nach bräunlich oder gelblich und bedürfen einer 3wöchentlichen Bebrütung, in deren Lasten sich beide Gatten redlich teilen. Die gewöhnliche Zahl der Eier ist 4, selten 3 oder 5, höchst selten 6. Auch das Goldohr bedeckt beim Verlassen des Nestes die Eier, falls ihm irgend Zeit dazu bleibt, mit modernden Pflanzenstoffen, um so das geliebte Gelege nach Möglichkeit unberufenen Blicken zu entziehen. Die Bruten sind wie diejenigen von fluviatilis vielerlei Gefahren ausgesetzt, obschon die Goldohren durch ihr kolonienweises Zusammenbrüten, durch ihre beträchtlichere Stärke und ihren größeren Mut manche derselben erfolgreich abzuwehren wissen. Der schwarze Milan, der Rohrweih und die Nebelkrähe sind ihre schlimmsten und unablässigsten Feinde.

Untersucht man den Mageninhalt geschossener Goldohren, so wird man fast ausschließlich Wasserinsekten und deren Larven

darin finden, so namentlich Wasserskorpione und Wasserwanzen, Rückenschwimmer, Schwimmkäfer- und Libellenlarven u. dergl., alles dies eingebettet in einem grünen, vielleicht nur zufällig mit verschluckten Pflanzenbrei und durchmischt mit den Brustfedern des Vogels selbst. Eine besondere Vorliebe scheint er für solche Insekten und solches Gewürm zu haben, das am Grunde der Teiche im Schlamme haust, von wo er sie sich tauchend herauf holt. Nur im äußersten Notfall nimmt er auch ganz kleine Fischchen, häufiger Kaulquappen oder Fröschchen, obschon er große nicht zu bewältigen vermag. Er muß deshalb für einen nützlichen Vogel gelten, namentlich der Fischzucht gegenüber, aber sonderbarerweise sind es gerade die Fischer und Fischzüchter, die sich überhaupt durch eine verbissene Unduldsamkeit gegen alle nicht geschuppten Lebewesen auszuzeichnen pflegen, welche ihn überall verfolgen und befehden. Sein Fleisch ist nichts wert, sein Brustpelzwerk zwar an und für sich vortrefflich, aber doch zu klein, als daß sich deshalb die Jagd auf den Vogel lohnte. Selbige ist bei seiner größeren Zutraulichkeit zwar leichter als die auf andere Taucherarten, aber immerhin macht der Vogel durch seine Tauchfertigkeit dem Schützen noch genug zu schaffen. Auch verträgt er infolge seines dichten, pelzartigen Federkleides und der unter demselben liegenden Fettschicht einen sehr starken Schuß, und man darf deshalb bei der Taucherjagd nicht zu schwache Schrotsorten wählen. Bloß angeschossen geht er dem Jäger fast regelmäßig verloren, da er tauchend sich auf dem Grunde festzubeißen und daselbst zu verenden pflegt. Da, wo er auf dem Zuge in größerer Zahl sich einstellt, wie z. B. auf dem Velenczer See in Ungarn, veranstaltet man eigene Treibjagden auf ihn, auf welchen tausende von Schüssen fallen und hunderte von Tauchern ihr Leben lassen müssen, eigentlich ohne einen anderen Zweck und Sinn, als um die Schießfertigkeit der Jäger ins rechte Licht zu stellen, weshalb solche jagdlichen Massenmorde meines Erachtens moralisch und ästhetisch nicht höher stehen wie die berüchtigten Taubenschießen in Ostende, Monte Carlo, Jlidze u. s. w.

Über einen in der Gefangenschaft gehaltenen Schwarzhalstaucher hat Naumann hübsche Mitteilungen gemacht, die ich hier auszugsweise wiedergeben will: „Ein junger Vogel, der in den letzten Tagen des Juli bei einem abgelassenen Teiche

gefangen wurde, war außerordentlich schnell in seinen Bewegungen auf einem größeren Gefäß mit Wasser, in welchem wir ihn mit Fischen, Fröschen — von beiden so klein, als sie zu bekommen waren — und Insekten 6 Tage lang unterhielten und beobachteten. Er tauchte mit offenen Augen und angeschlossenen Flügeln, verfolgte und fing die Fischchen mit großer Gewandtheit, während er gegen die kleinen Fröschchen, wenn sie obenauf schwammen, allemal von unten auftauchte und Mühe hatte, sie nachher hinabzuwürgen. Etwas größere mochte er daher nicht; zerstückelte man sie ihm aber, so fraß er diese Bissen auch. In der Stube ging und lief er etwas schwerfälliger, als sonst alle kleinen Lappentaucher zu thun pflegen, deren wir mehrere einige Zeit lang besaßen. So oft wir ihn auf das Wasser brachten, schien er sehr erfreut, tauchte sogleich, wurde aber auch gleich naß, raufte sich dann — er stand nämlich schon in der Mauser — eine Menge Federn aus, die er nachher alle sorgfältig vom Wasser auflas und begierig verschluckte. Um sich abzutrocknen, zog er die Federn büschelweise durch den Schnabel, drückte so das Wasser heraus und schleuderte es fort; nachher fettete er sie mittelst des Schnabels mit dem Öl aus der Bürzeldrüse sorgfältig ein, wobei Kopf und Hals auch nicht vergessen und fleißig auf der Drüse gewälzt und gerieben wurden. So eingefettet nahm das Gefieder nun kein Wasser mehr an, und wenn er nach dem Tauchen aus der Tiefe wieder oben erschien, lief es wie Perlen von dem Gefieder ab. War er dann einen halben Tag wieder in der Stube und ohne Wasser gewesen und wurde nun auf sein Wassergefäß gebracht, so wurde er wieder naß und mußte jene Arbeit wiederholen. Man sieht daraus, wie notwendig den Vögeln dieser Gattung das Einfetten ist und wie oft sie es erneuern müssen, und darf sich daher nicht wundern, wenn man sie auch im Freien sehr oft und lange damit beschäftigt sieht. Damit das Öl immer in zureichender Menge in die Drüse nachrücke, findet man diese Vögel zu allen Zeiten mit vielem Fett unter der Haut versehen und dieses Fett sehr ölig und leichtflüssig. Sonderbar ist, daß alle Lappentaucher, sonst ohne Ausnahme sehr scheu, in einem Zustande wie der oben geschilderte sogleich alle Furcht ablegen, so daß man dicht bei ihnen stehen und ihren Beschäftigungen,

denen man wenig Zwang ansieht, ganz in der Nähe zuschauen kann, wenn man sie nämlich aufs Wasser bringt; dagegen weichen sie in der Stube auf dem Trocknen, also in einem ihnen fremden Zustande, jedem, der auf sie zukommt, laufend aus, flüchten sich in einen ruhigeren Winkel und scheinen überhaupt sehr betroffen und ängstlich, so daß dieses Benehmen gewaltig absticht gegen jene Keckheit, die sie auf dem nassen Elemente zeigen."

Der Horntaucher (Colymbus auritus *L.*).

(= C. cornutus *Lath.* = C. arcticus *Boie*).

Der Herbst ist ins Land gezogen, und der Winter steht vor der Thüre. Draußen liegt kahler Reif auf den Gräsern, ist hier und da selbst der erste Schnee als dünne Decke liegen geblieben, hängt unfreundliches Gewölk düster herab auf den Grau in Grau verschwimmenden Horizont. Still ist es geworden am heimatlichen Teiche, unheimlich still. Verstummt ist das Lärmen und Schreien der Möven und Seeschwalben, das Pfeifen und Flöten der Wasserläufer und Bracher, die Scharen quakender Stock- und Krickenten sind abgezogen, mit ihnen Bläßhühner und die bei uns brütenden Taucher. Schon sind die stilleren Buchten unter einer dünnen Eisdecke erstarrt und nur mühsam bricht sich unser Kahn Bahn durch dieselbe. Lange schauen wir mit gespannter Flinte vom Vordersitz vergeblich nach etwas Lebendem aus. Aber da schwimmen ja wirklich noch ein paar Taucher unmittelbar vor dem Boote herum. Und was für welche! Nie haben wir solche während des Sommers zu sehen bekommen. Husch, sind sie verschwunden, wie hineingezaubert in die kalte, dunkle, geheimnisvolle Flut. Ihnen nach! Wieder und wieder tauchen die flinken Gesellen, aber jetzt scheinen sie das Spiel satt zu bekommen und erheben sich in die Lüfte, wahrscheinlich um auf dem nahen Haff Zuflucht zu suchen. So sind sie leicht genug zu schießen, und einer fällt uns auch richtig zur Beute. Es ist ein junger Horntaucher. Betrachten wir uns ihn etwas näher!

Fast die ganze Unterseite ist weiß wie bei den meisten Tauchern, aber von einem stärkeren Silberschimmer und einem schöneren Atlas-

glanz als wie bei irgend einer anderen Art. Der Vorderhals ist rötlichbraun, die Seiten und Flanken graubraun gewölkt. Der Kopf entbehrt jedes Schmuckes und hat gelblichweiße Seiten, ohne jede Spur von Rostfarbe. Die Oberseite ist in der Hauptsache braungrau oder graubraun. In dem dunkelbraunen Flügel findet sich ein großer weißer Spiegel. Der Schnabel ist düster grünlichgrau, auf der Oberseite mehr schwärzlich, hat eine gelblichrote Spitze und ebensolche Mundwinkel, welche Farbe sich auch noch über die nackten Zügel ausdehnt. Die Iris ist braunrot und wird durch einen feinen, silberweißen Ring von der schwarzen Pupille abgetrennt. Die Füße sind außen dunkelhornfarbig, innen bleifarbig und haben grünliche Kniegürtel. Dies ist das Jugendkleid unseres Vogels, in welchem er am häufigsten bei uns erscheint und viele Ähnlichkeit mit dem des Schwarzhalstauchers besitzt. Doch ist der Schnabel beim Horntaucher stets in seinem ganzen Verlaufe gerade und außerdem die Größe des Vogels beträchtlicher; er mißt ca. 33 cm in der Gesamtlänge und ca. 58 cm in der Flugbreite, steht also in dieser Beziehung zwischen der vorhergehenden und der folgenden Art mitten inne. Auch alte Vögel im Herbstkleide werden öfters bei uns erlegt. Sie sind ausgezeichnet durch eine mehr schwarzbraune Farbe der Oberseite, einen rostfarbigen Streifen hinter dem Auge und einen leuchtend johannisbeerroten, ebenfalls von einem silberweißen Kreis umgebenen Augenstern. Fast niemals wird dagegen der Horntaucher im Hochzeitskleide bei uns wahrgenommen, in welchem er ein wahrhaft prächtiger und eigenartig schöner Vogel ist. Die Füße sind dann von außen bleifarbig, auf der Innenseite aber gelblichgrau mit grünlichem Kniegürtel. Spitze und Wurzel der Unterkinnlade an dem sonst ganz schwarzen Schnabel sind hell lackiert wie auch der Zügel. Der rostrote Streifen über dem Auge ist von lebhafterer Farbe wie im Herbstkleide und nach oben hin durch eine schwefelgelbe Partie abgegrenzt. Im übrigen sind Kopf und der hintere Oberhals matt schwarz mit einem graulichen Anflug auf der Stirn. Der Vorderhals nebst den Halsseiten ist schön rostrot, Rücken und Mantel schwärzlich mit grauen Federrändern. Auffallend ist vor allem der abenteuerliche Kopfputz dieses Vogels, welcher ihm zu einer ganz eigentümlichen Zierde gereicht, und der bei dem in der Regel kleineren Weibchen etwas schwächer entwickelt zu sein pflegt. Die kolossale Verlängerung der betreffenden, übrigens schwarz gefärbten Federn, welche bis 5 cm messen, bewirkt nämlich einerseits einen wie mit der Schere abgestutzt aussehenden Hals- oder Backenkragen und andrerseits einen stattlichen Federbusch auf dem Oberkopfe, der sich deutlich in zwei hinter den Augen anfangende Hörner sondert. Die Dunenjungen sind unterwärts weiß, während sie auf der Oberseite eine ganz ähnliche Streifenzeichnung aufweisen wie diejenigen des Goldohrs.

Unter unseren Steißfüßen stellt der Horntaucher die nordische Art dar, die unsere deutschen Teiche nur während der Zugzeit oder als Wintergast besucht. Die hochnordischen Stücke sind etwas abweichend, indem bei ihnen nur die erste Feder

des Mittelflügels statt der beiden ersten dunkel gefärbt und auch der Kopfputz weniger entwickelt ist, weshalb viele Ornithologen sie unter dem Namen C. arcticus als eigene Art beschrieben haben. Genauere Untersuchungen haben aber dargethan, daß dies nicht berechtigt ist, sondern daß man es hier höchstens mit einer lokalen Unterart oder sogenannten Subspezies zu thun hat. Als Brutvogel kommt der Horntaucher in Kanada, Grönland, Island, dem oberen Skandinavien und der ganzen Nordhälfte des europäischen und asiatischen Rußland vor, soll auch vereinzelt in Schottland und selbst Jütland brüten, ja ich habe sogar Grund zu vermuten, daß er dies in Ostpreußen thut, wie wir auch aus älterer Zeit stammende diesbezügliche Angaben für die Lausitz besitzen. Er ist ein sehr wetterharter Vogel, der erst dann wärmeren Gegenden zuzieht, wenn der Winter vollen Ernst mit seinem Einrücken macht, und der so bald und frühzeitig als möglich wieder in die geliebte Heimat zurückkehrt. Weit zieht er auch nicht, denn schon in Südeuropa ist er eine der größten Seltenheiten, und selbst für manche Gegenden Centraleuropas hat dies seine Geltung. Die Thäler des Rheins und der Oder scheinen für die Taucher besonders gut frequentierte Zugstraßen zu bilden; in ersterem zieht er bis zu den schweizerischen Seen, wo er gerne überwintert. In Ostpreußen erscheint er regelmäßig, aber kaum vor Mitte November, wo ich ihn stets auf unserem Rossittener Bruche antraf. Daß er die Meeresküste keineswegs so ängstlich meidet wie andere Taucher, bewiesen mir diejenigen, welche ich allwinterlich im Hafen von Memel zwischen den dort verankerten Schiffen herumschwimmen sah, so lange sich daselbst eisfreie Stellen befanden. Auch auf die Flüsse geht er häufiger und lieber wie seine Verwandten, sucht aber daselbst ganz dieselben Stellen auf wie diese. Er reist gewöhnlich in kleinen Gesellschaften von 3—5 Individuen und ausschließlich des Nachts. Zu Brutplätzen wählt er sich am liebsten kleine bis höchstens mittelgroße Teiche, auf denen er sich mehr an den bewachsenen Ufern wie auf den freien Blänken in der Mitte aufhält.

Im Fluge ist dieser schöne Taucher seinen Verwandten entschieden überlegen. Er fliegt deshalb viel häufiger, wenn auch gewöhnlich nur kurze Strecken, und oft genug freiwillig. Sich

nähernden verdächtigen Gegenständen z. B. sucht er wenigstens eben so oft fliegend wie tauchend auszuweichen. Was er im Fluge voraus hat, geht ihm dafür am Tauchvermögen ab, denn er vermag weder so schnell, noch so anhaltend zu tauchen wie andere Steißfüße und nur ganz kurze Strecken unter Wasser zu schwimmen. Seine dicke Kopfbefiederung mit den zwei sonderbaren Hörnern macht ihn im Frühjahr schon von weitem kenntlich, obschon er selbige gewöhnlich glatt anlegt und nur in der Erregung mehr oder minder aufrichtet. Im höchsten Grade soll dies während der Paarungszeit der Fall sein, wenn das balzende Männchen sein Weibchen schwimmend vor sich her jagt, was einen wahrhaft prächtigen Anblick gewähren muß. So zahm und vertraut, wie Naumann den Horntaucher schildert, habe ich ihn nie gefunden, obschon er nicht ganz so scheu ist wie die anderen Arten und in dieser Hinsicht etwa mit nigricollis in eine Reihe zu stellen wäre. Selbst im Hafen von Memel, wo ich öfters Horntaucher sah, hielten sie sich bei aller scheinbaren Zutraulichkeit für gewöhnlich doch immer außer Schrotschußweite. Wenn die Jagd auf den Horntaucher trotzdem von allen weitaus die leichteste ist, so liegt dies eben daran, daß er sich nicht so gut aufs Tauchen versteht wie die anderen Steißfüße, darin auch bald ermüdet und sich dann früher oder später dem ihn im Kahne verfolgenden Schützen im Fluge als ein kaum zu verfehlendes Zielobjekt darbietet. Die Stimme, welche man nur während der Fortpflanzungsperiode hört, schildert Faber als „einen zärtlich knurrenden, zitternden, zuweilen beinahe gackernden Laut".

Im Magen der Horntaucher findet man stets neben Insektenresten oder auch ganz ohne solche grüne Pflanzenstoffe und zwar in so erheblicher Menge, daß von einem zufälligen Verschlucken derselben bei der Wasserinsektenjagd wohl kaum noch die Rede sein kann, sondern man zu der Ansicht gezwungen wird, die Nahrung unseres Vogels sei eine gemischte, halb vegetabilische, halb animalische. Im übrigen ist er bei uns viel zu selten, als daß von einem besonderen Nutzen oder Schaden seinerseits die Rede sein könnte. Indirekt aber wird er dadurch für den Jäger wertvoll, daß sein Brustfell ein vortreffliches Pelzwerk abgiebt, während sein Wildpret gar nichts wert ist. Hinsichtlich des Brutgeschäftes weicht der Horntaucher

kaum von seinen Verwandten ab, höchstens darin, daß er seinen nördlicheren Aufenthaltsplätzen entsprechend naturgemäß erst viel später zu demselben schreiten kann, so daß man die 4—5, in Ausnahmefällen 6 Eier selten vor Anfang Juni findet, wo er sie dann aber in seiner stillen Heimat in der Regel auch ohne Störung ausbrütet und nur an den Kolkraben hin und wieder ein Gelege verliert. Die Eier messen 4,2 + 2,8 cm, sind von länglicher Form, glanzlos, erst lichtgrünlichweiß, später bräunlich, inwendig lebhaft hellgrün durchscheinend. Das Eheleben ist auch bei dieser Art ein sehr inniges; doch habe ich nie gefunden, daß das Männchen bei seinem herabgeschossenen Weibchen ausgehalten hätte, wie dies Friderich angiebt, obgleich ich in Ostpreußen jeden Winter einige Horntaucher erlegte.

Der Rothalstaucher (Colymbus griseigena *Bodd.*).

(= C. rubricollis *Gm.* = C. subcristatus *Bchst.*)

Warm und heiter lacht die Frühlingssonne, und unter ihren Strahlen schwinden zusehends die letzten schmutzigen Schneereste auf den Wiesen und Feldern. Blau, wie seit langer Zeit nicht, ist der Himmel, und nur loses, zerrissenes Gewölk jagt der laue Südwest über das Firmament. Teiche und Flüsse haben die Eisdecke gesprengt, welche sie so viele Wochen über in starre Fesseln geschlagen hatte. Das ist das rechte Wetter zum Hechtstechen! Also auf, lieber Leser, laß die Stubenhockerei, nimm Harpune und Stoßruder zur Hand und komm mit mir hinaus an den Teich, wo wir einmal sehen wollen, ob der alte, morsche Kahn noch aushält für den kommenden Sommer, ob das Eis schon ganz weggethaut ist, und die Hechte schon oben schwimmen, und wie es mit der Vogelwelt ausschaut, ob denn noch keiner der gefiederten Teichbewohner zurückgekehrt ist zu dem alten Brutplatze. Ich bin auf die Beantwortung all dieser für mein stilles Ornithologenleben so hochwichtigen Fragen so gespannt, daß ich unwillkürlich den Schritt beflügele vor Ungeduld, und Du mir kaum nachkommen kannst. Frei breitet sich schon der dunkle Wasserspiegel aus, nur in den ruhigeren Buchten steht noch das Eis. Und

nun nimm Platz im Kahn, guter Freund, und halte die Harpune bereit, denn heute dürfen wir wohl sicher auf Hechte rechnen und können Muttern einen guten Braten mit nach Hause bringen. Freilich ists noch recht ruhig hier draußen, die Vogelstimmen fehlen noch. Aber siehe, da drüben auf der großen Blänke! Es muß ein Taucher sein, dem tief ins Wasser getauchten Rumpfe und dem fast senkrecht aufgerichteten, dünnen Halse nach. Richtig, jetzt verschwindet er unter dem Wasserspiegel, und jetzt kommt er dort wieder zum Vorschein. Nun nimm einmal den Krimstecher ans Auge und sieh ihn Dir näher an! Ist es nicht ein ganz prächtiger Gesell mit seinen blaugrauen Pausbacken und dem leuchtend rostroten Halse? Es ist aber auch ein altes Männchen der schönsten und meinem Geschmacke nach elegantesten Taucherart, die bei uns brütet, nämlich ein Rothalstaucher.

Das Hochzeitskleid, in welchem er sich uns um diese Jahreszeit nach überstandener Mauser präsentiert, sieht folgendermaßen aus: der ziemlich kräftige Schnabel ist spitzenwärts schwarz, in seiner Wurzelhälfte aber schön pomeranzengelb, welche Farbe bis zu den Nasenlöchern herabreicht. Die Iris ist rotbraun, die Außenseite der Füße schwarzgrau, die Innenseite olivengrün. Der Oberkopf nebst dem Nacken und den verlängerten Scheitelfedern ist schwarz mit grünlichem Seidenglanze. Diese Farbe setzt sich in geringerer Schönheit über den Hinterhals fort und nimmt den ganzen Rücken, Mantel, Oberflügeldeck- und die die Stelle des Schwanzes vertretenden Pinselfederchen ein. Im Gesicht trennt eine schmale weiße Partie, welche sich von den Ohrdecken nach abwärts zu verbreitert, das Schwarz des Oberkopfes von einem lebhaften und schönen Aschblaugrau, das Wangen, Kinn und Kehle einnimmt; die Federn sind hier wie ein abgestutzter Busch verlängert und geben der ganzen Partie den Ausdruck eines Backenbartes. Die Gurgel nebst den Seiten und der Unterpartie des Halses ist lebhaft rostrot, unten am lichtesten. Diese Farbe setzt sich matter werdend auch noch ein Stück auf die Oberbrust fort. Unterflügeldeckfedern weiß. Im übrigen sieht die ganze Unterseite von weitem silbern grauweiß aus, in der Nähe weiß mit verschwommener grauer Fleckung, was daher kommt, daß jede der sehr verschlissenen Federn eine silbergraue Endpartie hat. An den Federn der Weichen ist diese viel dunkler und ausgedehnter, so daß selbige schwarzgrau erscheinen. Der braune Flügel hat einen weißen Spiegel. Die großen Schwingen sind erdbraun mit lichteren Innensäumen und schwarzen Schäften; die kleinen sind zuerst größtenteils weiß mit bräunlichen Partien an Spitzen und Außenfahnen und dem entsprechend teilweise braunen und teilweise weißen Schäften; bei den folgenden nimmt das Braun namentlich spitzenwärts zu. Die Gesamtlänge beträgt 45—48 cm, die Flugbreite 70—75 cm. Die Weibchen sind äußerlich kaum von den Männchen zu unterscheiden, aber gewöhnlich etwas kleiner. Viel einfacher und

schlichter nimmt sich das **Herbstkleid** aus, schon durch den Mangel des schönen Kopfputzes. Die gelbe Schnabelpartie erscheint dann ebenso wie bei den jungen Vögeln blaß rötlichgelb. Die Kehle ist weiß, der ganze Oberkörper braunschwarz, Hals und Kopf gelblich rostfarben, die Tragfedern dunkel braungrau. Ebenso sehen die **jungen Vögel** aus, doch haben sie olivengrüngraue Füße mit braunschwarzen Längsstreifen über die Seiten von Kinn und Kehle.

Beim Volke heißt diese Art noch Hengst- und Ruch- sowie graukehliger, rothalsiger und kurzschopfiger Steißfuß oder Taucher. Seine Verbreitung erstreckt sich über den ganzen nördlich gemäßigten Gürtel der alten Welt und fällt so ziemlich mit der vom Schwarzhalstaucher zusammen, wie er auch ebenfalls in Ungarn und Südrußland am gemeinsten ist. Polwärts geht er bis ins mittlere Schweden. Bei uns in Deutschland ist er nicht besonders häufig und mehr in den östlichen Provinzen zu hause, obwohl er nach Westen zu als Brutvogel im allgemeinen weiter vordringt wie **nigricollis**. Ich habe ihn namentlich in Schlesien und Ostpreußen gefunden, und für die Teichplatte von Falkenberg in Oberschlesien sowie für die Lausitz muß er geradezu als die häufigste Taucherart bezeichnet werden. Er liebt mittelgroße, seichte Teiche mit moorigem Boden, vielen Inselchen und reichem Pflanzenwuchs. Am Meeresstrande findet er sich nie, und fließendes Wasser scheint ihm noch weniger angenehm zu sein wie seinen Verwandten. Nicht ganz so wetterhart wie diese, kommt er erst im April und zieht schon im Oktober wieder weg; auch ist mir noch kein Fall von seinerseits versuchter Überwinterung bekannt geworden. — Da er in seinen Lebensgewohnheiten fast ganz mit dem Haubentaucher übereinstimmt, will ich, um Wiederholungen zu vermeiden, auf dessen ausführlichere Schilderung verweisen und mich hier kurz fassen. Die Zahl der Eier, welche in Form und Farbe nichts Abweichendes aufzuweisen haben, beträgt 3—4, und pflegen die Gelege erst im Mai vorhanden zu sein. Charakteristisch für unseren Vogel ist seine Stimme, welche hell schallend wie „Keck, keck, keck“ klingt. Den sonderbaren Namen „Hengst“, welchen er in manchen Gegenden beim gemeinen Manne führt, hat er von seinen Paarungsrufen, die mit dem Wiehern eines jungen Füllens einige Ähnlichkeit haben, übrigens so sonderbar klingen, daß sie sich kaum beschreiben lassen. Mich erinnern sie am meisten an das laute Schnarchen eines alten Mannes,

wie sie überhaupt durch einen stark nasalen Klang ausgezeichnet sind. Die Vögel schwimmen wie zwei feindliche Kriegsschiffe auf einander los und schnarchen sich gegenseitig mit einem wahren Feuereifer an, wobei sie oft den Vorderleib halb aus dem Wasser emporrichten, was sehr spaßhaft aussieht. Dieses unmelodische Lärmen macht oft einen geradezu unheimlichen Eindruck auf den Wanderer, der in stillen Frühlingsnächten an den von diesem Vogel bewohnten Teichen vorüberkommt.

Der Haubentaucher (Colymbus cristatus *L.*).

Tafel XIV, Figur 3.

Es giebt namhafte Ornithologen, welche sich grundsätzlich von jeder öffentlichen Versammlung der Fachgenossen und von jedem Kongresse fernhalten. Sie begründen dies damit, daß sie sagen, es käme bei solchen Versammlungen erfahrungsgemäß in wissenschaftlicher Hinsicht nur wenig heraus, und wenn wirklich einmal gediegene Vorträge gehalten würden, so bekämen sie dieselben ja doch später gedruckt zu lesen. Hierin haben sie ja nicht ganz Unrecht, aber sie vergessen dabei doch vor allem eines, nämlich die ungemein anregende und befruchtende Wirkung solcher Kongresse. Die Hauptsache dabei sind nämlich häufig nicht die eigentlichen wissenschaftlichen Sitzungen, sondern die schönen Stunden nach denselben. Da wird dann beim Glase Bier so manche Frage in gemütlicherer, freierer und ungezwungenerer Weise aufgeworfen, gestreift, durchsprochen, da taucht mancher neue Gedanke auf, auch die schüchterneren und zurückhaltenderen Charaktere beteiligen sich an der Debatte, manch' Freundschaftsverhältnis wird begründet, manch' interessante, wichtige und längst ersehnte Bekanntschaft gemacht, manch' Mißverständnis und mancher Zwiespalt beigelegt und beseitigt, und ehrfurchtsvoll lauschen wir Jünger dann den belehrenden und klärenden Worten der Meister, glücklich, in ihrer Nähe weilen zu dürfen. Mehr fast noch als durch Versammlungen wird dieser Zweck durch gemeinsame Ausflüge in die freie Natur erreicht. Es läßt sich daher denken, daß ich die Gelegenheit mit Freuden ergriff, als ich im Sommer 1897 einen Ausflug

der „Allgemeinen deutschen ornithologischen Gesellschaft“ in Berlin mitmachen konnte. Es ging hinaus in die schönen Nadelwälder und an die freundlichen Teiche der Gegend von Lehnin. Mit einigen jungen Gesinnungsgenossen war ich etwas hinter dem unter Führung Reichenow's, dessen scharfes Falkenauge ich auch hier wieder bewundern lernte, marschierenden Haupttrupp. Dabei hatten wir Gelegenheit zu einer anziehenden Beobachtung, die uns alle im höchsten Grade fesselte. Auf dem nur leicht gekräuselten Wasserspiegel eines großen und ziemlich frei liegenden Teiches schwamm ein Haubentaucher mit seinen Jungen, und wir schauten eben dieses reizende Familienbild uns durch unsere Krimstecher an, als plötzlich ein schwarzer Milan von einer bewaldeten Hügelkette herübergestrichen kam und beutelüstern seine Kreise enger und enger um die hülflosen jungen Vögel zog. Aber schon hatte der alte Taucher die drohende Gefahr erkannt, seine Jungen zusammengerufen und stürzte nun unter lautem Geplätscher kühn dem furchtbaren Gegner entgegen. Im Moment, wo der Milan herabstieß, richtete sich der herbeigeeilte Taucher fast senkrecht im Wasser auf und wehrte mit der eigenen Brust kräftig den Angriff ab. Noch mehrmals wiederholte sich dieses ebenso interessante wie aufregende Schauspiel, bis der Milan das Vergebliche seiner Bemühungen einsah und abstrich, ohne Beute gemacht zu haben. So hatten auch hier wieder einmal zur Befriedigung der zusehenden Ornithologen Mutterliebe und Heldenmut den Sieg über freche Raubgier davongetragen, wie so oft in der Natur — und auch im menschlichen Leben.

Das alte Männchen im Hochzeitskleide hat den schlanken Schnabel dunkel rosenrot; die Füße sind auf der Außenseite olivenbraun. auf der Innenseite grünlichgelb mit olivengrünen Gelenken und Schwimmhauträndern. Die Iris ist rötlich, und die Rumpfgröße kommt derjenigen einer starken Stockente gleich. Das Kinn ist weißlich und der ganze Oberkopf nebst den zweiteilig verlängerten Schopffedern schwarz mit grünem Schimmer, welche Farbe sich weniger schön auch über den Oberhals hinzieht und dann in Graubraun übergeht. Gesicht rostgelblichweiß, welche Farbe in der Ohrgegend ins Braunrote übergeht, das nach der aus feinen, schwarzen Federn bestehenden Halskrause zu sehr lebhaft wird. Unterhals weiß, an den Seiten rostrot angeflogen. Die ganze Unterseite glänzend weiß, in den Flanken mit etwas grauer Fleckung. Oberseite schwarzbraun, am Bürzel am dunkelsten, am Oberrücken und Mantel mit lichteren Rändern. Flügelbug, Unterdecken und ein breiter Schulterstreif weiß. Der erdbraune Flügel, welche Farbe be-

sonders auf den großen Schwingen hervortritt, mit einem weißen Spiegel. Die Weibchen sind stets beträchtlich kleiner, haben eine weniger lebhafte Kopfzeichnung und die Hörner nebst Halskrause weniger entwickelt. Nur angedeutet sind letztere beiden im Herbstkleide, in welchem der Vogel einen schmutzig roten Schnabel, eine gelbrote Iris, eine mit trüb grauen Federrändern untermengte braune Oberseite und einen kurzen weißen, nur wenig rostrot gefärbten und schmal schwarz eingefaßten Kragen hat. Im Jugendkleide ist der Schnabel hornfarbig, die Iris gelb, die braune Oberseite stark durch dunkelgrau gedämpft. Das Weiß des Unterkörpers ist weniger rein, die Rostfarbe der Flanken weniger intensiv; am charakteristischsten für dieses Kleid aber sind die 2—3 dunklen Längsstreifen über die Hals- und Kragenseiten, die gewissermaßen aus dem Dunengefieder mit übernommen wurden, und der weiße Augenstreif. Im Dunenkleide, welches diese Vögel auffällig lange tragen, haben sie eine perlweiße Iris, ein rötliches Schnäbelchen mit schwarzer Firste und weißer Spitze und auswärts grünlichgraue, nach innen zu fleischfarbige Füßchen. Die Oberseite ist mäusegrau, in der Mitte am dunkelsten, die Bauchseite weiß. Der Hinterhals erscheint graulich, Kopf und Vorderhals dagegen weiß mit grauschwärzlicher Längsstreifung. Der Haubentaucher macht eine doppelte Mauser durch, die sich aber im Februar und März nur auf das Kleingefieder erstreckt. Bei der Hauptmauser fallen ihm dagegen die Schwingen so rasch aus, daß er 3—4 Wochen lang völlig flugunfähig ist und sich dann ängstlich in der Mitte größerer Wasserflächen aufhält, um jede sich etwa nähernde Gefahr rechtzeitig wahrnehmen und sich ihr durch Tauchen entziehen zu können.

Der ganze nördlich gemäßigte Gürtel unserer Erde wird von dem Haubentaucher bewohnt; nach Norden zu wird sein Verbreitungsbezirk etwa durch den 60. Breitengrad abgegrenzt. Es ist auffallend, daß er in solchen Ländern am häufigsten zu finden ist, welche an das Meer grenzen; so soll er in der Dobrudscha außerordentlich gemein sein, und auch in Dänemark, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern und Ostpreußen brütet er überaus zahlreich; in Südwestdeutschland ist er viel sparsamer vertreten. Im allgemeinen aber kann man sagen, daß er zu den charakteristischen und regelmäßigen Brutvögeln der deutschen Ornis gehört und überall da zu finden ist, wo die Terrainverhältnisse seinen natürlichen Bedürfnissen entsprechen. Er ist deshalb sowohl wie infolge seiner auffallenden Erscheinung, seiner wundervollen Tauchkünste und seiner sonderbaren Stimme auch dem gemeinen Manne wohl bekannt und führt daher noch eine Menge volkstümlicher Bezeichnungen, von denen ich hier nur anführen will: Kronen-, Kragen- und Kappentaucher, Kobel-, Strauß-

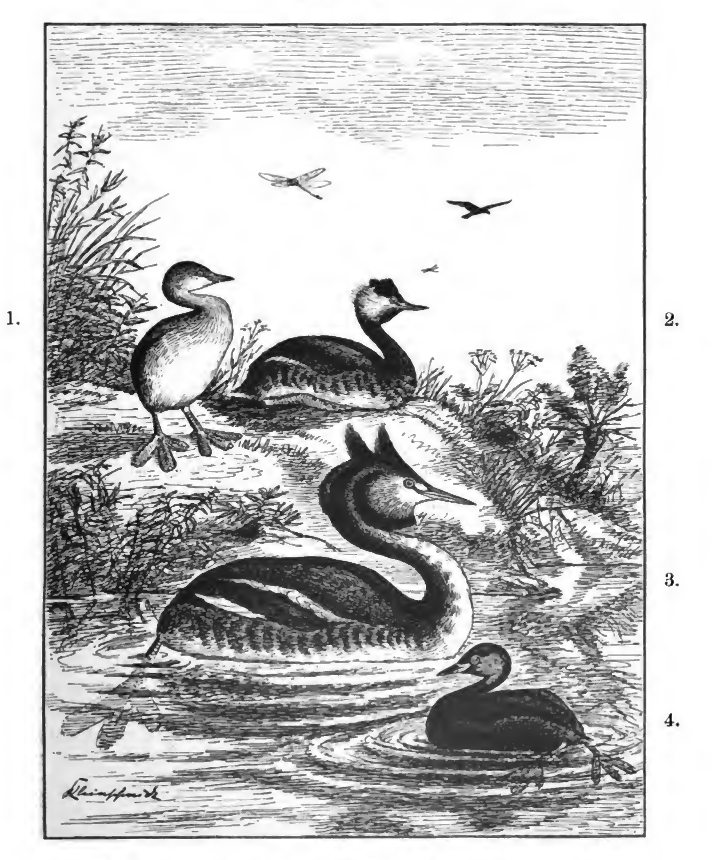
und Erztaucher, Arschfuß, gehörnter Seehahn, Seedrache und -teufel, Meerhase und -rachen, Schlaghahn, Blitzvogel, Fluder, Noricke, Nericke, Merch, Work, Lorch, Zorch, Rug, Rurch, Deuchel, Düchel, Tunker und Greve; die einsilbigen davon sind meistens Klangbilder seiner Stimme. An die Gewässer, auf denen sich der Haubentaucher ständig heimisch fühlen soll, stellt er vor allem die Anforderung, daß sie freie Wasserblänken von solchem Umfange besitzen, daß er auf denselben vor jeder etwa vom Ufer drohenden Gefahr gesichert ist; er bewohnt deshalb hauptsächlich die großen Teiche und die eigentlichen Seen, und es ist ihm im übrigen ziemlich gleichgültig, ob selbige ganz frei liegen oder von Wald und Buschwerk umkränzt werden. Für die Brutzeit verlangt er Inselchen und einen reichen Wuchs von untergetaucht wachsenden Wasserpflanzen, aber außerhalb derselben scheint er sich gar nichts aus solchen zu machen und hält sich dann sogar mit Vorliebe auf ganz insel- und pflanzenfreien Wasserflächen auf. Engen Rohrdickichten und Schilfwäldern sowie den Wasserlinsen und Wasserrosen geht er nach Möglichkeit aus dem Wege. Auf kleinen Flüssen hält er sich nicht auf, weil ihm hier die gefahrdrohende Nähe der beiderseitigen Ufer unbehaglich ist, wohl aber auf genügend breiten und langsam fließenden Strömen, obgleich auch dies von vielen Autoren geleugnet wird. Ich habe ihn aber sogar auf der Oder oberhalb Breslau brütend gefunden. Vor dem Meere hat er keinen solchen Abscheu wie seine kleineren Verwandten, und im Spätherbste kann man ihn oft vom Seestrande aus durch den Krimstecher bemerken, wie er sich wohlgefällig von den Meereswogen auf und nieder schaukeln läßt. Viel mehr noch liebt er die ruhigeren, mit dem Meere aber in Verbindung stehenden Haffe; auf der litthauischen Seite des Kurischen Haffes brütet er z. B. sehr zahlreich. Zu hunderten sah ich ihn im März auf dem Marmarameere und dutzendweise im „Goldenen Horn“ von Konstantinopel. Für Norddeutschland ist er Zug-, für Süddeutschland dagegen mehr Strichvogel. Er pflegt sich Mitte April bei uns einzustellen; schon Ende August verläßt er seine Brutplätze wieder, treibt sich dann aber noch lange vagabondierend im Lande herum, bis die ersten ernsteren Fröste ihn zur Weiterreise ermahnen. Viele überwintern in gelinderen

Jahren schon auf den Schweizer Seen, die meisten in Südeuropa. Nach Nordwestafrika setzt er zahlreich über, dagegen anscheinend wenig nach Nordostafrika, da ihn Brehm für das Nildelta als selten anführt. Das Gros derjenigen, deren Zug nach dieser Richtung verläuft, bleibt wohl in der Türkei und Griechenland. Unzählige sah ich auch auf dem Kaspischen Meer überwintern. Er wandert ausschließlich des Nachts, hoch in der Luft mit entenartig reißendem Fluge, im Frühjahr einzeln oder paarweise, im Herbste in kleinen und nur locker zusammenhängenden Gesellschaften. Da sich bei den Wanderungen dieser ein unverkennbares Bestreben zu erkennen giebt, bis zu einem gewissen Grade den Meeresküsten zu folgen, so ist es nicht ausgeschlossen, daß er gelegentlich und vorübergehend kleine Teilstrecken des zurückzulegenden Weges auch schwimmend durchmißt.

Der Haubentaucher ist sowohl Tag- als Nachtvogel, letzteres besonders da, wo er sich nicht sicher wähnt, sowie während der Zug- und Paarungszeit, ersteres auf ganz ruhigen Teichen und namentlich dann, wenn er Junge hat. Sein ganzes Leben verbringt er schwimmend auf dem Wasser, auf dem er sogar ruht und schläft, und das ist kein Wunder, da er auf dem Lande, das er freiwillig fast nie betritt, sich als überaus unbehülflich erweist. Er nimmt dann ganz die beim Zwergtaucher beschriebene Stellung an, steht also mit weit ausgespreizten Füßen, fast senkrecht emporgerichtetem und nur wenig nach vorn geneigtem Rumpfe, S-förmig zurückgebogenem Halse und wagerecht gehaltenem Kopfe; Naumann's Vergleich mit einem Tanzbären ist nicht übel, während der zur Ruhe glatt auf den breiten Unterleib hingestreckte und die Ruder nach hinten ausspreizende Vogel wieder etwas unverkennbar Froschartiges hat. Fortbewegen kann er sich auf dem Lande noch viel schlechter wie die kleinen Arten und in die Luft erheben gar nicht. Wie ganz anders erscheint uns aber der stattliche Vogel auf seinem wahren Elemente, dem Wasser. Wie leicht und gefällig liegt da sein Leib auf der Oberfläche, wie graziös erscheint die S-Biegung des Halses, wie weiß er durch Glattlegen und Wiederaufrichten des schönen Kopfputzes seine Erscheinung zu heben und mit welcher Eleganz urplötzlich und lautlos unter dem Wasserspiegel zu verschwinden! Ein Pärchen dieser eigen-

artig schönen Vögel ist deshalb auch in der That eine wundervolle Zierde des von ihm bewohnten Teiches, denn außer dem Schwan hat kaum ein anderer Schwimmvogel auf dem Wasser eine so stolze und anmutige Haltung wie der Haubentaucher. Fühlt derselbe übrigens, daß unsere Augen beobachtend und prüfend auf ihm ruhen, so läßt er sofort den Körper tiefer ins Wasser einsinken, zuletzt soweit, daß nur noch ein ganz schmaler Rückenstreif über dasselbe hervorsieht. Gleichzeitig erhält der lange, dünne Hals eine stocksteife, senkrechte Haltung, was im Verein mit dem dicken Kopfe recht sonderbar sich ausnimmt und den Haubentaucher für das kundige Auge schon aus großer Entfernung kenntlich macht. In der Ruhe werden die Ruder aus dem Wasser genommen, aber nur da, wo sich der Vogel völlig sicher weiß und nicht zu befürchten braucht, durch Wind und Strömung in zu bedenkliche Nähe des Ufers getrieben zu werden. Das Untertauchen, wobei der Kopfputz so knapp als möglich angelegt wird, geschieht ganz lautlos und verursacht nur im Falle plötzlicher Überraschung ein leise plumpendes Geräusch. Unter Wasser schwimmt der Haubentaucher sehr schnell, nach Naumann's Beobachtungen mehr als 60 m in einer halben Minute. Er kommt dann gewöhnlich auch nur auf einen kurzen Augenblick mit Kopf und Hals zum Atemholen zum Vorschein, taucht nochmals und hat dann meist schon eine so beträchtliche Entfernung zwischen sich und den Gegenstand seines Argwohnes gebracht, daß er nunmehr wieder ungestört und mit einer gewissen Nonchalance seinen Beschäftigungen nachgehen kann. Wenn der Haubentaucher auch nicht so geschickt im Versteckspielen ist wie seine kleineren Verwandten, sich auch seinem ganzen Naturell nach viel lieber in die unerreichbare Mitte einer großen, freien Wasserfläche flüchtet, so übertrifft er sie doch dafür alle an Ausdauer im Tauchen. In der Nähe der Ufer läßt er sich am ehesten noch während der Morgen- und Abenddämmerung blicken, aber auch dann bei seinem ewig wachen Mißtrauen nur sehr schwer belauschen und fast nie überraschen. Zum Fluge entschließt er sich während der Brutzeit nur höchst ungern und nur im Notfalle, fällt auch stets so bald als möglich wieder ein. Anders ist es zur Zugzeit, wo er oft genug dem Jäger fliegend zu entweichen sucht oder auch ganz

Tafel XIV.



1. Zwergtaucher im Winterkleid (Colymbus fluviatilis).
2. Schwarzhalssteißfuß (Colymbus nigricollis).
3. Großer Lappentaucher oder Haubensteißfuß (Colymbus cristatus).
4. Zwergtaucher im Sommerkleid.

freiwillig von einem Gewässer zum anderen wechselt. Er muß, wenn er sich erheben will, erst unter großem Geplätscher gewaltsam einen tüchtigen Anlauf nehmen, und es kostet ihn sichtlich nicht geringe Mühe, den schweren und massigen Körper mit den kurzen und schwachen Flügeln in die Höhe zu bringen. Ist dies aber erst einmal geschehen, so geht die Sache besser, als man vermuten sollte; der Vogel eilt mit hastigen, weit ausholenden Flügelschlägen schnurrend ziemlich rasch dahin, vermag aber weder zu schweben, noch jähe Wendungen auszuführen und läßt sich, wenn er weit genug geflogen zu sein glaubt, in schräger Richtung wieder klatschend auf den Wasserspiegel fallen. Sein Flugbild ist ein sehr kenntliches, indem der lange Hals weit nach vorn ausgestreckt und die breiten Füße ebenso nach hinten gehalten werden, so daß sie von weitem aussehen wie ein Schwanz. Unter den Sinnen dürften Gesicht und Gehör obenan stehen. Der hervorragendste Charakterzug im Wesen unseres Vogels ist ein grenzenloses Mißtrauen gegen alles ihm Unbekannte und eine ihm zur zweiten Natur gewordene, niemals schlummernde Vorsicht, welche Eigenschaften aber nicht ausschließen, daß er im Notfalle einen hervorragenden Mut entwickelt, da er seine Nachkommenschaft tapfer gegen die Angriffe des Raubzeuges verteidigt und sich angeschossen wütend selbst gegen Menschen und Hunde zur Wehr setzt. Unter die Gesellschaft der Enten, Wasserhühner und kleineren Taucher gerät cristatus aus Zufall auf der Nahrungssuche oft, hat aber weiter nichts mit ihnen zu thun und schaut mit stolzer Gleichgültigkeit auf sie herab, freilich auch ohne ihnen oder ihren Bruten jemals das Geringste zu leide zu thun. Bei seinem zurückhaltenden Charakter kann nicht die Rede davon sein, daß er etwa die Enten im Brutgeschäfte behellige und störe, wie beispielsweise das Wasserhuhn. Auch untereinander sind die Taucher wenig gesellig, abgesehen von der Zugzeit, wo sie es wenigstens in beschränktem Maße werden, und am liebsten hat jedes Pärchen einen Teich für sich, auf dem es nicht gern die Ansiedelung anderer Artgenossen duldet. Freilich scheint neuerdings die Abnahme der Teiche und damit verbundene Wohnungsnot eine Wandlung herbeizuführen, worüber ich im folgenden Abschnitt nachzulesen bitte. Seine Stimme läßt der Haubentaucher nur da häufig

freiwillig von einem Gewässer zum anderen wechselt. Er muß, wenn er sich erheben will, erst unter großem Geplätscher gewaltsam einen tüchtigen Anlauf nehmen, und es kostet ihn sichtlich nicht geringe Mühe, den schweren und massigen Körper mit den kurzen und schwachen Flügeln in die Höhe zu bringen. Ist dies aber erst einmal geschehen, so geht die Sache besser, als man vermuten sollte; der Vogel eilt mit hastigen, weit ausholenden Flügelschlägen schnurrend ziemlich rasch dahin, vermag aber weder zu schweben, noch jähe Wendungen auszuführen und läßt sich, wenn er weit genug geflogen zu sein glaubt, in schräger Richtung wieder klatschend auf den Wasserspiegel fallen. Sein Flugbild ist ein sehr kenntliches, indem der lange Hals weit nach vorn ausgestreckt und die breiten Füße ebenso nach hinten gehalten werden, so daß sie von weitem aussehen wie ein Schwanz. Unter den Sinnen dürften Gesicht und Gehör obenan stehen. Der hervorragendste Charakterzug im Wesen unseres Vogels ist ein grenzenloses Mißtrauen gegen alles ihm Unbekannte und eine ihm zur zweiten Natur gewordene, niemals schlummernde Vorsicht, welche Eigenschaften aber nicht ausschließen, daß er im Notfalle einen hervorragenden Mut entwickelt, da er seine Nachkommenschaft tapfer gegen die Angriffe des Raubzeuges verteidigt und sich angeschossen wütend selbst gegen Menschen und Hunde zur Wehr setzt. Unter die Gesellschaft der Enten, Wasserhühner und kleineren Taucher gerät cristatus aus Zufall auf der Nahrungssuche oft, hat aber weiter nichts mit ihnen zu thun und schaut mit stolzer Gleichgültigkeit auf sie herab, freilich auch ohne ihnen oder ihren Bruten jemals das Geringste zu leide zu thun. Bei seinem zurückhaltenden Charakter kann nicht die Rede davon sein, daß er etwa die Enten im Brutgeschäfte behellige und störe, wie beispielsweise das Wasserhuhn. Auch untereinander sind die Taucher wenig gesellig, abgesehen von der Zugzeit, wo sie es wenigstens in beschränktem Maße werden, und am liebsten hat jedes Pärchen einen Teich für sich, auf dem es nicht gern die Ansiedelung anderer Artgenossen duldet. Freilich scheint neuerdings die Abnahme der Teiche und damit verbundene Wohnungsnot eine Wandlung herbeizuführen, worüber ich im folgenden Abschnitt nachzulesen bitte. Seine Stimme läßt der Haubentaucher nur da häufig

hören, wo er sich ungestört weiß, und nicht gerne in der Nähe des Nestes. Am ehesten vernimmt man sie noch in der Abenddämmerung, und sie ist dann in stillen Gegenden — durch den Widerhall des Wasserspiegels noch verstärkt — sehr weit zu hören. Sie klingt tief, laut und kräftig, ich möchte sagen männlich, und wird gewöhnlich mit „Köck, köck, köck" versinnlicht. Zur Paarungszeit aber schreit das Männchen scheltend „Krurrr", worauf das Weibchen mit „Kraorrr" unverzüglich antwortet, und beide Laute nun vielmals hinter einander wiederholt werden, namentlich nach vollzogenem Coitus. Die Dunenjungen verfügen nur über piepende Töne. Das alte Weibchen lockt die Jungen mit einem sanften „Quong, quong" zusammen, und in der Besorgnis um die geliebte Brut stößt es angstvoll gäckende Laute aus.

Bald nach der Rückkehr aus der Winterherberge beginnt sich der Paarungstrieb zu regen und damit auch die Eifersucht der Männchen, welche um diese Zeit herrliche und lebhaft an die Kämpfe der Schwäne erinnernde Wasserturniere aufführen. Mit gesträubtem Kopfputz und aufgeblähtem Gefieder fahren sie in stolzer Haltung aufeinander los, stellen sich Leib gegen Leib im Wasser aufrecht und hacken ingrimmig mit den scharfen Schnäbeln nach dem Gegner. Auf ganz eigentümliche Weise vollzieht sich der Begattungsakt, den Naumann folgendermaßen beschreibt: „An schönen, heiteren und stillen Frühlingstagen kann man auf großen, freien Gewässern dies interessante Schauspiel sehr oft haben; es beginnt mit einem langsam wiederholten, laut tönenden „Köck, köck" u. s. w. des Männchens, worauf das Weibchen sogleich in einem etwas höheren Tone „Käck, käck, käck" antwortet und schnell herbeischwimmt; immer hastiger stoßen sie diese Töne aus, je näher sie aneinander rücken, bis sie sich auf dem Wasser gerade in die Höhe richten, Brüste und Bäuche dicht aneinanderschmiegen und mit einem Ruck die Begattung vollziehen, hierauf augenblicklich wieder die gewöhnliche schwimmende Stellung annehmen und dicht nebeneinander nun beide aus vollem Halse, das Männchen sein „Krraorr", das Weibchen sein etwas höheres „Krruorr", oft wiederholt ausrufen und zwar mit solcher Kraft, als ob sie damit bezweckten, daß es alle Welt vernehmen solle, was hier eben vorgegangen sei." Die Zeit für

die Ablage der Eier, die nach meinen Wahrnehmungen 24 Tage lang bebrütet werden, ist Mitte, spätestens Ende Mai, wenn das junge Rohr und Schilf so hoch aufgeschossen ist, daß es einigermaßen Schutz gewährt. In Rossitten habe ich die ersten Haubentauchereier stets bei Beginn der Möveneiersuche, d. i. am 7. Mai, gefunden. Das Nest ist eigentlich nichts als ein großer, flacher, mit einer seichten Mulde auf der Oberseite versehener, unordentlich zusammengehäufter Klumpen faulender Wasserpflanzen, die der Vogel tauchend mit dem Schnabel an eben der Stelle hervorholt. Stets ist es schwimmend, aber zumeist am Schilf befestigt oder doch so zwischen Rohrstoppeln u. dergl. hineingestellt, daß es nicht leicht weggetrieben werden kann. Das Nest selbst steht zwar frei und ist deshalb dem Blicke des Kundigen in der Regel schon von weitem sichtbar, aber doch meist in der Nähe einer Schilf- oder Rohrwand und zwar auf der der Mitte des Gewässers zugekehrten Seite. Unmittelbar am Ufer findet man es nie. So eifersüchtig im allgemeinen die einzelnen Pärchen auf ihren Nistbezirk waren, so tritt doch auch bei dieser Art neuerdings nach Vorgang des nigricollis eine starke Neigung zum kolonienweisen Brüten in den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes auf. Zuerst hat Leverkühn auf diese interessante Erscheinung aufmerksam gemacht, welcher z. B. im Plöner See (Schleswig-Holstein) 10 Nester so nahe beisammen fand, daß man sie mit einem Blicke übersehen konnte und dadurch unabweislich den Eindruck einer Brutkolonie erhielt. Ganz ähnliche Verhältnisse habe ich selbst auf den Teichen der Bartschniederung vorgefunden, und in noch höherem Grade soll dies nach den Berichten meiner ostpreußischen Freunde im masurischen Seengebiete der Fall sein. Die Zahl der Eier beträgt 3—4; sie sind walzenförmig, länglich, so groß wie kleine Hühnereier, glanzlos und von Farbe ursprünglich gelbgrünlichweiß, innen hellgrün durchscheinend, was sich aber mit fortschreitender Bebrütung mehr und mehr in Lehmfarbe oder Bräunlich verwandelt und zwar infolge der fortwährenden Berührung und zeitweisen Bedeckung mit feuchten, faulenden Wasserpflanzen; bald erscheint diese Farbe, die sich mit warmem Wasser wieder abwaschen läßt, gleichförmig aufgetragen, bald mehr marmelartig. Auf den Grad derselben hat meines Er-

achtens auch die chemische Zusammensetzung des Teichwassers und der das Nest bildenden Pflanzen in erster Reihe Einfluß, und zwar erhält man die dunkelsten Gelege zumeist von stark eisenhaltigen Gewässern. So prachtvoll rotbraune Eier, wie ich sie verschiedentlich in der Bartschniederung sammelte, sah ich nie anderswo. Da das Nest ganz von Wasser durchdrungen zu sein pflegt und die Eier oft halb in der Nässe liegen, so ist es zu verwundern, daß sie überhaupt ausgebrütet werden können. Die Brutwärme dieser Vögel muß aber auch bei ihrem pelzigen Gefieder eine ungemein starke sein; man sieht dies schon daran, daß nicht nur Nest und Eier immer hübsch warm bleiben, sondern selbst das Wasser in der nächsten Umgebung sich ganz lauwarm anfühlt. Gar nicht selten findet man auch verlegte andere Eier mit in diesen Nestern, namentlich von Lachmöven und Flußseeschwalben. Das Weibchen, welchem der Hauptanteil bei der Bebrütung zufällt, wird dabei doch regelmäßig von seinem immer in der Nähe sich aufhaltenden Männchen abgelöst. Sie steigen dabei nicht auf das Nest hinauf, das bei seiner liederlichen Bauart eine solche Manipulation gar nicht aushalten würde, sondern schieben sich vom Wasserspiegel aus mit dem Bauche darauf, wie sie es auch ebenso rutschend wieder verlassen. Dadurch wird das Nest an der betreffenden Stelle bald niedergedrückt, und es geschieht ziemlich häufig, daß beim Bekriechen desselben das eine oder das andere Ei auf der entstandenen schiefen Ebene herab und ins Wasser rollt; es müssen dadurch viele Eier zu grunde gehen, denn man sieht selten mehr als zwei Junge bei den Alten. Ist der brütende Vogel genötigt, auf kürzere oder längere Zeit das Nest zu verlassen, so bedeckt er klüglich das auffallende Gelege mit Pflanzenmoder, den er am liebsten tauchend vom Grunde heraufholt und nur dann dem Rande des Nestes selbst entnimmt, wenn ihm dazu wegen eines zu rasch nahenden Feindes keine Zeit mehr blieb. Sie zeigen in solchen Fällen eine geradezu possierliche Eilfertigkeit. Sobald die niedlichen Jungen ausgeschlüpft sind, übernimmt der Vater das Amt des Führers und Wächters, während der Mutter die Ernährung und Erziehung der Kleinen anheimfällt. Wer Gelegenheit hat, das überaus innige Familienleben der Taucher näher zu beobachten, der versäume es doch ja nicht, denn er wird sicher hoch be-

friedigt dadurch werden und manch reizende Scene, manch trautes Genrebild in sich aufnehmen. Die Erziehung der Jungen ist eine ganz planmäßige. Während der ersten 8 Tage bietet ihnen die Alte winzige Insekten auf der Schnabelspitze dar, dann müssen sie größere Bissen vom Wasserspiegel auflesen und später versetzt die Alte durch Wassertreten mit den Füßen das Wasser in wirbelnde Bewegung, so daß die Jungen die betr. Insekten schon tauchend erhaschen müssen. Vom Tauchen sind sie anfangs keine Freunde, und wahrscheinlich machen sie ihre ersten Reisen unter dem Wasser auch unfreiwillig unter dem Flügel der Mutter, wie wir dies beim Schwarzhalstaucher gesehen haben. Zum Ausruhen dient den vom Kampf und Spiel mit Wind und Wellen ermüdeten Kleinen hauptsächlich der breite und flache Rücken ihrer Mutter, den sie dadurch erreichen, daß letztere unter sie taucht und sich dann mit ihnen emporhebt. Ein solch lebendes Schifflein mit seiner drolligen Besatzung sieht aber auch gar zu herzig aus. Gegen Angriffe des Raubgesindels werden die Jungen meist mit Erfolg verteidigt, und nur selten glückt es einem überraschend erscheinenden Milan oder Rohrweih, eines wegzustiebitzen. Dagegen werden die Nester selbst namentlich von den Krähen häufig in der unverschämtesten Weise geplündert. Die alten Taucher sind durch ihre Tauchkünste auf dem Wasser vor den Raubvögeln ziemlich sicher, fallen denselben aber bei ihrem unbehülflichen Fluge nicht selten in der Luft zur Beute, wenn sie im Herbste von einem Teiche zum anderen streichen.

Leider gehört auch der Haubentaucher, diese wundervolle Zierde unserer Binnengewässer, mit zu der schon recht beträchtlichen Anzahl von Vögeln, welche die einseitige und das harmonische Zusammenwirken in der Natur nicht begreifende Denkungsart übereifriger Fischzüchter mit auf die Ächtungsliste gesetzt und schonungsloser Verfolgung preisgegeben hat. Es läßt sich nun allerdings nicht leugnen, daß der Haubentaucher mehr und häufiger Fische und Fischbrut aufnimmt wie seine Verwandten, und deshalb ist seine Bekämpfung auf kleinen, mit junger Edelbrut besetzten Fischteichen gewiß gerechtfertigt. Andererseits aber wolle man nicht vergessen, daß er höchstens bis kleinfingerlange Fische zu bewältigen vermag und auf größeren Gewässern naturgemäß nur fast wertlose Arten er-

wischt. Dazu kommt, daß nach dem unwiderleglichen Ergebnis zahlreicher Magenuntersuchungen Fische keineswegs den Hauptbestandteil seiner Nahrung ausmachen, sondern nur bei Knappwerden der Insekten mehr nebenbei und gelegentlich von ihm gefangen werden, ebenso wie auch Frösche, Schnecken und Kaulquappen. Der weitaus größte Teil seines Speisezettels setzt sich vielmehr aus den Larven der Libellen und Wasserkäfer, aus letzteren selbst und aus mancherlei anderen Wasserinsekten zusammen, und erstere gehören ja bekanntlich zu den ärgsten Feinden der Fischbrut, sodaß der Taucher in den meisten Fällen den durch das gelegentliche Verzehren kleiner Fischchen angerichteten Schaden dadurch wieder wett zu machen vermag. Meine Meinung geht dahin, daß er in nationalökonomischer Hinsicht indifferent, in ästhetischer Beziehung aber hochwichtig und deshalb überall da zu schonen ist, wo nicht sein zu starker Bestand oder irgend welche lokale Verhältnisse Maßregeln gegen ihn zur Notwendigkeit machen. Eine besondere Vorliebe scheint er auch für zufällig ins Wasser geratene Maikäfer und Heuschrecken zu haben. Den weitaus größten Teil seiner Nahrung erwirbt er sich tauchend; auch von der Oberfläche des Wassers liest er ebenso wie von schwimmenden Pflanzenblättern manches Genießbare auf, und nicht selten sieht man auch, wie er mit emporgerichtetem Körper und lang ausgestrecktem Halse bemüht ist, von höheren Wasserpflanzen die darauf sitzenden Insekten wegzupicken. Das zarte Pflanzengrün, welches man häufig in seinem Magen findet, wird wohl nur zufällig bei der Insektenjagd mit verschluckt. Eine Eigentümlichkeit dieser Vögel aber ist es, daß sie sich regelmäßig und zu jeder Jahreszeit Federn aus dem Brustpelze ausrupfen und selbige begierig hinunter würgen, sodaß der Mageninhalt gewöhnlich ganz von solchen eingehüllt ist. Ich bin mit Mewes der Ansicht, daß dies zum Schutze der Magenwände gegen die gefressenen Käfer und hartschaligen Libellenlarven geschieht, wie überhaupt zur Beförderung der Verdauung, zumal den Tauchern bei ihrem ständigen Aufenthalte auf dem Wasser meist die Gelegenheit fehlen mag, nach Art anderer Vögel zu diesem Zwecke kleine Steinchen u. dergl. zu verschlucken. Wie sich Affen durch gegenseitiges Ablesen der Flöhe und Läuse, so erweisen sich die zärtlichen Gatten eines Taucherpaares einen Liebesdienst damit,

daß sie sich gegenseitig Federn aus der Brust zupfen und diese hinunterwürgen. Es ist erwiesen, daß selbige nicht durch den Darm abgeführt, sondern später in Verbindung mit den unverdaulichen Fisch- und Insektenresten durch den Schnabel wieder als Gewölle ausgespieen werden, was ja auch klar genug auf ihre Bestimmung hindeutet. Indirekt vermag der Haubentaucher den Teichbesitzern und Jägern einen ziemlich beträchtlichen Nutzen zu gewähren. Das Wildpret kann allerdings nur durch sofortiges Streifen, Befreiung von dem anhaftenden Fette und tüchtiges Beizen in Essig genießbar gemacht werden, dagegen werden die Eier übereinstimmend als sehr zart und feinschmeckend gerühmt. Das rötlichgelb aussehende und sehr leichtflüssige Fett giebt eine vortreffliche Lederschmiere für Jagd- und Fischerstiefel ab. In hohem Werte aber steht das Pelzwerk der Unterseite, das mit Vorliebe für Baretts, Muffs, Pelzkragen u. dergl. verwendet wird. In Schlesien und Ostpreußen erhält der Jäger pro Stück ca. 2 Mk. vom Kürschner; in Süddeutschland ist es rarer und wird deshalb noch besser bezahlt; Friderich giebt sogar 4 Mk. an. Wer einen sehr starken Taucherbestand auf seinen Teichrevieren hat und eine allzu große Vermehrung desselben aus Fischereirücksichten nicht dulden kann, der sollte es machen wie mein asiatischer Reisegefährte Graf Lehndorff, auf dessen masurischen Besitzungen unzählige Haubentaucher brüten. Er läßt jedes Frühjahr vor Beginn der Brutzeit und dann wieder vor dem Wegzuge im Herbst einige 100 Stück des Pelzwerkes wegen abschießen und zu Beginn der Brutperiode das erste Gelege für Küchenzwecke wegnehmen; im übrigen werden die Taucher nicht behelligt, namentlich die zweiten Gelege und die ausgekommenen Jungen streng geschont. Auf diese Weise erreicht er es, daß der Bestand annähernd auf der gleichen, für die Fischerei nicht bedrohlichen Höhe bleibt, und bezieht dabei von seinen Tauchern eine recht annehmbare jährliche Rente.

Schon aus der obigen Schilderung des Betragens des Krontauchers dürfte es zur Genüge hervorgegangen sein, daß die Jagd auf den überaus scheuen und mißtrauischen Vogel keineswegs leicht ist. Vom Ufer aus kommt man nur selten zum Schuß, zu dem man des dicken Federpelzes wegen grobe Schrote nehmen oder mit feineren auf den Hals halten muß;

am ehesten noch, wenn man sich in der Morgen- oder Abenddämmerung an einem gut gewählten Platze versteckt anstellt. Dem Bereich des einzelnen Kahnes weiß sich der Taucher tauchend bald zu entziehen; schwerer wird ihm dies, wenn mit mehreren Kähnen gleichzeitig und planmäßig auf ihn getrieben wird, wie man dies an solchen Teichen und Seen thut, wo er sich zur Zugzeit zahlreich aufhält. Da er dann auch fluglustiger ist, so wird er schließlich zum Auffliegen gezwungen und dann meist eine leichte Beute der Teilnehmer an einer solchen lustigen Jagd. Angeschossen geht er fast regelmäßig verloren, beißt sich auch im Verenden gewöhnlich unten auf dem Grunde fest. Lebend gerät er nur zufällig in die Gewalt des Menschen. In Rossitten fingen wir an den mit kleinen Fischchen beköderten Dorschangeln viele Tauchenten, aber nie einen Haubensteißfuß, obgleich diese dort sehr zahlreich waren, was auch mit ein Beweis dafür ist, daß er keineswegs ein so gewaltiger und gieriger Fischräuber ist, wie manche oberflächliche Beobachter die Welt glauben machen wollen. Für das Zimmer eignet er sich seiner Größe und seines zu starken Wasserbedürfnisses halber nicht. Wer aber in der glücklichen Lage ist, über einen Teich in seinem Garten zu verfügen, der kann sich für denselben kaum einen schöneren und anmutigeren lebenden Schmuck denken wie einen zahmen Haubentaucher mit gelenktem Flügel. Während des Winters muß man denselben freilich in einen warmen Stall mit großem Wassergefäß sperren, zu dem er leicht gelangen kann, da er strenge Kälte auf die Dauer nicht verträgt, und dann wird seine Haltung allerdings umständlich und schwierig. Er erfreut durch seine Klugheit nicht weniger wie durch sein schmuckes Aussehen und wird so zahm, daß er auf den Ruf seines Herrn herbeikommt, ihm das Futter abnimmt u. s. w. Als Futter empfiehlt **Brehm** kleine Fische; im Sommer wird man ihm aber unschwer auch Maikäfer, Heuschrecken u. dergl. verschaffen können.

Der Nordseetaucher (Urinator septentrionalis [*L.*]).

Tafel XV, Figur 1.

Wenn der Nordost eisig über die Fluren fegt und weißschäumende Wogen im Haff aufwühlt, wenn die ersten Eis-

schollen auf demselben schaukeln, bleifarbenes Gewölk dick herniederhängt und von Zeit zu Zeit große, nasse Schneeflocken herunterwirbelt, dann kann man auf dem Kurischen Haff mit dem Segelkahne lohnende Jagdausflüge machen. Für den verweichlichten Sonntagsjäger sind dieselben freilich nichts, denn es ist ein Vergnügen eigener Art, vorn im Bug des vor dem steifen Winde auf- und niedertanzenden Bootes zu stehen, die gespannte Flinte in den halb erstarrten Händen, und von Zeit zu Zeit eine der eiskalten Wogen über sich hinwegspritzen zu lassen. Dazu gehört schon die Passion des leidenschaftlichen Ornithologen oder des begeisterten, abgehärteten Weidmanns. Das Wild, dem es auf solchen kalten Fahrten gilt, sind in erster Reihe die Seetaucher, die um diese Zeit in ziemlicher Menge neben den unzähligen Eisenten das Haff zu beleben pflegen. Sie zeigen sich sehr vergnügt bei solchem Wetter, wo uns die Zähne vor Frost zusammenschlagen, das steif gefrorene Tauwerk knittert, wo die durchnäßten Kleidungsstücke zu einem höchst unbehaglichen Panzer frieren, und wo man immer wieder zu der rettenden Schnapsflasche greift, um wenigstens den inneren Menschen etwas anzuwärmen. Hauptsächlich bestand dann die Beute aus jungen Nordseetauchern.

Dieselben sehen im **Jugendkleide**, in welchem sie am weitaus häufigsten bei uns erlegt werden, folgendermaßen aus: Der an den Seiten ungefurchte, an den Schneiden bedeutend eingezogene Schnabel ist licht bleiblau, auf der Firste und an der Spitze dunkler, an der Wurzel der Unterkinnlade dagegen mehr rötlich fleischfarben. Der Augenstern ist nußbraun. Die Füße haben eine grünlich schwarzbraune Außen- und eine gelbrötlichgraue Innenseite mit dunklen Schwimmhäuten. Stirn und Scheitel sind braungrau mit undeutlicher weißer Strichelung, die auf dem ebenfalls braungrauen Hinterhalse ganz verschwindet. Ein Fleck unterhalb und rückwärts des Auges sowie ein Streif von der unteren Wurzel des Oberschnabels bis zur Nasenlochgegend sind weiß. Wangen licht braungrau und grauweiß gemischt. Kinn und Kehle weiß, Halsseiten licht graulich, Unterhals graulichweiß mit braungrauen und graubraunen Federspitzen. Die Flankenfedern sind ebenso, aber energischer gefärbt, und greift diese Zeichnung hier weit nach der Mitte zu über, während sie in den Weichen noch dunkler wird. Die schwarzbraunen Federn der Oberseite haben grauweiße Seitenkanten, während die Spitzen davon frei bleiben. Es entsteht dadurch eine lichte Kreuz- und Querstrichelung, die dieser Art eigentümlich oder wenigstens bei ihr viel mehr ausgeprägt ist wie bei den andern. Die Mitte der Unterseite ist weiß, Schwanz und Flügel oben schwarzbraun, unten lichter. Im **Winterkleide** sind die nackten Teile so wie im Hochzeitskleide gefärbt. Oberkopf

und Hinterhals dunkel aschgrau mit weißen Federrändern. Die alten Vögel im Hochzeitskleid haben bleischwarze Schnäbel und eine kastanienbraune Iris. Von der Gurgel ab verläuft auf der Mitte des Unterhalses ein an Breite zunehmender Streifen von schönem Seidenschimmer und einer ganz eigentümlichen Farbe, welche zwischen Ziegelrot und Kastanienrotbraun die Mitte hält. Kinn, Kehle, Vorderstirn, das ganze Gesicht und die Halsseiten sind tief aschgrau gefärbt; Hinterstirn und Scheitel auf eben solchem Grunde mit kleinen schwarzen Längspfeilflecken. Die Mitte des Hinterhalses hat schwarze, breit weiß gerandete Federn, wodurch auf schwarzem Grunde eine energische weiße Längsstrichelung entsteht. Ähnlich ist der Oberrücken gezeichnet, doch der Grund mehr schwarzbraun und die weißen Striche kürzer, pfeilförmiger. An das Rot des Unterhalses schließt sich erst ein schmaler grauroter und dann ein breiterer, weißer, schwarz gestrichelter Ring. Im übrigen ist das pelzartige Gefieder der ganzen Unterseite ebenso wie die Flügelunterdeckfedern weiß. Flankenfedern braun mit weißen Rändern, ebenso die Unterschwanzdeckfedern. Über den After zieht sich ein graulicher Querstreif. Die kurzen Steuerfedern sind einfarbig braun mit lichteren Spitzensäumen. Die ganze Oberseite erscheint schwarzbraun mit einzelnen weißen Spritzenflecken, die sich namentlich auf den Schultern anhäufen. Schwingen dunkelbraun. Die Größe dieser Vögel ist individuell und sexuell eine sehr verschiedene. Im allgemeinen kann man sagen, daß sie an Rumpfgröße einer starken Hausente gleichkommen, und daß die Weibchen kleiner sind als die Männchen, doch finden hier sehr beträchtliche Schwankungen statt. Die Dunenjungen haben eine perlgraue Iris, einen bläulichen Schnabel, fleischfarbene Füße, eine braune Ober- und eine weiße Unterseite. Zu bemerken wäre noch, daß das Gefieder der alten Vögel auf Kopf und Hals zwar sehr dicht und weich, aber auch sehr kurz ist, so daß es sich fast lederartig anfühlt. Die Schwanzfedern sind steif und starr.

Wie alle andern Seetaucher ist auch septentrionalis für uns ein nordischer Vogel, der nur auf dem Zuge oder als Wintergast unsere Gewässer besucht. Seine Heimat liegt zwischen dem 60. und 78. Breitengrade und erstreckt sich so in einem breiten Gürtel um die ganze Erde, wie er überhaupt die weitaus individuenreichste Seetaucherart ist und auch am häufigsten von allen zu uns kommt, allerdings fast nur im Jugendkleide. Besonders häufig brütet er in Labrador, Grönland, auf Island, den Hebriden, Färöern und Shetlandsinseln, in dem nördlichen Skandinavien, Finnland, am Ladogasee und durch das ganze nördliche Sibirien hin bis Kamtschatka. Zur Brutzeit sucht er einsame, kleine, fischreiche Süßwasserteiche in der Nähe der Meeresküste auf, und hat es gern, wenn diese hoch gelegen und von Bergen umkränzt sind; auch müssen sie wenigstens an einigen Stellen flache und grasige Ufer oder mit

kurzem Rasen bewachsene Inselchen haben. Auch zur Winterszeit findet sich dieser Taucher öfters auf Binnenseen, Strömen und selbst kleineren Flüssen, sonst ist er aber überwiegend Meervogel, wenngleich er die offene See nicht sehr zu lieben scheint und sich mehr in der Nähe von Küsten, auf stillen Buchten, zwischen Inseln und dergl. aufhält. In höherem Grade als die anderen Urinator-Arten ist er Zugvogel und erscheint deshalb regelmäßig im Herbste an unseren Küsten, die ersten gewöhnlich Anfang Oktober; sie sind dann bei uns auf dem Kurischen Haff, dem sie seines Fischreichtums und schwachen Wogenganges wegen entschieden den Vorzug vor der Ostsee geben, sehr häufig, namentlich während des November und Dezember. Auf dem Rückstrich im zeitigen Frühjahr dagegen bemerkt man sie fast gar nicht, während alsdann der im Herbste beinahe gänzlich fehlende U. arcticus die dominierende Art und sehr zahlreich ist. Es scheint dies darauf hinzudeuten, daß sie im Frühjahr andere Wege einschlagen als im Herbste. Auf der ostpreußischen Seenplatte, den Haffen, am Schwarzen Meer, Kaspi- und Aralsee überwintern sehr viele; manche gehen sogar bis zur Adria hinab, viel seltener ins Ägäische Meer. Es läßt sich nicht leugnen, daß die centraleuropäischen Flußsysteme bei ihren Wanderungen eine große Rolle spielen, und scheinen in dieser Beziehung Rhein, Elbe und Oder obenan zu stehen. Sie gehen dann auch in die kleineren Nebenflüsse hinauf, und ich sah sie selbst auf so schmalen Flüssen wie Elster und Stepenitz. Am Brutplatze ganz ungesellig, schlagen sich die Nordseetaucher für die Wanderzeit doch gern zu kleinen Trupps von 3—5, seltener 8—15 Individuen zusammen, obwohl man auch im Winter viele einzelne sieht. Sie ziehen sehr hoch in der Luft und nur des Nachts.

Die aufrechte Stellung, in welcher die Seetaucher gewöhnlich abgebildet und ausgestopft werden, habe ich am lebenden Vogel selbst nie gesehen, so vielfach ich ihn auch in der Gefangenschaft gehalten und beobachtet habe, und obwohl ich auf der Pallwe bei Rossitten wiederholt einzelne Stücke antraf, die von zu starken Winden auf dem Zuge zur Erde geworfen waren und nun von mir mit den Händen ergriffen wurden. Wenn also jene Haltung überhaupt wirklich vorkommt, so sicher nur sehr selten und vorübergehend und nur dann, wenn

sich der Vogel völlig unbeobachtet wähnt. Sie fällt ihm wahrscheinlich sehr schwer, und daß er auch so laufen könne, wie es die meisten Autoren Naumann nachgeschrieben haben, möchte ich sehr bezweifeln. Ist der Seetaucher aufs Land geraten, so liegt er hier platt mit der ganzen Unterseite auf und spreizt in der Ruhe die Füße nach hinten aus. Erregt aber irgend etwas seine Aufmerksamkeit, so nimmt er sie schräg nach vorn, um sofort sprungfertig zu sein, und richtet den Hals hoch, der bis dahin S-förmig auf den Rücken zurückgebogen war. Fortbewegen kann er sich nun auf zweierlei Art, nämlich kriechend oder hüpfend. Ersteres wendet er am Brutplatze an, überhaupt, wenn er sich vollkommen sicher weiß, und es geht sehr langsam; er schiebt sich dabei mit den Füßen schwerfällig fort, wobei er mit den Flügeln etwas nachhilft und sich auf den Hals stützt, der lang vorgestreckt wird und ebenso wie die Brust dem Boden aufliegt. Will er dagegen schneller vorwärts kommen und besonders in den Momenten von Gefahr, Angst, Zorn und Ärger, so hüpft er mit der vollen Kraft seiner Sprunggelenke wie ein Frosch einher. Diese Bewegung fördert überraschend schnell und geht in rasch auf einander folgenden, ziemlich hohen Sätzen vor sich, scheint aber den Vogel auch sehr anzustrengen, weil er nie weit auf diese Weise springt, sondern nur schußweise 8—12 Sätze macht, worauf er einige Augenblicke wie erschöpft inne hält und dann wieder ein Stück weiter hüpft. Vom Boden vermögen sich die Seetaucher ebenso wenig zum Fluge zu erheben wie die Steißfüße, weshalb sie in der Regel verloren sind, wenn sie zur Zugzeit durch Stürme aufs Land herab geschleudert wurden; dies scheint bei ihrem höchst mittelmäßigen Flugvermögen nicht eben selten vorzukommen; ich habe wenigstens auf der Kurischen Nehrung eine ganze Anzahl von Seetauchern auf diese Weise erhalten. Auf dem Wasser muß er vor dem Auffliegen auch erst unter tüchtigem Geplätscher halb laufend einen weiten Anlauf nehmen. Sobald er in schräger Richtung erst einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, geht der Flug überraschend schnell und gut von statten, obschon man es den kurzen, hastig und mit sichtlicher Anstrengung bewegten Flügeln deutlich anmerkt, wie schwer es ihnen wird, den großen Rumpf zu tragen. Hals und Beine werden dabei lang ausgestreckt. Da der Vogel zu schnellen

Wendungen unfähig ist, ist er sehr von Wind und Wetter abhängig. Das Einfallen auf den Wasserspiegel geschieht ebenfalls in schräger Richtung und unwillkürlich mit solcher Wucht, daß der Taucher dabei unters Wasser schießt und erst so ein Stückchen fortschwimmt, ehe er wieder oberhalb desselben zum Vorschein kommt. Übrigens fliegt septentrionalis entschieden besser wie glacialis und arcticus und ist auch viel leichter zum Auffliegen zu bringen wie diese. „Außerordentlich schön“, sagt A. E. Brehm, „ist der Flug, wenn sich diese Vögel, wie sie es regelmäßig thun, von den hohen Küstenbergen hinab ins Meer stürzen. Sie regen dann die Flügel nur so viel, wie eben nötig ist, um eine schiefe Flugrichtung zu ermöglichen, und schießen unter sausendem Geräusche, sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite wendend, wirklich pfeilschnell in die Tiefe hinab und versenken sich unmittelbar darauf im Wasser.“ So unbehülflich die Seetaucher auf dem Lande sind, so gewandt wissen sie sich im Wasser zu benehmen, wo sie gewöhnlich mit schwach S-förmig gekrümmtem Halse nur leicht auf der Oberfläche aufliegen, aber sofort den Hals aufrecht und gerade halten und den Körper tiefer und tiefer einsinken lassen, sobald ihr Mißtrauen durch irgend etwas rege gemacht wird. Im Tauchen sind sie den Steißfüßen insofern noch überlegen, als sie ohne das geringste Geräusch verschwinden, schneller unter Wasser fortrudern und länger unter der Oberfläche bleiben können. Nach meinen mit der Uhr in der Hand gemachten Beobachtungen vermag der Nordseetaucher 3 Minuten lang ohne Atemholen unter Wasser zu verbleiben und kann natürlich während dieser Zeit eine ganz gehörige Strecke zurücklegen, da er die schnellsten Fische einzuholen im stande ist, was ja sein Mageninhalt genügend ausweist. Sie schießen dabei unter den gewandtesten Schwenkungen mit ganz schlank gemachtem Körper hin und her, oft in förmlichen Kapriolen. Die Flügel werden knapp angelegt und nur die Füße zum Rudern benutzt. Gefahren weichen diese Vögel so lange als möglich tauchend aus und nur bei unablässig fortgesetzter Verfolgung entschließen sie sich zum Davonfliegen. Die Sinne scheinen außerordentlich scharf zu sein, namentlich Gesicht und Gehör. Über die geistigen Eigenschaften dieser unstreitig klugen und gut begabten Vögel läßt sich nicht viel Liebenswürdiges sagen. Wie die meisten

Fischfresser sind sie freßgierig, zänkisch, griesgrämig und heimtückisch. Geselligkeit lieben sie während der Brutperiode gar nicht und zur Zugzeit auch nur in beschränktem Maße, indem sie sich alsdann zwar zu kleinen Trupps vereinigen, aber nur locker zusammenhalten, wobei Beißereien und Zänkereien an der Tagesordnung sind. Einzelne recht starke, alte Männchen mißhandeln ihre ganze Umgebung oft in wahrhaft schauderhafter Weise. Auch dem übrigen Wassergeflügel gegenüber, mit dem sie zufällig zusammengeraten, erweisen sie sich als recht unfreundlich, und ich habe oft gesehen, wie sie den harmlosen Eis- und Schellenten bei jeder Gelegenheit auf das heimtückischste empfindliche Bisse und Knüffe versetzten. Dem Menschen gegenüber zeigt sich der Nordseetaucher gewöhnlich scheu und vorsichtig, wennschon in geringerem Grade wie die anderen Arten. Im Segelkahne ließen sie mich aber meist schußrecht ankommen, wohl weil sie an den Anblick dieser Fischerfahrzeuge gewöhnt waren und sie als sonst harmlos kannten. Im Gegensatz zu diesem Betragen steht aber eine verblüffende Dummdreistigkeit, die man bei gewissen Exemplaren findet, die wahrscheinlich aus menschenleeren Gegenden des hohen Nordens stammen. So sah ich selbst ein Exemplar mitten in der Stadt Breslau auf der Oder gerade unter einer Brücke, auf der sich ob der ungewohnten Erscheinung eine lärmende Menschenmenge angesammelt hatte und den Taucher auch fleißig mit Steinen bombardierte; dieser aber machte sich gar nichts aus dem Spektakel und biß höchstens ab und zu wütend nach den in seiner Nähe ins Wasser fallenden Steinen. Ähnliche Fälle finden sich in der Litteratur noch mehrfach verzeichnet. Hohen Mut kann man diesen Vögeln nicht absprechen. In die Enge getrieben, verteidigen sie sich auch gegen weit überlegene Gegner bis aufs äußerste, und in der Gefangenschaft sind sie selbst ihrem Futterherrn gegenüber sehr bissig. Aufs Land verschlagene Stücke machten, sobald ich sie ergreifen wollte, gar keinen Fluchtversuch, sondern stellten sich sofort zu energischer Gegenwehr. Ja, einige (namentlich arcticus) warteten einen Angriff gar nicht ab, sondern hüpften dem sich nähernden Menschen kampfesmutig und mit wütenden Blicken entgegen. Dies that sogar einer, dem ich zu Pferde begegnete, und war bestrebt, mein Pferd in die Beine zu beißen. Es sind übrigens

tüchtige Kämpen, und sie vermögen wirklich empfindliche und schmerzhafte Bisse zu versetzen, zumal sie beim Angriffe nach Reiherart den zuerst zurückgebogenen Hals ganz unvermutet und urplötzlich vorschnellen und stets mit dem Schnabel nach den entblößten Körperteilen zielen, dem barfüßigen Fischer nach den Beinen, dem gestiefelten Jäger nach dem Gesicht und den Händen, weshalb man sich vor ihnen in acht nehmen muß. Großen Fischen, Lachsen z. B., reißen sie bei lebendigem Leibe ganze Stücke Fleisch aus dem Körper. Die Stimmlaute, über welche der Nordseetaucher verfügt, und die mit denen seiner Verwandten fast gleichklingend sind, sind sehr mannigfache. Der gewöhnliche Lockton ist ein dumpfes, rauhes „Krurr, kru"; in Schreck und Angst lassen sie hundeartig kläffende Laute hören. Die Gatten rufen sich gegenseitig mit einem klagenden „A auhw", welche Stimme man auch zur Zugzeit in stillen Nächten schauerlich aus den Lüften herab klingen hört. Der eigentliche Paarungsruf ist nach Faber ein lautes, widerlich heulendes „Amahurith". Der Warnungsruf klingt wie „Ack, ack" oder „Äck, äck". Schön sind diese Laute wahrlich nicht, sondern übermäßig laut und rauh, aber sie passen zur Umgebung, zum tosenden Meer und zum wogengepeitschten Felseneiland. Ich halte es mit dem jüngeren Brehm, wenn er sagt: „Faber nennt die Stimme des rotkehligen Seetauchers hart, schnarrend und laut jammernd, wogegen ich sie als einen wilden Meeresgesang bezeichnen möchte, wie ihn ein Vogel erlernt, der Stürmen und Wellentosen lauscht".

Trivialnamen für den Nordseetaucher sind: Rotkehliger Taucher, Seerotkehlchen, Ententaucher, Lom, Lomme, Sternlumme, Spießgans, gesprenkelter Seetaucher, Rothalsige Lumme, Schremel, Mitternachtstaucher, Aalscholwer und Meergans.

Die Brutbezirke des Rotkehltauchers bilden zumeist kleine, hochgelegene, recht einsame, flachufrige und vegetationslose Süßwasserteiche in nicht allzu großer Entfernung vom Meere und mit flachen, grasbewachsenen Inseln. Jedes Paar beansprucht einen kleinen Teich für sich oder wenigstens einen scharf abgegrenzten und hartnäckig gegen fremde Eindringlinge verteidigten Teil eines größeren. Diese selbstsüchtigen Vögel haben nicht einmal gern andere befiederte Teichbewohner in ihrer Nähe und beißen solche nach Möglichkeit weg. Nur mit der flinken

und aufmerksamen Sterna macrura leben sie gewissermaßen in Symbiose oder dulden doch — nach Naumann — deren Ansiedlung in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Sie haben dabei den Vorteil, durch die ewig auf der Wacht befindlichen und von ihrem Luftbezirk aus die Umgebung besser überschauenden Seeschwalben rechtzeitig vor jeder sich etwa nähernden Gefahr mit durchdringendem Geschrei gewarnt zu werden. Von einem kolonienweisen Brüten kann bei den Seetauchern keine Rede sein. Das Nest steht stets auf festem Lande, am Ufer oder auf einer Insel, und zwar immer so nahe am Wasser, daß sich der Taucher leicht hinauf schieben kann. Versteckt ist es nicht, und deshalb der brütende Vogel schon aus der Ferne zu sehen. Entweder ist das Nest nur eine ins Gras eingedrückte und einigermaßen zugerundete sowie spärlich mit dürren Halmen ausgelegte Vertiefung oder ein wirr zusammengetragener Haufen von allerlei Pflanzenwust mit einer seichten Mulde auf der Oberseite. Ende Mai oder Anfang Juni ist das regelmäßig nur aus 2 Eiern bestehende Gelege vollzählig, und Ende Juni oder Anfang Juli findet man Dunenjunge. Die Eier aller Seetaucher sind untereinander sehr ähnlich und eigentlich nur durch die Größe zu unterscheiden, welche wiederum derjenigen der Vögel entspricht. Diejenigen des Nordseetauchers messen in der Länge etwa 75 und in der Breite 46 mm, sind von sehr langgezogener Gestalt, etwas glänzend, dickschalig, grobkörnig, tiefporig und auf dunkel olivengrünbraunem Grunde mit dunkel aschgrauen Schalenflecken und einer rötlich schwarzbraunen oberen Fleckung versehen; namentlich die größeren Flecken haben Neigung zu zackigen Formen. Beide Alte brüten gleich eifrig, beide beteiligen sich auch später mit gleicher Hingebung an der Erziehung der Jungen, wie überhaupt das Familienleben dieser sonst in ihrem Charakter so unsympathischen Vögel ein äußerst inniges ist, und die beiden Gatten mit rührender Treue an einander hangen. Da die kleinen Brutteiche oft nicht genug Fische für diese gefräßigen Gesellen haben, sie sie auch nicht ausfischen dürfen, wenn nicht später die den Eiern entschlüpften Kleinen Not leiden sollen, so sind sie gezwungen, wechselweise zum Fischfang nach anderen Gewässern oder meistens nach dem nahen Meere zu fliegen, und deshalb um diese Zeit in fast ununterbrochener Thätigkeit. Die Dunen-

jungen unterscheiden sich dadurch von denen der Steißfüße, daß sie schon vom ersten Tage ihres Lebens an sich vortrefflich auf das Tauchen verstehen, auch das Fischefangen sehr rasch erlernen und überhaupt frühzeitig selbständig werden. Sobald sie flugbar geworden sind, werden sie von den Alten aufs Meer geführt und verbringen dort in irgend einer stillen Bucht die noch bis zum Eintritt des Winters übrig bleibende Zeit, worauf sie die Wanderung in mildere Gegenden antreten. Die Alten legen übrigens am Brutplatze aus aufopfernder Liebe zu den zarten Jungen, die sie auch bisweilen ganz nach Art der Steißfüße auf dem Rücken tragen, ein gut Teil der ihnen sonst eignen Scheu ab und verteidigen sie mit wirklichem Heldenmut gegen alle Gefahren. Trotzdem vernichten Raben, Krähen und Elstern in unbewachten Augenblicken manches Gelege, und die alten Vögel haben ihrerseits in der Luft an den Adlern und Jagdfalken, im Wasser aber an den großen Raubfischen gefährliche Feinde.

Die Dunenjungen scheinen auch Pflanzengrün, Konchylien, Wasserinsekten und dergleichen zu verzehren, die alten Seetaucher dagegen ernähren sich fast ausschließlich von lebenden Fischen, die sie mit großer Gewandtheit unter Wasser zu erhaschen oder auf dem Grunde zu überraschen wissen. Sie würgen selbst pfundschwere Stücke hinunter und reißen den größten Lachsen Stücke Fleisch aus dem Leibe, ja sie verbeißen sich in ihrer tollen Gier so fest in solche, daß sie mit ihnen zugleich gefangen werden, wie ich dies in Rossitten mehrfach erlebt habe. Nur im äußersten Notfalle nehmen sie zu Fröschen oder Kerbtieren ihre Zuflucht, und tote Fische rühren sie niemals an. Bis zu Heringsgröße schlucken sie selbige, sobald sie mit ihnen emporgetaucht sind, in halbtotem Zustande unter heftigen Würgbewegungen ganz hinunter, während größere zerstückelt werden. Sogar mit den Plattfischen werden sie fertig. „Oftmals", so erzählt Graba, der Eistaucher von seinem Fenster aus im Hafen beobachten konnte, „sah ich sie große Flundern verzehren, und sie wußten mit ihnen sehr bald fertig zu werden. Um ihn zu zerstückeln, ließen sie den Fisch aus dem Schnabel ins Wasser fallen, hackten ein großes Stück heraus und verschlangen dasselbe, holten den vorher tüchtig geschüttelten und inzwischen langsam gesunkenen Fisch durch kurzes Tauchen wieder herauf, hieben abermals ein gutes Stück

heraus und hatten ihn so mit großem Eifer in kürzester Frist vertilgt". Den bei uns überwinternden fallen in den Süßwässern hauptsächlich Weißfische und Barsche, auf dem Meere dagegen Heringe und Sprotten zur Beute. Es unterliegt für mich nach den auf der Kurischen Nehrung gemachten Beobachtungen keinem Zweifel, daß sie den Zügen ihrer Nahrungsfische auch ihrerseits folgen, denn sobald sich größere Fischzüge zeigten, waren auch gleich massenhaft Taucher da, während sich vorher keine blicken ließen. Umgekehrt zeigen sie ihrerseits das Erscheinen der Fischzüge an. Zur Beförderung ihrer übrigens recht gesegneten Verdauung verschlucken sie vielfach Sand und kleine Steinchen, rupfen sich aber in Ermangelung solcher häufig auch nach Steißfußart Federn aus dem Brustpelze aus, um solche hinabzuwürgen. Für die Fischerei sind die Seetaucher entschieden bei uns sehr schädlich und deshalb ihre energische Verfolgung überall da gerechtfertigt, wo sie sich bei uns blicken lassen. In ihrer stillen nordischen Heimat dagegen vermögen sie nicht eine irgendwie merkliche Störung im harmonischen Ganzen der Natur hervorzurufen. Ihr Wildpret und selbst ihre Eier sind von einem außerordentlich fischigen Geschmack und nur für einen Eskimogaumen genießbar. Selbst das Pelzwerk der Seetaucher riecht thranig, ist aber doch zu verwerten, wenn ihm auch der schöne Atlasglanz vollkommen abgeht, welcher das der Steißfüße so vorteilhaft auszeichnet.

Was die Jagd auf Seetaucher anbelangt, so halten sie zwar in der Regel das schußgerechte Annahen eines Ruderbootes und noch viel besser das eines geräuschloser fahrenden Segelkahnes ein- bis zweimal aus, sind aber doch nicht leicht zu schießen, weil sie in solchen Fällen immer sehr tief im Wasser schwimmen und dann auf den schaukelnden Wogen nur eine sehr geringe und unsichere Zielfläche gewähren. Kann man sie in der richtigen Entfernung zum Auffliegen bringen, so ist das viel besser. Auch haben sie ein sehr zähes Leben, und bloß angeschossen gehen sie in der Regel verloren. Übrigens ist der Nordseetaucher immer noch viel leichter zu erlegen wie die beiden anderen Arten. Vom Ufer aus kommt man nicht leicht zum Schuß, da sich der Vogel gewöhnlich in sicherer Entferung hält. Besser geht es, wenn 2 oder mehr Schützen

die Ufer auf verschiedenen Seiten besetzen. Am Brutplatze sollen sie nicht schwer zu schießen und auch in Schlingen am Neste leicht zu fangen sein. Bei uns geraten sie zufällig oft in die Fischernetze und so lebend in die Gewalt des Menschen. Für die Liebhaberei taugen sie aber nicht viel. Zunächst macht es schon große Schwierigkeiten, sie zum Fressen zu bringen, falls man sie nicht auf einen gut mit Fischen bevölkerten Teich setzen kann, wo sie alsbald zu tauchen und damit unwillkürlich auch zu jagen anfangen. Tote Fische verschmähen sie hartnäckig, gleichviel ob ihnen dieselben auf dem Trockenen oder im Wasser vorgeschüttet werden. So ist man oft genötigt, zum gewaltsamen Stopfen zu schreiten, was aber bei dem boshaften Naturell dieser Vögel und ihren kräftigen Schnabelhieben auch nicht geringe Schwierigkeiten macht. Tote Fische, die mit einer geschickten Bewegung so ins Wasser geworfen werden, daß sie den Eindruck von noch lebenden und sich bewegenden machen, werden noch am ehesten angenommen. Auf die Dauer wird die Verpflegung mit lebenden Fischen auch recht kostspielig, und ein den Tauchern genehmes Ersatzfutter ist noch nicht bekannt. Sie eignen sich also nur für die Zoologischen Gärten, und selbst da glückt es nur selten, sie auf die Dauer in gutem Zustande zu erhalten. Auf einem kleinen Teiche in den Anlagen des Ostseebades Cranz sah ich einen sehr schmucken und ziemlich zahmen Polartaucher, für den ja hier an der See die nötigen Fische leicht zu beschaffen waren, und der den Badegästen viel Unterhaltung gewährte.

Der Eistaucher (Urinator glacialis [*L.*]).

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß manche gefiederte Seltenheit für die ornithologische Wissenschaft deshalb verloren geht, weil sie von dem betr. glücklichen Schützen nicht erkannt und als wertlos weggeworfen wird. Dem in etwas abzuhelfen und in unseren Jägerkreisen die Kenntnis der einheimischen Vogelarten mehr verbreiten zu helfen, soll ja auch mit ein Hauptzweck dieses anspruchslosen Büchleins sein. Dem Jäger seinerseits aber bleibt die Pflicht, die auf der Schule gewöhn-

lich nicht sehr gepflegte Kenntnis der heimischen Natur durch zielbewußtes Selbststudium zu vergrößern und zu vertiefen. Zu denjenigen Vogelarten nun, auf die ich in obiger Hinsicht besonders aufmerksam machen möchte, gehört der stattliche Eistaucher, der sicherlich oftmals übersehen wird, weil er gewöhnlich nur im Jugendkleide bei uns erscheint und in diesem eine so große Ähnlichkeit mit den beiden anderen Seetauchern besitzt, daß selbst dem Fachmann die Unterscheidung nicht leicht wird. Im allgemeinen ist allerdings die Größe ein gutes Merkmal, da glacialis in seiner Körperstärke vollkommen mit einer Hausgans übereinstimmt, während septentrionalis durchschnittlich nur die einer Hausente und arcticus nur die einer Bisamente erreicht. Das Gewicht eines starken Eistauchers beträgt nicht weniger als 6 Kilo. Störend kommen aber hierbei die sehr bedeutenden Abweichungen in der Größe zwischen beiden Geschlechtern sowie alten und jungen Vögeln in betracht, sodaß man öfters Stücke erhalten oder erlegen wird, bei denen sich die Größe nicht zu einem sicheren Anhaltspunkte machen läßt, indem sie gerade auf den Grenzen steht. In solchen Fällen lese man die Gefiederbeschreibungen der 3 Arten sorgsam nach, und wenn man auch daraus nicht die nötige Klarheit gewinnt, so scheue man die kleine Mühe nicht, sondern packe den fraglichen Vogel fein säuberlich ein und schicke ihn zur Bestimmung und ev. Verwertung an einen benachbarten Fachgelehrten oder an das nächste Museum. Man darf dann auch abends am Stammtische einen Schoppen Bier mehr genehmigen in dem schönen Bewußtsein, der Wissenschaft einen kleinen Dienst erwiesen zu haben.

Charakteristisch für den Eistaucher ist auch seine Schnabelform, die Friderich folgendermaßen beschreibt: „Die Firste des starken Oberschnabels ist sanft abwärts geneigt, unter der Nase wulstig aufgetrieben; vom Nasenloche geht eine Längsfurche aus, die auf dem vorderen Drittel in die Schneide verläuft; der Unterschnabel ist in der Mitte etwas höher als an der Wurzel, seitlich ebenfalls mit wulstiger Erhöhung und Furche; die Schneiden etwas eingezogen.“ Die Farbe des Schnabels ist im Alter schwarz, in der Jugend bleigrau, die der Iris zuerst nußbraun, später tief braunrot. Die Außenseite der Füße nebst den Zehen ist olivenbraungrün, ihre Innenseite nebst den Schwimmhäuten dagegen rötlichgrau. Das Hochzeitskleid ist ausgezeichnet durch die tiefschwarze Farbe von Kopf und Hals, welche einen wundervollen grünlichen Seidenglanz hat. Um die Mitte des Halses zieht sich ein vorn und hinten unterbrochenes Halsband, das aus schwarzen und weißen Längsstreifen zusammengesetzt

ist; vorn über diesem steht ein ebenso gefärbter Querstreif. Der übrige Unterkörper ist schön atlasweiß, an den Seiten der Oberbrust und des Kopfes mit schwarzen Längsstreifen und an den Schenkeln ebenso punktiert. Über den After zieht sich ein schmales schwarzes Band. Der Unterflügel ist rein weiß, an den Spitzen rußfarbig. Ein tiefes Schwarz nimmt die gesamte Oberseite ein; dasselbe ist auf Unterrücken, Bürzel und Oberschwanzdecken weiß getüpfelt, während auf den Schultern diese weißen Flecke eine viereckige Gestalt annehmen und eine eigentümlich fensterartige Gitterzeichnung bewirken. Im Jugendkleide tritt an Stelle des schönen Schwarz auf der Oberseite ein trübes Graubraun, das im Laufe der Zeit noch mehr verblaßt und unansehnlicher wird. Die Fensterzeichnung fehlt. Die ganze Unterseite nebst dem Vorderhals ist weiß; nur an den Kopfseiten befindet sich eine sparsame und undeutliche schwarzbraune Streifenstrichelung. Das Herbstkleid ist auf der Oberseite um eine Nuance dunkler, mehr schwarzbraun, die Fleckung der Kopfseiten ist viel stärker ausgeprägt; auf dem Mantel stehen aschgraue Spitzenflecke. Die Dunenjungen tragen ein braungraues Flaumkleid. Die doppelte Mauser unterliegt vielfachen Verschiebungen und Schwankungen, so daß man diese Art zu ein und derselben Jahreszeit in ganz verschiedenen Federkleidern antreffen kann. Die bei uns vorkommenden Eistaucher gehören meist zu der grönländischen Unterart hiemalis, die zuerst von Chr. L. Brehm beschrieben wurde und nur 18 Steuerfedern (statt 20) besitzt.

Die Größe und auffallende Erscheinung des Eistauchers hat ihn trotz seines relativ seltenen Vorkommens in den aufmerksameren Jägerkreisen gut bekannt gemacht. Er heißt hier auch große Meergans, Imber- oder Immertaucher, isländischer Eistaucher, schwarzköpfiger oder schwarzhalsiger Seetaucher, Winter-, Halsband- und Riesentaucher, Seehahn, Meernöhring, Hymber, Hymbrine, Imbergans, großer Seefluder, Adventsvogel, Studer, Schnurrgans, Loom u. s. w.

Als Brutvogel gehört der Eistaucher ebenfalls dem Polarkreise an und ist an seiner südlichen Verbreitungsgrenze, d. h. etwa um den 60. Grad herum, sparsamer wie die beiden anderen Arten, während er nach Norden zu höher hinauf zu gehen scheint. Besonders häufig ist er in Labrador, Grönland und Island, und die Hebriden scheinen seinen südlichsten Brutplatz zu bilden. Im allgemeinen kann man sagen, daß er für uns ein mehr nordwestlicher Vogel ist, und daß die Westküste von Skandinavien die Grenze zwischen ihm und der folgenden Art bildet, obschon er auch östlich davon noch vorkommt, wie z. B. auf Spitzbergen. Er ist in geringerem Grade Zugvogel wie seine Verwandten, und dies bewirkt im Verein mit der

nordwestlichen Lage seiner hauptsächlichsten Brutplätze, daß er bei uns die weitaus seltenste Urinator-Art ist. An der norwegischen Küste überwintern viele, aber an denjenigen der Nord- und noch mehr der Ostsee erscheinen sie nur sehr sparsam, um vereinzelt die Flußläufe entlang noch weiter nach Süden zu ziehen. Am häufigsten scheint er bei uns noch im Rheinthale und dessen Verzweigungen vorzukommen, von wo er in manchen Jahren bis nach der bayrischen Hochebene und der Schweiz vordringt. Das sind aber fast regelmäßig Exemplare im Jugendkleide, während die alten Vögel sich mehr nördlich halten. Es sind ausgesprochene Küstenwanderer, die aller Wahrscheinlichkeit nach ein gut Teil ihrer Reise schwimmend zurücklegen, übrigens das hohe Meer ebenso wenig lieben wie andere Arten dieser Gattung. Zur Brutzeit suchen sie stille, hochgelegene, wenigstens teilweise flachufrige Binnengewässer in der Nähe des Meeres auf, die aber nicht zu klein und namentlich auch nicht zu seicht sein dürfen. Sonst sind es echte Seevögel.

Bezüglich der Biologie unseres Vogels muß ich, um Wiederholungen zu vermeiden, auf das schon beim Nordseetaucher Gesagte verweisen, da in dieser Hinsicht alle Seetaucher in den wesentlichen Punkten vollkommen übereinstimmen. Seine Schwimm- und Tauchfähigkeit ist wirklich bewundernswert, denn er vermag bis 3½ Minuten unter Wasser zu bleiben und während dieser Zeit an 250 Schritt zurückzulegen. Im Fluge hält er den lang ausgestreckten Hals mit dem Kopfe etwas über die Horizontallinie des mit hastigen Flügelschlägen schnurrend bewegten Körpers. Die Lage seiner Brutplätze bringt es mit sich, daß er ständig zwischen diesen und dem Meere oder anderen fischreichen Gewässern hin- und herzufliegen gezwungen ist. Geselligkeit ist ihm verhaßt, und nur auf dem Zuge schlägt er sich vorübergehend mit anderen seiner Art zu kleinen Trupps von 5—10 Individuen zusammen. Auch gegen andere Seevögel zeigt er sich gehässig und zänkisch und duldet insbesondere an seinem Brutteiche keine als höchstens gezwungener Weise den Singschwan, weil ihm dieser an Stärke noch überlegen ist. Übrigens ist auch unser Eistaucher ein äußerst wehrhafter Vogel, der sich in die Enge getrieben mit seinem scharfen und kräftigen Schnabel so nachdrücklich zu verteidigen weiß, daß man sich wirklich vor ihm in Acht nehmen muß. Am

Neste soll er außerordentlich mutig sein. Sonst zeigt er sich dem Menschen gegenüber ungemein scheu und vorsichtig und ist deshalb auch von allen Seetauchern am schwersten zu erlegen. Seiner Größe entsprechend ist seine absonderliche Stimme auch viel stärker wie bei den beiden anderen Arten, und nach den Berichten der Nordlandreisenden soll sie beim Scheine der Mitternachtssonne wahrhaft schauerlich wiederhallen von den den Brutteich umgebenden öden Felswänden. Die mit inniger Liebe aneinander hängenden Paare halten sehr zäh an dem einmal erwählten Brutplatze fest und bewohnen denselben viele Jahre ununterbrochen, selbst wenn sie dabei Störungen zu erleiden oder Feindseligkeiten zu erfahren hatten. Der brütende Vogel streckt auf seinem frei dastehenden Neste den für gewöhnlich tief S-förmig gebogenen Hals lang auf dem Boden aus, wenn er sich beobachtet wähnt. Bisweilen sollen sie sich selbst gegen Menschen zur Wehre setzen, die ihnen die Eier rauben wollen. Die Fische im Brutteich werden größtenteils für die Jungen aufgespart, während die Alten sich ihre Nahrung abwechselnd im nahen Meere suchen. Sonst vollzieht sich das Brutgeschäft ganz wie bei septentrionalis, und auch die 2 Eier gleichen ganz denen des Nordseetauchers, nur daß sie beträchtlich größer und dadurch immer leicht zu unterscheiden sind, denn sie messen 9,0 + 5,6 cm. Die Nahrung der alten Vögel besteht wohl ausschließlich aus nicht ganz kleinen Fischen, und nur in äußerster Not mögen sie einmal zu Fröschen ihre Zuflucht nehmen; für die Fischerei sind sie so schädlich, daß selbst die sonst so indolenten Lappen und Eskimos das nicht gleichgültig mit ansehen, sondern seine Eier zertreten, wo sich ihnen Gelegenheit dazu bietet. Der dem ganzen Vogel anhaftende Thrangeruch ist so widerlich, stark und bleibend, daß nicht einmal sein schönes Pelzwerk für den zivilisierten Europäer verwertbar ist.

Der Polartaucher (Urinator arcticus [*L.*]).

Tafel XV, Figur 2.

Mein früherer Wohnort, das sonst so stille und einsame Fischerdörfchen Rossitten, pflegte im Frühjahr in eine bienen-

korbartige, freudige Aufregung zu geraten, wenn die Kunde eintraf, daß die Lachse da seien. Jung und alt war dann Tag und Nacht am Strande und für nichts anderes zu haben; konnten sie doch mit einem glücklichen Zuge für ihre Verhältnisse hier unter Umständen ein kleines Vermögen verdienen! Freilich ist die Lachsfischerei ein reines Glücksspiel, das auch schon manche darauf gesetzte Hoffnungen und Erwartungen grimmig getäuscht hat. Auch mich selbst erfüllte die Ankunft der delikaten Schuppenträger stets mit lebhafter Freude, weniger ihres köstlichen Fleisches halber, das man in allzu häufiger Wiederholung nur zu bald wieder überdrüssig bekam, als weil ich aus Erfahrung wußte, daß diesen Fischzügen regelmäßig auch allerlei seltene Meeresvögel folgten, die dann gelegentlich mit gefangen und mir eingeliefert wurden. So stehe ich da einmal auf dem Hofe und sattele mein Pferd, um den Strand abzureiten und zu schauen, was es Neues gäbe, als ein stämmiger Fischergesell in seinen hohen Thranstiefeln schwerfällig angestapft kommt, der einen großen Sack auf dem Rücken trägt, in welchem ein unheimliches Rumoren zu herrschen scheint. Mit schlauem Schmunzeln entknotet er denselben, und zu meiner nicht geringen Überraschung entpurzelten ihm nun in buntem Durcheinander nicht weniger wie 13 lebende Polartaucher, alle im schönsten Hochzeitskleide; kaum waren selbige aus ihrem ungemütlichen Behältnis befreit, als sie auch schon tückisch nach unseren Füßen bissen, so daß wir schleunigst retirieren mußten. — Ich hielt die sonderbare Gesellschaft einige Zeit lang lebend und hatte dabei Gelegenheit zu höchst anziehenden Beobachtungen. Doch waren die trotzigen Gesellen, welche ich in einem gerade leer stehenden Stall untergebracht hatte, nicht zur freiwilligen Annahme von Futter zu bewegen. Ich konnte ihnen leider nur tote Fische anbieten, da lebende nicht zu beschaffen waren. In der Freiheit ist die Freßgier dieser Vögel um so größer. Sie reißen den größten Lachsen bei lebendigem Leibe ganze Stücke Fleisch vom Körper und verbeißen sich dabei bisweilen so fest in sie, daß sie mit dem Lachse zusammen im Netz gefangen werden. Überhaupt tragen sie ein boshaftes und tückisches Wesen zur Schau und sind auch unter einander trotz ihrer scheinbaren Geselligkeit fortwährend zu ernsthaften Zänkereien und Beißereien aufgelegt. Die stärkeren Mitglieder meiner kleinen

Gesellschaft mißhandelten die schwächeren in geradezu schauderhafter Weise. Der Stalljunge, welcher den Tauchern das Wasser zu bringen hatte, wurde stets von ihnen angegriffen. Wie die Frösche hüpften die kampflustigen Vögel auf ihn zu und versetzten ihm so empfindliche Bisse in die nackten Füße, daß gleich das Blut floß, und er schließlich nicht mehr zum Betreten des Stalles zu bewegen war. Selbst ein Erwachsener konnte dies nur mit einem Knüppel bewaffnet und hatte genug zu thun, um sich der wütenden Vögel zu erwehren. In Stunden der Ruhe saßen die Taucher alle dicht zusammen und zwar fast immer in kreisförmiger Anordnung, so daß ihre Leiber die Radien darstellten, ihre Steiße die Peripherie bildeten und ihre Köpfe dem gemeinschaftlichen Centrum zugekehrt waren. Stets lagen meine Taucher flach auf dem Bauche; nie habe ich bei ihnen die aufgerichtete Stellung gesehen, in welcher sie gewöhnlich abgebildet und ausgestopft werden. Das Auge funkelte in der Erregung brennend purpurrot. Die von mir gehörte Stimme erinnerte an die der Kraniche, klang wie rauher, dumpfer Trompetenton und ließ sich mit einem zweisilbigen „Kra-u“ ziemlich gut wiedergeben.

Beschreibung des Jugendkleides, in welchem diese Vögel gewöhnlich im inneren Deutschland zu erscheinen pflegen: Schnabel licht bleifarbig, Iris kastanienrotbraun, Füße degenartig flach gedrückt und auf der Außenseite grünlichschwarzbraun, auf der Innenseite fleischfarbig. Die ganze Unterseite ist weiß; die ebenso gefärbten Wangen haben einen schwach graulichen Anflug. Der ganze Oberkopf nebst dem Nacken ist braungrau gefärbt, die Steuerfedern dunkel erdbraun mit lichteren Spitzenrändern, Oberrücken und Mantel hellbraun mit hellgrauen Federkanten, der Unterrücken fahlbraun. Die Flanken sind weiß, aber unter jedem Flügel steht ein brauner Fleck. Unterflügeldeckfedern weiß; Schwingen erdbraun, die Seiten der Innenfahnen lichter. Die Zahl der Steuerfedern schwankt von 16—20, woraus man Artenunterschiede machen wollte, was sich aber nicht bewährt hat. Im Herbstkleide, welches mit dem eben beschriebenen viel Ähnlichkeit besitzt, sind Kopf und Oberhals mehr aschgrau, der Oberkörper schwarzgraubraun, und die Kopfseiten zeigen eine schwarze Längsstrichelung. Auch haben die alten Vögel dunklere, fast schwarze Schnäbel und eine braunrote Iris. Obwohl die Männchen und die alten Vögel durchgängig stärker sind wie die Weibchen und Jungen, so ist doch auch bei dieser Art die Größe auch individuell sehr verschieden und schwankt zwischen 70 und 80 cm in der Gesamtlänge und 113 bis 130 cm in der Flügelspannung. Im Hochzeitskleide zeichnet sich das Gefieder an den Kropf- und Halsseiten durch einen merkwürdigen, rinnenartigen Bau und das auf dem Kopfe durch große Dichte und sammetartige Beschaffenheit aus.

korbartige, freudige Aufregung zu geraten, wenn die Kunde eintraf, daß die Lachse da seien. Jung und alt war dann Tag und Nacht am Strande und für nichts anderes zu haben; konnten sie doch mit einem glücklichen Zuge für ihre Verhältnisse hier unter Umständen ein kleines Vermögen verdienen! Freilich ist die Lachsfischerei ein reines Glücksspiel, das auch schon manche darauf gesetzte Hoffnungen und Erwartungen grimmig getäuscht hat. Auch mich selbst erfüllte die Ankunft der delikaten Schuppenträger stets mit lebhafter Freude, weniger ihres köstlichen Fleisches halber, das man in allzu häufiger Wiederholung nur zu bald wieder überdrüssig bekam, als weil ich aus Erfahrung wußte, daß diesen Fischzügen regelmäßig auch allerlei seltene Meeresvögel folgten, die dann gelegentlich mit gefangen und mir eingeliefert wurden. So stehe ich da einmal auf dem Hofe und sattele mein Pferd, um den Strand abzureiten und zu schauen, was es Neues gäbe, als ein stämmiger Fischergesell in seinen hohen Thranstiefeln schwerfällig angestapft kommt, der einen großen Sack auf dem Rücken trägt, in welchem ein unheimliches Rumoren zu herrschen scheint. Mit schlauem Schmunzeln entknotet er denselben, und zu meiner nicht geringen Überraschung entpurzelten ihm nun in buntem Durcheinander nicht weniger wie 13 lebende Polartaucher, alle im schönsten Hochzeitskleide; kaum waren selbige aus ihrem ungemütlichen Behältnis befreit, als sie auch schon tückisch nach unseren Füßen bissen, so daß wir schleunigst retirieren mußten. — Ich hielt die sonderbare Gesellschaft einige Zeit lang lebend und hatte dabei Gelegenheit zu höchst anziehenden Beobachtungen. Doch waren die trotzigen Gesellen, welche ich in einem gerade leer stehenden Stall untergebracht hatte, nicht zur freiwilligen Annahme von Futter zu bewegen. Ich konnte ihnen leider nur tote Fische anbieten, da lebende nicht zu beschaffen waren. In der Freiheit ist die Freßgier dieser Vögel um so größer. Sie reißen den größten Lachsen bei lebendigem Leibe ganze Stücke Fleisch vom Körper und verbeißen sich dabei bisweilen so fest in sie, daß sie mit dem Lachse zusammen im Netz gefangen werden. Überhaupt tragen sie ein boshaftes und tückisches Wesen zur Schau und sind auch unter einander trotz ihrer scheinbaren Geselligkeit fortwährend zu ernsthaften Zänkereien und Beißereien aufgelegt. Die stärkeren Mitglieder meiner kleinen

Gesellschaft mißhandelten die schwächeren in geradezu schauderhafter Weise. Der Stalljunge, welcher den Tauchern das Wasser zu bringen hatte, wurde stets von ihnen angegriffen. Wie die Frösche hüpften die kampflustigen Vögel auf ihn zu und versetzten ihm so empfindliche Bisse in die nackten Füße, daß gleich das Blut floß, und er schließlich nicht mehr zum Betreten des Stalles zu bewegen war. Selbst ein Erwachsener konnte dies nur mit einem Knüppel bewaffnet und hatte genug zu thun, um sich der wütenden Vögel zu erwehren. In Stunden der Ruhe saßen die Taucher alle dicht zusammen und zwar fast immer in kreisförmiger Anordnung, so daß ihre Leiber die Radien darstellten, ihre Steiße die Peripherie bildeten und ihre Köpfe dem gemeinschaftlichen Centrum zugekehrt waren. Stets lagen meine Taucher flach auf dem Bauche; nie habe ich bei ihnen die aufgerichtete Stellung gesehen, in welcher sie gewöhnlich abgebildet und ausgestopft werden. Das Auge funkelte in der Erregung brennend purpurrot. Die von mir gehörte Stimme erinnerte an die der Kraniche, klang wie rauher, dumpfer Trompetenton und ließ sich mit einem zweisilbigen „Kra-u“ ziemlich gut wiedergeben.

Beschreibung des **Jugendkleides**, in welchem diese Vögel gewöhnlich im inneren Deutschland zu erscheinen pflegen: Schnabel licht bleifarbig, Iris kastanienrotbraun, Füße degenartig flach gedrückt und auf der Außenseite grünlichschwarzbraun, auf der Innenseite fleischfarbig. Die ganze Unterseite ist weiß; die ebenso gefärbten Wangen haben einen schwach graulichen Anflug. Der ganze Oberkopf nebst dem Nacken ist braungrau gefärbt, die Steuerfedern dunkel erdbraun mit lichteren Spitzenrändern, Oberrücken und Mantel hellbraun mit hellgrauen Federkanten, der Unterrücken fahlbraun. Die Flanken sind weiß, aber unter jedem Flügel steht ein brauner Fleck. Unterflügeldeckfedern weiß; Schwingen erdbraun, die Seiten der Innenfahnen lichter. Die Zahl der Steuerfedern schwankt von 16—20, woraus man Artenunterschiede machen wollte, was sich aber nicht bewährt hat. Im **Herbstkleide**, welches mit dem eben beschriebenen viel Ähnlichkeit besitzt, sind Kopf und Oberhals mehr aschgrau, der Oberkörper schwarzgraubraun, und die Kopfseiten zeigen eine schwarze Längsstrichelung. Auch haben die alten Vögel dunklere, fast schwarze Schnäbel und eine braunrote Iris. Obwohl die Männchen und die alten Vögel durchgängig stärker sind wie die Weibchen und Jungen, so ist doch auch bei dieser Art die Größe auch individuell sehr verschieden und schwankt zwischen 70 und 80 cm in der Gesamtlänge und 113 bis 130 cm in der Flügelspannung. Im **Hochzeitskleide** zeichnet sich das Gefieder an den Kropf- und Halsseiten durch einen merkwürdigen, rinnenartigen Bau und das auf dem Kopfe durch große Dichte und sammetartige Beschaffenheit aus.

Naumann vergleicht letzteres sehr treffend mit dem Pelze eines Maulwurfs. Friderich beschreibt kurz und treffend das Hochzeitskleid folgendermaßen: „Der Oberkopf und Hinterhals sind aschgrau, die Halsseiten schneeweiß mit tiefen, schwarzen, rinnenartigen Längsstreifen, ebenso die Kropfseiten, was dem Vogel zur großen Zierde gereicht; Kinn, Kehle und Wangen sind sammetschwarz, nach unten durch einen schmalen, weiß und schwarz gestreiften Halbring begrenzt, dann folgt auf der Gurgel ein violettschwarzer Fleck; der ganze Unterrumpf ist atlasweiß, die Tragfedern in der Mitte schwarz gefleckt, die Schenkel und ein schmales Band über dem After schwarz. Der Oberkörper ist tiefschwarz, auf dem Oberrücken und auf der Schultermitte mit reihenweis gestellten, viereckigen, fensterartigen, weißen Flecken: eine sehr geregelte und höchst eigentümliche Zeichnung. Der schwarze Oberflügel ist weiß gefleckt; der Unterflügel schneeweiß, an der Spitze glänzend schwarzbraun". Dies ist eines der eigenartigsten, aber zugleich auch eines der schönsten und trotz der wenigen dabei zur Verwendung gelangten Farben wirkungsvollsten Federkleider aus unserer Vogelwelt. Am lebenden Vogel sieht alles ungemein sauber, elegant und glänzend aus, aber am ausgestopften verliert es viel von seiner Pracht, besonders wenn es öfters dem Lichte ausgesetzt oder schon beim Präparieren nicht sorgfältig genug behandelt wurde. Über das Dunenkleid ist mir zwar nichts sicheres bekannt geworden, doch gleicht dasselbe vermutlich dem der anderen Arten.

Trivialnamen: See- und Meergans, schwarzkehliger Taucher, Fensterflügel, Polarente und -Lumme, Ostseetaucher, gestreifte Halbente, gesprenkelter Lom, Lump, Lomme u. s. w.

Der Polartaucher ist für uns der nordöstliche Vertreter dieser circumpolaren Familie und demzufolge auch auf dem Zuge und im Winter in Nordostdeutschland viel häufiger als in anderen Gegenden unseres Vaterlandes. Gegen Westen scheint die norwegische Küste eine scharfe Verbreitungsgrenze für ihn zu bilden, da er in Island fehlt, in Norwegen selten, in Schweden häufiger, in Finnland sowie dem ganzen Norden des europäischen und asiatischen Rußland bis nach Kamtschatka hin aber gemein ist. Polwärts geht er nicht so weit hinauf wie septentrionalis und namentlich glacialis, brütet aber dafür weit südlicher, ja sogar als einziger Vertreter der Seetaucher auch in Deutschland. Mit Sicherheit ist er bisher für Hinterpommern und Westpreußen als Brutvogel nachgewiesen. Mir zugegangenen Nachrichten zufolge ist dies aber auch aller Wahrscheinlichkeit nach auf den masurischen Seen der Fall, und ferner möchte ich es mit einiger Berechtigung für die ornithologisch noch fast gänzlich unerforschte, aber anscheinend überaus vogelreiche Ostseite des Kurischen Haffs be-

haupten. Die mir während der Brutzeit bei Rossitten eingelieferten Polartaucher, die sämtlich im schönsten Hochzeitsgefieder standen, hatten nämlich teils so hoch entwickelte Testikeln, teils fast legereife Eier im Leibe, daß sie unmöglich ihre Brutplätze weit von da haben konnten und augenscheinlich das Meer nur des Nahrungserwerbes halber vorübergehend aufgesucht hatten. Auch wurden sie auf der Nehrung selbst wie auf dem Haffe wiederholt beobachtet, wie sie schreiend in der Luft von Osten nach Westen oder umgekehrt zogen. Dies alles deutet darauf hin, daß sie in dem stillen Litthauen nisten. Sie beanspruchen zu diesem Zwecke ähnliche Plätze wie glacialis, nur daß sie nicht so auf eine hohe Lage ihrer Brutteiche sehen, und selbige auch nicht so groß zu sein brauchen. Fließendes Wasser suchen sie entschieden öfter und lieber auf wie ihre Verwandten, und ich habe Grund zu vermuten, daß dies nicht nur während der Zugzeit der Fall ist. Vor allem muß das von ihnen zu bewohnende Gewässer frei von beengendem Pflanzenwuchse sein; dies ist die erste Anforderung, welche sie stellen. Im Winter ist der Polartaucher geradezu ein Charaktervogel der Ostseeküsten, aber nicht des hohen Meeres, das er nach Möglichkeit meidet, und namentlich ihrer Haffe. Von da geht er gern in die Flußsysteme der Weichsel, Elbe und Oder, viel weniger nach dem westlichen Deutschland. Auch auf dem Kaspi fand ich ihn überwinternd. Was die Lebensgewohnheiten des Polartauchers anbelangt, so gleicht er darin ganz den beiden schon geschilderten Arten. Nur ist er ungleich geselliger als diese, denn er bildet nicht nur auf dem Zuge und in den Winterquartieren größere Gesellschaften von 10 bis 30 Individuen, sondern diese halten auch viel enger und inniger zusammen und mischen sich sogar zuweilen mit anderen verwandten Vögeln. Seine gewöhnliche Stimme, die ich schon oben beschrieben habe, ist etwas wohltönender wie die der beiden anderen Seetaucher, aber immer noch rauh und urwüchsig genug. Seine Brutplätze liegen oft so weit vom Meere entfernt, daß es ihm kaum möglich ist, dasselbe täglich aufzusuchen. Die beiden Eier, die an den südlicheren Brutplätzen schon Mitte oder Ende Mai gefunden werden, haben in Form, Farbe und Zeichnung ganz den eigentümlichen Urinator-Typus und messen 8,3 × 5,1 cm. Es ist übrigens merkwürdig, daß das Brutgeschäft dieser am südlichsten

und sogar bei uns in Deutschland brütenden Art eigentlich weniger bekannt und erforscht ist wie das der hochnordischen. Fische bilden die hauptsächlichste Nahrung auch des Polartauchers, und auch er vermag bei seiner Gefräßigkeit empfindlichen Schaden anzurichten. Dem Menschen geht er als ein scheuer und mißtrauischer Vogel soviel als möglich aus dem Wege und setzt nie seine Sicherheit leichtsinnig aufs Spiel, sondern hält sich stets in sicherer Entfernung; weshalb er auch nicht leicht zu schießen ist. Der ihn durchdringende, widerliche Thrangeruch macht den Polartaucher auch in getötetem Zustande für uns unverwendbar.

Der Krabbentaucher (Mergulus alle [*L.*]).

Mit staunender Bewunderung verfolgt die Gegenwart die kühnen Nordpolfahrer auf ihren gewagten Bahnen. Ein Andrée strebte durch die Lüfte dem in edlem Wettstreite heiß umkämpften Ziele zu, und ein Nansen zeigte uns mit zäher Ausdauer, daß die menschliche Natur sogar mit den primitivsten Hülfsmitteln dem furchtbaren Winter im ewigen Eise zu widerstehen vermag. Nicht jedermanns Sache ist es, sich auf Jahre lebendig in Nacht und Eis zu begraben, ja ich glaube, daß sogar viele tüchtige Naturforscher sich dagegen sträuben würden, die in freundlicheren und abwechslungsreicheren Gegenden des Erdballs mit Vergnügen ihr Leben in die Schanze schlagen würden, wenn es gälte, der geliebten Wissenschaft Dienste zu erweisen. Der rauhe, starre Norden ist eben manchem zu arm, zu tot, zu einförmig. Um so mehr müssen diejenigen Vertreter der lieblichsten und dem Menschen sympathischsten Tierklasse, der Vögel, unser Interesse in Anspruch nehmen, welche den einsamen Nordpolfahrer noch bis in die eisigsten Regionen hinauf begleiten, die dort durch ihre unendliche Zahl sein Herz mit staunender Bewunderung vor der Schaffenskraft einer unentweihten Natur erfüllen, die mit ihrem bunten, lärmenden Treiben ihm die beste Versicherung dafür geben, daß auch in diesen Breiten noch warmblütige Wesen zu gedeihen und in ihrer Art glücklich zu sein vermögen, und die endlich mit ihrem Fleisch und mit ihren Eiern herhalten müssen, um dem Menschen

die Existenz in diesen traurigen Gegenden zu ermöglichen. Zu diesen der Artenzahl nach freilich nur wenigen, an Individuen aber um so reicheren Vögeln gehört auch der niedliche Krabbentaucher, das kleinste und zierlichste Mitglied aus der sonderbaren Familie der Flügeltaucher. Dem rauhen Volk der Walfischfahrer ist er bei seinem aufreibenden Gewerbe ein gar lieber Bekannter geworden, und sie haben ihm deshalb auch eine Menge Namen gegeben; so heißt er noch kleine Krabben- oder Alkenlumme, Zwerg- oder Eiskrabbentaucher, kleiner nordischer oder grönländischer Alk, Eisvogel, kleiner schwarz-weißer Taucher, kleine Seetaube oder grönländische Taube, Trollvogel, Murre, Rotter, Ötzer, Zwergalk und Zwerglumme, Alkenkönig und Peter Drikker (= Peter der Trinker).

Sein Schnabel ist fast gimpelartig, kurz, spitz, oben gewölbt, fast ebenso breit als hoch und in der Jugend bleischwarz, im Alter aber glänzend schwarz. Die kurzen Füße sind matt bleischwarz, und die Augen haben eine sehr dunkelbraune Iris. Die Größe des Vogels ist außerordentlich schwankend, und entspricht sein Körpervolumen bald dem einer Wachtel, bald dem einer weiblichen jungen Krickente, meist aber dem eines Zwergtauchers. Die Weibchen sind im allgemeinen kleiner als die Männchen, unterscheiden sich aber in der Färbung des Gefieders so gut wie gar nicht von diesen. Im Hochzeitskleid sind Kopf und Hals tief schwarz, mit einem eigentümlichen rötlichen Dufte wie überhaucht, der sich an ausgestopften Exemplaren bald verliert. Aus dieser tiefen und gesättigten Farbe hebt sich ein kleiner, weißer Fleck über dem Auge sehr scharf und schön heraus. Im übrigen ist die ganze Unterseite weiß, nur die hinteren Tragfedern erscheinen mit schwarzbraun wie überspritzt. Die Hauptfarbe der Oberseite dagegen ist schwarz; in dem oben ebenso und unterwärts glänzend schwarzgrau gefärbten Flügel bilden die weißen Enden der Sekundär- und Tertiärschwingen einen scharf abgesetzten weißen Streifen. Die größeren Schulterfedern sind schmal weiß umrandet, die Steuerfedern dagegen ganz schwarz. Im Winterkleide haben die helleren Federpartien auf Kosten der dunklen eine größere Ausdehnung erfahren. Dies macht sich besonders am Vorderhals, Kinn, Kehle und Wangen bemerkbar, wo sich die weiße Farbe in spitzem Bogen bis über das Ohr hinaufzieht. Das Kinn ist grau und weiß gemengt, der Vorderhals ebenso, aber um eine Nuance dunkler. Das Jugendkleid sieht fast ebenso aus, doch haben die dasselbe tragenden Vögel einen matt schwarzen Vorderhals.

Die Brutplätze dieses hochnordischen Vogels liegen ganz innerhalb des Polarkreises und zwar zwischen dem 70. und 85. Breitengrade. Er begleitet also den Menschen ziemlich ebenso weit nach Norden, wie dieser sich bisher den Schrecknissen

und sogar bei uns in Deutschland brütenden Art eigentlich weniger bekannt und erforscht ist wie das der hochnordischen. Fische bilden die hauptsächlichste Nahrung auch des Polartauchers, und auch er vermag bei seiner Gefräßigkeit empfindlichen Schaden anzurichten. Dem Menschen geht er als ein scheuer und mißtrauischer Vogel soviel als möglich aus dem Wege und setzt nie seine Sicherheit leichtsinnig aufs Spiel, sondern hält sich stets in sicherer Entfernung; weshalb er auch nicht leicht zu schießen ist. Der ihn durchdringende, widerliche Thrangeruch macht den Polartaucher auch in getötetem Zustande für uns unverwendbar.

Der Krabbentaucher (Mergulus alle [*L.*]).

Mit staunender Bewunderung verfolgt die Gegenwart die kühnen Nordpolfahrer auf ihren gewagten Bahnen. Ein Andrée strebte durch die Lüfte dem in edlem Wettstreite heiß umkämpften Ziele zu, und ein Nansen zeigte uns mit zäher Ausdauer, daß die menschliche Natur sogar mit den primitivsten Hülfsmitteln dem furchtbaren Winter im ewigen Eise zu widerstehen vermag. Nicht jedermanns Sache ist es, sich auf Jahre lebendig in Nacht und Eis zu begraben, ja ich glaube, daß sogar viele tüchtige Naturforscher sich dagegen sträuben würden, die in freundlicheren und abwechslungsreicheren Gegenden des Erdballs mit Vergnügen ihr Leben in die Schanze schlagen würden, wenn es gälte, der geliebten Wissenschaft Dienste zu erweisen. Der rauhe, starre Norden ist eben manchem zu arm, zu tot, zu einförmig. Um so mehr müssen diejenigen Vertreter der lieblichsten und dem Menschen sympathischsten Tierklasse, der Vögel, unser Interesse in Anspruch nehmen, welche den einsamen Nordpolfahrer noch bis in die eisigsten Regionen hinauf begleiten, die dort durch ihre unendliche Zahl sein Herz mit staunender Bewunderung vor der Schaffenskraft einer unentweihten Natur erfüllen, die mit ihrem bunten, lärmenden Treiben ihm die beste Versicherung dafür geben, daß auch in diesen Breiten noch warmblütige Wesen zu gedeihen und in ihrer Art glücklich zu sein vermögen, und die endlich mit ihrem Fleisch und mit ihren Eiern herhalten müssen, um dem Menschen

die Existenz in diesen traurigen Gegenden zu ermöglichen. Zu diesen der Artenzahl nach freilich nur wenigen, an Individuen aber um so reicheren Vögeln gehört auch der niedliche Krabbentaucher, das kleinste und zierlichste Mitglied aus der sonderbaren Familie der Flügeltaucher. Dem rauhen Volk der Walfischfahrer ist er bei seinem aufreibenden Gewerbe ein gar lieber Bekannter geworden, und sie haben ihm deshalb auch eine Menge Namen gegeben; so heißt er noch kleine Krabben- oder Alkenlumme, Zwerg- oder Eiskrabbentaucher, kleiner nordischer oder grönländischer Alk, Eisvogel, kleiner schwarz-weißer Taucher, kleine Seetaube oder grönländische Taube, Trollvogel, Murre, Rotter, Ötzer, Zwergalk und Zwerglumme, Alkenkönig und Peter Drikker (= Peter der Trinker).

Sein Schnabel ist fast gimpelartig, kurz, spitz, oben gewölbt, fast ebenso breit als hoch und in der Jugend bleischwarz, im Alter aber glänzend schwarz. Die kurzen Füße sind matt bleischwarz, und die Augen haben eine sehr dunkelbraune Iris. Die Größe des Vogels ist außerordentlich schwankend, und entspricht sein Körpervolumen bald dem einer Wachtel, bald dem einer weiblichen jungen Krickente, meist aber dem eines Zwergtauchers. Die Weibchen sind im allgemeinen kleiner als die Männchen, unterscheiden sich aber in der Färbung des Gefieders so gut wie gar nicht von diesen. Im Hochzeitskleid sind Kopf und Hals tief schwarz, mit einem eigentümlichen rötlichen Dufte wie überhaucht, der sich an ausgestopften Exemplaren bald verliert. Aus dieser tiefen und gesättigten Farbe hebt sich ein kleiner, weißer Fleck über dem Auge sehr scharf und schön heraus. Im übrigen ist die ganze Unterseite weiß, nur die hinteren Tragfedern erscheinen mit schwarzbraun wie überspritzt. Die Hauptfarbe der Oberseite dagegen ist schwarz; in dem oben ebenso und unterwärts glänzend schwarzgrau gefärbten Flügel bilden die weißen Enden der Sekundär- und Tertiärschwingen einen scharf abgesetzten weißen Streifen. Die größeren Schulterfedern sind schmal weiß umrandet, die Steuerfedern dagegen ganz schwarz. Im Winterkleide haben die helleren Federpartien auf Kosten der dunklen eine größere Ausdehnung erfahren. Dies macht sich besonders am Vorderhals, Kinn, Kehle und Wangen bemerkbar, wo sich die weiße Farbe in spitzem Bogen bis über das Ohr hinaufzieht. Das Kinn ist grau und weiß gemengt, der Vorderhals ebenso, aber um eine Nuance dunkler. Das Jugendkleid sieht fast ebenso aus, doch haben die dasselbe tragenden Vögel einen matt schwarzen Vorderhals.

Die Brutplätze dieses hochnordischen Vogels liegen ganz innerhalb des Polarkreises und zwar zwischen dem 70. und 85. Breitengrade. Er begleitet also den Menschen ziemlich ebenso weit nach Norden, wie dieser sich bisher den Schrecknissen

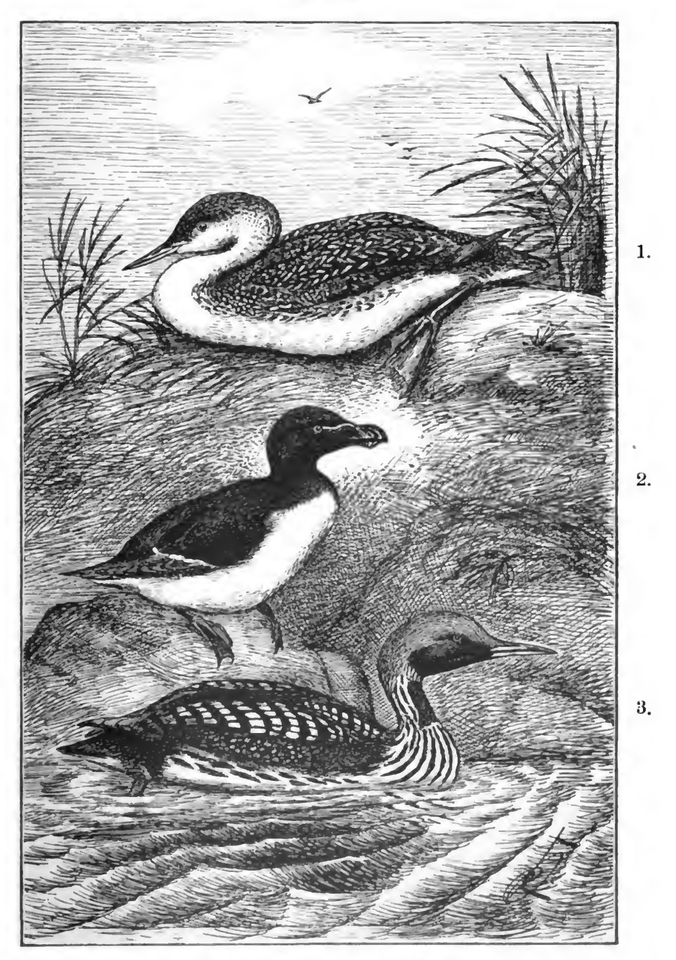
des Pols zu nähern gewagt hat. Sein südlicher Nistplatz dagegen scheint die Nordseite der kleinen Insel Grimsöe im Norden von Island zu sein. Der oben angegebene Verbreitungsgürtel erstreckt sich aber nicht um die ganze Erde, sondern nur von der Ostküste von Nordamerika über Grönland nach Spitzbergen oder doch nur wenig weiter östlich. Als ein gemeiner Brutvogel wird der muntere Gesell z. B. angegeben für Novaja-Semlja, Spitzbergen, Neusibirien, König Karls-, Franz Josefs- und Wrangels-Land. Nirgends aber soll er in so zahllosen Mengen vorkommen, wie an der Westküste Grönlands und den dort vorgelagerten Eilanden, wo er zu Millionen und aber Millionen das Meer bevölkert. Der Krabbentaucher ist ein äußerst wetterharter Bursche, der so lange als möglich in seiner rauhen, aber ihm überreiche Nahrung gewährenden Heimat aushält und sich erst dann allmählich und widerwillig nach Süden drängen läßt, wenn ihm kompakte Eismassen den Krabbenfang unmöglich machen, seine Jagdplätze immer mehr einengen und schließlich ganz vernichten. Wo er deshalb in größeren Mengen erscheint, ist er dem Schiffsvolke ein sicheres Zeichen für das Andringen großer Eismassen. Weit gehen die Krabbentaucher aber nie nach Süden. In Island zwar sind sie im Winter eine häufige Erscheinung, aber schon an den Lofoten, Orkaden und Hebriden erscheinen sie viel seltener, und bis in die Nordsee verirren sich nur nach vorausgegangenen schweren Unwettern einzelne kleine und versprengte Trupps. Am ehesten und in der That fast alljährlich erscheinen sie noch bei Helgoland und vor der Elbmündung, in der eigentlichen Ostsee dagegen niemals. Am wohlsten scheint ihnen da zu sein, wo kleine und mittelgroße Eisschollen auf der krystallenen Flut schaukeln. Schon vor dem Ende unseres Winters verschwinden sie wieder. Es sind echte Meeresvögel, die sich nur auf hoher See heimisch fühlen, nur ungern und notgedrungen in die Nähe des Landes kommen und dieses selbst eigentlich nur zum Zwecke des Brutgeschäftes betreten. Süßes Wasser suchen sie freiwillig niemals auf. Es müssen schon sehr harte und andauernde Stürme sein, welche die Krabbentaucher bewegen sollen, auf flachen und geschützten Buchten Schutz zu suchen, und in solchen Fällen gehen ihrer stets sehr viele zu Grunde.

Vor den eigentlichen Alken zeichnet sich der Krabbentaucher besonders dadurch aus, daß er, da seine Füße nicht soweit hinten eingelenkt und nicht so sehr von der Bauchhaut umhüllt sind, im Gegensatze zu diesen stets auf den Sohlen seiner Zehen und Schwimmhäute steht und geht und deshalb auch bedeutend besser zu Fuße ist. Er ist überhaupt der hurtigste und regsamste aus seiner ganzen Verwandtschaft und vermag nicht nur sich trippelnd fortzubewegen, sondern auch lege artis und ziemlich schnell zu laufen und sich insbesondere sehr hurtig im Felsgeklüft zu verkriechen, während ihm freilich die Fähigkeit des Kletterns dabei abgeht, weshalb er höher gelegene Felsgesimse nur fliegend erreichen kann. Er hält sich übrigens fast nur auf den untersten Terrassen der sogenannten „Vogelberge“ auf und geht nicht gern in deren höhere Regionen, am allerwenigsten auf die Plateaus oder oberen Kanten. Um sich auszuruhen, wozu sie das Bedürfnis namentlich bei hochgehender See öfters empfinden, stellen sich die Krabbentaucher in einer ganz lummenartigen Haltung gern auf Eisschollen, was Naumann vortrefflich beschreibt. „Um der Ruhe zu pflegen,“ so sagt dieser größte ornithologische Biolog unserers Jahrhunderts, „setzt er sich dann wie die Lummen auf den Hintern nieder, so daß die ganzen Füße nebst Bauch und Schwanz auf der Fläche ruhen, die Brust beinahe senkrecht in die Höhe steht, der Hals stark eingezogen wird und bloß der Kopf nach allen Seiten hin beweglich bleibt, wobei stets die weiße Unterseite dem Wasser zugewendet ist, und eine Schar oft lange Reihen längs den Rändern der Eisschollen bildet.“ Der Flug ist nicht schlecht, aber die weit abgestreckten Schwingen werden dabei so schnell und hastig bewegt, daß man unwillkürlich an das Schwirren der Insekten erinnert wird. Doch übertrifft der Krabbentaucher auch in dieser Hinsicht seine Verwandten und ist sogar imstande, ziemlich jähe Wendungen in der Luft auszuführen. Ob er vom Lande oder vom Wasser auffliegen muß, ist ihm gleich. Beim Niederlassen berührt er ersteres zuerst mit den vorgestreckten Füßen, letzteres dagegen mit der Oberbrust und taucht zugleich mit dem Schnabel wie trinkend in die Flut, welche Angewohnheit ihm auch beim ruhigen Schwimmen eigentümlich ist. Wenn eine wolkenartige Schar dieser Vögel so dicht gedrängt und mit schwirrenden Flügel-

schlägen und unter hastigem Hin- und Herwerfen vorübersaust, wird der Beobachter sehr an einen Flug Stare erinnert. Im Schwimmen und Tauchen ist dieser Vogel ebenfalls Meister und auch auf beides angewiesen, da er sich ja den größten Teil seiner Nahrung tauchend vom Meeresgrunde heraufholen muß. Genaue Beobachtungen haben festgestellt, daß er bis $2^1/_4$ Minuten unter der Wasserfläche aushalten kann. Wenn sich die netten Kerlchen auf einer Eisscholle längere Zeit hindurch behaglicher Siesta hingeben, passiert es ihnen in jenen kalten Breiten gar nicht selten, daß sie mit den Schwimmhäuten festfrieren und, falls nicht bald wieder milderes Wetter eintritt, entweder jämmerlich verhungern und verkommen oder in diesem wehrlosen Zustande eine leichte Beute der Raubvögel werden, resp. den brutalen Mißhandlungen der großen Möven erliegen. Gegen andere gefiederte Meeresbewohner zeigen sie sich zwar ziemlich gleichgültig, aber jederzeit durchaus verträglich und friedfertig. Unter sich dagegen sind die Krabbentaucher von einer ausgesprochenen Geselligkeit, die nicht nur während der Zugzeit, sondern fast noch mehr am Brutplatze hervortritt, indem sie stets in großen Kolonien dicht nebeneinander nisten. Wolkenartige Riesenschwärme sieht man häufiger wie kleine Trupps. Gutmütigkeit und Vertrauensseligkeit sind die Grundzüge ihres sympathischen Wesens. Dem Menschen gegenüber zeigen sie sich überall da, wo sie nicht durch fortgesetzte böse Erfahrungen einigermaßen vorsichtiger gemacht wurden, äußerst zutraulich und harmlos und lassen sich ungescheut aus größter Nähe in ihrem lebhaften Thun und Treiben beobachten. Ihre Stimme, die sie sowohl am Brutplatze wie beim Flug über das brausende, nebelbedeckte Meer gern, häufig und anhaltend hören lassen, scheint der verschiedensten Modulationen fähig zu sein. Bald klingt sie hell pfeifend, bald dumpf trällernd, aber in keinem Falle läßt sie sich verständlich durch Buchstaben wiedergeben. Ihr lateinischer Name alle soll auch ein Klangbild derselben sein.

Zur Brutzeit gehört der Krabbentaucher häufig mit zu den individuenreichsten Bewohnern der berühmten „Vogelberge“ des Nordens, wo er dann stets die untersten Stufen derselben einnimmt. Allem Anscheine nach aber nistet er doch lieber für sich, dann allerdings auch in sehr großen Gesellschaften. Solche

Tafel XV.



1.

2.

3.

1. Nordseetaucher (Urinator septentrionalis).
2. Eisalk (Alca torda).
3. Polartaucher (Urinator arcticus).

korbartige, freudige Aufregung zu geraten, wenn die Kunde eintraf, daß die Lachse da seien. Jung und alt war dann Tag und Nacht am Strande und für nichts anderes zu haben; konnten sie doch mit einem glücklichen Zuge für ihre Verhältnisse hier unter Umständen ein kleines Vermögen verdienen! Freilich ist die Lachsfischerei ein reines Glücksspiel, das auch schon manche darauf gesetzte Hoffnungen und Erwartungen grimmig getäuscht hat. Auch mich selbst erfüllte die Ankunft der delikaten Schuppenträger stets mit lebhafter Freude, weniger ihres köstlichen Fleisches halber, das man in allzu häufiger Wiederholung nur zu bald wieder überdrüssig bekam, als weil ich aus Erfahrung wußte, daß diesen Fischzügen regelmäßig auch allerlei seltene Meeresvögel folgten, die dann gelegentlich mit gefangen und mir eingeliefert wurden. So stehe ich da einmal auf dem Hofe und sattele mein Pferd, um den Strand abzureiten und zu schauen, was es Neues gäbe, als ein stämmiger Fischergesell in seinen hohen Thranstiefeln schwerfällig angestapft kommt, der einen großen Sack auf dem Rücken trägt, in welchem ein unheimliches Rumoren zu herrschen scheint. Mit schlauem Schmunzeln entknotet er denselben, und zu meiner nicht geringen Überraschung entpurzelten ihm nun in buntem Durcheinander nicht weniger wie 13 lebende Polartaucher, alle im schönsten Hochzeitskleide; kaum waren selbige aus ihrem ungemütlichen Behältnis befreit, als sie auch schon tückisch nach unseren Füßen bissen, so daß wir schleunigst retirieren mußten. — Ich hielt die sonderbare Gesellschaft einige Zeit lang lebend und hatte dabei Gelegenheit zu höchst anziehenden Beobachtungen. Doch waren die trotzigen Gesellen, welche ich in einem gerade leer stehenden Stall untergebracht hatte, nicht zur freiwilligen Annahme von Futter zu bewegen. Ich konnte ihnen leider nur tote Fische anbieten, da lebende nicht zu beschaffen waren. In der Freiheit ist die Freßgier dieser Vögel um so größer. Sie reißen den größten Lachsen bei lebendigem Leibe ganze Stücke Fleisch vom Körper und verbeißen sich dabei bisweilen so fest in sie, daß sie mit dem Lachse zusammen im Netz gefangen werden. Überhaupt tragen sie ein boshaftes und tückisches Wesen zur Schau und sind auch unter einander trotz ihrer scheinbaren Geselligkeit fortwährend zu ernsthaften Zänkereien und Beißereien aufgelegt. Die stärkeren Mitglieder meiner kleinen

Gesellschaft mißhandelten die schwächeren in geradezu schauderhafter Weise. Der Stalljunge, welcher den Tauchern das Wasser zu bringen hatte, wurde stets von ihnen angegriffen. Wie die Frösche hüpften die kampflustigen Vögel auf ihn zu und versetzten ihm so empfindliche Bisse in die nackten Füße, daß gleich das Blut floß, und er schließlich nicht mehr zum Betreten des Stalles zu bewegen war. Selbst ein Erwachsener konnte dies nur mit einem Knüppel bewaffnet und hatte genug zu thun, um sich der wütenden Vögel zu erwehren. In Stunden der Ruhe saßen die Taucher alle dicht zusammen und zwar fast immer in kreisförmiger Anordnung, so daß ihre Leiber die Radien darstellten, ihre Steiße die Peripherie bildeten und ihre Köpfe dem gemeinschaftlichen Centrum zugekehrt waren. Stets lagen meine Taucher flach auf dem Bauche; nie habe ich bei ihnen die aufgerichtete Stellung gesehen, in welcher sie gewöhnlich abgebildet und ausgestopft werden. Das Auge funkelte in der Erregung brennend purpurrot. Die von mir gehörte Stimme erinnerte an die der Kraniche, klang wie rauher, dumpfer Trompetenton und ließ sich mit einem zweisilbigen „Kra=u" ziemlich gut wiedergeben.

Beschreibung des Jugendkleides, in welchem diese Vögel gewöhnlich im inneren Deutschland zu erscheinen pflegen: Schnabel licht bleifarbig, Iris kastanienrotbraun, Füße degenartig flach gedrückt und auf der Außenseite grünlichschwarzbraun, auf der Innenseite fleischfarbig. Die ganze Unterseite ist weiß; die ebenso gefärbten Wangen haben einen schwach graulichen Anflug. Der ganze Oberkopf nebst dem Nacken ist braungrau gefärbt, die Steuerfedern dunkel erdbraun mit lichteren Spitzenrändern, Oberrücken und Mantel hellbraun mit hellgrauen Federkanten, der Unterrücken fahlbraun. Die Flanken sind weiß, aber unter jedem Flügel steht ein brauner Fleck. Unterflügeldeckfedern weiß; Schwingen erdbraun, die Seiten der Innenfahnen lichter. Die Zahl der Steuerfedern schwankt von 16—20, woraus man Artenunterschiede machen wollte, was sich aber nicht bewährt hat. Im Herbstkleide, welches mit dem eben beschriebenen viel Ähnlichkeit besitzt, sind Kopf und Oberhals mehr aschgrau, der Oberkörper schwarzgraubraun, und die Kopfseiten zeigen eine schwarze Längsstrichelung. Auch haben die alten Vögel dunklere, fast schwarze Schnäbel und eine braunrote Iris. Obwohl die Männchen und die alten Vögel durchgängig stärker sind wie die Weibchen und Jungen, so ist doch auch bei dieser Art die Größe auch individuell sehr verschieden und schwankt zwischen 70 und 80 cm in der Gesamtlänge und 113 bis 130 cm in der Flügelspannung. Im Hochzeitskleide zeichnet sich das Gefieder an den Kropf= und Halsseiten durch einen merkwürdigen, rinnenartigen Bau und das auf dem Kopfe durch große Dichte und sammetartige Beschaffenheit aus.

Naumann vergleicht letzteres sehr treffend mit dem Pelze eines Maulwurfs. Friderich beschreibt kurz und treffend das Hochzeitskleid folgendermaßen: „Der Oberkopf und Hinterhals sind aschgrau, die Halsseiten schneeweiß mit tiefen, schwarzen, rinnenartigen Längsstreifen, ebenso die Kropfseiten, was dem Vogel zur großen Zierde gereicht; Kinn, Kehle und Wangen sind sammetschwarz, nach unten durch einen schmalen, weiß und schwarz gestreiften Halbring begrenzt, dann folgt auf der Gurgel ein violettschwarzer Fleck; der ganze Unterrumpf ist atlasweiß, die Tragfedern in der Mitte schwarz gefleckt, die Schenkel und ein schmales Band über dem After schwarz. Der Oberkörper ist tiefschwarz, auf dem Oberrücken und auf der Schultermitte mit reihenweis gestellten, viereckigen, fensterartigen, weißen Flecken: eine sehr geregelte und höchst eigentümliche Zeichnung. Der schwarze Oberflügel ist weiß gefleckt; der Unterflügel schneeweiß, an der Spitze glänzend schwarzbraun". Dies ist eines der eigenartigsten, aber zugleich auch eines der schönsten und trotz der wenigen dabei zur Verwendung gelangten Farben wirkungsvollsten Federkleider aus unserer Vogelwelt. Am lebenden Vogel sieht alles ungemein sauber, elegant und glänzend aus, aber am ausgestopften verliert es viel von seiner Pracht, besonders wenn es öfters dem Lichte ausgesetzt oder schon beim Präparieren nicht sorgfältig genug behandelt wurde. Über das Dunenkleid ist mir zwar nichts sicheres bekannt geworden, doch gleicht dasselbe vermutlich dem der anderen Arten.

Trivialnamen: See- und Meergans, schwarzkehliger Taucher, Fensterflügel, Polarente und -Lumme, Ostseetaucher, gestreifte Halbente, gesprenkelter Lom, Lump, Lomme u. s. w.

Der Polartaucher ist für uns der nordöstliche Vertreter dieser circumpolaren Familie und demzufolge auch auf dem Zuge und im Winter in Nordostdeutschland viel häufiger als in anderen Gegenden unseres Vaterlandes. Gegen Westen scheint die norwegische Küste eine scharfe Verbreitungsgrenze für ihn zu bilden, da er in Island fehlt, in Norwegen selten, in Schweden häufiger, in Finnland sowie dem ganzen Norden des europäischen und asiatischen Rußland bis nach Kamtschatka hin aber gemein ist. Polwärts geht er nicht so weit hinauf wie septentrionalis und namentlich glacialis, brütet aber dafür weit südlicher, ja sogar als einziger Vertreter der Seetaucher auch in Deutschland. Mit Sicherheit ist er bisher für Hinterpommern und Westpreußen als Brutvogel nachgewiesen. Mir zugegangenen Nachrichten zufolge ist dies aber auch aller Wahrscheinlichkeit nach auf den masurischen Seen der Fall, und ferner möchte ich es mit einiger Berechtigung für die ornithologisch noch fast gänzlich unerforschte, aber anscheinend überaus vogelreiche Ostseite des Kurischen Haffs be-

haupten. Die mir während der Brutzeit bei Rossitten eingelieferten Polartaucher, die sämtlich im schönsten Hochzeitsgefieder standen, hatten nämlich teils so hoch entwickelte Testikeln, teils fast legereife Eier im Leibe, daß sie unmöglich ihre Brutplätze weit von da haben konnten und augenscheinlich das Meer nur des Nahrungserwerbes halber vorübergehend aufgesucht hatten. Auch wurden sie auf der Nehrung selbst wie auf dem Haffe wiederholt beobachtet, wie sie schreiend in der Luft von Osten nach Westen oder umgekehrt zogen. Dies alles deutet darauf hin, daß sie in dem stillen Litthauen nisten. Sie beanspruchen zu diesem Zwecke ähnliche Plätze wie glacialis, nur daß sie nicht so auf eine hohe Lage ihrer Brutteiche sehen, und selbige auch nicht so groß zu sein brauchen. Fließendes Wasser suchen sie entschieden öfter und lieber auf wie ihre Verwandten, und ich habe Grund zu vermuten, daß dies nicht nur während der Zugzeit der Fall ist. Vor allem muß das von ihnen zu bewohnende Gewässer frei von beengendem Pflanzenwuchse sein; dies ist die erste Anforderung, welche sie stellen. Im Winter ist der Polartaucher geradezu ein Charaktervogel der Ostseeküsten, aber nicht des hohen Meeres, das er nach Möglichkeit meidet, und namentlich ihrer Haffe. Von da geht er gern in die Flußsysteme der Weichsel, Elbe und Oder, viel weniger nach dem westlichen Deutschland. Auch auf dem Kaspi fand ich ihn überwinternd. Was die Lebensgewohnheiten des Polartauchers anbelangt, so gleicht er darin ganz den beiden schon geschilderten Arten. Nur ist er ungleich geselliger als diese, denn er bildet nicht nur auf dem Zuge und in den Winterquartieren größere Gesellschaften von 10 bis 30 Individuen, sondern diese halten auch viel enger und inniger zusammen und mischen sich sogar zuweilen mit anderen verwandten Vögeln. Seine gewöhnliche Stimme, die ich schon oben beschrieben habe, ist etwas wohltönender wie die der beiden anderen Seetaucher, aber immer noch rauh und urwüchsig genug. Seine Brutplätze liegen oft so weit vom Meere entfernt, daß es ihm kaum möglich ist, dasselbe täglich aufzusuchen. Die beiden Eier, die an den südlicheren Brutplätzen schon Mitte oder Ende Mai gefunden werden, haben in Form, Farbe und Zeichnung ganz den eigentümlichen Urinator-Typus und messen 8,3 × 5,1 cm. Es ist übrigens merkwürdig, daß das Brutgeschäft dieser am südlichsten

und sogar bei uns in Deutschland brütenden Art eigentlich weniger bekannt und erforscht ist wie das der hochnordischen. Fische bilden die hauptsächlichste Nahrung auch des Polartauchers, und auch er vermag bei seiner Gefräßigkeit empfindlichen Schaden anzurichten. Dem Menschen geht er als ein scheuer und mißtrauischer Vogel soviel als möglich aus dem Wege und setzt nie seine Sicherheit leichtsinnig aufs Spiel, sondern hält sich stets in sicherer Entfernung; weshalb er auch nicht leicht zu schießen ist. Der ihn durchdringende, widerliche Thrangeruch macht den Polartaucher auch in getötetem Zustande für uns unverwendbar.

Der Krabbentaucher (Mergulus alle [*L.*]).

Mit staunender Bewunderung verfolgt die Gegenwart die kühnen Nordpolfahrer auf ihren gewagten Bahnen. Ein Andrée strebte durch die Lüfte dem in edlem Wettstreite heiß umkämpften Ziele zu, und ein Nansen zeigte uns mit zäher Ausdauer, daß die menschliche Natur sogar mit den primitivsten Hülfsmitteln dem furchtbaren Winter im ewigen Eise zu widerstehen vermag. Nicht jedermanns Sache ist es, sich auf Jahre lebendig in Nacht und Eis zu begraben, ja ich glaube, daß sogar viele tüchtige Naturforscher sich dagegen sträuben würden, die in freundlicheren und abwechslungsreicheren Gegenden des Erdballs mit Vergnügen ihr Leben in die Schanze schlagen würden, wenn es gälte, der geliebten Wissenschaft Dienste zu erweisen. Der rauhe, starre Norden ist eben manchem zu arm, zu tot, zu einförmig. Um so mehr müssen diejenigen Vertreter der lieblichsten und dem Menschen sympathischsten Tierklasse, der Vögel, unser Interesse in Anspruch nehmen, welche den einsamen Nordpolfahrer noch bis in die eisigsten Regionen hinauf begleiten, die dort durch ihre unendliche Zahl sein Herz mit staunender Bewunderung vor der Schaffenskraft einer unentweihten Natur erfüllen, die mit ihrem bunten, lärmenden Treiben ihm die beste Versicherung dafür geben, daß auch in diesen Breiten noch warmblütige Wesen zu gedeihen und in ihrer Art glücklich zu sein vermögen, und die endlich mit ihrem Fleisch und mit ihren Eiern herhalten müssen, um dem Menschen

die Existenz in diesen traurigen Gegenden zu ermöglichen. Zu diesen der Artenzahl nach freilich nur wenigen, an Individuen aber um so reicheren Vögeln gehört auch der niedliche Krabbentaucher, das kleinste und zierlichste Mitglied aus der sonderbaren Familie der Flügeltaucher. Dem rauhen Volk der Walfischfahrer ist er bei seinem aufreibenden Gewerbe ein gar lieber Bekannter geworden, und sie haben ihm deshalb auch eine Menge Namen gegeben; so heißt er noch kleine Krabben- oder Alkenlumme, Zwerg- oder Eiskrabbentaucher, kleiner nordischer oder grönländischer Alk, Eisvogel, kleiner schwarz-weißer Taucher, kleine Seetaube oder grönländische Taube, Trollvogel, Murre, Rotter, Ötzer, Zwergalk und Zwerglumme, Alkenkönig und Peter Drikker (= Peter der Trinker).

Sein Schnabel ist fast gimpelartig, kurz, spitz, oben gewölbt, fast ebenso breit als hoch und in der Jugend bleischwarz, im Alter aber glänzend schwarz. Die kurzen Füße sind matt bleischwarz, und die Augen haben eine sehr dunkelbraune Iris. Die Größe des Vogels ist außerordentlich schwankend, und entspricht sein Körpervolumen bald dem einer Wachtel, bald dem einer weiblichen jungen Krickente, meist aber dem eines Zwergtauchers. Die Weibchen sind im allgemeinen kleiner als die Männchen, unterscheiden sich aber in der Färbung des Gefieders so gut wie gar nicht von diesen. Im Hochzeitskleid sind Kopf und Hals tief schwarz, mit einem eigentümlichen rötlichen Dufte wie überhaucht, der sich an ausgestopften Exemplaren bald verliert. Aus dieser tiefen und gesättigten Farbe hebt sich ein kleiner, weißer Fleck über dem Auge sehr scharf und schön heraus. Im übrigen ist die ganze Unterseite weiß, nur die hinteren Tragfedern erscheinen mit schwarzbraun wie überspritzt. Die Hauptfarbe der Oberseite dagegen ist schwarz; in dem oben ebenso und unterwärts glänzend schwarzgrau gefärbten Flügel bilden die weißen Enden der Sekundär- und Tertiärschwingen einen scharf abgesetzten weißen Streifen. Die größeren Schulterfedern sind schmal weiß umrandet, die Steuerfedern dagegen ganz schwarz. Im Winterkleide haben die helleren Federpartien auf Kosten der dunklen eine größere Ausdehnung erfahren. Dies macht sich besonders am Vorderhals, Kinn, Kehle und Wangen bemerkbar, wo sich die weiße Farbe in spitzem Bogen bis über das Ohr hinaufzieht. Das Kinn ist grau und weiß gemengt, der Vorderhals ebenso, aber um eine Nuance dunkler. Das Jugendkleid sieht fast ebenso aus, doch haben die dasselbe tragenden Vögel einen matt schwarzen Vorderhals.

Die Brutplätze dieses hochnordischen Vogels liegen ganz innerhalb des Polarkreises und zwar zwischen dem 70. und 85. Breitengrade. Er begleitet also den Menschen ziemlich ebenso weit nach Norden, wie dieser sich bisher den Schrecknissen

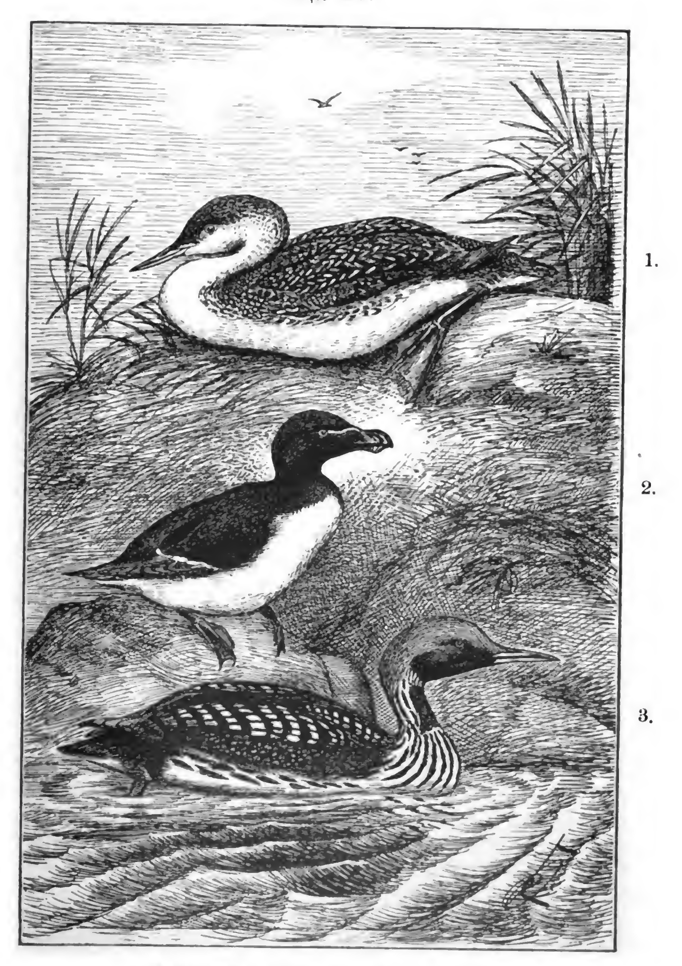
des Pols zu nähern gewagt hat. Sein südlicher Nistplatz dagegen scheint die Nordseite der kleinen Insel Grimsöe im Norden von Island zu sein. Der oben angegebene Verbreitungsgürtel erstreckt sich aber nicht um die ganze Erde, sondern nur von der Ostküste von Nordamerika über Grönland nach Spitzbergen oder doch nur wenig weiter östlich. Als ein gemeiner Brutvogel wird der muntere Gesell z. B. angegeben für Novaja-Semlja, Spitzbergen, Neusibirien, König Karls-, Franz Josefs- und Wrangels-Land. Nirgends aber soll er in so zahllosen Mengen vorkommen, wie an der Westküste Grönlands und den dort vorgelagerten Eilanden, wo er zu Millionen und aber Millionen das Meer bevölkert. Der Krabbentaucher ist ein äußerst wetterharter Bursche, der so lange als möglich in seiner rauhen, aber ihm überreiche Nahrung gewährenden Heimat aushält und sich erst dann allmählich und widerwillig nach Süden drängen läßt, wenn ihm kompakte Eismassen den Krabbenfang unmöglich machen, seine Jagdplätze immer mehr einengen und schließlich ganz vernichten. Wo er deshalb in größeren Mengen erscheint, ist er dem Schiffsvolke ein sicheres Zeichen für das Andringen großer Eismassen. Weit gehen die Krabbentaucher aber nie nach Süden. In Island zwar sind sie im Winter eine häufige Erscheinung, aber schon an den Lofoten, Orkaden und Hebriden erscheinen sie viel seltener, und bis in die Nordsee verirren sich nur nach vorausgegangenen schweren Unwettern einzelne kleine und versprengte Trupps. Am ehesten und in der That fast alljährlich erscheinen sie noch bei Helgoland und vor der Elbmündung, in der eigentlichen Ostsee dagegen niemals. Am wohlsten scheint ihnen da zu sein, wo kleine und mittelgroße Eisschollen auf der krystallenen Flut schaukeln. Schon vor dem Ende unseres Winters verschwinden sie wieder. Es sind echte Meeresvögel, die sich nur auf hoher See heimisch fühlen, nur ungern und notgedrungen in die Nähe des Landes kommen und dieses selbst eigentlich nur zum Zwecke des Brutgeschäftes betreten. Süßes Wasser suchen sie freiwillig niemals auf. Es müssen schon sehr harte und andauernde Stürme sein, welche die Krabbentaucher bewegen sollen, auf flachen und geschützten Buchten Schutz zu suchen, und in solchen Fällen gehen ihrer stets sehr viele zu Grunde.

Vor den eigentlichen Alken zeichnet sich der Krabbentaucher besonders dadurch aus, daß er, da seine Füße nicht soweit hinten eingelenkt und nicht so sehr von der Bauchhaut umhüllt sind, im Gegensatze zu diesen stets auf den Sohlen seiner Zehen und Schwimmhäute steht und geht und deshalb auch bedeutend besser zu Fuße ist. Er ist überhaupt der hurtigste und regsamste aus seiner ganzen Verwandtschaft und vermag nicht nur sich trippelnd fortzubewegen, sondern auch lege artis und ziemlich schnell zu laufen und sich insbesondere sehr hurtig im Felsgeklüft zu verkriechen, während ihm freilich die Fähigkeit des Kletterns dabei abgeht, weshalb er höher gelegene Felsgesimse nur fliegend erreichen kann. Er hält sich übrigens fast nur auf den untersten Terrassen der sogenannten „Vogelberge" auf und geht nicht gern in deren höhere Regionen, am allerwenigsten auf die Plateaus oder oberen Kanten. Um sich auszuruhen, wozu sie das Bedürfnis namentlich bei hochgehender See öfters empfinden, stellen sich die Krabbentaucher in einer ganz lummenartigen Haltung gern auf Eisschollen, was Naumann vortrefflich beschreibt. „Um der Ruhe zu pflegen," so sagt dieser größte ornithologische Biolog unsereres Jahrhunderts, „setzt er sich dann wie die Lummen auf den Hintern nieder, so daß die ganzen Füße nebst Bauch und Schwanz auf der Fläche ruhen, die Brust beinahe senkrecht in die Höhe steht, der Hals stark eingezogen wird und bloß der Kopf nach allen Seiten hin beweglich bleibt, wobei stets die weiße Unterseite dem Wasser zugewendet ist, und eine Schar oft lange Reihen längs den Rändern der Eisschollen bildet." Der Flug ist nicht schlecht, aber die weit abgestreckten Schwingen werden dabei so schnell und hastig bewegt, daß man unwillkürlich an das Schwirren der Insekten erinnert wird. Doch übertrifft der Krabbentaucher auch in dieser Hinsicht seine Verwandten und ist sogar imstande, ziemlich jähe Wendungen in der Luft auszuführen. Ob er vom Lande oder vom Wasser auffliegen muß, ist ihm gleich. Beim Niederlassen berührt er ersteres zuerst mit den vorgestreckten Füßen, letzteres dagegen mit der Oberbrust und taucht zugleich mit dem Schnabel wie trinkend in die Flut, welche Angewohnheit ihm auch beim ruhigen Schwimmen eigentümlich ist. Wenn eine wolkenartige Schar dieser Vögel so dicht gedrängt und mit schwirrenden Flügel-

schlägen und unter hastigem Hin- und Herwerfen vorübersaust, wird der Beobachter sehr an einen Flug Stare erinnert. Im Schwimmen und Tauchen ist dieser Vogel ebenfalls Meister und auch auf beides angewiesen, da er sich ja den größten Teil seiner Nahrung tauchend vom Meeresgrunde heraufholen muß. Genaue Beobachtungen haben festgestellt, daß er bis $2^1/_4$ Minuten unter der Wasserfläche aushalten kann. Wenn sich die netten Kerlchen auf einer Eisscholle längere Zeit hindurch behaglicher Siesta hingeben, passiert es ihnen in jenen kalten Breiten gar nicht selten, daß sie mit den Schwimmhäuten festfrieren und, falls nicht bald wieder milderes Wetter eintritt, entweder jämmerlich verhungern und verkommen oder in diesem wehrlosen Zustande eine leichte Beute der Raubvögel werden, resp. den brutalen Mißhandlungen der großen Möven erliegen. Gegen andere gefiederte Meeresbewohner zeigen sie sich zwar ziemlich gleichgültig, aber jederzeit durchaus verträglich und friedfertig. Unter sich dagegen sind die Krabbentaucher von einer ausgesprochenen Geselligkeit, die nicht nur während der Zugzeit, sondern fast noch mehr am Brutplatze hervortritt, indem sie stets in großen Kolonien dicht nebeneinander nisten. Wolkenartige Riesenschwärme sieht man häufiger wie kleine Trupps. Gutmütigkeit und Vertrauensseligkeit sind die Grundzüge ihres sympathischen Wesens. Dem Menschen gegenüber zeigen sie sich überall da, wo sie nicht durch fortgesetzte böse Erfahrungen einigermaßen vorsichtiger gemacht wurden, äußerst zutraulich und harmlos und lassen sich ungescheut aus größter Nähe in ihrem lebhaften Thun und Treiben beobachten. Ihre Stimme, die sie sowohl am Brutplatze wie beim Flug über das brausende, nebelbedeckte Meer gern, häufig und anhaltend hören lassen, scheint der verschiedensten Modulationen fähig zu sein. Bald klingt sie hell pfeifend, bald dumpf trällernd, aber in keinem Falle läßt sie sich verständlich durch Buchstaben wiedergeben. Ihr lateinischer Name alle soll auch ein Klangbild derselben sein.

Zur Brutzeit gehört der Krabbentaucher häufig mit zu den individuenreichsten Bewohnern der berühmten „Vogelberge" des Nordens, wo er dann stets die untersten Stufen derselben einnimmt. Allem Anscheine nach aber nistet er doch lieber für sich, dann allerdings auch in sehr großen Gesellschaften. Solche

Tafel XV.



1.

2.

3.

1. **Nordseetaucher** (Urinator septentrionalis).
2. **Eisalk** (Alca torda).
3. **Polartaucher** (Urinator arcticus).

siedeln sich mit Vorliebe da an, wo steile Inselberge oder jähe Vorgebirge ins Meer abgebröckelt sind und hier unmittelbar über der Brandung desselben ein wildes Wirrwarr von Felsentrümmern gebildet haben. Hier stellen sie sich im Mai ein, und hier legen sie im Juni, wenn die Sonnenstrahlen auch in diesen hohen Breiten für kurze Zeit die Oberhand gewonnen haben über Nacht und Eis, ihre Eier ohne jede Unterlage zwischen die oft höhlenartig geformten Spalten und Risse des Gesteins, bisweilen zwei und mehr Weibchen in eine Höhle. Sie setzen nur je ein Ei ab, aber dieses hat dafür eine ganz unverhältnismäßige Größe, denn es mißt 4,7 + 3,4 cm, ist dabei feinkörnig, schön eiförmig, kleinporig, glattschalig, glanzlos und von weißer Farbe mit einem schwachen Stich ins Graugrünliche. In Ausnahmefällen zeigt es auch am stumpfen Ende eine bleiche Fleckung. Solche Brutkolonien sind stets voll anziehenden Lebens, denn es herrscht in ihnen ein ewiges Hin- und Herfliegen, ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, ein betäubendes Lärmen, Kreischen, Schnarren und Knarren. Sie sitzen so fest auf den Eiern, daß sie sich daselbst sogar mit Händen greifen lassen, und die Männchen thun es dabei an Eifer und Aufopferung für die Brut den Weibchen gleich. Faber, der eminente Forscher nordischen Vogellebens, weiß ein Beispiel davon zu erzählen: „Am 17. Juni wälzte ich nachts um 12 Uhr mit einigen Bewohnern der Insel Grimsö die Steine weg, welche die Brutvögel verbargen, und griff 10 auf den Eiern sitzende Krabbentaucher, die, wie ich beim Zerlegen fand, alle Männchen waren. Sie gaben mir einen rührenden Beweis der Liebe, die auch die Männchen dieser Vögel an ihre Eier bindet. Ich hatte nämlich 3 Tage vor diesem Unternehmen den Brutplatz ebenfalls besucht und einen Vogel flügellahm geschossen; er verbarg sich aber behende zwischen den Steinen, ehe ich ihn greifen konnte. Es war eines von den 10 Männchen, die ich 3 Tage später auf den Eiern fing, und lag ganz abgezehrt mit zerschmetterten Flügeln da; seine leiblichen Schmerzen aber hatten die Liebe für seine Brut nicht unterdrücken können." Die in ein grauwolliges Flaumkleid gehüllten Dunenjungen sind zwar vom ersten Tage ihres Lebens an sehend, aber im übrigen ganz unbehilflich und müssen deshalb von ihren Eltern längere Zeit gefüttert werden. Sobald sie

einigermaßen befiedert sind, werden sie auf das nahe Meer hinausgeführt und dort bald selbständig. Bei der schwachen Vermehrung der Krabbentaucher ist es ein wahres Wunder, daß sie sich auf einem so hohen Bestande erhalten; denn nicht nur daß ihre Brut häufig genug von Raubmöven und dergleichen vernichtet wird, sondern auch die Alten selbst sind trotz ihrer Hurtigkeit als eine der kleinsten Schwimmvogelarten unzähligen Gefahren ausgesetzt. Durch elementare Naturereignisse und deren Folgen gehen im rauhen Norden alljährlich viele tausende zugrunde; beim Tauchen werden sie von großen Raubfischen weggeschnappt, beim Fliegen von Adlern und anderen gefiederten Strauchrittern ergriffen, denen sie selbst durch ihre Tauchkünste nicht immer zu entgehen vermögen. Der Räuber verfolgt sie mit seinem scharfen Auge auch unter Wasser, stößt dann nach ihrem Emportauchen wieder nach ihnen und so fort, bis die mehr und mehr ermüdeten Krabbentaucher in immer längeren Zwischenräumen tauchen, schließlich überhaupt nicht mehr dazu imstande sind und dann mit Leichtigkeit von ihrem furchtbaren Gegner ergriffen werden. Gewöhnlich dauert eine solche Jagd nicht mehr als 20—25 Minuten. Bei ihrer Häufigkeit, Kleinheit und Harmlosigkeit bilden die Krabbentaucher überhaupt das beliebteste und gewöhnlichste Nahrungsmittel für alles zwei- und vierbeinige Raubzeug des hohen Nordens. Unter ihren Bruten richten die Raubmöven arge Verwüstungen an. Schlimmer aber als alle andern haust der unersättliche Mensch unter diesen harmlosen Vögeln und ihren Eiern. Für Küchenzwecke wäre das vollkommen gerechtfertigt, allein die üblichen großen Schlächtereien, welche die Matrosen der Walfischfahrer unter ihnen anrichten, haben oft wirklich keinen anderen Zweck als den, roher Mordlust zu fröhnen.

Die Nahrung der Krabbentaucher besteht hauptsächlich aus allerlei kleinen pelagischen Krebstierchen, die sie größtenteils tauchend vom Meeresgrunde heraufholen oder unter der Wasserfläche erhaschen müssen, wobei sie eine große Gewandtheit entwickeln und sich im Gegensatze zu den Urinatores nach Lummen- und Alkenart mit raschen Flügelschlägen forthelfen. Die unverdaulichen, harten Schalen dieser Krabben erhalten durch den Verdauungsprozeß gerade wie durch das Kochen eine rote Farbe und teilen diese auch den Exkrementen mit. Nur

ausnahmsweise werden auch winzige Fischchen, häufiger allerlei Seewürmer und kleine Quallen mit verzehrt. Von einem durch den so sehr zur Belebung seiner öden Heimat beitragenden Krabbentaucher angerichteten Schaden kann keine Rede sein. Die Jagd auf diese harmlosen Kinder des nordischen Meeres bietet keine Schwierigkeiten. In der Nähe der Küsten lassen sie sich sogar harpunieren, auf dem Lande oder beim Brüten mit den Händen ergreifen. Dabei fliegen sie so dicht gedrängt, daß man mit einem einzigen Schusse dreißig und mehr herunterholen kann. Um einen Begriff von den durch menschliche Mordlust unter ihnen oftmals angerichteten Metzeleien zu geben, will ich hier nur die Mitteilung Naumanns anführen, wonach die Mannschaft des Schiffes „Alexander" unter $75^1/_2{}^0$ n. Br. mit nur 3 Flinten in 5 Stunden 1263 Stück erlegte. Fleisch und Eier sind zwar von einem gewissen Thrangeschmack nicht frei, werden aber doch im hohen Norden, wo man in dieser Hinsicht überhaupt nicht zu wählerisch sein darf, gern gegessen.

Der Grylleist (Uria grylle [*L.*]).

Reich und fruchtbar ist das weite Meer. Da, wo der flüchtige Blick nichts sieht als eine öde, endlose Wasserfläche, nichts als schäumende, leblose Wogen, da erspäht das tiefer eindringende Auge des Naturforschers ein ungeahnt reiches und mannigfaltiges Leben aus den verschiedensten Tierklassen. Alle Schichten der tiefen Salzflut haben ihre eigenen tierischen Bewohner, oft in solcher Individuenzahl, daß unser Begriffsvermögen nicht ausreicht, um dieselbe auch nur annähernd zu schätzen. Welch seltsame Wunder, welch märchenhafte Gebilde hat nicht neuerdings die rastlos von Triumph zu Triumph schreitende Tiefseeforschung der staunenden, wißbegierigen Menschheit enthüllt! Auch in der Vogelwelt haben wir eine ganze Reihe anziehender Gestalten, die als echte Kinder des Meeres bezeichnet werden müssen, da sie nur auf den sie schaukelnden Wellen sich wohl fühlen, nur in der See die ihnen von der Natur angewiesene Nahrung finden, nur im Wogengebraus fröhlich ihre Stimme hören lassen und nur auf von der Brandung

bespülten Felsen ihr Nest gründen. Unglückliche, hülflose Geschöpfe werden diese gewandten Schwimmer und Taucher, sobald sie durch irgend welche Zufälligkeiten einmal vom Meere, mit dem sie so innig verwachsen erscheinen, verschlagen werden ins Binnenland, wo sie sich nicht zurecht zu finden wissen und bald ein elendes Ende nehmen. Aber wie zu neuem Leben erwachen sie, wenn man sie wieder zurückbringt auf die weite Flut. Zu diesen Arten gehört auch der hübsche Gryllteist.

Der schlanke, aber kräftige Schnabel dieses etwa knäckentengroßen Vogels ist in allen Kleidern und zu allen Jahreszeiten bleischwarz gefärbt, wovon sich der lebhaft rote Rachen und Zunge sehr schön abheben. Die Füße nebst den Schimmhäuten sind brennend orangerot, im Frühjahr am schönsten, im Herbst etwas lichter, bei den Jungen mit einem Stich ins Bräunliche. Das Auge hat eine dunkelbraune Iris. Der alte Gryllteist im Hochzeitskleide ist ein ebenso einfach wie schön gefärbter Vogel. Sein ganzes Gefieder ist nämlich kohlschwarz, auf Kopf und Hals am tiefsten und gesättigtsten mit einem schwachen, grünlichen Seidenglanze. Nur die Unterflügeldeckfedern und eine ausgedehnte Schulterpartie auf dem Flügel sind blendend weiß, was sich auf das schärfste von dem Schwarz scheidet und durch keine Übergänge mit demselben verbunden ist. Ganz anders sieht derselbe Vogel im Winter aus. Alsdann ist nämlich die ganze Unterseite weiß, auf den Halsseiten mit schwarzgrauer Fleckung. Auf der Oberseite ist das Schwarz zwar geblieben, aber matter geworden, und die Schulter- und Bürzelfedern zeigen schmale weiße Kanten. Der Flügelschild zeigt eine weiß und schwarze Einrahmung. Man sollte kaum glauben, daß es dieselbe Vogelart ist, wenn man zwei recht extreme Stücke so neben einander legt. Während der zwiefachen Mauser findet man nun aber auch noch alle möglichen Übergänge aus einem Kleid in das andere, die bisweilen vollständig gescheckt erscheinen und dann sehr drollig aussehen. Das Jugendkleid gleicht im allgemeinen dem Winterkleide. Doch ziehen sich über das weiße Flügelschild einige Querreihen schwärzlicher Flecke. Die Dunenjungen sind in zarten, graulichen Flaum eingehüllt. Ihr Schnabel ist blaugrau, die Füße bleifarbig, die Iris braungrau. Die Geschlechter sind in allen Kleidern gleich gefärbt und nur in der Größe etwas verschieden, indem die Weibchen durchgängig etwas kleiner erscheinen. Übrigens variieren die Maße auch hier individuell außerordentlich. Es findet eine Doppelmauser statt, die sich aber bei den jungen Vögeln im ersten Frühjahr nicht mit auf die Flügelfedern erstreckt, so daß sie auch dann leicht von den Alten zu unterscheiden sind, und so langsam vor sich geht, daß sie in diesem Jahre überhaupt nicht mehr zum Nisten kommen, also erst in ihrem zweiten Lebensjahre fortpflanzungsfähig werden.

Trivialnamen: Teiste, Gryllumme und Grylltaucher, kleine, schwarze oder grönländische Lumme, Taubenlumme, See-, Taucher- und grönländische Taube, Taucherhuhn, Stechente,

Kajuhrvogel u. s. w. Als Eisteist (Uria Mandtii) wird eine kleinschnäbelige und hochnordische Unterart mit weißwurzeligen Flügelschildfedern unterschieden.

Der Grylleist heimatet an den Klippengestaden der arktischen Meere, und zwar in einem Gürtel, der sich zwischen dem 58. und 80. ° n. Br. ausdehnt. Trotz dieses ungeheueren Verbreitungsbezirkes scheint die Individuenzahl bei dieser Art nicht sonderlich groß zu sein, denn man gewahrt sie auf dem Zuge immer nur in kleineren Scharen, und auch auf den Vogelbergen findet sie sich stets nur in einer gegen die Menge der übrigen Vögel ganz verschwindenden Zahl ein. An der Westküste Grönlands, auf Spitzbergen, Island und im nördlichen Norwegen ist sie eine bekannte Erscheinung; sparsamer brütet sie auch noch weiter südwärts, so auf den Faröern, Orkneys, Hebriden und Shetlandsinseln. Als Wandervögel darf man nur die im hohen Norden heimischen Grylleiste bezeichnen; die weiter südwärts wohnenden können nur zu den Strichvögeln gerechnet werden. Sie kommen dann an die Küsten des südlichen Norwegen und Schweden, Englands, Hollands, vor die Elbmündung, in die Sunde und die Ostsee. Für letztere scheinen sie als Winterquartier sogar eine besondere Vorliebe zu haben, wahrscheinlich weil sie ruhiger und nicht so dem diesen Vögeln unangenehmen Wechsel von Ebbe und Flut unterworfen ist wie die Nordsee. Wie weit sie dabei gen Osten streicht, geht schon daraus hervor, daß ich sie von der Kurischen Nehrung sowie aus Memel erhalten habe. Bei ihren Wanderungen hält sich die Gryllumme streng an die Küsten oder wenigstens an Inselreihen, da sie das offene Meer nach Möglichkeit meidet und über größere Länderstrecken freiwillig niemals hinweg fliegt. Als ein echter Seevogel besucht sie süße Binnengewässer grundsätzlich nicht. Aber auch von der hohen See ist sie kein besonderer Freund, sondern hält sich lieber in stilleren Buchten mit glattem Wasserspiegel auf, an geschützten Küstenstrichen, zwischen Inseln, Klippen und Schären oder auch Eisbergen und -schollen. Flachufriger Strand ist ihr aber zuwider. Das Wasser darf weder zu tief, noch zu seicht sein, wenn es ihr auf die Dauer behagen soll; eine Tiefe von 35—60 Fuß erscheint ihr am erwünschtesten.

Bei seinem einfach-schönen Gefieder, seiner Zutraulichkeit

und Anmut gehört der Grylleist zu den lieblichsten Erscheinungen der rauhen, nordischen Meere, sei es, daß eine Gesellschaft schwimmend und tauchend auf der klaren Wasserfläche ihrer Nahrung nachgeht, sei es, daß sie ausruhend in aufrechter Stellung auf dem Rande der Eisschollen und Klippen sitzt und mit neugieriger Vertrauensseligkeit das in größter Nähe vorüber fahrende Boot betrachtet. Sie sitzen auf der Laufsohle und dem Steiß mit fast senkrecht empor gerichtetem Rumpfe, S-förmig eingezogenem Halse und sich fortwährend hin und her bewegendem Köpfchen. Ihr Gang ist nur ein unbeholfenes Watscheln auf der Laufsohle und kann nur über kurze Strecken hin fortgesetzt werden, wogegen sie ziemlich gewandt auf den Klippen und im Felsgetrümmer zu klettern vermögen. Zum Auffliegen von der Wasserfläche aus bedürfen sie eines kurzen, strampelnden Anlaufes; solche Exemplare, welche durch irgend welche Zufälligkeiten auf das feste Land verschlagen wurden, lassen sich hier ohne Widerstand und ohne Fluchtversuche mit den Händen ergreifen, aber man weiß noch nicht mit Sicherheit, ob sie dabei bloß in der Bestürzung ihre Flugwerkzeuge vergessen, oder ob sie überhaupt nicht im stande sind, sich von einer glatten und ebenen Bodenfläche aus in die Lüfte zu erheben. Hat der Flug in schräger Richtung erst einmal eine gewisse Höhe erreicht, so geht er zwar ziemlich schnell von statten, aber fast nur in gerader Linie, ohne schöner Schwenkungen fähig zu sein; auch hat er infolge der schwirrend rasch geführten Flügelschläge viel Insektenartiges an sich, wobei die Schwingen senkrecht vom Körper abgehalten und die anfangs lang herunter baumelnden Füße nach hinten ausgestreckt werden. Das Niederlassen geschieht ganz in derselben Weise wie beim Krabbentaucher. Übrigens fliegen die Grylleiste nur sehr ungern und eigentlich nur am Brutplatze freiwillig, wo sie fortwährend zwischen ihren Niststellen und ihren Jagdplätzen auf dem Meere hin und her wechseln. Beim Schwimmen liegen sie mit dem Körper so flach auf dem Wasser, daß man öfters die hübschen roten Füßchen bei ihren Ruderbewegungen zu sehen bekommt; auch haben sie ebenfalls die Gewohnheit, dabei fortwährend den Schnabel wie trinkend ins Meer zu tauchen. Unter Wasser schwimmen sie noch viel schneller, weil sie dabei den Ruderstößen der Füße auch noch mit hastigen Flügel-

bewegungen nachhelfen. Sie vermögen aber höchstens 2 Minuten unter der Oberfläche zu verweilen, während welcher Zeit sie in schräger Richtung bis zum Grunde hernieder schießen, dort ein Beutetier ergreifen und dann mit demselben ziemlich an derselben Stelle wieder zum Vorschein kommen, um gleich darauf dieses Spiel von neuem zu wiederholen. Von Charakter sind sie außerordentlich sanft, gutmütig, harmlos und unter sich wie gegen andere Schwimmvögel ungemein friedfertig, ohne sich freilich sonderlich viel um letztere zu kümmern, wenn sie sich ihnen auch häufig in losem Verbande anschließen, so namentlich an den Brutplätzen. So neidlos, liebenswürdig und gesellig sie auch unter einander sind, so macht sich diese Geselligkeit bei ihnen doch nicht in solchen Massenansammlungen bemerkbar, wie bei vielen anderen nordischen Schwimmvögeln, sondern gewöhnlich sieht man nur 5 bis 20 Paare beisammen, die dafür aber um so inniger an einander hängen. In die höheren Regionen der Vogelberge gehen sie überhaupt nicht hinauf, sondern halten sich mehr unten, dicht über der Flutmarke, was auch wohl mit ihrem beschränkten Flugvermögen in Zusammenhang stehen mag. Dem Menschen gegenüber sind sie die Arglosigkeit selbst; es ist nichts Seltenes, daß sie sich auf den Nestern mit Händen ergreifen, auf dem Lande und am Ufer mit Steinen tot werfen und auf dem Wasser mit Rudern erschlagen lassen. Dabei ist ihnen auch noch eine unverkennbare Neugier eigen, die sie sich oft freiwillig mit verblüffender Dummdreistigkeit in die gefährliche Nähe des Menschen begeben läßt; nach neben ihnen ins Wasser geworfenen Steinen tauchen und beißen sie regelmäßig. Auch ihnen passiert es gar nicht selten, daß sie bei allzu lang ausgedehnter Siesta auf ihren Eisschollen festfrieren, und dann wehrlos den Angriffen des Raubzeuges preisgegeben sind. Ihre Stimme steht ganz im Gegensatze zu den rauhen und knarrenden Lauten der ihnen verwandten Vögel, denn sie ist hoch, hell und pfeifend, dabei sehr zart. Wenn das Männchen zur Paarungszeit sein Weibchen im Wasser schwimmend vor sich her treibt, so läßt es dabei ganz pieperartige, fast singende Laute hören, die nach Graba und Faber wie ein feines „Ist, ist, ist, ist“ klingen sollen. In drolligem Gegensatze zu der Zartheit seiner Stimme steht es aber beim Gryllteist, daß er dabei den grell roten

Rachen ungeheuer weit und wie mit gewaltiger Anstrengung aufreißt.

Bisweilen brüten die Grylleiste für sich auf einsamen und niedrigen Felsklippen in kleinen Gesellschaften; viel häufiger aber schließen sie sich in größerer Zahl den nur nach hunderttausenden zu schätzenden Massen anderer nordischer Vögel an, welche die sog. „Vogelberge" bevölkern. Hier nehmen sie regelmäßig die niedrigsten Etagen ein, die nur so hoch sind, daß sie den Vögeln gerade vor Brandung und Flut den nötigsten Schutz gewähren. Bisweilen trifft man auch einzelne Pärchen, die ganz für sich nisten, doch ist dies immerhin selten. Außerordentlich ist die Zärtlichkeit, mit der die Gatten an einander hängen, und wahrhaft rührend sieht es aus, wie sie sich fortwährend gegenseitig Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten zu erweisen bemüht sind. Selbst das abgestumpfte Gefühl der Walfischfänger ist dagegen nicht blind geblieben, was schon aus der Bezeichnung „Taube" für unseren Vogel hervorgeht. Auch haben sie wie manche nordische Völkerschaften eine Vorliebe für den ebenso schönen wie gemütvollen Vogel gefaßt und schonen denselben deshalb nach Möglichkeit. Die Begattung wird meist an den Niststellen vollzogen, seltener und dann häufig unvollkommen auf dem Wasser. Ein eigentliches Nest bauen die Grylleiste nicht, sondern legen ihre Eier ohne jede weitere Unterlage in einer ihnen geeignet erscheinenden Felsspalte oder zwischen höhlenartig aufgeschüttetem Steingetrümmer ab. Die gewöhnliche Zahl der Eier ist 2, von denen aber zumeist nur eines ausgebrütet wird. Falls ihnen dieses Anfang Juni, frühestens Ende Mai zu findende Gelege genommen würde, machen sie noch ein zweites von nur einem Ei. Die Bebrütungsdauer währt 24 Tage. Die Eier, welche von beiden Gatten mit gleicher Hingebung bewacht und bebrütet werden, haben die Größe und die Form von Hühnereiern, sind grobkörnig, rauhschalig, glanzlos und auf blaugrünlichweißem oder gelblichweißem Grunde zu unterst mit aschgrauen, darüber mit braunen und ganz oben auf der Oberfläche mit rötlich schwarzbraunen Flecken geziert, die am stumpfen Ende kranzartig zusammentreten. Sobald das oder die Jungen ausgeschlüpft sind, beginnt für die sorgenden Alten eine Zeit schwerer Arbeit, denn sie müssen ununterbrochen zwischen der Niststelle und dem Meere

hin- und hereilen, um für die hungrige Nachkommenschaft die nötige Nahrung in Gestalt von Sandälchen, Seegewürm und Schleimfischen herbei zu schaffen. Zu schwimmen vermögen die Dunenjungen im Notfall schon vom ersten Tage ihres Lebens an, aber tauchen lernen sie erst, wenn sie vollständig befiedert sind. Dann werden sie von ihren Eltern aufs Meer hinaus geführt und nun rasch selbständig, worauf sich die alten Vögel vom Brutplatze weg und weiter in die See hinaus begeben, um hier die Mauser durchzumachen. Gefahren und Nachstellungen der verschiedensten Art sind die Grylleiste ebenso ausgesetzt wie die Krabbentaucher, und namentlich in den Jagdfalken und Seeadlern haben sie furchtbare Feinde. So erzählt Faber: „Ich sah einen Seeadler auf eine schwimmende Grylleiste stoßen, die sogleich lange untertauchte; der Adler, dessen geübtes Auge dem Vogel unter wie über Wasser folgte, stieß beim Auftauchen sofort wieder nach ihr, wiederholte dies, so oft sie von neuem auftauchte, und machte sie endlich so müde, daß sie immer kürzer untertauchte, dies endlich vor Angst und Erschöpfung gar nicht mehr vermochte, mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Wasser liegen blieb und jetzt ergriffen und fortgeschleppt wurde, so daß diese Jagd in weniger als 20 Minuten zu Ende war.“

Angeschossenen Grylleisten gegenüber kann selbst ein Mensch mit guten Augen und bei genügend klarem und ruhigem Wasser ähnlich verfahren. So hielt Boie eine solche, als er sie in klarem Seewasser dicht neben dem Boote aus der Tiefe kommen sah, ehe sie nach Luft schöpfen konnte, mit der Hand unter Wasser, wodurch sie augenblicklich getötet wurde, vermutlich weil sie keinen Augenblick länger des Atmens entbehren konnte. Die Jagd auf diese harmlosen Vögel ist Kinderspiel. An den Küsten Islands harpuniert man sie sogar auf recht grausame Weise mit einer langschäftigen, vierzinkigen Gabel. Die Nistplätze werden gewöhnlich derart ausgeplündert, daß man im Boote an sie heran fährt und sie so vom Meere aus ersteigt, was für geschickte und darin geübte Leute nicht eben schwer ist, während man von oben her gewöhnlich nur mit Hilfe des Seiles zu ihnen gelangen kann. Das Fleisch wird von den Nordländern gern gegessen, für den Europäer aber ist es nur im Notfalle und bei sorgfältigster Behandlungsweise

einigermaßen genießbar, am ehesten noch das der zumeist sehr fetten Jungen. Die durch einen grell roten Dotter ausgezeichneten Eier haben den für uns so widerlichen Thrangeschmack in etwas geringerem Maße. Die Federn der Teiste erfreuen sich nur geringer Wertschätzung. Die Nahrung unseres Vogels besteht hauptsächlich aus Krabben, Seewürmern, kleinen Quallen, allerlei Meerinsekten und kleinen Muscheltieren, auch in Fischbrut und kleinen Fischchen. Alles muß er tauchend vom Grunde herauf holen, und deshalb ist er auch hinsichtlich seines Aufenthaltes so sehr auf bestimmte Meerestiefen angewiesen, indem zu seichte Stellen ihm zu wenig Nahrung geben, zu tiefe dagegen ihm das Heraufholen derselben zu sehr erschweren oder gar unmöglich machen. Wird das Wasser durch tagelang anhaltende heftige Stürme zu sehr aufgewühlt und getrübt, so leiden sie oft bitteren Mangel und gehen zahlreich zugrunde, wenn sie nicht in besonders geschützten Buchten eine Zuflucht finden. Schädlich wird der Gryllteist dem Haushalte des Menschen auf keine Weise. Gefangene Stücke dieser Art werden zwar sehr zahm und gewöhnen sich an ein Ersatzfutter, lassen sich aber selbst auf größeren Teichen nicht auf die Dauer erhalten, weil man ihnen eben ihre natürlichen Daseinsbedingungen zu wenig zu ersetzen vermag.

Die Trottellumme (Uria lomvia [*L.*]).

(= U. troile *Lath.*)

Mit welcher Berechtigung man auch immer den Eintausch Helgolands gegen den besten Teil unserer ostafrikanischen Kolonialerwerbungen tadeln mag, wir deutsche Ornithologen haben dabei jedenfalls unstreitig am meisten gewonnen, denn die Liste der bisher für Deutschland nachgewiesenen Vogelarten hat sich dadurch ganz gewaltig erweitert. Helgoland ist nämlich eine in ihrer Art und bei ihrer isolierten Lage ganz einzig dastehende Raststation der wandernden Strich- und Zugvögel, deren Beobachtung durch ihre räumliche Beschränktheit und Kahlheit noch wesentlich erleichtert wurde, und die zugleich auch das seltene Glück hatte, in der verehrungswürdigen Person unseres nunmehr auch dahingeschiedenen Altmeisters G ä t k e einen sorgsamen und un-

ermüdlich thätigen Vogelwart zu finden, der durch seine unsterblichen Forschungen heute das winzige Eiland zu einem Wallfahrtsort der Vogelkundigen, zu einem ornithologischen locus classicus ersten Ranges gemacht hat. So reich der Helgoländer Fels aber an gefiederten Durchzüglern ist, so arm ist er an Brutvögeln. Und doch hat er unter der so geringen Zahl derselben ebenfalls eine neue Art der deutschen Ornis einverleibt, und zwar eine hervorragend interessante, nämlich die Trottellumme als die einzige ständige Vertreterin des nordischen Lummengeschlechtes auf deutschem Boden. Bereits hat das alljährliche Helgoländer Lummenschießen unter den Sportsmen wie unter den vergnügungssüchtigen Badegästen eine gewisse Berühmtheit erlangt, während es unter den fühlenden Naturfreunden freilich nur in trauriger Weise berüchtigt geworden ist.

Was zunächst die Färbung der nackten Teile bei diesem einzigen deutschen Vertreter des interessanten Lummengeschlechts anbelangt, so sind Schnabel und Füße bleischwarz, letztere auf dem Sporn und den Zehen mit Spuren von dunklem Olivengelb. Das nicht weiß eingefaßte Auge hat eine dunkelbraune Iris. Die Befiederung von Kopf und Hals zeichnet sich namentlich im Hochzeitskleide durch eine sammetartige Beschaffenheit aus. Diese sind alsdann tief schwarz, mit einem zarten rötlichbraunen Dufte überhaucht. Die ganze übrige Oberseite nebst Schwanz und Flügeln ist matt schwarz, aber über die letzteren zieht sich ein schmaler weißer Streif, hervorgerufen durch die weißen Spitzenflecke der kleinen Schwingen. Die ganze Bauchseite ist vom Unterhalse ab weiß, in den Flanken, Weichen und unter den Flügeln aber schwarz geflammt. Im Herbstkleide erstreckt sich das Weiß der Unterseite auch über Kehle und Hals; ferner zieht sich eine spitz dreieckige, weiße Partie vom hinteren Augenrande nach den Ohrdecken zu. Das Jugendkleid sieht ebenso aus, doch sind Schnabel und Füße sichtlich lichter, und das Schwarz der Oberseite erscheint in Braunschwarz abgetönt. Die Größenverhältnisse sind nach Geschlecht, Alter und Individualität sehr beträchtlichen Schwankungen unterworfen, doch kann man im allgemeinen sagen, daß die Rumpfstärke derjenigen einer Pfeifente entspricht. Die Weibchen unterscheiden sich wie bei den vorhergehenden Arten nur durch geringere Maße und nicht durch Verschiedenheiten im Gefieder. Das Dunenkleid ist auf der Oberseite schwarzgrau, auf der Unterseite grauweiß, am Kopfe und Halse dunkel rötlichbraungrau. Diese Beschreibung ist auch für die folgende Art gültig, da sich die Flaumjungen beider nicht von einander unterscheiden lassen. Nach Art der Waldhühner ist auch der Schnabel einer jährlichen „Mauserung“ unterworfen.

Die Trottellumme heißt auch gemeine, graue, schmalschnäblige oder dumme Lumme, Troillumme, Troiltaucher, Lomb

oder Loom, dummes Tauchhuhn, Tauchermöve, Mövenschnabel und Mallemuk.

Helgoland und die Küste von Cornwallis sind die südlichsten Brutplätze der Trottellumme, die im allgemeinen als ein für uns nordwestlicher Vogel bezeichnet werden muß, der den Gürtel zwischen dem 50. und 70. Breitengrade bewohnt, also von allen Lummen am weitesten nach Süden geht. In Island haben sie die Südseite inne, während sie auf der Nordseite durch die folgende Art vertreten werden. Sehr gemein sind sie auf den zwischen Island und Schottland gelegenen Inselgruppen sowie an der norwegischen Küste. Den ornithologisch so berühmten Brutplatz auf Helgoland schildert Noll folgendermaßen: „Auf der Westseite Helgolands nahe der Nordwestspitze, wo ein turmartiger Fels, der Nathurn, durch die Flut von der Insel getrennt worden ist und wenige Schritte von der steilen Uferwand gleich hoch mit dieser emporragt, da sieht man kurz vor diesen Pfeilern zahllose Vögel etwa von der Größe einer Ente ab und zu fliegen; die rote Felswand ist weiß getüncht, und in zahlreichen, fast wagerecht verlaufenden Aushöhlungen, Galerien und Nischen stehen einige tausend Vögel aufrecht neben einander, alle mit der weißen Bauchseite dem Meere zugerichtet. Ein unaufhörliches Geschrei ertönt aus den Kehlen der jede Bewegung der kommenden und gehenden Genossen genau beobachtenden Lummen, denn solche Vögel sind es, die dem Naturfreunde und Vogelkenner hier ihr Zusammenleben zeigen.“ Trotz ihrer geringen Vermehrung und der vielfachen Verfolgungen, denen sie ausgesetzt sind, ist der Individuenreichtum der Lummen ein wahrhaft fabelhafter und sich jeder auch nur annähernden Schätzung entziehender. Sie bilden die Hauptmasse der Brutansiedler auf den Vogelbergen, und sie werden auf offenem Meere bisweilen in Heeren angetroffen, die man nur nach hunderttausenden schätzen kann. Ihre ungeheure Menge wirkt geradezu betäubend und verwirrend auf den Beobachter. Es sind echte Meeresvögel, die ohne die weite Salzflut nicht zu leben vermögen und das Land eigentlich nur zur Brutzeit aufsuchen. Dann wählen sie aber ausnahmslos nackte, starre, steile, hohe und felsige Gestade, denn ein flacher, sandiger oder gar ein von Menschenhand bebauter Strand sind ihnen ein Greuel. Ins Binnenland werden

sie höchstens einmal durch Stürme sehr unfreiwillig verschlagen, und vor allen süßen Gewässern haben sie einen wahren Abscheu, selbst wenn solche noch so nahe am Meere liegen. Naumann erzählt von eingefangenen Trottellummen, die man auf einen Süßwasserteich gesetzt hatte, daß sie zwar mechanisch und wie bestürzt auf demselben herumschwammen, aber durchaus nicht tauchen wollten; als man sie dazu zwang, thaten sie es sehr widerwillig und tauchten immer sogleich wieder auf, kurz man sah ihnen deutlich genug an, wie unbehaglich und widerwärtig ihnen dieser Aufenthalt war. Sowie sie das geliebte Meer aus dem Gesichte verlieren, ist auch ihre Besinnung und ihr Orientierungssinn dahin, und sie geben sich mit rührender Hülflosigkeit allem preis, was der Zufall über sie verhängt. Je nach der mehr oder minder rauhen Lage ihrer Brutplätze sind sie Stand-, Strich- oder Zugvögel; daß sie strenge Küstenwanderer sind und einen großen Teil ihrer Reisen schwimmend zurücklegen, kann nach dem oben Gesagten nicht wunder nehmen. Sie gehen aber nicht weiter nach Süden, als wie sie durch die Witterungs- und Eisverhältnisse gezwungen werden. In der Nordsee und insbesondere vor der Elbmündung sind sie in jedem Winter eine regelmäßige und ziemlich häufige Erscheinung, während sie sich in der Ostsee nur selten und ausnahmsweise blicken lassen.

Im Sitzen nehmen sie ganz die schon bei den beiden vorigen Arten beschriebene Stellung ein, und zwar thronen sie auf den Felsgesimsen in langen, perlenschnurartigen Reihen, ganz ordnungsgemäß wie die Soldaten aufgestellt und sämtlich die weiße Brustseite dem Meere zugekehrt, so daß man aus einiger Entfernung eher aufgestellte Flaschen oder Mehlsäcke zu sehen glaubt als wie Vögel. Ihr entenartig glatter Leib mit dem fortwährend hin und her bewegten Rabenkopfe verleiht ihnen dabei etwas unwiderstehlich Drolliges, welcher Eindruck erheblich dadurch gesteigert wird, daß sie die ab- und zufliegenden Gefährten gar eifrig und regelmäßig mit tiefen, würdevollen Verbeugungen begrüßen und dazu ihre keineswegs melodischen Stimmen mit großer Kraft erschallen lassen. Der gewöhnliche Gang besteht darin, daß sie sich mühselig auf den rauhen Laufsohlen fortschieben, wobei sie oft sich dazwischen ausruhen müssen, was sie entweder in der aufrechten Stellung oder auch

platt auf der Brust liegend thun. Sie vermögen ihr Fortkommen auf dem Lande aber dadurch noch erheblich zu beschleunigen, daß sie auch die Zehensohlen zuhülfe nehmen und nun ganz zierlich einhertänzeln, wobei sie sich durch unausgesetzte Flügelschläge fördern und im Gleichgewichte halten müssen, so daß man nicht recht weiß, ob man es hier mit einem unvollkommenen Fliegen oder eben solchem Laufen zu thun hat. Lange halten sie aber diese sonderbare Bewegungsart keinesfalls aus. Vom flachen Lande aufzufliegen vermögen sie wahrscheinlich gar nicht. Dagegen sind sie recht geschickt im Klettern auf zerrissenem Felsterrain, wobei ihnen sowohl die rauhe Beschaffenheit der Läufe wie die starken und spitzigen Krallen sehr zu statten kommen. Auch im Fluge haben sie viel Eigentümliches, stets aber etwas unverkennbar Plumpes und Schwerfälliges. Sie gleichen im Dahinfliegen einem einherschnurrenden Kreuz, weil die Flügel weit vom Leibe abgehalten und mit insektenartiger Hast bewegt werden, weshalb auch alle Beobachter einstimmig berichten, daß die großen Brutkolonien dieser Vögel in ihnen immer die Erinnerung an gut besetzte Bienenstöcke wachgerufen hätten. Das Auffliegen vom Wasser geschieht in schräger Richtung unter ziemlichem Geplätscher mit einem kurzen Anlauf, aber doch nicht gerade mühsam. Im Niederlassen berühren sie sanft dahingleitend zuerst mit der Brustseite die Meeresfläche und stecken dann den Schnabel einigemale mit einer trinkenden Bewegung ins Wasser, was sie wie verwandte Vögel auch beim Schwimmen gern thun. Wenn sich eine der ungeheuren, sehr in die Länge gezogenen Scharen erheben will, wie man sie bisweilen in den nordischen Meeren antrifft, so thun dies stets die vordersten zuerst, fallen aber auch zuerst wieder ein und werden nun von den nachfolgenden überflogen, die also dadurch an die Tête kommen. Nur am Brutplatze fliegen die Lummen sehr viel, sonst entschließen sie sich sehr ungern dazu. Bisweilen werfen sie auch im Fluge nach Entenart den Körper auf die eine oder andere Seite, aber eigentlicher Schwenkungen ist dieser stets in schnurgerader Linie dahinschwirrende Flug nicht fähig. Gewöhnlich führt er ganz niedrig über dem Wasser dahin, so daß es manchmal aussieht, als ob die Lummen dabei von den sich aufbäumenden Wogen überspritzt würden. Höher als bis

ca. 30 Fuß erhebt er sich nur höchst selten. Anders ist es an den oft in sehr beträchtlicher Höhe befindlichen Brutplätzen. Zu diesen schwingen sie sich erst im letzten Augenblicke mit ungeahnter Kraft in einem schönen, steilen Bogen empor, so wie es in kleinerem Maßstabe unsere Würger und Steinschmätzer thun. In ganz ähnlicher Weise verlassen sie auch die Brutfelsen, indem sie nämlich vom Rande derselben sich einfach in die gähnende Tiefe herabstürzen, dabei die Schwingen ausbreiten, dadurch Luft unter dieselben bekommen und nun erst dicht vor dem Meeresspiegel die Gewalt des Sturzes mäßigen, um in horizontaler Richtung weiter zu streichen. Merkwürdig ist es, daß sie dabei gewisse Luftstraßen einzuhalten scheinen, indem jeder einzelne Vogel an derselben Stelle wie sein Vorgänger abzufliegen bemüht ist, so daß man bei ihrem ununterbrochenen Aufeinanderfolgen an das Aufreihen einer Perlenschnur erinnert wird. Über Land fliegen sie höchst ungern. Beim Schwimmen liegen sie so flach auf dem Wasser, daß man noch einen Streifen von der weißen Unterseite sowie die dunkel geflammten Tragfedern zu sehen bekommt. Den Schwanz stelzen sie dabei nach aufwärts, und den Kopf halten sie eingezogen. Viel besser wie auf dem Wasser schwimmen sie unter demselben, zum mindesten viel schneller, weil sie dann zur Fortbewegung hauptsächlich die etwas gelüfteten Flügel benützen und sich mit den nach hinten ausgestreckten Füße bloß abstoßen und steuern. Das Untertauchen selbst geschieht sehr leicht, köpflings, in schräger Richtung, ohne wahrnehmbaren Ruck und fast ohne Geräusch. Sind sie auf der Nahrungssuche begriffen, so kommen sie ziemlich an derselben Stelle wieder zum Vorschein, werden sie dagegen verfolgt, so schwimmen sie ein gut Stück unter dem Wasser weiter. Sie vermögen bis 2 Minuten unter der Oberfläche auszuharren und dabei in eine Tiefe von 20—30 m hinabzutauchen und selbige nach Nahrung abzusuchen. Was nun die geistigen Eigenschaften der Lummen anbelangt, so werden sie vor allem durch eine Harmlosigkeit und Arglosigkeit namentlich auch dem Menschen gegenüber charakterisiert, die schon an Einfalt grenzt. Und trotzdem erscheint mir die Bezeichnung „Dumme", welche sie vielfach im Volksmunde führen, nur zum Teil richtig, denn da, wo man sie unausgesetzt verfolgt und namentlich wiederholt beschießt, werden auch

sie schließlich ziemlich vorsichtig, wie das z. B. bei Helgoland der Fall ist, wo sie auf offenem Meere ein Boot kaum noch auf Schrotschußweite aushalten. Auch wissen sie den Raubvögeln gegenüber sehr auf ihrer Hut zu sein. Daß etwa ihre Sinne stumpf seien, wird vollends niemand behaupten wollen, dem das Glück zu teil wurde, sie in freier Natur eingehender beobachten zu dürfen. Nirgends tritt ihre verblüffende Zutraulichkeit und Dummdreistigkeit mehr zu Tage, wie an den Brutplätzen, insbesondere an den nordischen, wo man sie auch heute noch auf den Eiern mit Händen ergreifen, mit Stöcken erschlagen, mit Steinen totwerfen und in großen Schmetterlingsnetzen fangen kann. Auch eine andere ihrer Haupteigenschaften kommt hier zur vollsten Geltung, nämlich ihr ausgesprochener Geselligkeitstrieb, der sie zu tausenden von Paaren friedlich und verträglich neben einander nisten läßt und sie gewöhnlich auch mit anderen nordischen Schwimmvögeln zusammenführt, denen gegenüber sie sich nicht nur im höchsten Grade harmlos, sondern ich möchte fast sagen gefällig und liebenswürdig erweisen, obwohl sie sich bei aller äußeren, durch annähernd gleiche Lebensbedingungen hervorgerufenen Gemeinschaft nie in eine engere und innigere Verbindung mit ihnen einlassen. Hier überwiegt ihre Anmut ihre Plumpheit, ihre bestechende Liebenswürdigkeit ihre anscheinende Dummheit, und Brehm sagt deshalb sehr richtig: „Wer sie lieb gewinnen will, muß sie auf ihren Brutplätzen besuchen. So stille und schweigsame Vögel die Lummen auf dem Zuge oder Striche und im Winterquartier sind, so laut und lärmend benehmen sie sich an den Brutplätzen. Ihre Stimme ist dabei je nach ihrem Gemütszustande der mannigfaltigsten Modulationen fähig und klingt auch individuell sehr verschieden, während sie sich von der der folgenden Art imgrunde genommen kaum unterscheiden läßt. Bei den Jungen erklingt sie pfeifend, bei den Alten bald schnarrend, bald plärrend, bald knurrend, kann aber sogar zu einem Heulen oder Miauen gesteigert werden. Dies alles zusammen giebt ein wahrhaft ohrenbetäubendes Konzert an den Vogelbergen. So schreibt Noll von den Helgoländer Trottellummen: „Sänger kann man die Lummen gewiß nicht nennen, wohl aber unterscheidet man, wenn man bei ruhigem Meere von dem Boote aus zuhört, daß fast jeder Vogel einen anderen Laut und seine

besondere Tonlage hat. Tiefe und hohe Stimmen ertönen in dem Höllenlärme durcheinander, und bald hört man ein heiseres Lachen heraus „ha, ha, ha, ha", bald ein Schnarren „rrä rrä rrä", bald ein Schnurren, „rre herre härre", bald wieder vernimmt man ein tiefes „O o o" oder „Ho arre" oder ein gellendes „Hä hä hä"; alles aber wird übertönt von dem schrillen Rufe der Jungen „Fillip fillip".

Hochinteressante Momente bietet die Fortpflanzungsgeschichte der Lummen dem denkenden Naturbeobachter dar, und man könnte förmlich nationalökonomische und sozialpolitische Studien machen an einem Vogelberge, um schließlich die verachteten Vögel zu beneiden um eine dem Menschen wenig gegebene Tugend: die Verträglichkeit. Selten nisten einzelne Paare für sich, öfters thun sie sich zu eigenen, mehr oder minder großen Gesellschaften zusammen, aber meistens helfen sie die Vogelberge mit besiedeln, und oft übertreffen sie hier an Individuenzahl alle anderen Arten. In der Wahl ihrer Brutfelsen, die sie denn Jahrhunderte hindurch mit großer Hartnäckigkeit festhalten, bekunden diese als dumm verschrieenen Vögel eine erstaunliche Umsicht. Stets sind es ziemlich hohe, steil ansteigende, unersteigliche, kahle Felsen im oder am Meere, immer nach der geschützten und warmen Süd- oder Westseite gelegen, immer in möglichster Nähe ergiebiger Fischplätze von einer dem Tauchvermögen der Vögel entsprechenden Tiefe; auch muß die während des Sommers herrschende Windrichtung eine derartige sein, daß sie den Vögeln bei ihrem Hin- und Herfliegen nicht hinderlich wird. In der buntgemischten Gesellschaft der Vogelberge nehmen die Lummen neben den Alken die mittleren Gesimse ein, während unter ihnen die Teiste, Scharben und dreizehigen Möven, über ihnen aber die Lunde und Taucher-sturmvögel brüten. Bisweilen findet man auch 2 oder 3 Lummenarten auf ein und demselben Vogelberg vertreten; sie bewohnen dann zwar häufig dieselbe Etage, halten sich aber sonst streng gesondert und verpaaren sich nie untereinander. Schon Ende März nähern sich unsere Vögel schaarenweise ihren alten Brutplätzen, beginnen im April unter großem Geschrei ihre Paarungsspiele und richten sich im Mai häuslich ein. Eier findet man aber nie vor Ende Mai, in nördlicheren Breiten meist erst Anfang Juni. Das Eheleben ist ein sehr

inniges. Beide Gatten halten treu zusammen, sitzen immer eng aneinander geschmiegt, machen sich fortwährend die liebenswürdigsten Verbeugungen, schnäbeln sich häufig und reiben zärtlich die Hälse aneinander. Ereilt den einen der Tod, so brütet der andere ruhig weiter und zieht mühsam allein das Junge auf. Ging auch der überlebende Gatte durch irgend welchen Zufall zugrunde, so finden sich stets hülfsbereite Nachbarn, welche sich des armen Waisenkindes annehmen. Die einjährigen Jungen treiben auch ihr Wesen in diesem kommunistischen Staat, meist auf den untersten Felsstufen, ohne zu nisten, aber auch ohne irgendwie im geringsten zu stören. Ferner giebt es in jeder umfangreicheren Kolonie auch alte Junggesellen, die sich zwischen die nistenden Pärchen eindrängen und kein größeres Vergnügen kennen, als in einem unbewachten Augenblicke schleunigst deren Eier ein klein wenig — zu bebrüten oder aber einem der hungrigen Neffen heimlich einen Leckerbissen in den ewig schreienden Schnabel zu stopfen. Die Eier werden ohne jede weitere Unterlage auf die schmalen, nackten Felsgesimse gelegt, von wo sie nicht selten bei dem Gedränge der Vögel und ihrem unausgesetzten Ab- und Zufliegen herunter rollen und in der Tiefe zerschellen; die einzelnen Niststätten sind dabei gewöhnlich nur 1—2 Fuß von einander entfernt, oft noch weniger, sodaß sich die brütenden Vögel gegenseitig berühren. Sie legen nur ein einziges Ei, aber dieser scheinbare Mangel von Zeugungskraft wird erklärlich, wenn man die Größe desselben mit der des Vogels vergleicht, denn es giebt einem Puterei nichts nach und muß deshalb für die so viel kleineren Lummen als geradezu ungeheuerlich bezeichnet werden. Wird dieses Ei ihnen frühzeitig weggenommen, wie dies ja auf den Vogelbergen häufig geschieht, so legen sie noch mehrmals nach, dann aber immer kleinere Eier. Die Form und Zeichnung dieser Eier, die von denen der folgenden Art kaum zu unterscheiden sind, ist so außerordentlich mannigfaltig, daß man unter 100 kaum 2 findet, die sich vollständig gleichen. Die Gestalt ist in der Regel kreiselförmig, die Schale rauh, glanzlos, grobkörnig und großporig, die Grundfarbe in allen nur möglichen Nuancen von Weiß, Gelb, Blaugrün und Grau gehalten. Die Zeichnung besteht aus Flecken, Punkten, Tüpfeln, Klexen, Schnörkeln,

Schlangenlinien, je nachdem. Bald ist sie dicht, bald spärlich aufgetragen, bald verschwommen, bald scharf begrenzt, bald am oberen, bald am unteren Ende kranzartig angehäuft, bald auch über die ganze Oberfläche gleichförmig verteilt, von Farbe hellbraun, dunkelbraun oder schwarzbraun. Die Bebrütungsdauer währt 30—35 Tage, und beide Gatten teilen sich mit gleichem Eifer redlich in deren schwere Pflichten. Sie sitzen beim Brüten wie andere Vögel auf der flachen Unterseite, brüten also nicht stehend, und halten dabei den Kopf und Schnabel gleichmäßig nach der See zu, sodaß sie in ihren langen, regelrechten Reihen sich ausnehmen wie Soldatenkolonnen. Naht die Zeit, in welcher die Jungen ausschlüpfen, so erreicht das tolle Wirrwarr und der betäubende Spektakel in einer solchen Kolonie seinen Gipfelpunkt, und des Hin- und Herfliegens, des Schreiens und Lärmens ist nun kein Ende. Die Dunenjungen stellen graue Wollklumpen dar und sind gleich vom ersten Tage ihres Lebens an sehend, sonst aber ganz hülflos, sodaß sie mit zartem Seegewürm sorgsam von den Alten gefüttert werden müssen. Doch entwickeln sie sich dann ziemlich rasch und legen schon nach Verlauf von 4 Wochen das Flaumkleid ab.

Nun kommt ein höchst kritischer, entscheidender und angstvoller Augenblick in ihrem jungen Leben, nämlich der, wo sie zum ersten Male dem unten brausenden Meere sich anvertrauen und unter Leitung der Eltern die heimische Felswand verlassen sollen, ohne doch schon fliegen zu können. Die ganze Vetternschaft gerät dann in ungeheure Aufregung und teilt sich ihre Mutmaßungen und Befürchtungen mit ohrenbetäubendem Geschnatter mit. Die armen Kleinen müssen das gewaltige Wagnis auf das ununterbrochene Locken der unten herum schwimmenden Eltern hin, dem sie ihrerseits durch schrilles, ängstliches Pfeifen antworten, mit einem kühnen Kopfsprung in die gähnende Tiefe vollführen. So manches springt dabei zu kurz und endet zerschmettert unten auf den von der Brandung umtosten Klippen sein junges, hoffnungsvolles Dasein. Zu schwimmen verstehen sie gleich von Anfang an vortrefflich, aber das Tauchen erlernen sie erst allmählich, wenn auch unter der Anleitung der sorgenden Eltern ziemlich rasch. Bald lernen sie erkennen, daß das nordische Meer ihre wie so vieler anderen

harmlosen Geschöpfe allnährende Mutter ist, werden innig mit ihm vertraut und verlassen es nicht mehr, so lange sie leben. Freilich vermag auch diese Mutter hart zu sein, zu zürnen und zu grollen, und wenn sie mit hochgehenden Wogen und polternden Eisschollen tagelang gewütet hat in unbändigem Grimme, dann decken auch die Leichen der Lummen in oft gewaltiger Zahl den sturmgepeitschten Strand und geben stille, aber beredte Kunde von dem seit der Erschaffung der Welt wütenden, stummen Kampfe zwischen den starren Naturgewalten und der Kraft des Lebens. Schon dämmert aber in diesem Ringen die Morgenröte des Sieges auf, des Sieges, der langsam aber sicher herbeigeführt werden wird durch den erfinderischen Geist des Menschen. Ihre Feinde haben die Lummen mit den vorher besprochenen Arten gemeinsam. Besonders oft findet man sie im Magen der großen, auf dem Grunde des Meeres lebenden Raubfische, denen sie bei ihren Tauchkünsten oft genug unvermutet in den Rachen laufen oder vielmehr schwimmen mögen. Raubmöven plündern regelmäßig tagtäglich und auf das unverschämteste ihre Gelege. Vor den Raubvögeln, selbst vor den kleinsten, zeigen sie eine panische Furcht, setzen dagegen in Verteidigung ihrer Bruten den Kolkraben oft heldenmütigen Widerstand entgegen. So sah Faber, daß sie sich, ohne Miene zur Flucht zu machen oder auch nur Furcht zu zeigen, tapfer und erfolgreich mit kräftigen Schnabelhieben gegen diese furchtbare Geißel der Vogelberge wehrten.

Allerlei Seegewürm, die verschiedenartigsten Krebstierchen, Quallen, kleine Muscheln und Fischchen bilden den Speisezettel der Lummen. Unter den letzteren bevorzugen sie in unseren Gewässern Spieren, Sandälchen und Sprotten, doch fällt der dadurch angerichtete Schaden kaum ins Gewicht. Alle Beutetiere werden tauchend vom Meeresgrunde heraufgeholt, weshalb das Meer an solchen Stellen, wo sich die Lummen dauernd aufhalten sollen, nicht zu tief sein darf. Zur Beförderung der Verdauung wird eine Menge Sand und Kieselsteinchen mit verschluckt. Die Jagd mit dem Schießgewehr bietet bei dem vertrauensseligen Naturell dieser Vögel keine Schwierigkeiten, nur darf man nicht zu feine Schrote wählen, da sie bei ihrem dicken Federpelz einen starken Schuß vertragen. Da, wo gar zu viel auf sie geknallt wird, wie z. B. in Helgo=

land, haben sich aber diese Verhältnisse z. T. schon geändert. Noll berichtet von der dort sportsmäßig betriebenen und alljährlich am 24. Juli aufgehenden Lummenjagd aus eigener Anschauung Folgendes: „Um die Wirkung des Schießens auf die Niederlassung der Lummen kennen zu lernen, besuchten wir am Abende des ersten Jagdtages den Vogelfelsen in dem Boote. Starker Westwind wehte uns entgegen, machte das Wasser in hohem Grade unruhig und erschwerte das Vorwärtskommen unseres Bootes, wofür uns draußen ein prächtiger Sonnenuntergang lohnte. Noch waren zwei Boote mit Jägern an der Stelle, die nach den wenigen Lummen feuerten, die von ihrer Mutterpflicht nach dem Felsen zurückgetrieben wurden. Manche stürzten getroffen herab und mußten die Beute der unersättlichen Schützen vermehren, manche kehrten von dem auf sie gerichteten Feuer erschreckt um nach dem freien Meere. Wenn einmal eine solche in der Nähe der Felswand ihr lockendes „Hra hra" ausstieß, dann antworteten viele Stimmen auf den Gesimsen mit „Fillip" und verrieten, daß noch ziemlich viel Junge da oben sitzen mußten und darunter der dünnen Stimme nach noch recht zarte. Einzelne sah man in den verödeten Gängen herum trippeln. Das Schicksal der zurückgebliebenen Waisen war jedenfalls ein klägliches, denn für die meisten Schreier kam nicht die sorgende Mutter, sie zu wärmen und zu nähren; Hunger, Kälte und Tod waren ihr Los. Die Helgoländer aber schmausen einige Tage hindurch Lummenbraten, denn das Fleisch dieser Vögel wird wie selbst das der Möven von den Inselbewohnern, die außer dem Fleische der Fische und Zugvögel solches von Schlachttieren nur von Kuxhafen oder Hamburg beziehen, da größere Tiere nicht gehalten werden können, gerne gegessen. Es ist von dunkler Farbe und hat gut zubereitet einen eigenen, an Enten erinnernden, nicht unangenehmen Wildgeschmack, wie wir uns selbst überzeugten. — Helgoland hat jetzt seinen naturgemäßen Anschluß an unser Vaterland gefunden, und so hoffen wir, daß auch der Gebrauch, die friedlichen unschädlichen Lummen an ihrer Brutstelle zu überfallen und haufenweise zusammen zu schießen, aufgehoben werde. Möge man die Jagd auf sie vom 24. Juli an gestatten, aber nicht dicht unter dem Brutfelsen, sondern vom Meere aus in bestimmter Entfernung von

der Insel.“ Wir können uns diesem gerechtfertigten Wunsche nur anschließen, da sonst zu befürchten steht, daß der einzige deutsche Vogelberg in absehbarer Zeit der Vergangenheit angehört haben wird. Die Eier der Lummen gelten im hohen Norden als Delikatesse, obwohl auch sie nicht frei von Thrangeschmack sind, und werden als solche oft weithin verschickt; auch das Pelzwerk findet bisweilen Verwendung. Ohne Zweifel sind die Lummen für die arme Fischerbevölkerung des Nordens von hohem nationalökonomischem Werte, da diese oft lange Zeit hindurch von den Vögeln, die deshalb auch massenhaft in eingesalzenem Zustande aufbewahrt werden, und ihren Eiern leben müssen, wenn anhaltend schlechtes Wetter die Ausübung der Fischerei unmöglich oder zu gefährlich macht. Die Vogelberge werfen deshalb auch ihren Besitzern oder Pächtern eine sehr schöne und sichere Rente ab. Ihr Abernten ist aber keineswegs eine leichte Sache und erfordert tollkühne, schwindelfreie Männer mit zähen Nerven und stählernen Muskeln. Nur selten gestattet es das Terrain, auf schmalen, halsbrecherischen Seitenpfaden nach den mittelsten Etagen gehend oder kriechend zu gelangen. Die allerunterstfen kann man dadurch abernten, daß man im Boote so nah als möglich an den umbrandeten Brutfelsen heranfährt und hier mit langen Stangen die sitzenden Vögel herunter schlägt oder die ab- und zufliegenden mit riesenhaften Schmetterlingsnetzen wegfängt, in deren Handhabung jene Leute eine solche Geschicklichkeit erlangen, daß sie oft zwei und drei Vögel mit einem Schlage erwischen. Viel gefährlicher ist es, von unten aus den Felsen zu erklettern, um ihn gänzlich abzusuchen und die getöteten Vögel, denen man mit einem raschen Ruck den Atlaswirbel entzwei brach, ins Boot hinunter zu werfen. Dazu gehören zwei beherzte Männer, die sich mit Tauen verbinden, wobei der vordere seinem Gefährten nach Möglichkeit mit dem Seile herauf hilft, während dieser wiederum den ersteren mit einer langen Stange, an der oben ein flaches Brett befestigt ist, unterstützt und gewissermaßen vor sich herschiebt. Endlich kann man sich noch von oben herablassen an einem langen Seile, das von etlichen kräftigen Männern auf dem oberen Plateau gehalten wird und an der Kante oben über eine Holzrolle läuft, um nicht von dem scharfen Felsgestein zerrieben zu werden. Am unteren

Ende ist eine Art Sitz für den „Vogelmann“, dem außerdem noch ein nebenher laufendes, dünneres Seil zur Verfügung steht, mit dem er den Gefährten seine Signale giebt. Es sieht schauerlich aus, wenn er so zwischen Himmel und Wasser schwebt, aber gar so gefährlich, wie es immer gemacht wird, ist diese Methode nach den von mir persönlich in gleicher Weise an Adlerhorsten gemachten Erfahrungen nicht. Ich halte sie im Gegenteile für sicherer, wie die vorhergehende, wo bei einem Fehltritt das verbindende Seil beide Männer ins Verderben reißt. Kritisch wird die Sache erst dann, wenn die Niststellen so weit in zurückspringenden Nischen sich befinden, daß der am Seil Befestigte mehr oder minder starke perpendikuläre Schwingungen ausführen muß, um sie zu erreichen, oder wenn oben an der Kante infolge der unausgesetzten Reibung sich größere Steine loslösen und im Fall den Kopf des „Vogelmannes“ zu zerschmettern drohen. Jedenfalls ist es ein gefährliches Handwerk, und die wenigsten dieser Leute sterben eines natürlichen Todes. Trotzdem läßt ein eigentümlicher Ehrgeiz dieses halsbrecherische und dabei kärglich bezahlte Gewerbe in gewissen Familien sich regelmäßig forterben. Gefangene Lummen werden sehr zahm, halten sich aber auf süßem Wasser nicht lange, obgleich sie ohne weiteres an das ihnen vorgesetzte Futter zu gehen pflegen. Dagegen bilden sie ungemein dankbare Objekte für größere Seewasseraquarien, wo man ihre unvergleichlichen Tauchkünste durch die Glasscheiben hindurch bequem bewundern kann. Im Berliner Aquarium waren wiederholt Lummen zu sehen, die das Interesse des Publikums im höchsten Grade erregten und die allgemeine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Maße fesselten, sodaß sie als zu den ersten Zugstücken gehörig betrachtet werden mußten.

Die Polarlumme (Uria Brünnichi *Sab.*)

(= U. arra *Pall.*).

Zu den schönsten Wundern der Tierwelt und zu den eigenartigsten Reizen des Nordens gehören die Vogelberge, in deren Bewunderung alle ihre Besucher einig sind, in deren

farbenprächtiger Schilderung sie sich gegenseitig zu übertreffen suchen. Mir selbst ist es bisher nicht vergönnt gewesen, sie aus eigner Anschauung kennen zu lernen, und ich muß deshalb, um meine Leser mit einer solchen Riesenkolonie der Polarlumme bekannt zu machen, die gewandte, unübertroffene Feder Brehm's zuhülfe rufen, des genialen Naturforschers, der die göttliche Gabe anschaulicher Schilderung wie kein anderer besaß, und der allzufrüh für die Wissenschaft wie für sein Volk dahin gegangen ist. „Ausgang März oder Anfang April erscheinen sie in größeren oder kleineren Scharen auf den Bergen, und nunmehr beginnt bald das eigentümliche Leben und Gewimmel um diese. Jetzt wird der Vogelberg in der That zu einem ungeheuren Bienenstocke. Eine Wolke von Vögeln umlagert ihn fortwährend; tausende und hunderttausende sitzen, scheinbar in Reihen geordnet, die weiße Brust dem Meere zugekehrt, auf allen Vorsprüngen, Winkeln, Spitzen, Gesimsen, überhaupt da, wo es einen Sitzplatz giebt, andere hunderttausende fliegen von oben nach unten und von unten nach oben, andere Massen fischen und tauchen unten im Meere. Auch der größte Berg, die ausgedehnteste Felswand wird überfüllt mit Bewohnern; aber jeder einzelne begnügt sich, und niemals sieht man Streit um die Nistplätze entstehen. Jeder scheint sich in Duldung gegen den Nachbar überbieten zu wollen, einer sucht dem andern zu helfen und beizustehen, so viel als möglich."

Die Polarlumme ist durch einen kürzeren, stärkeren, matt schwarz gefärbten Schnabel und durch einen auf der oberen Mundkante vom Winkel bis zum Nasenloche reichenden, gelblichweißen Streifen ausgezeichnet. Die Iris ist braun. Die bleischwarzen Füße haben olivenbräunlichgelbe Spannen und Zehenrücken. Das Gefieder gleicht zu allen Jahreszeiten dem der vorigen Art, nur sind die Weichen nicht braunschwarz geflammt, sondern nur in ihrem hintersten Teile mit wenigen verlorenen, schmalen Schmitzen von dieser Farbe versehen, ein Unterschied, der mit dem fortschreitenden Alter immer mehr bemerkbar wird. Von Körperbau ist Brünnichi ein wenig breiter und entschieden plumper, auch etwas größer, denn sie mißt in der Regel 42 bis 45 und klaftert 70 bis 75 cm.

Unser Vogel heißt auch Brünnich's- und Frank's-Lumme, dick- oder breitschnäblige Lumme und im Jugendkleide Heister- oder Elsteralk. In unsere deutschen Meere kommt er viel seltener wie die Trottellumme, in die Ostsee wohl überhaupt nicht, und nur vor Helgoland und manchmal auch der Elbmündung sollen allwinterlich einige erscheinen. Dies schreibt

sich einerseits daher, daß ihre Brutplätze viel weiter gen Norden liegen, und andererseits daher, daß sie viel weniger zu Wanderungen neigt, wie ihre Verwandten, und nur insofern etwas streicht, als sie im Winter gezwungen ist, sich eisfreie Stellen im Meere aufzusuchen. Sie trotzt den ärgsten Unbilden des furchtbaren nordischen Winters, dessen Grimm bei tosenden Orkanen und lang anhaltenden Stürmen freilich auch viele erliegen. Ihre Brutplätze befinden sich in einem um den Nordpol sich ziehenden Gürtel zwischen dem 63. und 80. Breitengrade, doch im allgemeinen mehr in der nördlichen Hälfte desselben. Der norwegischen Küste fehlt sie als Brutvogel, ist dagegen als solcher gemein auf Grönland, der Nordseite von Island, Spitzbergen, Franz-Josefsland, Nowaja-Semlja und Neusibirien. Auch die Polarlumme ist ein vollständiger Seevogel, der sich freiwillig niemals außer Sicht des Meeres begiebt. Hinsichtlich der Naturgeschichte dieser Art verweise ich auf die der vorigen, da sie sich in allen wesentlichen Eigentümlichkeiten vollkommen gleichen. Nur wolle man festhalten, daß die Polarlumme nicht nur in ihrem Äußeren, sondern auch hinsichtlich ihrer Lebensgewohnheiten und Bewegungen durchgängig schwerfälliger und plumper erscheint. Mit ihrer nicht so langgezogenen Stimme ist sie etwas weniger freigebig wie die Trottellumme. Der Flug ist weniger gut. Die Eier sind kaum von denen der vorigen Art zu unterscheiden und weisen ebenso viele Verschiedenheiten auf, sind aber doch im allgemeinen gedrungener, auch etwas größer, die Zeichnung gröber und dunkler. Durchschnittsmaße typischer Eier nach Friderich 7,5 + 5,2 cm. Auch die Brutansiedlungen der Polarlumme werden von den Nordländern des Vogelfleisches und der Eier wegen systematisch gebrandschatzt. Manche freilich haben eine derartige Lage, daß sie auch für den kühnsten Menschen sich als unzugänglich erweisen.

Der Eisalk (Alca torda *L.*).

Tafel XV, Figur 2.

Eine eigene Sache ist es um die Erforschung der Meeresornis eines bestimmten Gebietes, und der Ornithologe, dem

nicht jederzeit ein gutes Fahrzeug zugebote steht, der vielmehr größtenteils an die feste Scholle gebunden ist, erscheint dabei fast ganz von den Launen und Schickungen des Zufalls abhängig. So ging es auch mir auf meinem vorgeschobenen, isolierten Beobachtungsposten in Rossitten. Wohl fing sich mancher seltene Vogel in den Fischernetzen und wurde mir dann überbracht, wohl wurde mancher von ihnen durch schwere Unwetter aufs feste Land verschlagen und fiel dann wehrlos in meine Hände, aber oft genug lag ich auch draußen im Muschelsande, den Krimstecher in den Händen und schaute mir fast die Augen blind, um zu erkennen, welchen Arten wohl die gefiederten Meeresbewohner angehören möchten, die da draußen in unerreichbarer Ferne so leicht und graziös auf den schäumendem Wogen einher tanzten. Manchmal war das mit annähernder Sicherheit möglich, viel häufiger aber nicht, und dann schlich ich nach stundenlangem, vergeblichen Mühen oft recht kleinlaut und niedergeschlagen nach Hause. Aber bisweilen kam mir das Meer selbst zuhülfe. Der Himmel umzog sich mit bleischwarzen, schwer niederhängenden Wolken, Blitze zuckten gleich glänzenden Speeren am Horizonte, dumpf rollte dazu der hallende Donner, Regen und Hagel prasselten hernieder, der Sturmwind heulte schauerlich über die stille Nehrung, sprang hüpfend über die weite Flut und wühlte auf in schäumenden Gischt die tobende, jauchzende, grimmige See. Wehe dann allen Lebewesen, die in der vernichtenden Brandung weilten, die immer und immer wieder anstürmte gegen den mächtigen Dünenwall und dessen feine Sandkörnchen vernichtend einhertanzen ließ über die grünenden Fluren! Wenn dann das Unwetter wieder abgestillt hatte, war für mich die Zeit der Ernte gekommen. Dann bestieg ich meinen treuen Gaul und ritt auf Meilen hin längs der Schälung den Strand ab, um Nachlese zu halten auf der Stätte der Verwüstung. Da habe ich so manchen dem Unwetter erlegenen und nun ans Land gespülten Seevogel gefunden, von dessen Vorkommen an unserer Küste ich sonst keine Ahnung gehabt hätte, weil es mir nie glücken wollte, ihn lebend zu beobachten. Zu diesen gehörte auch der interessante Tordalk.

Die eigenartige Beschaffenheit des glänzend blauschwarzen Schnabels charakterisiert unseren Vogel in erster Reihe. Derselbe ist sehr schmal

und hoch mit eckig vorgebogenem Unterschnabel und bogenförmig aufgeschwungener Oberfirste, scharfen, gebogenen Schneiden und Querfurchen an der Seite. Die Zahl derselben ist höchstens 4, und die zweite ist weiß gefärbt, was sich sehr scharf von der dunklen Umgebung abhebt. Die jungen Vögel haben diesen merkwürdigen Schnabel noch nicht so in seinen Eigentümlichkeiten ausgeprägt. Die sonst schwarzbraunen Füße haben auf den Zehenrücken einen Stich ins Gelbliche. Die Iris ist bei jungen Vögeln braungrau, bei alten perlgrau. Die Körpergröße kommt etwa derjenigen einer Pfeifente gleich. Die Geschlechter sind in allen Kleidern ganz gleich gefärbt und auch in der Größe nur wenig verschieden. Beschreibung des Hochzeitskleides: Von der Wurzel des Oberschnabels aus zieht sich ein schmaler, scharf begrenzter, strichartiger weißer Streifen gegen die Mitte des Auges. Im übrigen ist der ganze Kopf nebst Kinn, Kehle, Gesicht und Oberhals von sammtartigem, kurzem, schwach glänzendem, und zart rötlichbraun überhauchtem, pechschwarzem Gefieder bedeckt. Dieselbe Farbe, aber ohne Glanz und rötlichbraunen Duft, zeigen auch Rücken, Mantel, Schultern, Bürzel und der zwölffedrige, kurze, nicht abgerundete, sondern stufenförmig zugespitzte Schwanz. Die ganze übrige Unterseite nebst den Flanken, der Unterschwanzdecke und den Unterflügeldeckfedern ist weiß. Über den Flügel zieht sich eine schmale, weiße Binde, die durch die Spitzenkanten der schwarzen Schwingen zweiter Ordnung gebildet wird. Die großen Schwingen sind braunschwarz. Dem Jugendkleid fehlen die beiden Hauptkennzeichen des alten Vogels, nämlich die weiße Schnabelriefe und im schwarzen Gesichte der weiße Strich von der Schnabelwurzel nach der Augenmitte. Dafür findet sich eine undeutlich umgrenzte, dreieckige, weißliche Partie in der Ohrdeckengegend. Auch sind hier Kinn, Kehle und Vorderhals weiß, und die Oberseite erscheint in Schwarzbraun abgeblaßt. Das Schwarz des Oberhalses greift ringförmig am Unterhalse nach unten, verblaßt und verschwimmt hier aber. Das Winterkleid ist dem ganz ähnlich, aber etwas ausgesprochener gefärbt. Die Dunenjungen sehen oben dunkel braunschwarz, im Gesicht und auf der Unterseite dagegen weiß aus. Schnäbelchen und Füße sind bleifarbig.

Der Eis- oder Tordalk heißt auch Klub- und Elsteralk, Scherschnabel, Wasserschnabel, Razorbill und krummschnäblige Polarente. Sein Verbreitungsbezirk erstreckt sich in einem weiten Gürtel rings um die gesamte arktische Erde, liegt aber verhältnismäßig weit südlich, im allgemeinen etwa zwischen dem 60. und 72. Breitengrade, fällt also so ziemlich mit dem der Uria lomvia zusammen, für die der Tordalk überhaupt eine große Anhänglichkeit bekundet, und mit der er sich sowohl auf dem Zuge wie am Brutplatze vorzugsweise gern vergesellschaftet. Auf Island, den Orkaden, Hebriden, Faröern, den Loffoten und an der Westküste Norwegens brüten zahllose Tordalken, und selbst auf Bornholm kommen sie noch nistend vor. Auch

auf Helgoland befindet sich zwischen den Lummen noch eine kleine Kolonie, deren Bestand aber heute nur auf 10 Paare angegeben wird, während sie zu Naumanns Zeiten noch dreimal so stark war. Im Winter streichen die Tordalken in größeren und kleineren Gesellschaften oder auch in ungeheuren Scharen südwärts, und in sehr kalten Jahren dehnen sie diese Reisen ziemlich weit aus, erscheinen zahlreich in der Ostsee, an den dänischen, holländischen und französischen Küsten, ja vereinzelt selbst im Mittelmeer. Über das feste Land fliegen sie aber dabei nicht und lassen sich freiwillig niemals auf diesem nieder, ja selbst auf großen Süßwasserseen nur in sehr seltenen Ausnahmefällen und in ganz ermattetem Zustande. Auch sie sind echte Seevögel, die sich unglücklich fühlen und ganz hülflos geberden, wenn ihnen der Anblick des Meeres entzogen wird. Nur zum Ausruhen gehen sie auf Felsenklippen, obwohl sie oft auch schwimmend auf den Wellen schlafen, und zum Brüten auf die ihrer Beschaffenheit nach schon beschriebenen Vogelberge. Wenn sie auf der Wanderschaft zum Fluge ihre Zuflucht nehmen, so geschieht dies in der schon bei den Lummen geschilderten Art und Weise. Von der Massenhaftigkeit dieser Züge berichtet Boie, der einen Flug beobachtete, welcher bei tausend Schritt Breite in dichtem Gedränge so lange über seinem Boote wegflog, daß er währenddem seinen Vorderlader zehn mal laden und unter die Masse abfeuern konnte.

Im Fluge hat der Tordalk überhaupt viel Eigenthümliches und ist leicht von anderen ähnlichen Seevögeln zu unterscheiden, indem sein dicker Kopf etwas unter die Horizontallinie des Körpers gesenkt wird, und der absonderliche Schnabel ihm vorn einen raubvogelartigen Ausdruck verleiht, während hinten der spitz zulaufende Schwanz stark an gewisse Entenarten erinnert. Der Flug geht übrigens besser von statten, als man glauben sollte, und die kreuzförmig vom Leibe abgestreckten Flügel werden dabei so schnell geschlagen, daß sie in zitternder Bewegung zu sein scheinen. Das Abfliegen vom Wasser wie von den Brutfelsen sowie das Aufschwingen zu den letzteren vollzieht sich gerade so wie bei den Lummen, nicht aber das Niederlassen auf die Meeresfläche, das köpflings und unwillkürlich mit solcher Wucht geschieht, daß der Vogel zunächst unters Wasser fährt, also erst ein kleines Stück tauchen muß,

ehe er wieder zum Vorschein kommt. Sie sitzen auch nach Lummenart aufrecht auf dem Hinterteil und bedecken ebenso in langen, lebendigen Perlenschnüren die öden, nackten Felsengestade ihrer nordischen Heimat. Übrigens sind sie auf dem Lande sehr unbehülflich und vermögen zwar leidlich in den Felsenspalten herum zu klettern, aber ihr eigentlicher Gang ist nur ein erbärmliches, wankendes Watscheln auf der Laufsohle, wobei der Vogel oft noch die Flügel zuhülfe nehmen muß, um sich im Gleichgewichte zu erhalten. Desto gewandter sind sie auf dem Wasser, wo sie beim Schwimmen mit S-förmig eingezogenem Halse so flach aufliegen, daß ein Teil der weißen Unterseite weithin schimmernd sichtbar bleibt. Meisterhaft aber und auf erstaunlich große Tiefen hin verstehen sie das Tauchen, wobei die Flügel gelüftet und die Füße nur als Steuer benützt werden. Deshalb sind auch geflügelte Tordalken viel leichter zu ermüden und zu erhaschen wie geständerte, und selbst solche, denen ein gieriger Raubfisch beide Beine abgebissen hatte, tauchen noch schnell, geschickt und anhaltend genug. Sehr hübsche Beobachtungen in dieser Beziehung hat A. E. Brehm gemacht: „Um zu erproben, wie tief ein Alk tauchen und wie lange er unter Wasser verweilen könne, band ich einem, den ich aus einer Nisthöhle hervorgezogen hatte, einen sehr langen, dünnen Faden an den Fuß und warf ihn vom Boote aus in das Meer. Der Vogel verschwand augenblicklich und rollte mir die 60 m lange Schnur bis zum letzten Ende ab; nach 2 3/4 Minuten etwa erschien er wieder an der Oberfläche, schöpfte Luft und tauchte von neuem. Jetzt zog ich ihn zu mir heran und bemerkte sofort, daß sein Leib wie aufgedunsen war; bei näherer Untersuchung ergab sich, daß er sich vollständig mit Luft aufgeblasen hatte, derart, daß sein Fell nur noch am Halse, an den Flügeln, an den Beinen und am Schwanze fest anlag, im übrigen aber einem aufgeblasenen Luftsacke glich.“ Im allgemeinen sind die Tordalken ziemlich träge und phlegmatische Vögel, die gern stundenlang fast bewegungslos auf einer Stelle sitzen und sich einfältig das wogende Meer anschauen. Eine ruhige Beschaulichkeit und eine außerordentliche Gutmütigkeit sind die Grundzüge ihres Wesens. Am Brutplatze sind sie geradezu dummdreist, lassen sich auf den Eiern sitzend mit Stöcken erschlagen oder sich

auf Helgoland befindet sich zwischen den Lummen noch eine kleine Kolonie, deren Bestand aber heute nur auf 10 Paare angegeben wird, während sie zu Naumanns Zeiten noch dreimal so stark war. Im Winter streichen die Tordalken in größeren und kleineren Gesellschaften oder auch in ungeheuren Scharen südwärts, und in sehr kalten Jahren dehnen sie diese Reisen ziemlich weit aus, erscheinen zahlreich in der Ostsee, an den dänischen, holländischen und französischen Küsten, ja vereinzelt selbst im Mittelmeer. Über das feste Land fliegen sie aber dabei nicht und lassen sich freiwillig niemals auf diesem nieder, ja selbst auf großen Süßwasserseen nur in sehr seltenen Ausnahmefällen und in ganz ermattetem Zustande. Auch sie sind echte Seevögel, die sich unglücklich fühlen und ganz hülflos geberden, wenn ihnen der Anblick des Meeres entzogen wird. Nur zum Ausruhen gehen sie auf Felsenklippen, obwohl sie oft auch schwimmend auf den Wellen schlafen, und zum Brüten auf die ihrer Beschaffenheit nach schon beschriebenen Vogelberge. Wenn sie auf der Wanderschaft zum Fluge ihre Zuflucht nehmen, so geschieht dies in der schon bei den Lummen geschilderten Art und Weise. Von der Massenhaftigkeit dieser Züge berichtet Boie, der einen Flug beobachtete, welcher bei tausend Schritt Breite in dichtem Gedränge so lange über seinem Boote wegflog, daß er währenddem seinen Vorderlader zehn mal laden und unter die Masse abfeuern konnte.

Im Fluge hat der Tordalk überhaupt viel Eigenthümliches und ist leicht von anderen ähnlichen Seevögeln zu unterscheiden, indem sein dicker Kopf etwas unter die Horizontallinie des Körpers gesenkt wird, und der absonderliche Schnabel ihm vorn einen raubvogelartigen Ausdruck verleiht, während hinten der spitz zulaufende Schwanz stark an gewisse Entenarten erinnert. Der Flug geht übrigens besser von statten, als man glauben sollte, und die kreuzförmig vom Leibe abgestreckten Flügel werden dabei so schnell geschlagen, daß sie in zitternder Bewegung zu sein scheinen. Das Abfliegen vom Wasser wie von den Brutfelsen sowie das Aufschwingen zu den letzteren vollzieht sich gerade so wie bei den Lummen, nicht aber das Niederlassen auf die Meeresfläche, das köpflings und unwillkürlich mit solcher Wucht geschieht, daß der Vogel zunächst unters Wasser fährt, also erst ein kleines Stück tauchen muß,

ehe er wieder zum Vorschein kommt. Sie sitzen auch nach Lummenart aufrecht auf dem Hinterteil und bedecken ebenso in langen, lebendigen Perlenschnüren die öden, nackten Felsengestade ihrer nordischen Heimat. Übrigens sind sie auf dem Lande sehr unbehülflich und vermögen zwar leidlich in den Felsenspalten herum zu klettern, aber ihr eigentlicher Gang ist nur ein erbärmliches, wankendes Watscheln auf der Laufsohle, wobei der Vogel oft noch die Flügel zuhülfe nehmen muß, um sich im Gleichgewichte zu erhalten. Desto gewandter sind sie auf dem Wasser, wo sie beim Schwimmen mit S-förmig eingezogenem Halse so flach aufliegen, daß ein Teil der weißen Unterseite weithin schimmernd sichtbar bleibt. Meisterhaft aber und auf erstaunlich große Tiefen hin verstehen sie das Tauchen, wobei die Flügel gelüftet und die Füße nur als Steuer benützt werden. Deshalb sind auch geflügelte Tordalken viel leichter zu ermüden und zu erhaschen wie geständerte, und selbst solche, denen ein gieriger Raubfisch beide Beine abgebissen hatte, tauchen noch schnell, geschickt und anhaltend genug. Sehr hübsche Beobachtungen in dieser Beziehung hat A. E. Brehm gemacht: „Um zu erproben, wie tief ein Alk tauchen und wie lange er unter Wasser verweilen könne, band ich einem, den ich aus einer Nisthöhle hervorgezogen hatte, einen sehr langen, dünnen Faden an den Fuß und warf ihn vom Boote aus in das Meer. Der Vogel verschwand augenblicklich und rollte mir die 60 m lange Schnur bis zum letzten Ende ab; nach 2 ³/₄ Minuten etwa erschien er wieder an der Oberfläche, schöpfte Luft und tauchte von neuem. Jetzt zog ich ihn zu mir heran und bemerkte sofort, daß sein Leib wie aufgedunsen war; bei näherer Untersuchung ergab sich, daß er sich vollständig mit Luft aufgeblasen hatte, derart, daß sein Fell nur noch am Halse, an den Flügeln, an den Beinen und am Schwanze fest anlag, im übrigen aber einem aufgeblasenen Luftsacke glich.“ Im allgemeinen sind die Tordalken ziemlich träge und phlegmatische Vögel, die gern stundenlang fast bewegungslos auf einer Stelle sitzen und sich einfältig das wogende Meer anschauen. Eine ruhige Beschaulichkeit und eine außerordentliche Gutmütigkeit sind die Grundzüge ihres Wesens. Am Brutplatze sind sie geradezu dummdreist, lassen sich auf den Eiern sitzend mit Stöcken erschlagen oder sich

widerstandslos eine Schlinge um den Hals legen und damit erwürgen. Auf offenem Meere zeigen sie sich etwas vorsichtiger und tauchen bei nahender Gefahr unter, um erst in beträchtlicher Entfernung wieder zum Vorschein zu kommen; im Fluge aber weichen sie einem Boote kaum aus. Unter sich sowie gegen andere Seevögel sind sie zu allen Jahreszeiten äußerst gesellig und mischen sich namentlich bei jeder Gelegenheit unter die ihnen so sympathischen Lummen, mit denen sie sich auf das beste vertragen. Am Brutplatze vollführen sie aber nicht so viel Geschrei wie diese, und außerhalb desselben bekommt man ihre Stimme kaum zu hören. Die letztere ist tief und rauh und klingt wie „Arrr“ oder „Örrr“; außerdem verfügen sie noch über quarrende und miauende Laute sowie ein menschlichem Stöhnen vergleichbares „O oh oh“.

Selten brütet der Tordalk in kleinen Gesellschaften für sich; viel lieber und häufiger siedelt er sich auf den hier schon mehrfach erwähnten nordischen Vogelbergen an, wo er die mittelsten Gesimse einnimmt und sich hier gern zwischen die Lummen (namentlich U. lomvia) eindrängt, mit denen ihn die innigste Kameradschaft verbindet. Sein einziges Ei legt das Alkenweibchen Ende Mai ab, und zwar, wenn irgend möglich, in Klüfte, Spalten und mehr oder minder lange Höhlungen im Felsgestein oder doch wenigstens an ein durch überhängendes Gestein von oben her geschütztes Plätzchen. Infolge dessen können die Eier zwar nicht so leicht herunterkollern, werden aber dafür nicht selten durch herabstürzendes Felsgetrümmer zerschlagen. Diese Eier sind unverhältnismäßig groß, denn sie messen ca. 7,6 + 4,8 cm, dabei starkschalig, grobkörnig, dichtporig, glanzlos und in Farbe und Zeichnung sehr verschieden. In der Regel steht auf einer weißlichen Grundfarbe, die schwach ins Grünlichblaue, Gelbliche oder Rötliche ziehen kann, eine doppelte, sich am stumpfen Ende stark anhäufende Fleckung, die zu unterst schwach rötlich aschgrau und zu oberst dunkelrotbraun oder schwarzbraun ist. Charakteristisch ist das häufige Vorkommen von „Brandflecken“, d. h. dunklen, schwarzbraunen Flecken mit helleren, rostigen Rändern. Beide Alten brüten und zwar ca. 30 Tage lang, vielleicht noch länger. Die Jungen werden drei Wochen hindurch gefüttert, und zwar fast ausschließlich mit kleinen Fischen, was für die

Alten sehr mühsam und anstrengend ist, da sie jeden derselben einzeln fangen und im Schnabel herbeitragen müssen. Die Niststellen werden nicht vom Kote gereinigt und sehen deshalb sehr unflätig aus, teilen auch den Vögeln einen üblen Geruch mit. In dem erwähnten Alter wagen die Jungen, welche sich inzwischen sehr rasch entwickelt und das Dunenkleid schon fast gänzlich abgelegt haben, den entscheidenden Sprung ins Meer, wobei sie aber häufig verunglücken, so daß oft der ganze Fuß der Brutfelsen mit den kleinen Leichen bedeckt ist. Sie können um diese Zeit nicht allein schon ausgezeichnet schwimmen, sondern auch vortrefflich tauchen und werden nun sehr rasch selbständig. So lange sie dagegen noch im Neste sitzen, werden ihrer viele von den Kolkraben und Raubmöven entführt, welche regelmäßige Plünderungszüge nach den eine so leichte Beute versprechenden Vogelbergen zu unternehmen pflegen.

Hinsichtlich seiner Nahrung unterscheidet sich der Tordalk insofern von den ihm sonst so nahe stehenden Lummen, als er Seegewürm, Krebstierchen und kleine Konchylien nur nebenbei mit verzehrt und sich hauptsächlich von Fischen ernährt, mit denen er auch seine Jungen fast ausschließlich auffüttert; namentlich fallen ihm junge Heringe, Sprotten, Sandheringe und Seestichlinge zum Opfer, die er alle tauchend sehr geschickt zu erhaschen versteht. Naumann schreibt darüber: „Man hat ganz aus der Nähe beobachtet, wie er die kleinen Fischarten, welche in Haufen zusammenleben, z. B. Stichlinge, zusammen zu treiben und gegen die Oberfläche des Wassers zu scheuchen versteht, um dann von unten aufwärts unter sie zu fahren und sie zu erschnappen, vermutlich weil sie so sicherer zu packen sind als von oben oder auch den Angriff weniger von unten als von oben erwarten“. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie wegen ihrer überwiegenden Fischnahrung mehr Schaden zu verursachen vermögen wie die Lummen, aber in dem an kleinen Fischen überreichen Norden kommt derselbe doch kaum inbetracht. Die Jagd bietet keine großen Schwierigkeiten, wie schon aus dem bereits geschilderten Betragen der Vögel hervorgehen dürfte. Von den Nordländern werden sie in ökonomischer Hinsicht gerade so ausgenutzt wie andere gesellig brütende Seevögel, und sie stehen in dieser Hinsicht neben den Lummen obenan, obgleich ihr Fleisch weniger geschätzt wird. Man

benutzt beim Abernten ihrer Kolonien lange Stangen; das eine Ende derselben trägt starke Roßhaarschlingen, die man den brütenden Vögeln über den Hals wirft, das andere aber eine löffelartige Verbreiterung, mit der man die Eier ausnimmt. Auch in unseren deutschen Großstädten habe ich öfters in den feinsten Delikateßhandlungen Tordalke hängen sehen, die meist aus der Gegend von Kiel (im Winter) stammen sollten, und die hier als „delikate Seeenten“ feil geboten wurden und bei dem ornithologisch nicht unterrichteten Publikum auch zu ziemlich hohen Preisen Käufer fanden. Sie werden in solchen Fällen auch trotz ihres starken Thrangeschmackes mit Selbstüberwindung 'verzehrt, aber einmal und nicht wieder.

Der Lund (Fratercula arctica [*L.*]).

Wenn wir das zahllose Heer der Vogelwelt vergleichend überblicken, so finden wir im allgemeinen wohlproportionierte, in entsprechenden Verhältnissen ziemlich nach einem Modell gebaute Gestalten. Der Typus des Vogelkörpers ist von der Natur zu gut berechnet und zu schön ausgeführt, als daß er reich an absonderlichen Auswüchsen sein könnte. So vorsündflutliche Erscheinungen wie bei den Säugetieren, so bizarre Formen wie bei den Reptilien und so abenteuerliche und phantastische Gestalten wie im typenreichen Heer der Fische werden wir hier zumeist vergeblich suchen. Wo aber geringe Ausnahmen hiervon stattfinden, sind sie fast immer auf eine merkwürdige und abweichende Gestalt des Schnabels zurückzuführen, der ja den verschiedenartigsten Ernährungsverhältnissen angepaßt werden muß und deshalb auch am leichtesten zu Überschreitungen der dem Baue des Vogels im Vergleich zu anderen Tierklassen ziemlich enggezogenen Grenzen neigt. Ich brauche nur den Pelekan, den Pfefferfresser, den Flamingo, den Löffelreiher, den Säbelschnäbler u. a. zu nennen, um das begreiflich zu machen. Auch unter den Seevögeln haben wir hierfür ein Beispiel mit Lummengestalt und merkwürdigem Papageienschnabel, nämlich den Lund.

Der absonderliche Schnabel wird von Friderich folgendermaßen beschrieben: „Der Schnabel ist groß, von sehr auffallender Gestalt, denn

von der Seite gesehen gleicht er einem Dreieck mit bogenförmigen Linien, an der Basis höher als Stirn und Kinn; dabei ist er äußerst schmal, hinten höchstens halb so breit als hoch, vorn aber noch viel schmäler, mit ziemlich scharfer Kante an der Firste wie am Kiele; dieser ohne Kinnspalte. Seine Seitenfläche ist deutlich in eine hintere und vordere Partie abgeteilt; die hintere ist glatt und geebnet, die vordere mit Querfurchen durchzogen. Der Oberschnabel hat außerdem an der auch über den Unterschnabel gemeinsam gebogenen Federgrenze noch eine Art Wachshaut, welche in früher Jugend mit sehr kleinen Federchen besetzt ist, die sich später die Borsten abstoßen und dann nur die Löcherchen zurücklassen, in welchen sie gesessen. Die scharfen Schneiden der etwas kurzen Mundspalte sind bis auf die etwas übergreifende Spitze des Oberschnabels gerade, nach vorn sehr schwach wellenförmig gezahnt; der Mundwinkel spielt beim Futtertragen des Vogels eine besonders wichtige Rolle, er ist stark abwärts gebogen, mit einer weichen, elastischen, quergerunzelten Haut umgeben, die eine ovale Platte bildet. Das ritzförmige Nasenloch liegt vor der Wulst, dicht unten an der Schneide im hintern Schnabelteil, parallel dem Kieferrande." Auch die Färbung dieses wunderbaren Schnabels ist beim ausgewachsenen Vogel eine recht bunte. „Ein Feld des Schnabels nächst dem Kopfe ist blaugrau, die wulstige Wachshaut neben der Befiederung lebhaft rötlichgelb, Firste und Kiel samt Mundwinkelwulst glühend rot; die Hohlkehlen in der vorderen Schnabelpartie hochgelb; die ziemlich fleischige Zunge und der Rachen gelblichfleischfarbig." Gewöhnlich sind mindestens 3 Schnabelfurchen vorhanden. Solche Lunde, die deren nur 2 haben, hat man als g l a c i a l i s für eine besondere Art aufgestellt; vielleicht wäre auch hier die subspezifische Benennung das Richtige. Obige Gestalt und Farbe hat der Schnabel aber keineswegs von frühester Jugend an, sondern er bildet sich in beidem von einem torbalkenartigen Anfange aus erst allmählich, wenn auch ziemlich rasch heraus. Es würde aber zu weit führen, alle dadurch entstehenden Übergänge und Verfärbungsstadien hier zu beschreiben. Übrigens ist er einer jährlichen Mauserung unterworfen, indem die alte, hornige Schnabeldecke abfällt und darunter eine neue hervorkommt. Den kurzen, stämmigen Füßen fehlt die Hinterzehe; ausgezeichnet sind sie durch sehr kräftige und stark gebogene Krallen, wobei merkwürdigerweise die der Innenzehe nicht nach unten, sondern nach innen zu gebogen ist, so daß sie beim stehenden Vogel mit ihrer Seitenfläche dem Boden aufliegt. Die Farbe der Füße ist im Alter lebhaft rot, in der Jugend dagegen rötlichbraun. Ebenso wechselt dementsprechend die Farbe der Iris mit fortschreitendem Alter von braun zu braungrau und schließlich perlweiß. Die Augenlider sind brennend rot. Über dem Auge steht ein dreieckiger und unter ihm ein halbkreisförmiger Wulst, beide von bleiblauer Farbe. Hierdurch wird in Verbindung mit der eigentümlichen Gesichtszeichnung das schon durch den phantastischen Schnabel bedingte abenteuerliche Aussehen des Vogels nicht wenig gehoben. Beschreibung des J u g e n d k l e i d e s: Eine Partie von der Wurzel des Oberschnabels an bis zum Vorderauge ist düster grünlichgrau; Stirn, Oberkopf, Scheitel und Hinterhals pechschwarz. Das ganze Gesicht nebst der Kehle (denn von einem Kinn kann bei diesem Vogel infolge seiner merkwürdigen Schnabelbildung keine Rede sein) licht

aschgrau mit einem Anflug von Rosa, welche Farbe nach unten hin durch ein breites, schwarzes Halsband abgegrenzt wird. Im übrigen ist die ganze Unterseite nebst Flanken, Unterflügel- und Unterschwanzdeckfedern sowie Flügelbug weiß, die Oberseite nebst Schwanz und Flügeln dagegen glänzend pechschwarz. In den Weichen stehen meist einige dunkle Flammenstriche, aber sehr spärlich. Das Alterskleid ist dem gleich, nur wird die Gesichtsfarbe immer heller, mehr in Weiß übergehend. Die Hauptunterschiede liegen in der Färbung der nackten Teile. Das Wintergefieder zeigt ebenfalls keine wesentlichen Unterschiede, wie es überhaupt noch fraglich ist, ob der Lund eine doppelte oder nur eine einfache Mauser durchmacht. In der Größe kommt er etwa einer starken Krickente gleich; die Weibchen sind durchgängig etwas kleiner wie die Männchen, sonst aber von diesen in ihrem Äußeren durch nichts verschieden. Das Flaumkleid, welches die Dunenjungen fast 2 Monate lang behalten, ist am Kopf und auf der ganzen Oberseite matt bräunlichschwarz, auf der Unterseite dagegen weiß. Ihre Füße sind bleifarbig, der noch sehr kleine Schnabel unten rötlichweiß, auf der Nasenfläche bläulich, vorn gelbrötlich und in den Mundwinkeln blaßgelb.

Es ist nicht zu verwundern, daß das Volk einem so eigentümlich gestalteten Vogel eine Menge z. T. recht passender Namen gegeben hat, wie z. B. Larven- oder Papageitaucher, See- und Meerpapagei, Weißsack, Buttelnabe, Mormone, Scheerschnabel, Buttelstampfe, Brüderchen, Goldkopf, Polarente, Pflugscharnase, Seeelster, Stumpfnase, Mönch u. s. w.

Als Brutvogel gehört der Lund dem Eismeer mit all seinen Buchten, Straßen und Verzweigungen an und geht nordwärts im allgemeinen etwa bis zum 80. Breitengrade hinauf. Massenhaft nistet er in Grönland, Island, auf den Orkaden, Hebriden, Faröern, Shetlands, im oberen Norwegen, Lappland und Spitzbergen. Während die Art im hohen Norden von einem geradezu erstaunlichen Individuenreichtum ist, auf vielen Vogelbergen das Hauptkontingent der lärmenden Bewohner stellt und im Winter zu Millionen und aber Millionen das weite Meer bevölkert, nimmt sie an Zahl nach Süden zu rasch ab. Doch brüten auch an den englischen Küsten sowie auf Helgoland noch einige Paare. Nur zur Brutzeit betritt der Lund das Land, aber nie flache Küsten, die ihm sehr zuwider sind, sondern ausschließlich steile, schroffe, felsige Gestade; sonst lebt und webt, jagt und ruht er ausschließlich auf dem Meere, und zwar am liebsten an tieferen Stellen fern vom Lande. Dabei ist er mit den Wogen so vertraut, daß er selbst bei den ärgsten Stürmen viel seltener verunglückt, wie

Lummen u. a. Man kann ihn höchstens einen Strichvogel nennen, der im Winter von einer eisfreien Stelle im Meere zur anderen zieht, ohne aber bestimmte Wanderungen zu machen. Von ihren südlichsten Brutplätzen aus sollen sie sogar nordwärts und nicht etwa südwärts ziehen. Vor der Elbmündung sieht man sie zur Strichzeit häufig, fast nie aber in der Ostsee, während sie sich auf süße Gewässer freiwillig überhaupt nie begeben und vollständig den Kopf verlieren, wenn sie irgendwie dem Meere entrückt wurden.

„Das erste, was mir an diesem Vogel auffiel", erzählt Brehm von seiner Reise nach Lappland, „war sein für mich ungemein überraschender Flug dicht über den Wogen dahin, als ob er sich nicht von ihnen erheben, sondern nur auf ihnen fortrutschen wolle. Der Vogel gebraucht dabei die Flügel ebensoviel wie die Füße und schiebt sich rasch von Welle zu Welle, etwa wie ein halb fliegender und halb schwimmender Fisch, schlägt mit den Flügeln und den Füßen fortwährend in das Wasser, beschreibt einen Bogen nach dem andern, den Wogen sich anschmiegend, und arbeitet sich anscheinend mit großer Heftigkeit, aber noch größerer Anstrengung weiter. Der Schnabel durchschneidet beim Fliegen die Wellen, so daß mich der Flug lebhaft an den des Scheerenschnabels erinnert hat. Einmal emporgekommen, fliegt der Lund gerade aus unter schwirrender Bewegung seiner Flügel so schnell dahin, daß der Schütze im Anfange immer zu kurz schießt." Zu ihren hohen Brutfelsen schwingen sie sich nach Würger- oder Schmätzerart in hohem Bogen empor und lassen sich ebenso unter Benutzung der Fallwirkung herabfallen. Keineswegs scheuen sie sich so wie die Lummen vor größeren Dauerflügen. Das Niederlassen auf dem Wasser geschieht köpflings und ist stets von einem kurzen Tauchen gefolgt. Trotz seiner plumpen Gestalt mit dem kurzen Halse und dicken Kopfe muß der Larventaucher der beweglichste und munterste unter seiner Verwandtschaft genannt werden; seine Bewegungen haben etwas Possierliches an sich und wechseln wieder mit einem behaglichem Phlegma, das diesen Vögeln namentlich an schönen Abenden eigentümlich zu sein scheint, wo sie nach Lummenart zu tausenden in langen Reihen vor ihren Bruthöhlen sitzen und bei sonst unbeweglichem Körper den weißbäckigen Kopf mit dem phantastischen Schnabel

aschgrau mit einem Anflug von Rosa, welche Farbe nach unten hin durch ein breites, schwarzes Halsband abgegrenzt wird. Im übrigen ist die ganze Unterseite nebst Flanken, Unterflügel- und Unterschwanzdeckfedern sowie Flügelbug weiß, die Oberseite nebst Schwanz und Flügeln dagegen glänzend pechschwarz. In den Weichen stehen meist einige dunkle Flammenstriche, aber sehr spärlich. Das Alterskleid ist dem gleich, nur wird die Gesichtsfarbe immer heller, mehr in Weiß übergehend. Die Hauptunterschiede liegen in der Färbung der nackten Teile. Das Wintergefieder zeigt ebenfalls keine wesentlichen Unterschiede, wie es überhaupt noch fraglich ist, ob der Lund eine doppelte oder nur eine einfache Mauser durchmacht. In der Größe kommt er etwa einer starken Krickente gleich; die Weibchen sind durchgängig etwas kleiner wie die Männchen, sonst aber von diesen in ihrem Äußeren durch nichts verschieden. Das Flaumkleid, welches die Dunenjungen fast 2 Monate lang behalten, ist am Kopf und auf der ganzen Oberseite matt bräunlichschwarz, auf der Unterseite dagegen weiß. Ihre Füße sind bleifarbig, der noch sehr kleine Schnabel unten rötlichweiß, auf der Nasenfläche bläulich, vorn gelbrötlich und in den Mundwinkeln blaßgelb.

Es ist nicht zu verwundern, daß das Volk einem so eigentümlich gestalteten Vogel eine Menge z. T. recht passender Namen gegeben hat, wie z. B. Larven- oder Papageitaucher, See- und Meerpapagei, Weißsack, Buttelnabe, Mormone, Scheerschnabel, Buttelstampfe, Brüderchen, Goldkopf, Polarente, Pflugscharnase, Seeelster, Stumpfnase, Mönch u. s. w.

Als Brutvogel gehört der Lund dem Eismeer mit all seinen Buchten, Straßen und Verzweigungen an und geht nordwärts im allgemeinen etwa bis zum 80. Breitengrade hinauf. Massenhaft nistet er in Grönland, Island, auf den Orkaden, Hebriden, Faröern, Shetlands, im oberen Norwegen, Lappland und Spitzbergen. Während die Art im hohen Norden von einem geradezu erstaunlichen Individuenreichtum ist, auf vielen Vogelbergen das Hauptkontingent der lärmenden Bewohner stellt und im Winter zu Millionen und aber Millionen das weite Meer bevölkert, nimmt sie an Zahl nach Süden zu rasch ab. Doch brüten auch an den englischen Küsten sowie auf Helgoland noch einige Paare. Nur zur Brutzeit betritt der Lund das Land, aber nie flache Küsten, die ihm sehr zuwider sind, sondern ausschließlich steile, schroffe, felsige Gestade; sonst lebt und webt, jagt und ruht er ausschließlich auf dem Meere, und zwar am liebsten an tieferen Stellen fern vom Lande. Dabei ist er mit den Wogen so vertraut, daß er selbst bei den ärgsten Stürmen viel seltener verunglückt, wie

Lummen u. a. Man kann ihn höchstens einen Strichvogel nennen, der im Winter von einer eisfreien Stelle im Meere zur anderen zieht, ohne aber bestimmte Wanderungen zu machen. Von ihren südlichsten Brutplätzen aus sollen sie sogar nordwärts und nicht etwa südwärts ziehen. Vor der Elbmündung sieht man sie zur Strichzeit häufig, fast nie aber in der Ostsee, während sie sich auf süße Gewässer freiwillig überhaupt nie begeben und vollständig den Kopf verlieren, wenn sie irgendwie dem Meere entrückt wurden.

„Das erste, was mir an diesem Vogel auffiel", erzählt Brehm von seiner Reise nach Lappland, „war sein für mich ungemein überraschender Flug dicht über den Wogen dahin, als ob er sich nicht von ihnen erheben, sondern nur auf ihnen fortrutschen wolle. Der Vogel gebraucht dabei die Flügel ebensoviel wie die Füße und schiebt sich rasch von Welle zu Welle, etwa wie ein halb fliegender und halb schwimmender Fisch, schlägt mit den Flügeln und den Füßen fortwährend in das Wasser, beschreibt einen Bogen nach dem andern, den Wogen sich anschmiegend, und arbeitet sich anscheinend mit großer Heftigkeit, aber noch größerer Anstrengung weiter. Der Schnabel durchschneidet beim Fliegen die Wellen, so daß mich der Flug lebhaft an den des Scheerenschnabels erinnert hat. Einmal emporgekommen, fliegt der Lund gerade aus unter schwirrender Bewegung seiner Flügel so schnell dahin, daß der Schütze im Anfange immer zu kurz schießt." Zu ihren hohen Brutfelsen schwingen sie sich nach Würger- oder Schmätzerart in hohem Bogen empor und lassen sich ebenso unter Benutzung der Fallwirkung herabfallen. Keineswegs scheuen sie sich so wie die Lummen vor größeren Dauerflügen. Das Niederlassen auf dem Wasser geschieht köpflings und ist stets von einem kurzen Tauchen gefolgt. Trotz seiner plumpen Gestalt mit dem kurzen Halse und dicken Kopfe muß der Larventaucher der beweglichste und munterste unter seiner Verwandtschaft genannt werden; seine Bewegungen haben etwas Possierliches an sich und wechseln wieder mit einem behaglichem Phlegma, das diesen Vögeln namentlich an schönen Abenden eigentümlich zu sein scheint, wo sie nach Lummenart zu tausenden in langen Reihen vor ihren Bruthöhlen sitzen und bei sonst unbeweglichem Körper den weißbäckigen Kopf mit dem phantastischen Schnabel

unablässig hin und her drehen. Sie halten übrigens im Sitzen den Rumpf bei weitem nicht so steil wie die Lummen und Alken, und im Gehen tragen sie ihn sogar ganz wagerecht wie die Enten. Sie watscheln auf den Zehensohlen ziemlich behend einher und vermögen dies auf viel größere Strecken zu thun als ihre Verwandten. Dagegen scheint ihnen das Auffliegen vom platten Lande sehr schwer zu werden. Ein gefangener Larventaucher, den Brehm wenige hundert Schritte vom Meere aufs Land setzte, wußte sich hier gar nicht zu benehmen, biß zwar wütend gegen Menschen und Hunde um sich, war aber durch kein Mittel zum Auffliegen zu bewegen, vielleicht weil er dies gar nicht vermochte. Beim Schwimmen liegt der Vogel für gewöhnlich mit S-förmig niedergedrücktem Halse sehr hoch auf dem Wasser; fühlt er sich aber durch irgend etwas beunruhigt, so macht er den Hals lang und läßt den Rumpf ganz nach Taucherart immer tiefer einsinken. Im Tauchen ist er auch auf größere Tiefen hin sehr geschickt und verfährt dabei ganz wie die Lummen. In geistiger Beziehung steht er aber entschieden hoch über diesen und wird von allen aufmerksamen Beobachtern (mit Ausnahme Faber's) als ein geradezu kluger und sehr geweckter Vogel bezeichnet. Daß dies richtig ist, geht schon daraus hervor, daß der sonst so überaus arglose und zutrauliche Gesell überall da, wo er gejagt wurde, rasch viel vorsichtiger und bei fortgesetzter Verfolgung sogar recht scheu wurde. In seiner Charakterveranlagung zeigt er manche Züge, die von denen der Alken und Lummen erheblich abweichen. So ist er zwar unter sich auch sehr gesellig, gegen andere Seevögel aber nur in beschränktem Maße, insofern er selbige seinerseits nicht aufsucht, ihre Annäherung zwar stillschweigend duldet, ihnen aber doch durch öftere Knüffe und kräftige Schnabelbisse zu verstehen giebt, wer hier der stärkere sei. Auch untereinander sind die Lunde nicht von einer so rührenden Friedfertigkeit wie die Alken, vielmehr öftere Zänkereien an der Tagesordnung. Dafür hat aber der Lund wieder eine gute Eigenschaft, die den genannten Vögeln so ziemlich abgeht, nämlich Mut. Selbst gegen weit überlegene Gegner verteidigen sie sich mit ihrem kräftigen Schnabel auf das ingrimmigste und hartnäckigste und versetzen sogar dem Menschen, der sie in ihren Bruthöhlen zu ergreifen trachtet, und nachdem sie sich so weit als möglich

in das Innere derselben zurückgezogen haben, so empfindliche Bisse, daß das Blut danach fließt. Gegen einen sie bedrohenden Stock geberden sie sich wie die Hamster und verbeißen sich so fest in denselben, daß man sie daran in die Höhe heben kann. Die gewöhnliche Lockstimme, die man am häufigsten am Brutplatze vernimmt, hat viel Übereinstimmendes mit der des Tordalken, mit dem unser Vogel überhaupt am meisten Ähnlichkeit hat, klingt sehr tief, rauh und langgedehnt und wird gewöhnlich mit „Orrr orrr" übersetzt. In die Enge getriebene Lunde knurren wütend wie bissige Hunde. Ferner hat man bei gemütlicher Stimmung Töne von ihnen vernommen, welche denen eines eben aus dem Schlafe erwachenden, gähnenden und sich reckenden Menschen gleichen.

Bisweilen findet man kleine Gesellschaften von Lunden oder selbst einzelne Pärchen für sich auf isolierten Felsenklippen brütend, häufiger aber beziehen sie in größerer Anzahl in Gesellschaft anderer Vögel die am Meeresgestade liegenden Vogelberge, in denen sie mit Vorliebe den obersten Teil einnehmen, um hier in Gesteinshöhlungen, Felsenspalten und dergl. zu nisten oder auch sich selbst mit Schnabel und Klauen im mürben und bröckeligen Gestein geeignete Höhlen zu graben. Jedes Pärchen bezieht alljährlich dieselbe Bruthöhle wieder und duldet in derselben keine Artgenossen, eher noch Tordalken. Besonders gern haben sie es, wenn das obere Plateau des Vogelberges von weichem, grasdurchwachsenem Erdreich gebildet wird, in das sie sich dann wie die Kaninchen, deren Bauten sie auch gern benutzen und eventuell mit Gewalt erobern, tief eingraben. Solche Höhlen sind dann $^5/_4$ bis $2^1/_2$ m lang bei einem Durchmesser von 15 cm; am Ende, wo das einzige Ei zu liegen kommt, sind sie so weit erweitert, daß sich der Vogel bequem darin umdrehen kann, und daselbst zumeist auch mit einigen dürren Grashalmen ausgepolstert. Die eigentümliche Stellung der Kralle an der Innenzehe mag ihm beim Graben und beim Herausschaffen des überflüssigen Erdreichs auch sehr zu statten kommen. Steine bis zu Faustgröße schafft der Lund selbst heraus; größere aber nötigen ihn, der Höhle eine entsprechende Biegung zu geben. Er erscheint erst verhältnismäßig spät am Brutplatze und kommt nicht leicht vor Mitte Juni zum Eierlegen. Das einzige Ei ist für den Vogel ungemein groß,

denn es mißt ca. 6,8 cm in der Länge und 4,6 cm in der Breite. Die Schale ist grobkörnig, rauh, dichtporig und glanzlos, von Farbe schmutzig gelblichweiß mit sehr undeutlichen und sparsamen, blaßgrünen Kritzeln, namentlich am stumpfen Ende. Dazu kommen noch zahlreichere und deutlichere, aber abwaschbare gelblichbraune Schmutzflecken sowohl vom Vogel selbst wie von den ihn stets in wahrer Unzahl plagenden, großen Federläusen. Beide Geschlechter brüten (ca. 32 Tage), beide beteiligen sich an dem Ausgraben der Höhlen, wobei sie sich bis zur Unkenntlichkeit das Gefieder einschmutzen, beide an dem Auffüttern des Jungen, das, wenn es seine Eltern verlor, auch stets unter der Vetterschaft Hülfsbereite findet, die es groß ziehen. Durch piepende Laute geben die Dunenjungen ihren fortwährenden Hunger zu erkennen. Sie werden ausschließlich mit kleinen Fischen groß gefüttert, und da sie beinahe 8 Wochen im Neste sitzen, so würden die Alten, die diese Fische meist von weither holen müssen, dieser schweren Aufgabe kaum gewachsen sein, wenn ihnen nicht dabei die elastische und mit Rinnen versehene Einrichtung ihrer Mundwinkel zu statten käme. In derselben vermögen sie nämlich jederseits 5—6 vorher getötete Fischchen zu gleicher Zeit zu transportieren, die dann in den Rinnen liegen und wie Bartenden heraus hängen, ohne daß sie dabei den Vogel im Gebrauche des Schnabels wesentlich behindern. Haben die Jungen erst das Dunenkleid abgelegt, so wagen sie auch sofort den Sprung ins Meer, vermögen dann auch gleich zu tauchen und werden überhaupt nun sehr rasch selbständig, worauf die Alten sich in großen Gesellschaften auf die hohe See zurückziehen, um hier die Mauser durchzumachen.

Während die Jungen, wie wir sahen, mit Fischen aufgefüttert werden, besteht die Nahrung der alten Lunde sehr überwiegend aus Krustaceen. Daß beim Fange derselben die absonderliche Beschaffenheit ihres Schnabels eine hervorragende Rolle spielt, liegt wohl auf der Hand, ohne daß es jedoch bisher gelungen wäre, darüber bestimmte und sichere Beobachtungen zu machen. Von Fischen fallen ihm namentlich die in den nordischen Meeren so überaus häufigen Sandälchen zur Beute. Auch Quallen, Seegewürm und kleine, nackte Konchylien verzehrt er nebenbei; ferner findet man oft Grünes in seinem Magen, wobei es freilich dahin gestellt werden muß, ob dieses nicht

zufällig mit verschluckt wurde. Schaden richtet er jedenfalls durch seine Ernährungsweise weniger an wie durch seine Gräbereien, durch die er den Nordländern manche geschätzte Schafweiden unterminiert und entwertet. Die Jagd auf Larventaucher ist bei der unleugbaren Klugheit dieser Vögel, die sie bald vorsichtig und scheu werden läßt, keineswegs so leicht, wie die auf Alken und Lummen, und vom Boote aus sogar ziemlich schwierig und wenig ergiebig, indem sich die Vögel beim Herannahen eines solchen so tief ins Wasser sinken lassen, daß sie nur eine sehr geringe und unsichere Zielfläche darbieten, und, sobald sie merken, daß es ihnen gilt, sich tauchend rasch aus dem Schußbereiche entfernen. Nicht sofort tötlich getroffene gehen überdies fast regelmäßig verloren, da sie sich nach Taucherart unten auf dem Grunde festbeißen und daselbst verenden. Am Brutplatze aber zeigen auch sie die bekannte Dummdreistigkeit so vieler nordischer Vogelarten. Obwohl ihr Fleisch ungemein thranig schmeckt und deshalb selbst bei den darin doch wahrlich nicht verwöhnten Nordländern weniger beliebt ist, wird es doch namentlich in eingepökeltem Zustande vielfach gegessen, und die Eier gelten sogar als Leckerbissen. „Für die Bewohner des Nordens", so ungefähr sagt Brehm, „sind sie wirkliche Vögel des Segens. Eine Art macht neben dem Seehunde das Hauptnahrungsmittel der Bewohner mehrerer Ansiedlungen Südgrönlands aus, und Hungersnot würde entstehen, wenn dieser Vogel einmal sich nicht mehr in der gewöhnlichen Anzahl einstellen würde. Wochen- und monatelang bilden sie die hauptsächlichste, zuweilen die ausschließliche Speise jener Menschen." Die Bruthöhlen der Lunde sind von obenher gewöhnlich verhältnismäßig leicht zugänglich; man gräbt sie auf und nimmt das Ei heraus; wird das entstandene Loch mit einem Rasendeckel einigermaßen sorgfältig geschlossen, so nimmt der Vogel die Höhle wieder in Benutzung und kann dann noch öfters gebrandschatzt werden. Die brütenden Alten werden von den Vogelfängern mit langen Stangen herausgezogen, die oben einen Widerhaken oder eine Halsschlinge haben. Auch eine Art Dachshunde benützt man zu diesem Zweck, die aber öfters von den wehrhaften Vögeln mit blutiger Nase abgetrieben werden. Fußschlingen, die man an ihren Lieblingsplätzen aufstellt, führen meist gleichfalls zum Ziele.

Sogar als Brennmaterial werden die Lunde in abgehäutetem Zustande von den Lappen, Grönländern und Eskimos benutzt. Die ungemein fetten Jungen müssen denselben als Lampen dienen, indem man ihnen einfach einen Docht vom After bis zum Rachen durchzieht. Der Qualm und Gestank, den diese sonderbaren Lampen verbreiten, sind freilich für den zivilisierten Europäer nahezu unerträglich. Außer an dem Menschen haben die auch sehr stark von Parasiten heimgesuchten Lunde namentlich an den Raubmöven bösartige Feinde. Dieselben rauben nicht nur zahllose Eier und Junge, sondern töten auch viele alte Vögel, indem sie selbige im Fluge übersteigen und ihnen mit ihrem starken Schnabel so wuchtig auf den Hinterkopf hacken, daß sie betäubt herabfallen und nun ergriffen, zerrissen und verzehrt werden.